*MASTER*
*NEGATIVE*
*NO. 92-80657-3*

MICROFILMED 1993

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

# COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States - Title 17, United States Code - concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material.

Under certain conditions specified in the law, libraries and archives are authorized to furnish a photocopy or other reproduction. One of these specified conditions is that the photocopy or other reproduction is not to be "used for any purpose other than private study, scholarship, or research." If a user makes a request for, or later uses, a photocopy or reproduction for purposes in excess of "fair use," that user may be liable for copyright infringement.

This institution reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

*AUTHOR:*

FLATHE, LUDWIG

*TITLE:*

GESCHICHTE GUSTAV ADOLF'S UND DES ...

*PLACE:*

LEIPZIG

*DATE:*

1847

Master Negative #

92-80657-3

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

## BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

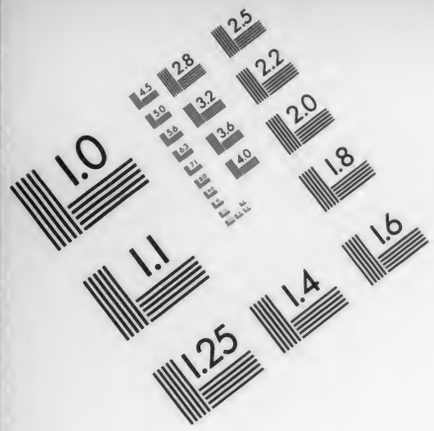
| | | |
|---|---|---|
| 943.041 F61 | | Flathe, Johann, Ludwig, Ferdinand, 1799-1866. |
| | | Geschichte Gustav Adolf's und des dreissigjährigen kriegs. 2. aufl. |
| Leipzig 1847. | | S. 2v. 4, +1029 p. 2 por. |
| 112698 | | Paged continuously. |

Restrictions on Use:

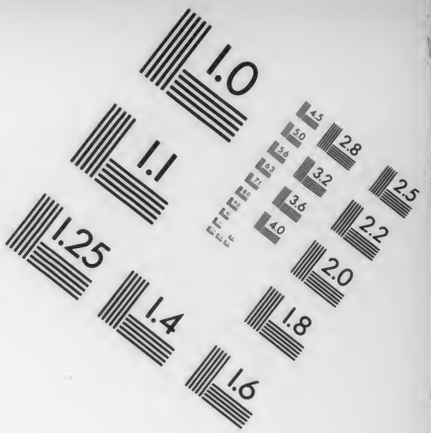
TECHNICAL MICROFORM DATA

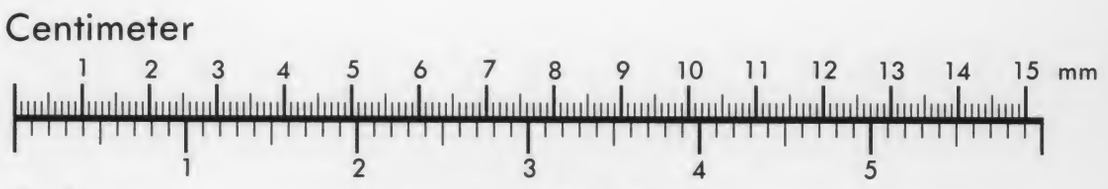
FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 11x
IMAGE PLACEMENT: IA [IIA] IB IIB
DATE FILMED: 4-30-93 INITIALS MY
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

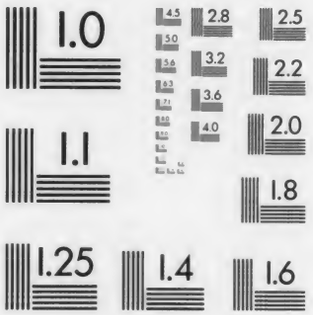
# VOLUME 1

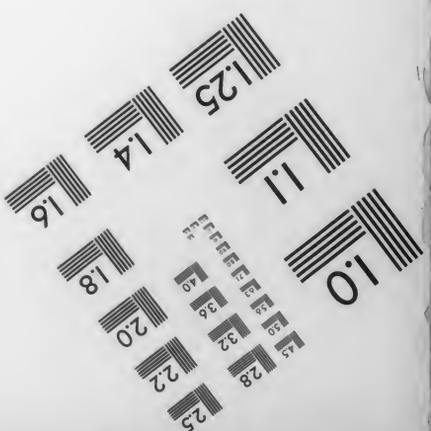


**Association for Information and Image Management**
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202

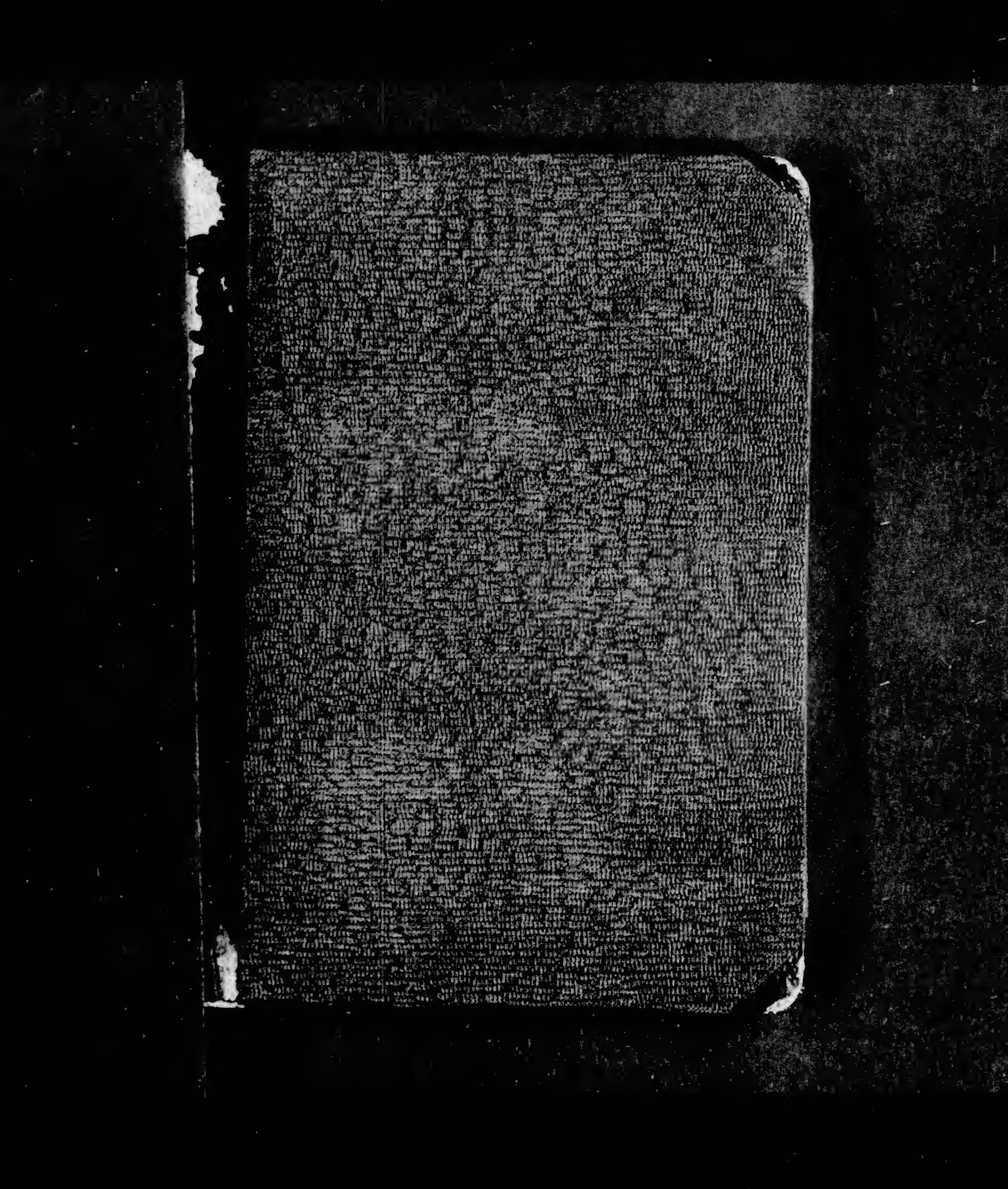





MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.



2.41

7599 I7

943.041 F61
1

Columbia College
in the City of New York.
Library.

Special Fund
1895
Given anonymously.

COLUMBIA
COLLEGE
LIBRARY N.Y.

# Geschichte

# Gustav Adolf's

und

## des dreißigjährigen Kriegs.

Von

**Ludwig Flathe,**

außerordentl. Professor der Geschichte an der Universität zu Leipzig.

Zweite Auflage.

**Erster Band.**

Mit dem Bildnisse Gustav Adolf's.

**Leipzig 1847.**

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

# Geschichte
# Gustav Adolf's
und
# des dreißigjährigen Kriegs.

Von

**Ludwig Flathe,**
außerordentl. Professor der Geschichte an der Universität zu Leipzig.

Zweite Auflage.

**Erster Band.**

Mit dem Bildnisse Gustav Adolf's.

**Leipzig 1847.**
Druck und Verlag von B. G. Teubner.

Cha. 8S. 96.

# Inhalt.

Einleitung . . . . . Seite 1—35

## Erstes Buch.

Die vorbereitenden Ereignisse. Die Reformation und der Kampf Europa's für und wider sie bis zum Anfange des sechszehnten Jahrhunderts. 35—221

## Zweites Buch.

Die Union und die Liga. Tod Heinrichs IV. von Frankreich und Karls IX. von Schweden. Regierungsantritt Gustav Adolfs. Ausbruch des Krieges in Böhmen. . . . . 222—430

## Drittes Buch.

Vom böhmischen Kriege bis zur Ankunft Gustav Adolfs in Deutschland. . . . . 431—612

JUN 26 1896 Westermann. 27 28

223509

## Viertes Buch.

Seite

Gustav Adolfs Fahrt nach Deutschland. Schwedens und der deutschen Protestanten Krieg gegen den Kaiser und die Liga bis zur Schlacht bei Lützen und Gustav Adolfs Tod. . . . . 613—876

## Fünftes Buch.

Das Ende des Krieges. . . . . 877—1029

# Einleitung.

In eine trübe Zeit, wo die deutsche Nation, in zwei Glaubens- und Kirchen-Parteien auseinandergefallen, in furchtbaren Kämpfen sich unter einander selbst zerriß und zerfleischte, wo den Fremden der Weg in das Vaterland durch die innere Zwietracht gebahnt ward, in eine Zeit, wo vielen Deutschen das Vaterland und alles Deutsche fast ohne Werth und Bedeutung geworden, mag Niemand zurückblicken, um jene, wenigstens zum Theil erstorbene, Zwietracht, jene Kirchen-Parteiung und jene mit ihr Hand in Hand gehende Glaubens-Feindschaft, da wo sie noch nicht erstorben, wieder aus ihrem Grabe hervorzuzaubern, um den alten Haß eines Theiles der Deutschen gegen den andern neu zu entzünden und damit den Fremden abermals den Weg in die Gauen des Vaterlandes zu weisen, die schon so oft unter deren Raublust und Herrschsucht geseufzet. Ein Zurückblicken in die Vergangenheit mit dem Gedanken, mit der Gesinnung, den Dämon jener Zwietracht wieder lebendig machen zu wollen, würde ein Hochverrath an Deutschland, ja sogar an sich selbst sein, würde ein solcher Hochverrath ganz besonders in diesen Tagen und in diesen Zeiten sein, wo, wie es scheinet, allen Deutschen von zwei Seiten her, von Osten und von Westen, durch mächtige und eroberungssüchtige Reiche die Gefahr des Angriffs auf die nationale Selbstständigkeit und Unabhängigkeit drohet. Es geschehe darum im Gegentheil das Zurückblicken in jene jammervolle, kampferfüllte und zwietrachtvolle Vergangenheit nur mit dem Gedanken an Frieden und

Versöhnung; mit dem Gedanken, daß der Deutsche, will er selbst frei und ehrenwerth bestehen, mit keinem besser zusammenstehen kann, als mit dem Deutschen.

Doch ist die Sache, daß die große und herrliche Nation der Deutschen über den Glauben und die Kirche wieder in offenen Zwiespalt unter einander gerathen könnte, keineswegs ganz verschwunden. Deutsche selbst sind verblendet genug, eifrig daran zu arbeiten, daß die religiös-kirchliche Spaltung, die unter den Deutschen besteht, sich nimmer verdecke, sondern sich immer erweitere. Sie sind verblendet genug dazu, weil sie der falschen Ueberzeugung leben, daß sie die geheimsten Gedanken Gottes wüßten, denen gemäß die gesammte Christenheit unter dem Dache eines und desselben äußern Kirchenbaues leben und wohnen müsse, und daß der Kirchenbau, unter dem sie sind, eben dieser allein wahre und rechte sei, somit auch der Alle umfassende sein sollte. In einem solchen Glauben vereinigen sich eine Menge von kühnen Voraussetzungen mit willkührlichen Annahmen, welche für die unmittelbare Stimme Gottes zu erachten, ein schwerer Frevel ist. Sind Deutsche verblendet genug, an dem Werke der Zwietracht unter den Deutschen zu arbeiten, so fehlet es noch weit weniger an Undeutschen, denen an dieser Zwietracht viel gelegen. Gerade in unsern Tagen und Zeiten ist in Deutschland, nicht ganz ohne Erfolg, versucht worden, die bestehende Glaubensspaltung zu erweitern und den alten Haß neu anzufachen. Die Möglichkeit der Wiederkehr einer offenen, in wilde Thaten übergehenden Zwietracht ist da, so lange die innerliche Spaltung, die Spaltung im Glauben und in der Kirche unter den Deutschen vorhanden bleiben wird. Die Möglichkeit ist da, obwohl die Wahrscheinlichkeit mangelt. Um so mehr ist sie da, diese Möglichkeit, als es in dem Glauben, den ein Theil der Deutschen



bekennt, begründet ist, denen, die außerhalb dieses Glaubens stehen, nicht Ruhe zu lassen und nicht Rast, sondern sie herüberzuziehen in den Schooß der Kirche, die sich für die allein seligmachende hält.

Um so mehr ist sie vorhanden, als dieser Theil der Deutschen durch seinen Glauben und durch seine Kirche unter fremden, undeutschen Einfluß gestellt, mit den Fremden, den Undeutschen in eine nahe Verbindung gebracht ist. Noch stehet die Nation der Deutschen, und seit länger als dreihundert Jahren, was den Glauben und die Kirche anlangt, in zwei Haupt-Parteien geschieden sich in sich selbst entgegen. Evangelische Christen nennt sich die eine, römisch-katholische Christen die andere Partei. Beide hangen durch ihren Glauben mit dem Auslande zusammen, beide zählen jenseits der Marken Deutschlands zahlreiche Glaubensbrüder in den anderen Theilen Europa's.

Aber es tritt dem, welcher die Welt mit Aufmerksamkeit betrachtet, sogleich eine wesentliche Verschiedenheit in dieser beiderseitigen Verbindung mit dem Auslande entgegen. Denn es ist die Verbindung der evangelischen Christen Deutschlands mit dem Auslande, die durch den gemeinsamen Glauben erzeugt wird, nicht eine Verbindung mit durchaus Fremden, durchaus Undeutschen, sondern nur eine Verbindung mit Ausheimischen, die zu derselben großen Völker-Familie gehören, von welcher auch die Deutschen einen Theil bilden. Die Verbindung aber der Deutschen, welche der römisch-katholischen Kirche angehören, ist eine Verbindung nicht allein mit Ausheimischen, Ausländischen, sondern auch mit durchaus Undeutschen, durchaus Fremden.

Als im sechszehnten Jahrhundert durch die Reformation das evangelische Christenthum auch als eine äußerlich erscheinende Kirche wieder entstand, wendete sich die bei weitem grö-

ßere Mehrzahl der Menschen, welche die germanische Völker-Familie bilden, demselben zu und traten aus dem römisch-katholischen Kirchenthume, in das sie durch die Verhältnisse gekommen, wieder aus, so daß das evangelische Christenthum, oder, wie es auch wohl genannt werden kann, der Protestantismus, die eigentliche Religion, der Glaube der Germanen ward. Die germanische Völker-Familie bestehet nun aus den Deutschen, sowohl den reinen und ursprünglichen, als auch einem Theile des slavischen oder wendischen Volksstammes, der allmälig deutsche Sprache, Sitte und Weise in dem Maße angenommen, daß er auch als deutsch angesehen werden muß, aus den Engländern ferner, den Schotten, den Niederländern, den Schweden, Dänen und Norwegern. Die Sitten und Weisen aller dieser Völker treffen im Wesentlichen überein, ein und derselbe Charakter ist unter ihnen zu finden und die Sprachen, welche sie reden, sind im Grunde wenig von einander verschieden. Sie sind die Söhne einer Mutter und die Kinder eines Hauses. Gleich am Anfange der Reformation erfassen sie das evangelische Christenthum und halten an demselben unter allen Stürmen fest bis auf den heutigen Tag. Die unter ihnen, welche bei dem Katholicismus verharren, schwinden zu einer kleinen Minderzahl zusammen. So ist der Gang der Dinge und der Stand der Angelegenheiten bei den übrigen Völkerschaften, die den großen germanischen Stamm bilden; nur bei den Deutschen, nur in Deutschland, ist er anders gewesen und anders geworden. Zwar entscheidet sich auch hier gleich bei ihrem ersten Entstehen der bei weitem größere Theil der Deutschen für die Reformation, wie es auch bei den anderen Germanen geschieht, weil das evangelische Christenthum der ganzen germanischen Natur, dem germanischen Charakter entspricht. Aber ein Theil bleibt doch der römischen Kirche



treu, und besonders bleibt derselben treu der größte Theil derjenigen Fürsten, deren fürstliche Gewalt auf das engste mit dem Katholicismus verbunden ist. Es bleiben der römischen Kirche fast alle geistliche Fürsten treu, und solche geistliche Fürsten giebt es nur in dem Reiche der Deutschen. Damit hat der Katholicismus in Deutschland einen Stützpunct, wie er in der andern germanischen Welt, ja in dem ganzen übrigen Europa, fehlte. An diesem Stützpuncte vorzüglich, wenn auch nicht an ihm allein, arbeitete sich der Katholicismus in Deutschland wieder empor. Theils mit Gewalt und theils durch andere Mittel wird ein sehr großer Theil der Deutschen wieder zu dem römischen Kirchenthume gebracht, und ist in demselben verharrt bis auf diesen Tag. Also ist die Spaltung unter die Deutschen gekommen, welcher die anderen Germanen entgangen sind.

Es ist dabei fast seltsam und auffallend, daß nur die Deutschen besonders in der römischen Kirche geblieben oder zu ihr, größtentheils durch Gewaltmittel, haben zurückgebracht werden können, welche in der Nähe und der Nachbarschaft der fremden und durchaus undeutschen Welt stehen, daher auch noch das meiste von dem Geiste derselben überhaupt aufnehmen konnten. Je weiter man aber von dieser fremden und undeutschen Welt sich entfernt, je mehr daher Alles rein-germanisch wird, desto weniger konnte sich im Allgemeinen der Katholicismus behaupten oder von Neuem festsetzen.

Jene fremde aber und durchaus undeutsche, dem Deutschen selbst feindliche Welt, mit welcher die eine Hälfte der Deutschen durch den Katholicismus in einer Verbindung des Glaubens und der Kirche geblieben, oder eigentlich nur nach der Reformation durch die besonderen Verhältnisse des deutschen Reiches wieder in sie hineingekommen, ist die romanische Völker-Fa-

milie, welche aus den Italienern, Franzosen, Spaniern und Portugiesen gebildet wird. Diese romanische Völker-Familie ist nun die Hauptstütze und der Hauptsitz des Katholicismus in Europa geblieben. Denn von der dritten großen Völker-Familie Europa's, den Slaven, von denen die Russen und die Polen die bedeutendsten Zweige sind, gehört im Ganzen genommen nur der kleinere Theil dem römischen Katholicismus an, der bei weitem größere dem griechischen Kirchenthume, dem morgenländischen Katholicismus, welcher durch eine tiefe Kluft der Entfremdung, ja der Feindschaft von dem römischen getrennt ist, weder diesen noch den Protestantismus als eine wahre und rechte christliche Kirche, nur sich allein als eine solche anerkennt. Denn es ist das Wesen und die Natur jedes Glaubens sich für die Wahrheit zu halten.

Also stehen die beiden Glaubens- und Kirchen-Parteien der deutschen Nation, sich selbst entgegengesetzt, mit der Außenwelt in einer gewissen Verbindung. Die Verbindung aber, in welcher der protestantische Theil stehet, ist eine volksthümliche und nationale, denn sie findet, im Ganzen und Großen genommen, nur mit anderen Germanen Statt. Auch ist sie für den katholischen Theil der Deutschen ganz ungefährlich, weil der Protestantismus nicht angreifender Natur ist. Zwar hält auch er sich für die volle und unbedingte Wahrheit, behauptet, daß in seinem Schooße allein das Christenthum recht aufgefaßt und verstanden, daß seine äußere Erscheinung, seine Kirche, die sei, welche dem Geiste und dem Worte der Schrift allein entspreche. Er will und wünscht auch, daß er allgemein werden möge, aber er meinet dafür nur auf dem Wege der Unterweisung wirken zu dürfen, weil ein Glaube und eine Ueberzeugung in einer anderen Weise gar nicht entstehen könne. Auch die Apostel des Herrn zwangen ja Niemanden den Glauben



mit Gewalt auf; der sanfte Weg der Lehre und Unterweisung war der einzige, den sie kannten. Der Protestantismus erkennet auch die unzweifelhafte Thatsache an, daß die neben ihm bestehenden christlichen Kirchen die christliche und göttliche Grund-Wahrheit ebenfalls besitzen; er sagt nur, daß sie dieselbe in einer verdorbenen, mit fremden, ja feindlichen Zusätzen verdorbenen Gestalt besäßen. Der Protestantismus beurtheilt im Uebrigen alles mit Freiheit, erkennt in Glaubens- und Kirchensachen kein anderes Gesetz an, als die heilige Schrift. Diese verbietet, irgend wen zum Glauben zu zwingen, und somit ist Jedermann vor gewaltsamen Angriffen des Protestantismus vollkommen sicher.

Eine andere Sache aber ist es um die Verbindung, in welcher der römisch-katholische Theil der Deutschen mit durchweg Fremden und Undeutschen stehet. Sie ist keine volksthümliche und nationale, eben weil sie mit wahrhaft Fremden vereiniget, für den protestantischen Theil der Deutschen aber um so gefährlicher, als der Katholicismus angreifender Natur seinem innern Wesen nach ist. Denn nicht allein, daß auch er eine volle und unbedingte Wahrheit zu sein behauptet, wie der Protestantismus, erkennet er auch die eigentlich unbestreitbare Thatsache, eine Thatsache, die genau genommen selbst auf dem katholischen Standpuncte unbestreitbar ist, daß auch der Protestantismus göttliche Wahrheit enthalte, nicht so klar und vollständig an, behauptet daher auch, daß er, der Katholicismus, allein zur Seligkeit führe, und schreibt sich die Befugniß und die Verpflichtung zu, alle Anders Gläubige zu sich herüberzuziehen. In den Mitteln und Wegen, die er dabei gegangen, ist die Straße der Apostel selten wieder zu erkennen. Nun ist das Urtheil der katholischen Welt auch nicht so frei und selbstständig, wie das Urtheil der protestantischen, es richtet

sich auch nicht nach dem Worte der Schrift allein, sondern erkennet die Autorität der Kirche und besonders die Autorität des apostolischen Stuhles in Rom, des Pabstthums, an.

Rom aber hat in früheren Zeiten den Grundsatz aufgestellt und ihn vielfach befolgt, daß die Anders Gläubigen nicht allein durch die Unterweisung, sondern überhaupt durch jedes Mittel, und wenn es das gewaltsamste und das blutigste wäre, zum Katholicismus herübergezogen werden müßten. Sie haben in Rom sogar die Lehre aufgestellt, daß der Leib getödtet werden müsse, um die Seele zu retten; sie haben diesem Grundsatze eine furchtbare Anwendung gegeben und die qualvollste Art des Todes ersonnen, um Hunderttausende und abermals Hunderttausende von der Erde Gottes zu bringen, wenn sie ihren Glauben und ihre Ueberzeugung nicht verläugnen, wenn sie nicht mit dem Munde und mit der äußeren That einen Glauben bekennen wollten, der doch im Herzen nicht geschrieben stand. Sie haben Ströme von Blut und Flüsse von Thränen fließen lassen. Nicht allein denen sind sie, die Thränen und das Blut, ausgepreßt worden, die gar nicht römisch-katholisch waren und es nicht werden wollten, sie sind auch ausgepreßt worden Vielen der Römisch-Katholischen selbst, wagten sie etwas zu bezweifeln, davon Rom nicht wollte, daß es bezweifelt werden sollte, obwohl nicht einmal ausgemacht, ob das Bezweifelte ein wirklich katholischer Glaubenssatz, oder ob es nur ein römischer sei, was in vielen Fällen wiederum zweifelhaft gewesen und in manchen noch heute zweifelhaft ist.

Nun ist allerdings wahr, es hat Rom die große Macht, mit welcher es in früheren Jahrhunderten die katholische Welt für seine oftmals rein-weltlichen Zwecke gegen die Könige und Fürsten, für seine kirchlichen Zwecke gegen Anders Gläubige in Bewegung setzen konnte, längst verloren, und die katholische



Welt selbst ist milder gestimmt worden gegen Anders Gläubige. Nicht allein aus diesen Gründen, sondern auch aus anderen noch möchte es eine Unmöglichkeit sein, den Grundsatz „tödte, um die Seele zu retten" wieder lebendig zu machen. Denn die Verhältnisse Europa's haben sich im Vergleich zu jenen Zeiten, wo der Grundsatz zu einer blutigen Wahrheit gemacht ward, wesentlich geändert. Die kleine Minderzahl, welche früher gegen Rom war, und welche sich tödten lassen mußte, eben weil sie eine kleine Minderzahl war, ist durch die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts zu Umfang, Bedeutung und solcher Macht gekommen, daß sie sich nicht mehr tödten zu lassen braucht. Sie würde Wehr und Waffen nehmen, wenn sie angegriffen würde, und der Ausgang des Kampfes um so zweifelhafter sein, als dann der katholischen Welt nicht die protestantische allein, sondern auch die morgenländisch-katholische feindlich entgegenstehen würde. Also hat sich die Anwendbarkeit jenes Grundsatzes eigentlich von selbst gehoben. Ist aber allerdings ein offener Kampf gar nicht mehr zu fürchten, so ist doch immer noch zu fürchten die Zwietracht und der Zwiespalt, die von einer undeutschen, einer fremden, von der römischen Gewalt unter die Deutschen geworfen werden kann, so lange ein Theil derselben mit ihr in einer solchen Glaubens- und Kirchen-Verbindung stehen bleibt, wie sie noch jetzo Statt findet, so lange ein Theil der Deutschen jener fremden und undeutschen Macht das Recht, sie zu lenken und zu leiten, noch nicht gänzlich abgesprochen, so lange in dem Glauben und in den Vorstellungen desselben überhaupt noch die Möglichkeit einer Erhebung gegen die deutschen Brüder liegt, welche eines andern Glaubens sind, welche das Christenthum von einer andern Seite aufgefaßt haben.

Darum könnte für Deutschland keine größere Wohlthat,

keine sicherere Bürgschaft des innern Friedens und der nationalen Selbstständigkeit und Freiheit kommen, als wenn die trennenden Schranken noch fielen und alle Deutsche sich im Glauben und der Kirche wieder zusammenfänden. Ein frommer Wunsch, den schon viele gehabt, an dessen Verwirklichung schon viele vergeblich gearbeitet, der in diesen Tagen indessen vor anderen Bestrebungen der Menschen in den Hintergrund getreten ist. Aber heilsam und das allgemeine Deutschthum fördernd und haltend wäre die Wiedervereinigung im Glauben und der Kirche darum nicht minder. Um so nothwendiger scheinet sie zu sein, je mehre der Staaten sind, in welche Deutschland politisch getheilt, damit die eng-zusammenhaltenden Bande nicht auf beiden Seiten fehlen möchten, auf der politischen und auf der religiös-kirchlichen zugleich.

Ereignisse der allerneuesten Zeit haben auch sattsam bewiesen, daß der mildere Geist, den die neuere Civilisation über die europäische Menschheit gebracht, der den verschiedenen Glaubens- und Kirchen-Parteien gelehrt, weniger auf das zu sehen, worin sie von einander unterschieden, als auf das, worin sie unter einander übereinstimmen, weniger die äußeren Kirchen-Formen zu beachten, welche trennen, als den Geist und den innern Gehalt des christlichen Glaubens, welcher vereinigt, noch keineswegs mächtig genug ist, um allenthalben vorzubauen und um Alle zu durchdringen. Kam nicht nach einer langen und anscheinend vollkommenen Ruhe plötzlich abermals eine gehäßige und feindliche Bewegung in die Gemüther! Kam auch kein feindliches Zusammenstoßen, so kam doch gewiß eine große Bitterkeit in die Seelen der Menschen; es stiegen Besorgnisse auf und drohende Worte wurden vernommen, wenn auch die drohenden Thaten ausblieben. Kann das nicht alle Tage wiederkehren, so lange die Trennung überhaupt unter den Deutschen



dauert! Und wer bürgt dafür, daß es immer bei den Worten bleiben, daß die That nie den Worten folgen wird! Und würden die Fremden und Undeutschen, die immer lauren und lauschen, wie sie über Deutschland etwas gewönnen, sich nicht die Einen dieser, die Anderen jener Partei als Mitstreiter, Helfer und Retter anbieten, und geladen oder ungeladen kommen, weniger um zu helfen und zu retten, als um festen Fuß in Deutschland zu fassen. Ward nicht auch die neuerwachte Spannung und Bitterkeit der Deutschen untereinander in aller Weise gemehrt und gefördert von jener fremden und undeutschen Macht, deren früher gedacht worden! Hat es an ihr und ihren Freunden und Dienern gelegen, daß die Zwietracht nicht weiter gediehen, als sie gekommen! Liegt es an ihr, daß sie wieder verlöschen zu wollen scheinet!

Aber so wünschenswerth die Wiedervereinigung auch immer sein mag, so wenig ist in der That wahre Aussicht für diese Hoffnung vorhanden. Der protestantische Theil der Deutschen wird von seinem Glauben, von seiner Auffassung des Christenthums, welche der germanischen Natur so entspricht, eben so wenig weichen, als er seit dreihundert Jahren, wo er nicht gezwungen ward, davon gewichen. Die Zeit aber des Zwanges ist längst vorüber. Der römisch-katholische Theil wird, so lange Rom's Ansehn bei ihm gilt, nimmer zu einer Vereinigung die Hand bieten. Er müßte sich erst frei gemacht haben von Rom, ehe an diese Vereinigung gedacht werden kann. Niemand weiß, wie lange noch in Deutschland, in der Welt überhaupt die beiden verschiedenen Auffassungen des Christenthums, die in der evangelischen, die in der römisch-katholischen Kirche, sich für die Erfüllung irgend eines großen, der Gegenwart noch nicht erkennbaren Weltzweckes neben einander bewegen sollen.

Der Protestantismus ist die unfreie Auffassung dieses Christenthums. Er hält sich allein an die heilige Schrift, besonders des neuen Bundes, und behauptet von derselben, daß sie die alleinige, ausschließliche und unbedingt oberste Erkenntnißquelle alles Christlichen sein müsse, vor welcher nichts Anderes bestehen könne. Dabei kommt dem Protestantismus zu Hülfe, daß in dieser heiligen Schrift selbst nie von etwas Anderem, als von ihr selbst die Rede, daß nirgends wirklich und wahrhaftig gesagt oder auch nur angedeutet, es solle neben ihr noch eine andere Erkenntnißquelle geben. Der Protestantismus ist auf der einen Seite für den Menschen Unfreiheit, indem er ihn durchaus unter die Herrschaft des einmal gegebenen und einmal so gegebenen göttlichen Wortes stellt, wird aber auf der anderen Seite dadurch zur Freiheit, daß er ihn frei spricht von Allem, was in diesem Worte nicht geoffenbart. Der römische Katholicismus dagegen ist die freie Auffassung des Christenthums, in welcher der Mensch sich keineswegs an die Schrift, besonders des neuen Bundes, allein gebunden erachtete, sondern auch eine Kette von Meinungen und Vorstellungen, die wenigstens nach protestantischem Urtheile, welches auch alle geschichtliche Zeugnisse für sich hat, allmälig entstanden, ohne in der Schrift einen unmittelbaren Grund zu haben, durch die kühne Annahme, daß eine Ueberlieferung (Tradition) neben der Schrift herlaufe, die eben so göttlich, wie diese selbst, für eine zweite, gleich gültige Erkenntnißquelle erklärte. Die Freiheit des Katholicismus fand aber nur Statt während der Bildung jener Kette von Meinungen und Vorstellungen. Als er sie geschlossen und sich unter sie gestellt, ward er Unfreiheit.

Keineswegs ist erst durch Reformation des sechszehnten Jahrhunderts das evangelische Christenthum in die Welt gekommen; nicht erst Luther, Zwingli und Calvin haben es gebracht, es ward und entstand mit dem Christenthume selbst. Es ist die unzweifelhafteste Gewißheit, welche ausgesprochen werden kann, daß in den ersten Jahrhunderten nach dem Tode Christi kein anderes Ansehn, keine andere Entscheidung als die, welche in der heiligen Schrift lag, von den rechtgläubigen Christen anerkannt ward. Die Lehren der Priester und der Bischöfe, die Entscheidungen und die Aussprüche der Kirchenversammlungen oder Synoden, Alles, begehrte man, stehe unter der höhern Autorität der Schrift. Des Ganzen Grundstein, Lebensquelle des Ganzen war diese heilige Schrift. Mit Recht begehrten daher die frommen und würdigen Diener der Kirche, daß der Inhalt derselben allen Ständen bekannt sei, selbst den Frauen und Kindern. Man begriff nicht, wie man Christ sein könne, ohne die Schrift zu kennen. Von den Dingen, welche nun einmal in der heiligen Schrift des neuen Bundes nicht stehen, wußte daher auch Niemand in den ersten Zeiten des Christenthums. Niemand kannte eine Tradition, die als eine zweite und eben so heilig zu haltende und eben so untrügliche Erkenntnißquelle der Wahrheit, als die heilige Schrift anzusehen sei, Niemand kannte die Lehre von der Verdienstlichkeit des ehelosen Standes und anderer äußerer Werke, Niemand meinte, daß die Heiligen eine Macht der Vermittelung bei Gott besäßen und deshalb von den Menschen angerufen werden müßten. Zwar behauptet die römisch-katholische Kirche von diesen Dingen das Gegentheil. So lehrt sie zum Beispiel in den Schlüssen der Tridentiner Synode, daß die Heiligen schon seit den Zeiten der Apostel angerufen worden. Aber es ist das und Aehnliches nur kühner Machtspruch, der mit allen geschichtlichen Zeugnissen in dem härtesten Widerspruche stehet.



Indessen ist eben so gewiß, daß die Zeit, in welcher die Christen das Evangelium allein als ihre Richtschnur anerkannt,

nur solche Vorstellungen gehabt, die mit demselben in Uebereinstimmung, nur solche Bräuche ausgeübt, die wenigstens nicht im offenen Widerspruche mit demselben stehen, eben nicht lange gewährt hat. Etwa drei Jahrhunderte kann man hier im Großen und Allgemeinen annehmen. Von dieser Zeit an kommen allmälig eine Reihe von Vorstellungen unter den Christen auf, die keinen Grund und Boden in der heiligen Schrift haben, davon ein solcher Grund und Boden höchstens nur durch ganz willkührliche und erzwungene Erklärung der Schriftstellen gegeben werden kann. Dahin gehört besonders der Glaube, daß die Kirche auch äußerlich nothwendigerweise eine Einheit bilden müsse, daß in dieser einen Kirche den Priestern allein, und besonders der obern Ordnung derselben, den Bischöfen, unbedingte Gewalt zustehe zu entscheiden, was als christlich zu glauben und anzusehen sei und was nicht, daß dieselben Priester ein heiliges Volk Gottes auf Erden wären, das frei und unabhängig von der übrigen Welt sein müsse, daß gewissen äußerlichen Dingen und Zuständen eine heiligende und reinigende Kraft beiwohne, daß es Heilige gäbe, die eine Vermittelungsmacht bei Gott besäßen und darum von den Menschen angerufen und verehrt werden müßten. Vergebens widerstehen einige der gelehrtesten Diener der Kirche dieser durchaus neuen Richtung, welche in das Christenthum allmälig kommt und in die Ueberzeugung der Menschen dringt. Ihre Stimme wird übertönt, denn die bei weitem größere Mehrzahl der Menschen ergreift diese Richtung mit Freudigkeit und Eifer, weil sie, wenigstens zum Theil, sich wieder den Ansichten und Meinungen anschließt, welche im Heidenthume die Menschen beherrscht hatten. Und ein großer Theil der damaligen Christen war nicht im Christenthume aufgewachsen, sondern im Heidenthume und war erst nachmals in das Christenthum eingetreten.



Die vielen neuen Meinungen und Vorstellungen, welche aufgekommen, und die denselben gemäße Dinge und Einrichtungen, die ebenfalls hervorgetreten, wollten durch einen obersten Grundsatz um so mehr festgestellt sein, als sie aus der Schrift des neuen Bundes nicht gerechtfertiget werden konnten. Darum ward die Lehre von der Tradition oder der Ueberlieferung aufgestellt. Diese besagte, daß neben der heiligen Schrift, aus Christi Munde stammend und durch die Apostel fortgepflanzt, noch eine zweite Erkenntnißquelle der Wahrheit vorhanden sei und bei der Kirche stets durch den heiligen Geist erhalten werde. Was nun nicht aus der heiligen Schrift als Wahrheit erhärtet werden konnte, ward erwiesen durch diese Ueberlieferung. Was allmälig in die Kirche, in die Vorstellungen und Bräuche der Menschen mit großer Allgemeinheit hineingekommen, von der Mehrzahl der Priester und Bischöfe an und aufgenommen worden, galt als christlich fortan zwar nicht nach der Schrift, aber nach der Ueberlieferung. Die Wahrheit der Ueberlieferung selbst aber konnte nicht weiter bewiesen werden und ward auch später nicht wirklich und wahrhaftig bewiesen.

Es geschah nun, daß nach dem Falle des römischen Reiches eine ungemein rohe und wilde Zeit über Europa kam, welche das Mittelalter genannt wird, eine Zeit, welche besonders in der ersten Hälfte ihres tausend Jahre umfassenden Raumes ungemein roh, kenntnißlos und wild war. Bei dem Eintritte dieser Zeit, am Ende des fünften christlichen Jahrhunderts, war durch die bereits aufgekommenen Ansichten, Meinungen und Bräuche, die nicht in der Schrift begründet, aber durch die Ueberlieferung als geheiligt betrachtet wurden, schon der Grund und Boden zu einem weiteren Verderben gelegt, das in der allgemeinen Rohheit und Unwissenheit üppig emporwuchern konnte. Die heilige Schrift kam in fast gänzliche Vergessen-

heit, nicht etwa unter dem Volke allein, sondern auch bei denen, welche sich Gelehrte nannten und als solche von der Welt angesehen wurden. Die natürliche Folge davon war, daß das Leben und die Sitten immer wilder und wüster wurden. Bis zum Anfange der Reformation des sechszehnten Jahrhunderts ist es nun auch damit immer tiefer und tiefer abwärts gegangen. Die letzten Schriftsteller, welche vor dem Beginne jener Reformation gelebt und geschrieben, sagen es klar, unzweideutig, oft und unter den bittersten Klagen, daß, was das Leben und die Sitten der Menschen anlange, Alles dicht am Rande des Unterganges stehe.

Trost aber und Beruhigung suchte das menschliche Gemüth auch in jener wilden und rohen Zeit, welche das Evangelium vergaß, es suchte einen Weg zum Himmel, und weil es den wahren und rechten verloren, machte es sich einen anderen. Der wahre und rechte Weg liegt darin das Christenthum zu kennen, das Herz und die Gesinnung mit demselben zu durchdringen, ihm gemäß zu glauben, zu leben, zu denken und zu handeln. Indem dieser wahre und rechte Weg verloren, betritt das menschliche Geschlecht einen anderen. Man meinet durch äußere Werke die Reinigung und Heiligung gewinnen zu können, welche doch nur gewonnen werden kann durch das Leben und durch die Gesinnung. Man stürzt sich in diese äußere Werke um so lieber hinein, als solche Dinge zu thun, wie schwer sie an sich selbst auch immer erscheinen mögen, doch unendlich leichter ist, als das Herz und Sinn immer den streng-moralischen Geboten des Christenthums, so weit es die menschliche Schwäche zuläßt, gemäß zu halten. Darum vervielfältigen sich die Klöster, die Mönchsorden, die Einrichtungen und Bräuche, durch welche das Fleisch abgetödtet und der Geist erhoben und geläutert werden soll. Darum wurden der



Büßungen, Geißelungen, Kasteiungen, Wallfahrten und Ceremonien immer mehrere und mehrere gemacht. Man glaubte, je beschwerlicher, lästiger drückender, je zermalmender für den Körper das äußere Werk sei, desto mehr müsse dadurch der Geist gereiniget und geläutert, auch die Gnade und das Wohlgefallen Gottes verdient werden, für den diese schweren Werke gewissermaßen übernommen würden. Es würde indessen falsch und unrecht sein zu sagen, daß wahrhaft christliche Vorstellungen dabei nicht auch noch Statt gefunden. So ganz und gar war die Wahrheit des Evangeliums von den Menschen nicht vergessen worden, daß sie nicht selbst die fremdartigen Dinge, die sie in ihre Vorstellungen und in ihre Bräuche brachten, noch auf einen christlichen Grund und Boden hätten stellen, sie mit denselben in Verbindung hätten setzen sollen. Man begehrte, daß jene Werke, wenn sie fruchtbringend sein, wenn sie dem Menschen ein Verdienst bei Gott gewinnen sollten, verbunden werden müßten mit dem reinen und tugendhaften Gedanken, mit dem frommen und christlichen Vorsatz, mit der innern Reue und Zerknirschung.

Aber man verkannte dabei zuerst den Willen Gottes, der sich in der Zusammenbildung der menschlichen Natur ebenfalls offenbart. Das Sinnliche und das Geistige ist in dem Menschen von Gott vereinigt, nicht damit das Eine durch das Andere vernichtet werde, sondern damit sie beide in naturgemäßem Gleichgewichte sich bewegen sollen. Die Aufgabe des Lebens ist nicht, die sinnliche Natur, das Fleisch, wie man es nannte, abzutödten, sondern sie dem Geiste unterzuordnen und sie ebenfalls zur Erreichung höherer, geistiger Zwecke zu verwenden. Am grausamsten rächten sich die Irrthümer, in denen man lebte, immer in den Klöstern. Die Gelübde, welche hier gegen die Natur abgelegt werden mußten, wurden doch nur von

den allerwenigsten wirklich erfüllt, Tausende aber und abermals Tausende zu heimlichen und offenen Freveln getrieben. Um die Zeit der Reformation war der größte Theil der Klöster Sitz der Ungebundenheit und Frechheit, Stätte des Lasters. Ferner ward durch den sehr großen Werth, den man auf die äußeren Werke legte, unter den Menschen doch die Vorstellung verbreitet, daß sie die Hauptsache wären, die innere Reinigung nur eine Nebensache sei. Darauf mußten die Menschen um so mehr kommen, je weniger abzusehen war, warum man die schwere Pein der Ehelosigkeit, der Geißelung, der Wallfahrt und ähnlicher Dinge eigentlich auf sich zu nehmen habe, wenn man nicht etwas Schlagendes und Kräftiges dadurch allein erlange. Das ward nun auch die herrschende Ansicht der Menschen, und leichtsinniges und ruchloses Leben stellte sich auf der einen Seite und auf der andern äußerliche Werkheiligkeit dicht zusammen.

Auch die Anbetung der Heiligen, die Verehrung ihrer Reliquien und die hiermit in Verbindung stehenden Dinge verbreiteten sich immer mehr und füllten den Gottesdienst der Christen aus. Auf das Volk, seine Gesinnung und seine Sitten wirkte das gleich nachtheilig. Die ganze Vorstellung von der Wirksamkeit der Fürbitten der Heiligen bei Gott hat Etwas in sich, das mit Nothwendigkeit die sittliche Kraft in dem Menschen schwächen und das reine und unbedingte Gottvertrauen mindern muß. Bitten die Heiligen vor bei Gott und ist diese Bitte an sich selbst von einer Wirksamkeit, warum soll sich doch der Mensch selbst anstrengen so rein zu werden, als er trotz der Schwäche seiner Natur es doch immer noch vermag. Die Lehre, daß die Heiligen durch ihre Werke mehr Gnade bei Gott gewonnen, als sie für sich selbst bedurft zu eigener Reinigung und Heiligung, und daß der Schatz dieser Gnade dem Pabste



zu Rom, als dem Statthalter Gottes auf Erden, überlassen sei, um ihn zu vertheilen unter die Sterblichen, der Brauch dieser Päbste durch ihre Jubeljahre und ihre Abläße, wie sie behaupteten, die Vergebung der Sünden den Menschen zu bringen, die Lehre von dem sich immer wiederholenden Sühnopfer der Messe, alles Dinge, welche durch den freien Menschengedanken erzeugt, durch die Annahme aber, daß sie durch die Ueberlieferung des heiligen Geistes gekommen und daher in der Schrift nicht enthalten zu sein brauchten, doch mit dem Stempel des Göttlichen versehen wurden, mußten die sittliche Kraft in den Menschen ungemein schwächen und schwächten sie in der That. Der Katholicismus machte es im Allgemeinen den Menschen leicht und bequem, eröffnete einen unschweren Weg in den Himmel. Die Heiligen bitten vor, die Kirche und der Pabst, sie bieten den Ablaß und die Vergebung der Sünden, ein äußeres Werk, das vielleicht bald gethan, erwirbt ein Verdienst für Läuterung und Reinigung.

Aber ein wahres christliches Leben kam damit nicht empor. In den beiden letzten Jahrhunderten vor der großen Reformation schienen sich alle Abgründe aufgethan zu haben, und ein Jammerton durchdrang die Welt, ein Begehren, ein Verlangen, daß man die Kirche reformiren müsse, erfüllte sie. Aus dem Munde der Völker ließ sich die Stimme Gottes vernehmen. Diese Stimme aber ward von denen, welche die nächste Pflicht hatten sie zu hören, nicht beachtet. Sie ward nicht beachtet von der Priesterschaft, von den Bischöfen, von den Päbsten. Denn es hatte diese Priesterschaft statt zum Segen, sich zum Unsegen für die christliche Welt gemacht.

Die römisch-katholische Priesterschaft hatte vor der Reformation eine Stellung in der europäischen Welt, die selbst aus dem jetzigen Katholicismus fast verschwunden, zum Theil vor dem

Lichte der Reformation verloschen ist. Denn auch der Theil der Welt, der nach der Reformation katholisch blieb, ist darum den Einflüssen dieser Reformation keineswegs ganz entgangen. Diese Priesterschaft, als ob davon die eigene und der Mitchristen Frömmigkeit, Reinheit und Christlichkeit abhinge, hatte mit dem ungeheuersten Eifer ihre Ansprüche immer weiter gesteigert, ihre Stellung in der Welt immer mehr zu erhöhen getrachtet. Sich selbst nannte sie vorzugsweise die Kirche, welcher der Geist Gottes fortwährend die sogenannte Ueberlieferung offenbare, weshalb sie sich endlich auch eine vollkommene Untrüglichkeit beilegte. Die Ehrwürdigkeit und Heiligkeit, welche dem Christenthume selbst gebührt, schrieb sie auch sich zu, und behauptete, daß diese nicht erst durch reines Leben und reine Sitte ihr gegeben zu werden brauche, da sie auf der priesterlichen Weihe besonders beruhe. Ihre Heiligkeit führe es mit sich, hatten sie ferner behauptet, daß die Fürsten und die Gerichte der Welt nicht über ihnen ständen, ihnen nichts zu gebieten, sie nicht zu richten hätten. Die Freiheit, welche sie dadurch in der That erlangt, ward auf das entsetzlichste zur Verwirrung des Lebens und des Staates gemißbraucht. In den ersten Jahren gleich der Reformation setzte der Reichstag der Deutschen hundert Beschwerden über die kirchlichen Zustände auf. Er sagt darin über die Priesterschaft, daß es mit den Lastern und Freveln derselben nicht mehr auszuhalten, daß Alles untergehen zu müssen scheine. Es versteht sich von selbst, daß es der frommen und ehrwürdigen Bischöfe, Priester und Mönche noch immer viele gab, wie denn auch in den allerbösesten Zeiten der Geist des Christenthums überhaupt keineswegs ganz verschwunden war. Es ist nur die Rede von der Mehrzahl, die allerdings eine unermeßliche Mehrzahl war, über welche die gute und gesunde Minderzahl sich in die bittersten Klagen vergeblich ergoß.



An der fast vollkommenen Freiheit von der Welt, wie sie es nannten, hatten sie keineswegs genug gehabt. Auch die Welt selbst wollten sie haben und eines guten Theiles derselben hatten sie sich in der That bis auf die Zeiten der Reformation bemeistert. Sehr zeitig im Mittelalter ward von ihnen die Lehre aufgestellt, daß auch durch Gaben und Schenkungen an die Kirche von den Menschen ein Verdienst bei Gott gewonnen werde, eine Lehre, welche eben so viel, wie die, von denen bereits gesprochen, zur Verminderung der sittlichen Kräfte des Menschen, zur Schwächung der wahren Wirksamkeit des Christenglaubens beitrug. In jenen Zeiten ward der Glaube der Menschen nicht bestimmt durch etwas Sicheres, durch etwas mit unzweifelhafter Klarheit Feststehendes, welches Jedermann zugänglich und welches Jedermann selbst hätte beurtheilen können. Ein solches Sicheres und Feststehendes hat sich die evangelisch-christliche Welt nachmals in der Annahme der alleinigen und obersten Autorität der Schrift gewonnen. Die damalige Welt, welche diese Schrift kaum mehr kannte, hatte dafür ein Schwankendes und Unsicheres, und die Aufstellung und die Beurtheilung desselben befand sich allein in den Händen der Kirche, das heißt, der Priesterschaft. Wenn sie nun Lehren aufstellte, welche den rohen, grobsinnlichen Vorstellungen der damaligen Zeit gemäß waren, fand sie den willigsten Glauben. So war es mit dieser Lehre, daß durch eine Gabe an die Kirche, die hier als Stellvertreterin Gottes auf Erden gedacht ward, ein Verdienst bei Gott selbst gewonnen werde. Also strömten unermeßliche Reichthümer, besonders an liegenden Gründen, in den Schooß der Kirche zusammen, welche fortwährend durch alle Mittel und Wege vermehrt wurden. Damit kam die Priesterschaft so weit, daß Gefahr war, alles Grundeigenthum Europa's würde in

ihre Hände kommen. Vom vierzehnten Jahrhundert an mußte daher in vielen Staaten die weitere Vermehrung des Kirchengutes verboten werden. Dieselbe Priesterschaft legte dabei das Gelübde der apostolischen Armuth ab. Um das Gelübde mitten in dem Genusse der größten Reichthümer zu retten, nehmen sie zu einer seltsamen Bildung ihre Zuflucht. Nicht ihr selbst gehörten, so sagte sie, diese Reichthümer, sondern der Kirche; sie selbst habe davon nur den Nießbrauch, folglich lebe sie doch in apostolischer Armuth.

Aber auch von einer anderen Seite noch waren die Priester der Welt beigekommen. In fast allen europäischen Staaten hatten besonders die Bischöfe einen unmittelbaren Antheil an der Herrschaft zu gewinnen verstanden, was ihnen dadurch ungemein erleichtert worden, daß im Mittelalter fast allenthalben ständische Verfassungen in sehr großer Ausdehnung bestanden. In diese Stände hatten sie sich auf verschiedene Weise eingedrängt. Mehr als einmal und in mehr als einem Staate ward von ihnen versucht, sich der Herrschaft allein oder doch fast allein zu bemeistern. Stets vermischten sie die Kirche und das Christenthum mit einander, setzten beide in so enge Verbindung unter einander, daß sie in der That in den Vorstellungen der Menschen kaum noch getrennt erschienen. Sie behaupteten nun, die Kirche, welche das Christenthum sei, müsse die Welt beherrschen, welcher Christ könne das bezweifeln! Auf diesem Wege gedachten sie die Herrschaft über die Welt an sich zu bringen, denn die Kirche, das waren nun wiederum sie. Indessen wollte es damit nicht gelingen und der europäische Staat rettete sich nach vielen Kämpfen noch vor dem Priesterthume.

Die Welt aber verwirren, sie in Jammer, Thränen, Noth, Krieg und Unheil stürzen, das haben sie, die Priester, durch solche Behauptungen und die Versuche, sie zu einer Wahrheit



zu machen, wohl vermocht. In dieser Beziehung trägt der Stuhl zu Rom zweifelsohne die meiste Schuld. Die übrige Priesterschaft hatte theils selbst mit daran gearbeitet, theils es doch geduldet und zugelassen, daß der bischöfliche Stuhl zu Rom allmälig immer höher und höher sich über die anderen Bischöfe stellte, bis es dahin kam, daß der Pabst zu Rom angesehen ward als der Statthalter Gottes auf Erden, das Haupt der Kirche und des Glaubens, von dem jegliche Bestimmung ausgehen, durch den jegliche Bestimmung, welche den Glauben und die Kirche betraf, wenigstens genehmigt werden müßte, der Herr ganz besonders aller Mitglieder des priesterlichen Standes. Der Pabst zu Rom ward die Kirche im engsten, eigentlichsten und vorzüglichsten Sinne, während die Bischöfe und die untere Priesterschaft die Kirche fortan nur noch in einem weiteren Sinne waren. Die ganze Priesterschaft des katholischen Abendlandes hatte sich gewissermaßen in die Knechtschaft des apostolischen Stuhles gethan, jedoch in eine mindestens halb freiwillige Knechtschaft. Denn der größte Theil der Bischöfe und Priester hielt es zur Erhaltung des eigenen Ansehns, der eigenen Macht und der eigenen Reichthümer für nothwendig, daß einer aus ihrer Mitte in dem Glauben der Menschen so hoch als möglich gestellt, angesehen werde wie ein Gott auf Erden, damit er im Stande sei, alle Bewegungen, welche gegen das gemeinsame priesterliche Interesse sich emporthun möchten, niederzuhalten und niederzuschlagen. Darum lassen sie auch die Macht des Pabstes erst im zwölften und dreizehnten Jahrhundert recht bis zu jenem Höhepunkte steigen, weil von dieser Zeit an auch die Bewegungen der Menschen gegen das Gebäude, welches der priesterliche Stand sich aufgerichtet, anfangen bedeutender zu werden.

Besonders in den beiden letzten Jahrhunderten vor der

Reformation mißbraucht auch das römische Pabstthum die ihm über die Kirche gewordene Macht auf eine ungeheuere Weise. Es bemeistert sich der Besetzung aller kirchlichen Stellen, verkauft und verhandelt sie auf unwürdige Art, belastet sie mit Steuern und Gaben, achtet kein Herkommen und kein Gesetz der früheren Zeit, vernichtet alle Ordnung und alle Zucht. Wie die ganze Priesterschaft die Stellung, welche sie sich gebildet, als wesentlich zum Katholicismus gehörend betrachtete, so betrachtete das Pabstthum zu Rom nicht minder so die seinige. Wer so etwas anzutasten, oder auch nur zu bezweifeln wagte, hieß ein Feind der Kirche und des Glaubens und ward, vermochte man es, dem Flammentode überantwortet.

Aber noch ehe die Verwirrung und Auflösung der gesammten Kirche durch das Pabstthum ihre höhere Grade erreichte, war die Welt oftmals durch eben dasselbe in Jammer und Noth gestürzt worden. Das Pabstthum, wie es in der Lehre der Priester, und demgemäß auch in den Vorstellungen der Menschen, die Kirche im eigentlichen und letzten Sinne geworden, ging nun auch von dem Gedanken aus, daß der Kirche die Herrschaft über die Welt gebühre, und fand, daß sie somit ihm gehöre. In den Schriften noch viel späterer eifriger Anhänger des römischen Stuhles findet sich diese Lehre stark und bestimmt ausgesprochen, daß der Pabst der eigentliche Herr und König des gesammten Erdkreises sei. In dem Mittelalter aber wird vielfach versucht, diesen Gedanken zu einer Wirklichkeit zu machen. Bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande greifen die Päbste die mächtigsten Fürsten und Herren an, um sie selbst zu vernichten, ihre Reiche zu verwirren und dadurch ihrer künftigen Herrschaft den Weg zu bereiten. Dabei erklärt es einer derselben, Bonifacius VIII., geradehin für ein wesentliches Stück des Glaubens, an dem bei Verlust der



Seligkeit gehalten werden müsse, daß dem Pabstthum zu Rom auch das oberste weltliche Herrnthum gehöre. Aber nur verwirren und in Unfrieden bringen konnten die Päbste durch solche Behauptungen und die Versuche, sie in Wirklichkeit zu setzen. Niemals konnten sie auch nur bis zu den Anfängen der geträumten und erwünschten Weltherrschaft gelangen.

An dem Ende des sogenannten Mittelalters, welches an den Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts gesetzt wird, hatte Europa von dieser Weise das Christenthum aufzufassen und zu behandeln, gute Früchte nicht geerndtet. Den Spruch „an ihren Früchten sollt' ihr sie erkennen" konnte man, in dem guten Sinne des Wortes, nicht auf die damalige Kirche anwenden. Denn das Volk war, im Ganzen und Großen genommen, ohne ächt-christliches Leben und ohne Sittlichkeit. Der Glaube an die Kraft der guten Werke, an die Heiligen, an den Ablaß des Pabstes, an die Höhe und Heiligkeit des Priesterthums war freilich auch nicht eben geeignet gewesen, etwas Anderes zu schaffen. Ja nicht Unsitte allein bemerkte man in der damaligen Welt und Aberglauben, auch der volleste Unglaube hatte seine zahlreichen Anhänger gefunden. In Rom besonders, wo der Sitz der Nachfolger der Apostel sein sollte, in Italien, unter den romanischen Völkern überhaupt, bemerkte man diesen Unglauben bei den höheren Ständen der Gesellschaft. Die germanischen Völker dagegen zeigten schon damals, als sie noch dem römischen Katholicismus angehörten, ihren anderen, bessern Character. Schon damals stand ihre Sittlichkeit höher, schon damals faßten sie mehr die sittliche Seite des Christenthums auf. Die Priesterschaft aber ließ mit sehr geringen Ausnahmen die Menschen auf der Straße gehen, auf welcher sie sich befanden. Der allgemeine Verfall schien sie nicht zu kümmern. Die Erhaltung und Vermehrung der welt-

lichen Macht und ihrer Reichthümer war das Einzige, das ihr noch von Werth und Bedeutung schien. Die Lehre, und ganz besonders die Lehre der heiligen Schrift, war ihr in fast gänzliche Vergessenheit gekommen. Ja die heilige Schrift, da man von ihr doch so viel noch wußte, daß ihr Inhalt dem gegenwärtigen Stande der Dinge widersprach, ward für etwas Bedenkliches, sogar Gefährliches angesehen.

Eine nicht kleine Anzahl frommer und ehrwürdiger Männer, an denen es zu keiner Zeit ganz fehlte, die durch Schriften zu uns gesprochen haben, wissen nicht sattsam Worte zu finden, um den allgemeinen Zustand der Dinge verworren und verwirrt, wüst und aufgelöst genug zu schildern. Es ging ein großes, weitverbreitetes Gefühl durch die Welt, daß der Zustand der Kirche böse geworden sei. Mehr als ein Jahrhundert vor der Reformation begehrte ein großer Theil der Menschen laut, ja ungestüm, daß eine solche Reformation in der Kirche vorgenommen werde. Sie waren aber zumeist noch in dem Glauben, welcher ihnen eingeprägt worden, welcher seit Jahrhunderten der herrschende, daß über Glaubens- und Kirchensachen nur zu entscheiden habe die Kirche selbst. Die Kirche, das hieß in den Vorstellungen der damaligen Zeit besonders die römischen Päbste und die Bischöfe, wenn sie auf einer Synode versammelt waren. Also hatten diese selbst es in den Händen, wenn und wie sie reformiren wollten. Sie reformirten gar nicht, hielten die Erwartungen der Menschen von einer Zeit zur andern hin und täuschten sie endlich ganz. Denn sie meinten, dafern sie selbst irgend etwas von dem jetzo herrschenden Glauben für unhaltbar erklärten, würden die Menschen aufwachen und auch an dem Gebäude des Glaubens an die Priestermacht gerüttelt werden, diese nicht lange darauf zusammenbrechen. Es ward klar und offenbar, daß durch diese



Kirche selbst nun und nimmermehr eine Reformation kommen werde.

Die römisch-katholische Kirche selbst erkennet die Richtigkeit des Grundsatzes an, daß nicht dadurch ausgemacht und bestimmt werde, was Wahrheit sei, ob sie von einer großen, oder von einer kleinen Anzahl Menschen angenommen sei und bekannt werde. Nun war die Weise das Christenthum aufzufassen, von der eben in der Kürze gesprochen worden und welche der römische Katholicismus des Mittelalters war, allerdings von der bei weitem größern Mehrzahl der Priester und der Nicht-Priester an und aufgenommen worden, ward von ihnen als der allein wahre angesehen. Aber das kann über die Wahrheit um so weniger entscheiden, je kenntnißloser, wüster, sinnlicher und wilder die damalige Zeit war, je deutlicher es an der allgemeinen Verwirrung und Auflösung, die an dem Ende des Mittelalters hervortrat, sich offenbarte, daß der Grund und Boden, den sie sich am Anfange desselben gebildet, schwerlich der allein wahre wirklich sein konnte.

An einer Minderzahl, welche das Christenthum von einer andern, von der evangelischen Seite auffaßte, hatte es dabei auch kaum zu einer Zeit gefehlt. Nicht allein einzelne Menschen waren da, welche, des evangelischen Geistes voll, eine stille und innerliche evangelische Kirche vorstellten, sondern es wurden auch dreimal hintereinander während des Mittelalters Versuche gemacht, eine evangelische Kirche zu begründen. Und jedesmal fand es großen Anklang unter den Menschen, wenn das Evangelium verkündet ward. Scheiterten die Versuche auch in so weit, als eine große äußerlich erscheinende Kirche durch sie nicht dargestellt ward, so lag es nur theils an der ungeheueren Gewalt, durch welche man sie zurückdrängte und

die Menschen von ihr hinwegschreckte, theils an den besondern Verhältnissen und Umständen der Zeit.

Der erste Versuch ward gemacht von den sogenannten Waldensern, die schon früher im Stillen vorhanden, am Anfange des zwölften Jahrhunderts klar und bestimmt hervortreten. Im Ganzen genommen hatten sie dieselben Ansichten über das Christenthum, auf denen die jetzigen protestantischen Kirchen beruhen. In den Alpenthälern zwischen Frankreich und Italien entstanden, breiteten sie ihren Glauben weit über die Länder der Erde, besonders aber über das südliche Frankreich aus. Die römische Kirche nannte schon damals Ketzer alle, die einer andern Ansicht waren und ihr widerstrebten, und lehrte, daß hartnäckige Ketzer getödtet werden müßten. Also konnten die Waldenser ihren Glauben nur unter den größten Schwierigkeiten und Gefahren ausbreiten. Darum theilten sie sich in zwei Klassen, von denen die eine „die Gläubigen," die andere „die Vollkommenen" hießen. Die letzteren waren die Lehrer und Prediger, die herumzogen, den Glauben auszubreiten. Diese verläugneten in der Regel denselben nicht und starben für ihn, wenn sie gefaßt wurden. Die Gläubigen aber durften äußerlich in dem Schooße des römischen Kirchenthumes bleiben. So hofften die Waldenser im Verborgenen und ohne daß sie von der römischen Kirche recht gefaßt werden könnten, weil ihre Gläubigen und die Römisch-Katholischen gar nicht äußerlich von einander unterschieden werden konnten, allmälig dahin zu gelangen, die Mehrzahl der Menschen für sich zu gewinnen. Dann, wenn sie Gewalt nicht mehr zu fürchten brauchten, wollten sie offen hervortreten. Aber nur ein Jahrhundert etwa konnten sie es in dieser Weise treiben. Da bemerkte, am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, Pabst Innocenz III. in Rom, daß die Zeit benutzt werden müßte, wo



die Waldenser erst eine Minderzahl für sich gewonnen, die Mehrzahl noch im Glauben an das römische Kirchenthum, auch noch in dem Glauben, daß die Ketzer getödtet werden müßten, sei. Also ließ er gegen das südliche Frankreich, wo die Waldenser schon die Mehrheit der Menschen gewonnen zu haben scheinen, einen sogenannten Kreuzzug predigen. Es wird derselbe gewöhnlich der Kreuzzug gegen die Albigenser genannt, wie die Waldenser von der römischen Kirche gern genannt wurden. Zwanzig Jahre ward auf das furchtbarste gewürgt, das südliche Frankreich auf geraume Zeit zu einer Stätte von Blut und Thränen gemacht. Das römische Pabstthum erreichte mit diesem blutigen und ungeheuren Gewaltschlage jedoch nur das Ganze und Große dessen, was es erreichen wollte. Der Aufbau einer großen, evangelischen Kirche ward gehindert, die Menschen von derselben durch die furchtbarsten Mittel zurückgeschreckt. Alle Waldenser aber gingen nicht unter. Doch im Verborgenen hielten sie sich fortan, bildeten nur kleine, stille Gemeinden, deren Dasein das übrige Europa kaum gewahrte.

Bei diesen Bewegungen entstand auch die furchtbare Inquisition. Der Katholicismus ist zwar in so fern etwas Freies, als er neben der heiligen Schrift freie menschliche Bildungen und Gedanken enthält, die zu derselben Würde, wie die Schrift erhoben werden, indem sie Ueberlieferungen sein sollen. Aber diese Freiheit wird auf der andern Seite zur vollständigen Unfreiheit, indem sie noch andere Bildungen und Gedanken, als sie die Mehrzahl, besonders der Priester angenommen, durchaus neben sich nicht gestattet. Die Inquisition ist gleichsam die äußerliche Erscheinung dieser vollkommenen Unfreiheit. Bei ihrer Errichtung soll sie dazu dienen, nicht allein die sich verbergenden Waldenser aufzuspüren, sondern auch bei den Katholischen

jeden Gedanken, der dem herrschenden Systeme zuwider war, niederzuhalten, den aber, welcher ihn besaß, wollte er nicht wenigstens äußerlich davon ablassen, zu vernichten. Wäre die Inquisition so vollkommen, so allgemein, so dauernd geworden, wie es der römische Stuhl wollte, so hätte alle freie Gedanken-Bewegung unter den Menschen auch in anderen Dingen aufhören müssen. Glücklicherweise aber war dieses aus verschiedenen Gründen nicht der Fall.

Der zweite Versuch ward in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts von Johannes Wicliffe und seinen Schülern und Freunden gemacht. Ein Hauptgrund, warum alle diese Versuche noch zu keinen großen Ergebnissen führten, lag nur in den Zuständen der damaligen Zeit. Die in ihrem Verhältniß zu dem Bestehenden allerdings neue, eigentlich aber ursprüngliche und alte Lehre, konnte, weil sich die Gewalt noch in den Händen der Römischen befand, nur unter großen Schwierigkeiten, unter steter Verfolgung ausgebreitet werden. Es konnte also diese Ausbreitung nur langsam vor sich gehen und die Bekenner blieben lange eine kleine Zahl. Rom und die römische Priesterschaft konnte Mittel und Kräfte sammeln, die Mehrzahl gegen die Minderzahl aufbieten und Alles, oder doch das Meiste, wieder gewaltsam unterdrücken. Es mußte erst ein Mittel gefunden werden, die neue Lehre mit reißender Schnelligkeit unter den Menschen zu verbreiten, ihr rasch eine große Menge von Anhängern zu verschaffen, eine so große, daß sie durch Gewalt nicht wieder niedergeworfen werden konnten. Ein solches Mittel gab es aber vor der Erfindung des Druckes und der Presse nicht, welche erst in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts erfolgte. Auch mit dem Versuche des Johannes Wicliffe ging es am Ende wie es mit dem Versuche der Waldenser gegangen. Die Zahl der Bekenner der



Lehre, welche er aus der heiligen Schrift zog, ward so groß, als sie nur den Verhältnissen gemäß werden konnte, unter den Gemeinen sowohl, als unter dem Adel Englands. Selbst der damalige König Richard II. von England hing im Stillen dieser Lehre an und beförderte ihre Verbreitung. Aber öffentlich wollte er erst auftreten, wenn sie von der Mehrzahl der Menschen, wenigstens in England, angenommen, damit er sicher sei. Denn die römische Kirche behauptete damals, daß ein König, der die sogenannten Ketzer beschütze, seines Thrones verlustig gehe. Vielen Drohungen zum Trotz fuhr indessen Richard II. mit dieser Beschützung fort. Die Kirche begriff wieder, was sie schon zwei Jahrhunderte vorher bei den Waldensern begriffen hatte, daß die Zeit benutzt werden müsse, wo die Mehrzahl der Menschen noch auf Seiten des römischen Kirchenthumes stehe. Sie nahm indessen diesesmal einen anderen Weg. Richard II. hatte durch andere Dinge vielfach die Unzufriedenheit Englands aufgeregt. Das benutzte die Kirche, um ihn zu stürzen und durch das Parlament einen andern König, Heinrich IV., der ihr ergeben, auf den Thron zu stellen. Nun ward die Inquisition, deren sich England bis dahin erwehrt, eingeführt, der Schutz und die stille Begünstigung, welche die weltliche Macht den Wicliffiten (sie wurden auch Lollarden, d. h. die Betenden, genannt,) hatte angedeihen lassen, hörte nicht allein auf, sie schlug auch in die grausamste Verfolgung um.

Also stand auch diese in England begonnene Reformation still. Auch die Wicliffiten gingen indessen nicht ganz unter; bis zum Anfange der Reformation des sechszehnten Jahrhunderts erhielten sich stille und verborgene Gemeinen derselben. Es mehrten sich doch in Europa die Elemente des Widerstandes gegen den römischen Katholicismus.

Der dritte und letzte Versuch aber, der gemacht ward, war der denkwürdigste von allen, weil er erwieß, daß die römische Kirche die Kraft, welche sie früher besessen, zu verlieren begann. Denn sie siegte nur noch durch ein Zusammentreffen mehrerer Umstände ob; es war auch nur ein halber und zweifelhafter Sieg, den sie am Ende gewann. In Böhmen trat, als König Wenzel dort herrschte, der fromme und ehrwürdige Johannes Huß als Reformator der Kirche am Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts auf. Aber der Mann ist mehr fromm und ehrwürdig, als gelehrt und scharfsinnig. Er verwirft zwar die römische Kirche, nennt sie eine falsche und durchaus ausgeartete, behauptet, daß das Evangelium nicht rein in ihr gelehrt werde, daß man nach demselben eine andere Kirche aufbauen müsse. Aber er führt seinen eigenen Grundsatz, daß das Evangelium Alles in Allem sein müsse, nicht mit Strenge und Festigkeit durch. Bald nimmt er in der katholischen Kirche geltende Lehren an, bald verwirft er sie wieder. Man könnte von ihm sagen, daß er seltsam in der Mitte zwischen Katholicismus und Protestantismus stehen geblieben. Indessen breitet sich seine Lehre mächtig in dem böhmischen Reiche aus, ganz besonders aber in dem eigentlichen Böhmen. Denn das böhmische Reich besteht damals aus vier Theilen, Böhmen, Mähren, Schlesien und die Lausitz.

König Wenzel aber verfährt gegen Johannes Huß und seine sich immer mehrenden Anhänger wie Richard II. Er erklärt sich nicht offen für sie, da er es nicht ohne Gefahr kann, aber er verfolgt sie auch nicht. Und das ist das Beste, was für eine Reformation gethan werden kann, sie nur nicht zu verfolgen. Denn die evangelische Lehre übte eine solche Kraft auf die Gemüther der Menschen, daß sie sich schon selbst aufhalf, ward sie nur nicht verfolgt. Diesesmal nun schienen die Menschen



rascher und entschlossener auftreten zu wollen. Sie errichteten schon eine neue Kirche in Böhmen. Die römische aber ward ungemein besorgt. Sie selbst fühlte, daß die alten Gewaltmittel ihr nicht mehr in dem früheren Maße zu Gebote ständen. Denn es war die Verstimmung der Menschen über die römische Kirche immer größer und größer geworden. Also nahm sie zuerst ihre Zuflucht zu anderen Mitteln. Johannes Huß ward auf die Synode von Kostnitz geladen. Es ward ihm gesagt, daß er mit seiner Lehre dort gehört, diese frei untersucht werden sollte. Huß ging und die Böhmen ließen ihn gehen, weil sie glaubten, es solle wirklich eine freie Untersuchung Statt finden. Die Synode zu Kostnitz aber ließ ihn, unüberführt und unüberwiesen, als Ketzer verbrennen. Nun brauste ein ungeheurer Sturm in Böhmen auf. Die Synode und Pabst Martin V. begriffen, daß sie sich geirrt, daß die sogenannte Ketzerei mit Hußens Tode keineswegs unterdrückt, gerade durch denselben erst recht emporflamme. Also ließen sie das Kreuz gegen die Böhmen predigen. Aber die Sachen gingen anders, als sie bei dem Kreuzzuge gegen die Albigenser gegangen. Die Böhmen siegten, wo ihnen die Kreuzheere entgegen traten.

Nur ein einziger Umstand bot der römischen Kirche noch Rettung. Die Anhänger des Johannes Huß waren, weil dessen eigene Lehre schwankend und unbestimmt, in zwei Parteien auseinandergefallen. Die einen wurden die Kelchner oder die Utraquisten genannt, die andern die Taboriten. Die Utraquisten waren der römischen Kirche noch ziemlich nahe stehen geblieben. Sie wollten eigentlich noch keine andere Kirche; sie begehrten nur, daß die römische sich in sich selbst reformire. Die Taboriten aber verwarfen diese römische Kirche ganz. Wenn sie von den Kreuzheeren angegriffen wurden, vereinigten sich beide Parteien, sonst lagen sie in oft blutigem Zwiste gegen einander. Als das

Pabſtthum und die römiſche Kirche ſah, daß die Böhmen mit Waffengewalt nicht niederzuſchlagen wären, ſöhnte ſie ſich mit den Utraquiſten aus, bewilligte denſelben den Kelch im Abendmale, und verſprach, daß in der Kirche ſelbſt eine Reformation vorgenommen werden ſollte, um welches Verſprechen ſie getäuſcht worden ſind. Dafür erkannten die Utraquiſten die Autorität der römiſchen Kirche wieder an. Auf die Taboriten aber fielen nun Katholiſche und Utraquiſten gemeinſchaftlich und ein großer Theil von ihnen ging zu Grunde. Ihre Trümmer und Reſte bildeten ſich in die ſogenannte Brüder-Gemeine zuſammen.

Alſo war auch der dritte und bedeutendſte Verſuch, zu einer evangeliſchen Reformation der Kirche zu kommen, geſcheitert. Aber ſie konnte nicht lange mehr ausbleiben. Es wäre Alles zu Grunde gegangen, wenn ſie ausgeblieben. Beſonders die germaniſchen Völker wurden von dem römiſchen Katholicismus nicht mehr befriedigt. Die Bildung der Menſchen war geſtiegen, die Widerſprüche zwiſchen dem herrſchenden Glauben und dem Inhalt der Schrift wurden beſtimmter und allgemeiner gefühlt. Es geſchah auch etwas Großes, bald nachdem die böhmiſche Reformation rückgängig gemacht worden. Die Preſſe ward erfunden. Dadurch geſtalteten ſich die Verhältniſſe um. Es war nun nicht mehr nöthig, den neuen Glauben mühſam von Munde zu tragen. Schnell, wie der Blitz, konnte er ſich nun durch das gedruckte Buch von einem Ende Europa's zu dem andern verbreiten. Damit ging dem Pabſtthume und der römiſchen Kirche der große Vortheil verloren, in deſſen Beſitz es bis jetzo gelungen, alle Verſuche zu einer evangeliſchen Reformation im Keime zu erſticken, weil nur langſam eine Minderzahl, niemals ſchnell eine Mehrzahl in irgend einem Theile Europa's für den neuen Glauben hatte gewonnen werden können.

# Erſtes Buch.

**Die vorbereitenden Ereigniſſe. Die Reformation und der Kampf Europa's für und wider ſie bis zum Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts.**

## Erſtes Kapitel.

Die Ereigniſſe, welche geſchildert werden ſollen, jener furchtbare Krieg der dreißig Jahre, an den die trübe Erinnerung nie vergehen kann, ſo lange der deutſche Name beſtehen wird, in dem die freundliche Heldengeſtalt Guſtav Adolfs, des ritterlichen Königs von Schweden, erſcheint, hangen in ihren Gründen und Veranlaſſungen auf das innigſte zuſammen mit einer Kette früherer Begebenheiten und Ereigniſſe, die länger als ein Jahrhundert vorher anheben. Jene ſind auch in ihrem Gange, in ihrer ganzen Art und Weiſe abhängig von denen, die früher eingetreten. Darum iſt nothwendig zuerſt den Blick auf dieſe zu richten, da ohne ihre genauere Kenntniß jene nicht hinlänglich verſtanden und begriffen werden können. Es iſt eine allgemeine Bewegung, welche die Hälfte Europa's erſchüttert, ein Kampf des Geiſtes und der Waffen, der viele Länder durchbraußt, um den Ströme von Blut und Flüſſe von Thränen rinnen, in dem viele Opfer fallen und welcher, nachdem ſich andere in ihm ſchon abgeblutet und abgerungen, auch

Deutschland erfaßt. Als der Kampf auch auf deutschen Boden versetzt ist, handelt es sich zwar zunächst allerdings um deutsche Interessen und um deutsche Angelegenheiten, aber zugleich auch um allgemeine. In Deutschland war der Protestantismus entstanden, Deutschland war seine Mutter. Kaum hätte die Reformation anderwärts dauren können, wenn sie in Deutschland vernichtet worden wäre. Hier vernichtet, würde sie auch anderwärts wieder vertrocknet sein, wie die versuchten Reformationen der Waldenser, des Johannes Wicliffe, des Johannes Huß, in ihrem Heimathboden überwältiget und niedergeschlagen, wieder vertrocknet waren. Und nicht allein in religiös-kirchlicher Beziehung war der Kampf und sein Ausgang von einer unermeßlichen Wichtigkeit, er war es auch in politischer. Jedesfalls ist er ein Theil, ein Stück einer großen, allgemeinen Bewegung. Der Theil der Bewegung, welcher furchtbar, fast zermalmend auf die Deutschen trift.

Unter sehr denkwürdigen Verhältnissen war zuerst die lutherische Reformation in das Leben getreten. Wenn man diese Verhältnisse, von denen ein großer Theil auch noch in dem Gange der Ereignisse des dreißigjährigen Krieges fortlebt und fortwirkt, mit Aufmerksamkeit betrachtet, so muß man sich überzeugen, daß in ihrer Zusammenstellung bei der höchsten Macht und der höchsten Weisheit, durch welche die menschlichen Dinge nach einem uns unerklärbaren Warum geleitet und geführt werden, eine Berechnung Statt gefunden hat. Die Reformation soll sich zwar in Deutschland feststellen, von Deutschland aus über die Welt kommen, doch soll sie nicht ganz Deutschland erobern, selbst wenn sich fast alle Herzen werden zu ihr neigen. Darum ist auf der einen Seite die Gunst der Verhältnisse für sie, auf der andern wider sie gestellt, noch ehe sie selbst beginnt.



So ist das deutsche Reich, ihr erster Grund und Boden, auf der einen Seite günstig, auf der anderen ungünstig für die Reformation organisirt. Als eine Gunst für sie muß es, den Fall angenommen, daß Kaiser und Reich sich gegen sie erklären sollten, angesehen werden, daß die Glieder des Reiches sich von beiden, und besonders von dem erstern, schon in fast vollständiger Unabhängigkeit befinden. Das Zweite, das Reich, wird dargestellt von dem Reichstage, auf dem die Fürsten, Grafen und Städte erscheinen. Die Gewalt desselben ist eigentlich größer als die Gewalt des Kaisers, der im Ganzen und Großen nur die Befugniß besitzt, auszuführen, was von den Reichstagen beschlossen worden. Es ist etwas Schweres, wenn es auf einem solchen Reichstage zu einem Beschlusse kommen soll, noch schwerer den gefaßten Beschluß in den Fürstenländern und den Städten auszuführen, wenn Stände, auf dem Reichstage etwa überstimmt, nicht selbst wollen, daß er ausgeführt werde. Die Fürsten und Städte bilden den Reichstag selbst und haben dadurch die Angelegenheiten in den Händen. Sollte nun auch eine Minderzahl von einer Mehrzahl überstimmt werden, es hat immer nicht viel zu bedeuten; Mittel und Wege giebt es dagegen noch, welche von der ganzen höchst verworrenen Art und Weise des Reiches dargeboten werden.

Auf der andern Seite sind aber ebendieselben Reichsverhältnisse schon im Voraus eine große Ungunst für die Reformation. Nirgends als in dem deutschen Reiche ist es geschehen, daß die Erzbischöfe, Bischöfe und ein Theil der Aebte in dem Laufe der Jahrhunderte zu so bedeutender Macht emporgekommen. Sie gehören mit zu den Fürsten des Reiches, sie haben ihre Landgebiete wie die weltlichen Herren, sie nehmen an der ganzen Unabhängigkeit derselben Theil, sie haben mit Sitz und Stimme auf den Reichstagen. Seit dem Anfange

des fünfzehnten Jahrhunderts ist es ziemlich Regel geworden daß die bischöflichen Stellen, die zugleich fürstliche Macht auf Lebenszeit sind, an die jüngern Söhne der weltlich fürstlichen Häuser gegeben werden. Die ganze seltsame und unnatürliche Verbindung des bischöflichen Amtes mit fürstlicher Macht ist in Deutschland allmälig mit dem römischen Katholicismus zugleich emporgekommen und beruhet zum Theil mit auf der Ansicht desselben, daß die Kirche eine Macht sei und sein müsse. Welcher Bischof die römische Kirche verlassen und die Reformation annehmen würde, der spräche damit zugleich auch selbst ein Verdammungsurtheil über diese Verbindung der priesterlichen und der fürstlichen Würde, die in und mit dem Katholicismus geworden, nur nach katholischen Grundsätzen gerechtfertiget werden kann, aus. Alle Bischöfe, alle geistliche Fürsten Deutschlands waren also schon durch ein sehr bedeutendes weltliches Interesse an den Katholicismus geheftet. Ihn verlassen und die Reformation annehmen, die nur lehrende und dienende Prediger, aber keine Priester-Fürsten kennen wollte, hieß das größte und schwerste Opfer bringen. Die Anhänger der Reformation haben vergebens versucht, die geistlichen Fürsten dadurch zu sich herüberzuziehen, daß sie ihnen empfahlen, ihre geistlich-katholische Würde aufzugeben und die weltlich-fürstliche zu behalten. Sie ließen sich nicht herüberziehen, schon weil sie fühlten, daß die weltlich-fürstliche Würde jeder festen und rechtlichen Unterlage entbehre, so wie sie von der geistlich-katholischen getrennt ward. Auf die Fürsten aber kam nun bei der Reformation in dem deutschen Reiche das Meiste an. Wohin sie gingen, dahin mußten die Menschen im Reiche mit ihnen gehen. Es war nun ein großer Nachtheil für die Reformation, daß ein sehr guter Theil der Fürsten durch die ganze Art und Weise schon seiner fürstlichen Stellung fast genöthiget war, bei dem Katholicismus zu bleiben. Es war die größte Ungunst der Verhältnisse, welche die Reformation erfahren konnte.



Andere Verhältnisse und Umstände aber waren wiederum sehr günstig. Es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß auch am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, obwohl das römische Kirchenthum seine alte Kraft nicht mehr besaß, wie sich im Kampfe gegen die Hussiten erwiesen, obwohl die Bildung der Menschen gestiegen, die Presse erfunden worden, die Unzufriedenheit und der Jammer über die bestehende Kirche sich gemehrt, die deutsche Reformation doch noch würde überwältiget worden sein, wie die früheren überwältiget worden waren, wenn ihr nicht eine ganz seltsame, verworrene und verwickelte Lage der Welt-Zustände zu Hülfe gekommen.

Das Reich der Deutschen, mit ihm ganz Europa, war im Osten von einem neuen und furchtbaren Feinde bedroht, von den Türken, die sich selbst Osmanli nennen. Das Reich des Groß-Türken in Konstantinopel stand eben am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts in seiner größten Blüthe, Kraft und Furchtbarkeit. Diese währt nur so lange, bis die Reformation sich festgestellt hat und sich erhalten kann durch sich selbst. Dann, gegen den Ausgang des Jahrhunderts, fängt der Türken Macht an wieder zu sinken, bis sie zu unsern Tagen fast auf ein Nichts zusammengeschrumpft. Im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts aber, besonders in dessen erster Hälfte, müssen die Türken, ohne es zu wissen, zu wollen und zu beabsichtigen, mehr als einmal die Reformation vom Rande des Unterganges erretten. Die Anhänger der Reformation wissen es auch nicht, daß sie von dieser Seite errettet werden, am allerwenigsten aber wollen sie von dieser her gerettet sein. Sie sind stets die heftigsten und thätigsten Feinde der Türken. Aber

Gott ist es, der die Dinge der Welt zusammenstellt nach seinem Willen und nach seinen Absichten. Das schwache Geschlecht der Menschen mit seinen Ansichten, Meinungen, Gedanken und Hoffnungen wird nicht darum befragt, wie die Dinge der Welt gehen und laufen sollen.

Wie aber haben diese Türken sogar die Rettung der Reformation werden müssen. Sie werden es indem sie gleich einem bösen Ungewitter dem ganzen christlichen Europa entgegenstehen, die Gefahr des Unterganges allen beiden, den Katholischen und den Evangelischen, drohen. Dadurch wird das Schwert der Katholischen, welches sonst sicher gegen die Evangelischen würde gehoben worden sein, mehr als einmal in der Scheide gehalten. Der Kaiser, der Pabst, die ganze katholische Partei, die so gern die Reformation gewaltsam vernichten möchte, sie alle müssen sich oftmals gar sehr bedenken, ob sie gerade jetzt zu den Waffen gegen die Evangelischen greifen dürften. Denn wenn nun die Türken mitten in den Streit hineinfahren, können sie dann nicht wohl beiden, den Angreifenden und den Angegriffenen, den Untergang bereiten! So standen die Osmanli in der Welt da, noch ehe die Reformation in Deutschland hervortrat. Ihr Sultan war im Jahre 1512 Selim I. geworden. Einen Augenblick hatten unter der Herrschaft desselben die Christen Ruhe, denn er wendete seine Waffen rückwärts in das Morgenland hinein. Dort brachen die Osmanli das Reich der Mamluchen 1517 zusammen und steigerten ihre Macht durch den Gewinn von Syrien und Aegypten. Unter dem Sohne und Nachfolger Selim's I. Suleiman dem Großen, seit 1520, wendeten sie sich wieder gegen das Abendland. Zwischen dem Reiche der Deutschen und den Türken lag zwar noch ein mächtiger Staat, aber er konnte kaum als eine Vormauer angesehen werden. Dieser Staat



war Ungarn, womit auch das böhmische Reich damals vereiniget war. Aber wild und ordnungslos sah es in Ungarn aus. Der mächtige Adel gehorchte den Königen nicht mehr, jeder that nur, was er wollte, jeder dachte nur an sich. Schwäche, Spaltung und Verwirrung ließen die Ungarn unter sich selbst im Angesichte der Gefahr des Unterganges durch die Türken walten. So einheimisch war die Zwietracht bei den Ungarn, daß von ihnen gesagt werden konnte: nur in dem Stücke wären sie einträchtig immer zwieträchtig sein zu wollen.

Ist vom Osten her, noch ehe die Reformation hervortritt, schon für sie gesorgt, daß sie nicht so leicht wird niedergeworfen werden können, so bildet sich im Westen zu derselben Zeit ein anderes Verhältniß, welches ihr eben so sehr; ja noch mehr durchhelfen soll wider die Stürme der Welt, wider die feindlichen Gesinnungen und die feindlichen Kräfte, welche sich wider sie stellen werden. Es bildet sich am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts eine ungeheuere Monarchie, wie sie seit dem Untergange des Römer-Reiches in Europa nicht bestanden, allmälig zusammen für den jungen Karl, den nachmaligen Kaiser Karl V., der auch der Stammvater der Kaiser der Deutschen ist, die eine Hauptrolle in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges spielen werden. Von seinem Vater, König Philipp I. hat er 1506 geerbt das Königreich Kastilien auf der pyrenäischen Halbinsel und die niederländischen Provinzen. Von seinem Großvater mütterlicher Seite, König Ferdinand von Aragonien, hat er 1516 geerbt die Reiche von Aragonien, Navarra, Neapel, Sicilien und Sardinien. Es stehet ihm noch eine dritte große Erbschaft bevor. Wenn sein Großvater väterlicher Seite, Kaiser Maximilian I. sterben wird, erbt er von diesem noch die Besitzungen des deutschen Hauses Habsburg, Oestreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, Tirol, Istrien und viele

Gebiete in Schwaben, also daß er wieder unter den deutschen Fürsten der bei weitem mächtigste sein, die deutsche Kaiserkrone ihm kaum wird streitig gemacht werden können. Diese Erbschaft tritt nun auch für ihn ein, diese Hoffnung erfüllt sich auch, doch erst nachdem die Reformation in Deutschland schon leise begonnen hat.

Wie kann nun wieder die Bildung eines so großen Staates, einer so ungeheueren Monarchie, die an allen Orten und Enden Europa's angebaut ist, ein Mittel dazu werden, daß die Reformation durchkommen, daß sie emporkommen kann! Sollte nicht gerade das Gegentheil befürchtet werden müssen. Karl selbst bleibt katholisch und der größere, der viel größere Theil der Menschen in seinen Reichen bleibt ebenfalls, denn sie sind Romanen, katholisch. Ist da nicht eine große katholische Macht da, welche, dem Stuhle zu Rom gehorsam, die Reformation alsbald wieder unterdrücken kann! Ein Mittel für die Reformation wird jene große Monarchie indessen doch, aber freilich nicht sowohl an und durch sich selbst, als vielmehr durch einen Umstand, der in ihrer Begleitung kommt, der aber doch auch mit ihr selbst in einem sehr innigen Zusammenhange steht. Im Gefühle der großen Macht, welche die Gunst des Schicksals in seine Arme wirft, strebt Karl nach Menschenweise nach noch höheren, nach noch größeren Dingen. Das unermeßliche Reich, das er gewinnt, ist ihm nicht genug. Er will es noch weiter ausbreiten, besonders über die Länder und Völker der Romanen. Dadurch bringt er eine Spaltung gerade in die Theile und die Reiche Europa's, welche, nachdem die Reformation erschienen, katholisch bleiben. Dadurch schwächt, entkräftet, hemmt er die Macht des gesammten Katholicismus. Er selbst ein heftiger Gegner und Feind der Reformation arbeitet doch bewußtlos, ohne das eben zu wollen, das eben zu



wünschen, für sie. Dadurch arbeitet er für sie, daß er durch seine ehrgeizigen Entwürfe, die er um der Reformation willen doch auch nicht will fallen lassen, Spaltung und Zwietracht in die katholische Welt hineinbringt. An den Entwürfen und Gedanken eines einzigen Mannes, dieses nachmaligen Kaisers Karl's V., hing unermeßlich viel für die Möglichkeit der Reformation in Deutschland. Wären sie anders gewesen, als sie waren, so hätten die Verhältnisse, welche sich im Osten Europa's gestalteten, allein der Reformation nicht durchhelfen können. Und sie hätten, diese Entwürfe und Gedanken, wieder nicht sein können, wie sie waren, hätte das Schicksal Karln nicht zum Erben so großer Macht und so großer Gewalt gemacht.

So mußten die Verhältnisse, die Ereignisse und die Zustände sich auf eine beinahe wunderbare Art zusammenbilden, damit unter ihnen die Reformation eine Möglichkeit werden konnte. Nachdem sie geworden, faulen und brechen die Dinge, welche für sie kommen mußten, allmälig wieder zusammen, auf der einen Seite die furchtbare Größe der Osmanli, auf der anderen Seite die Macht, auf welche Kaiser Karl V. sein Haus und sein Geschlecht gestellt.

Indessen war die große Monarchie Karl's noch nicht vollständig gebildet, die letzte Erbschaft noch nicht gemacht worden, Kaiser Maximilian I. lebte noch, als Luther sich 1517 gegen den Ablaß erhob, den abermals Pabst Leo X., der seit 1513 in Rom auf dem apostolischen Stuhle saß, allerwärts verkünden ließ. Vollständig kannte Luther das evangelische Christenthum selbst noch nicht, als er diesen Streit begann. Er hatte dazu, in der Weise der Gelehrten damaliger Zeit, noch zu wenig in der Schrift geforscht. Also konnte es auch seine Absicht gar nicht sein, eine andere Kirche, als die römische war,

aufzubauen. Nun war aber die Lehre von der Macht, diesen Ablaß zu ertheilen, in Rom ganz besonders lieb und werth, denn sie brachte starke Geldsummen ein. Man bemerkt, daß daselbst stets das, was die weltlichen Interessen verletzt, als die ärgste Ketzerei angesehen wird. Luther ward angegriffen mit Schriften, die eifrige Freunde des römischen Kirchenthums verfaßten, er ward angegriffen mit Ladungen nach Rom, mit Bannflüchen. Gegen die erstern mußte er sich selbst vertheidigen. In seine Seele war der so einfache und natürliche Gedanke gekommen, daß der Grund alles Glaubens der Christen, die Rechtfertigung aller Bräuche und Weisen der Christen in der heiligen Schrift ruhen müsse. Genöthiget die Schrift eifrig zu treiben, um den sittenverderbenden Ablaß zu bekämpfen, fand er, daß das Pabstthum selbst, eine große Menge von Lehren, Meinungen und Bräuchen in derselben gar keinen Grund und Boden hätten. Alle seine Entdeckungen theilte er der Welt durch seine Schriften mit. Es war dabei von großer Wichtigkeit, daß er sie meist in deutscher Sprache schrieb. Bis jetzt hatten die Gelehrten fast nur lateinisch über solche Dinge gesprochen und geschrieben, die doch alle betrafen. Die Presse verbreitete diese Schriften mit reißender Schnelle über Deutschland. Schon im Jahre 1520 hatten Luthers Ideen Klarheit und Vollständigkeit gewonnen. Die römische Kirche war die rechte nicht. Doch war auch der Gedanke einer Trennung noch nicht vollkommen vor seiner Seele. Als der Pabst ihn bannte, appellirte er an eine allgemeine Synode. Er betrachtete sich noch als in der Kirche stehend, aber diese Kirche selbst sollte sich reformiren.

Gegen die Citationen, gegen die Bannsprüche schützte Luthern Vieles. Sein Landesfürst, Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen, schützte ihn, nicht offen gerade und unzweideutig, aber er lieferte ihn nicht nach Rom aus, er begehrte, daß man Luther in Deutschland, nicht in Rom verhören, daß man ihn überführen, daß man es ihm beweisen solle, was er lehre, sei Ketzerei. Es schützte ihn der ungeheuere Beifall, den er bei der deutschen Nation fand. Kaum daß hier und dort die päbstlichen Bannbullen gegen ihn auch nur bekannt gemacht wurden. Selbst die, welche nachmals, als eine bestimmte Trennung hervortrat, katholisch blieben, waren von der Nothwendigkeit einer Reformation der Kirche überzeugt. Luther hatte das Langersehnte angeregt. Die deutsche Nation und ihre Fürsten, mit Ausnahme der geistlichen, schienen von einem großen Zuge erfaßt zu sein. Und hätte Deutschland sich frei und selbstständig bewegen können, wären die Einflüsse und Einwirkungen von außen her nicht gekommen, es ist wohl keine Frage, die Reformation würde keine Spaltung gebracht haben. In wenigen Jahrzehnten wäre die Reformation von allen Deutschen angenommen worden. Aber die Lage der Dinge war so, daß Deutschland diesen fremden Einflüssen nicht entgehen konnte.



Unterdessen war nun Kaiser Maximilian I. 1519 gestorben, und die östreichisch-deutschen Lande auch noch auf den jungen Karl von Spanien vererbt worden. Die deutschen Fürsten glaubten nun gerade diesen Karl auch noch zum Kaiser wählen zu müssen. Er war der mächtigste Fürst Europa's, er allein schien Deutschland gegen die Türken schützen zu können. Gegen die Türken kräftig aufzutreten, dazu hatte auch Karl selbst die dringendsten Veranlassungen. Es waren seine Besitzungen in Deutschland, die von den Türken zuerst bedroht, es waren seine italienischen und spanischen Küstengebiete, die von den Flotten dieser Türken ebenfalls bedroht waren. Nun geben sich die Deutschen in dem jungen Karl ein Haupt, wel-

ches für die Reformation keine Gesinnung hatte, sie auch seiner ganzen Stellung nach, wenn er sie für sich, für seine Person in seiner innern Ueberzeugung gehabt, wieder hätte unterdrücken müssen. Karl's Hauptmacht lag in Spanien und Italien, bei den Romanen, zu denen die Reformation fast gar nicht kam. Er hätte seine Throne zusammengebrochen, wenn er sich in Spaltung mit dem Katholicismus gesetzt. Aber Karl war und blieb, wie die Seinen. Wo er es vermochte, wo er unmittelbarer Herr war, wie in seinen Niederlanden, hat er die Reformation auf das blutigste verfolgt.

Also aus Gründen, die ganz außerhalb der Reformation liegen, haben sich die Deutschen ein Haupt gegeben, einen Kaiser, der für die Einigung Deutschlands in einer neuen, nichtrömischen Kirche nicht arbeiten kann und wird. Zwei Dinge müssen dabei noch als ein großes Glück für die Reformation angesehen werden. Zuerst, es kommt der junge Kaiser im Jahre 1520 nach Deutschland mit den Gedanken, deren bereits gedacht worden. Weiter soll die Herrschaft ausgebreitet werden und besonders auf Frankreich hat er sein Auge gerichtet. Nicht allein will er die Franzosen aus Italien vertreiben, wo sie jüngst das Herzogthum Mailand erobert, auch den französischen Staat selbst will er zerstören. Schon besitzt der Kaiser den bei weitem größten Theil der pyrenäischen Halbinsel und die Hälfte Italiens. Kann er noch Frankreich gewinnen und die Reste Italiens, so sind alle romanische Völker unter seiner Herrschaft vereinigt. Mit den Gedanken gegen Frankreich ist seine ganze Seele beschäftiget und bald wird er den Kampf beginnen. Aber er wird sich damit in etwas hineinstürzen, was ihm lange und oftmals die Hände gegen die Reformation binden wird. Denn Franz I., König von Frankreich, hatte die Gedanken und Entwürfe Karl's wohl bemerkt. Sie verriethen



sich um die Zeit, da der junge Kaiser nach Deutschland kam, auf das deutlichste. Daher rüstete König Franz I. mit den größten Anstrengungen, um dem Gegner kräftig begegnen zu können. Es bedurfte solcher Anstrengungen, denn die ganze Lage Frankreichs war ungemein schwierig. Größer als die französische war des Kaisers Macht, von drei Seiten Frankreich von unmittelbarem oder mittelbarem Gebiet des Kaisers umgeben. An den Pyrenäen und in den Niederlanden war das unmittelbare, das Reich der Deutschen bildete das mittelbare.

Seltsamerweise müssen sich hier die Weltverhältnisse wieder zu Gunsten der Reformation in Deutschland stellen. Kaiser Karl V. und König Franz I., beide sind gleich eifrige Feinde der Reformation. Und doch arbeiten beide gewissermaßen für sie. Karl V., indem er Frankreich, die zweite katholische Hauptmacht Europa's, mit dem Untergange bedroht und dadurch die Kraft des Katholicismus überhaupt in sich selbst bricht. Franz I. indem er, von dem Kaiser so lebhaft bedroht, die Reformation in Deutschland schützen zu müssen glaubt, weil der Kaiser und sie sich feind sind, dieser Kaiser auch sein Feind ist. Deshalb beschützt er sie in Deutschland, während sie in Frankreich auf das heftigste von ihm verfolgt wird.

Wie nun der junge Kaiser, den Luther durch ein Schreiben vergebens für die Reformation zu gewinnen gesucht, mit dem Gedanken an Eroberung und Krieg nach Deutschland kam, da war diese Reformation glücklicherweise erst in ihren ersten Anfängen. Sie war zwar ausgesprochen in ihren Grundzügen, aber sie war noch keine Thatsache. Eine förmliche Trennung von dem römischen Kirchenthume war noch nirgends da. Wäre die Reformation schon jetzo dahin gediehen gewesen, der Kaiser würde den Aufforderungen des Pabstes, gewaltsam einzuschrei-

ten, gewiß Genüge geleistet haben. Nachmals hat er, der strengkatholische Fürst, es bitter bereut, daß er es nicht gethan. Wie aber die Sachen jetzo stehen, hält er sie nicht für bedeutend genug, um sich deshalb lange in Deutschland aufzuhalten, was doch wohl nöthig werden würde, und seine anderen Entwürfe aufzuschieben. Um aber doch etwas zu thun, lud er Luther vor den Reichstag zu Worms 1521 und gebot ihm, seine Lehre zu widerrufen. Luther begehrt wie immer aus der Schrift widerlegt zu werden, weigert sich eines anderen Widerrufes. Immer erscheint der Mann mit der größten Festigkeit, aber auch mit dem größten Vertrauen zu Gott. Seine Sache, ist er überzeugt, ist nicht von ihm, sie ist von Gott. Das wird daran erkannt werden, daß sie bestehen wird wider des Kaisers Macht und wider die Macht der ganzen Welt. Der Kaiser thut Luther sammt allen seinen Anhängern, Gönnern und Freunden in die Acht des Reiches, verdammt seine Schriften zum Feuer und ordnet eine strenge Censur an. Luther verschwindet nach diesem Vorgange für kurze Zeit auf die Wartburg in Thüringen. Nach neuerlich aufgefundenen Schriften wird es wahrscheinlich, daß es nicht der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen selbst, sondern sein Bruder und Nachfolger, Johann der Beständige, gewesen, der ihn dorthin in Sicherheit bringen ließ.

Kaiser Karl V. aber meinte nun Alles gethan zu haben, was zur Unterdrückung dieser Regung gegen die römische Kirche nothwendig sei. Nur wenige Monate weilte er in Deutschland, begab sich zuerst in seine Niederlande, dann 1522 nach Spanien. Der Kaiser übergab, erst nur zur Verwaltung, dann aber als Erbe und Eigenthum seinem jüngern Bruder Ferdinand die sämmtlichen deutschen Lande. Hierdurch ist geschehen, daß das mächtige Haus, das der Kaiser gegründet, in zwei Linien, eine spanische und eine deutsche auseinandergegangen. Sie werden in diesen Geschichten neben einander erscheinen, doch die deutsche Linie mehr als die spanische. Erst im Jahre 1530 wird der Kaiser nach Deutschland zurückkehren. Bis dahin ist er unablässig mit seinen anderen Angelegenheiten beschäftiget, seine Macht beschäftiget anderwärts. Er kann, wie gern er es auch thäte, gegen die Reformation nichts weiter thun, als drohende Worte hören lassen, durch welche sie sich in ihrem Laufe nicht stören läßt. Wenn der Kaiser in jene anderen Dinge sich nicht eingelassen, wenn er sich nicht durch sie die Hände gebunden, wenn er in Deutschland geblieben, die Reformation würde nicht vor ihm aufgekommen sein. Aber es mußte sich Alles so seltsam fügen, weil es sein sollte.



Bis der Kaiser wiederkehrte, blieb sich das Reich und die Nation selbst überlassen. In ihr selbst mußte sich entscheiden, ob sie einig oder zwiespältig im Glauben und der Kirche werden würde. Es ist wohl gewiß, daß keine Spaltung würde eingetreten sein, wenn Luther mit seiner Reformation stehen geblieben bei dem Ablaß, bei dem Pabstthume, bei den hauptsächlichsten im Aeußern hervortretenden Gebrechen der Kirche. Aber Luther konnte das nicht; es trieb ihn mit unaufhaltsamer Gewalt die volle und unbedingte Wahrheit, die er gefunden, zu verkünden. Rücksichten auf die Verhältnisse, auf die Zeit, kannte er wenig. Es gab ihm nur Eines, das Gebot Gottes und die Schrift. Die Summe seines Wollens und seines Strebens war, die alte, lateinische Kirche, wie sie in den ersten Jahrhunderten gewesen, zurückzuführen. Dabei wollte er in so weit den Verhältnissen und der Zeit wie der Menschenweise nachgeben, daß er nichts antaste, was nicht in geradem und offenem Widerspruch mit der Schrift stehe. Dadurch unterscheidet sich nun auch die lutherische Reformation von einer anderen, die auch auf deutschem Boden gleich-

zeitig emporgekommen und von welcher nachmals wird gesprochen werden, von der Reformation Zwingli's. Denn es wollte diese nichts in dem Glauben und der Kirche dulden, was nicht ausdrücklich durch die Schrift zu erweisen. Durch diese Verschiedenheit ist es gekommen, daß sich die Reformation Zwingli's in einigen Stücken noch weiter von dem Katholicismus entfernt als die Reformation Luthers.

Indessen auch noch indem diese Reformation Luthers war, wie sie war, würde sie zu einer so großen, bedeutenden und umfassenden Spaltung, wie es geschehen, nicht geführt haben, es wären wenigstens die Gegner der Reformation, wie anderwärts bei den germanischen Völkern, zu einer kleinen Minderzahl heruntergesunken, wenn nicht die katholische Kirche gerade in Deutschland eine so eigenthümliche Gestaltung gehabt, wenn Rom nicht gewesen, wenn Rom nicht gearbeitet. In den ersten Jahren der Abwesenheit des Kaisers aus Deutschland schien es zu keiner Trennung zu kommen.

Das Bedeutendere schien hier zuerst zu sein, daß die Mehrheit der Nation sich für die Reformation erklärte. Indem dieses geschah, bildeten sich zugleich die Keime einer neuen Welt. Die römische Kirche hatte auch in andern, nicht unmittelbar religiös-kirchlichen Dingen die Geister der Menschen gefesselt. Das evangelische Christenthum fesselt und bindet nur an die Schrift und eben dadurch macht es den Menschen frei. Die Ausbreitung aber fand allenthalben, unter allen Ständen Statt. Bis in die Mitte des Jahrhunderts ist sie fast immer nur im Vorschreiten begriffen. Ein Bericht aus dieser Zeit meldet, daß etwa noch der zehnte Theil der Nation katholisch sein möchte. Indessen ist doch diese Ausbreitung unter der Nation wirklich nicht das Bedeutendere. Das Bedeutendere wird sein, wenn die, bei denen eigentlich die



Gewalt ist, besonders so lange der Kaiser abwesend, die Fürsten des Reiches sich für die Reformation erklären werden. Ist noch keiner, selbst Kurfürst Friedrich der Weise nicht, offen für sie aufgetreten, so scheinen doch auch diese Fürsten sich für sie zu bestimmen. Das Reichsregiment, das Kaiser Karl V. hatte bestellen müssen, neigte sich zur Reformation hin, der Reichstag von 1522 weigerte sich auf die Forderung Pabst Adrian VI., der 1521 auf Leo X. gefolgt, das Wormser Edict gegen Luther in Vollziehung zu setzen und beschloß, daß nichts in dem Reiche gelehrt werden sollte als das reine und lautere Evangelium. Auf dem Reichstage von 1524 fand Pabst Clemens VII., der unterdessen 1523 auf Adrian VI. gefolgt, kaum eine günstigere Stimmung für sich. Das heilige Evangelium und das Wort Gottes, lautete auch jetzt der Beschluß, sollte fortan allein geprediget werden. Man begehrte von dem Pabste eine allgemeine Kirchenversammlung, auf der eine wirkliche und gründliche Reform der Kirche vorgenommen werde. Auch das Reich, die Gewalten des Reiches schienen sich für eine Reformation der Kirche zu entscheiden, die eine evangelische werden konnte, wenn sie auch nicht genau so geworden, wie die nachmals ausgebildete lutherische.

Aber gerade in diesem Momente begann sich auch die Spaltung zu gestalten. Es waren doch viele gerade der bedeutendsten Fürsten eifrig römisch-katholisch geblieben, Ferdinand, der Bruder des Kaisers, die Herzöge von Baiern, Georg, Herzog von Sachsen, Joachim I. von Brandenburg, Bogeslas X. von Pommern und andere. Ganz besonders aber standen die Erzbischöfe und Bischöfe da, deren ganzes Sein und Wesen auf das engste mit dem römischen Katholicismus zusammenhing. Das hatte der Pabst wohl begriffen; an sie hielt er sich zuerst. Zwischen einer guten Anzahl von Bischöfen, zu denen auch Ferdi-

nand und die Herzöge von Baiern traten, brachte er 1524 das Regensburger Bündniß zu Stande. Sie verpflichteten sich, das Wormser Edict in ihren Landen zu vollziehen, den alten Gottesdienst und die alte Kirchenweise ungeändert aufrecht zu erhalten. Nicht einmal die deutschen Bischöfe, so scheint es, wären aufgetreten, wenn sie nicht von dem Pabst gedrängt und getrieben worden. Es war Rom, welches die Spaltung unter die Deutschen warf. Nun begannen die Verfolgungen in den östreichischen und bairischen Landen besonders mit größerer Heftigkeit als früher. Weniger vermochten die Bischöfe in und mit ihren Städten.

Die lutherische Reformation trat nun auch je länger je mehr als eine bestimmte äußere Gestalt hervor. In dem Kurfürstenthum Sachsen, wo Johann der Beständige 1525 auf Friedrich den Weisen gefolgt, der Landgrafschaft Hessen, dem Herzogthum Lüneburg, der Markgrafschaft Brandenburg-Anspach war das, was die größern Fürstenlande, in Nürnberg und Augsburg, was die größern Reichsstädte anlangt, zuerst der Fall. Das Widerstreben ward größer, als die Reformation mit Allem, was sie wollte, klar und bestimmt hervorgetreten. Als die Messe nicht mehr gefeiert ward, das Cölibat und die Klöster zusammenbrachen, die Heiligenbilder verschwanden, die guten Werke nichts mehr frommen sollten, die bischöfliche Gerichtsbarkeit verschwand, kurz als die ganze Reformation mit Bestimmtheit als eine andere Kirche hervortrat, da fühlten sich doch nicht wenige Gemüther verletzt. Auch der Katholicismus, so leicht und bequem für den Menschen, hatte noch seine innere Lebenskraft.

Und besonders behielt er sie bei den Fürsten. Auf dem Reichstage zu Augsburg 1524 ward zwar noch beschlossen, daß das Evangelium rein und lauter gepredigt werden sollte.



Aber der Riß und der Bruch war da unter den Gliedern des Reiches selbst. Unter den Gliedern des Reiches, unter den Fürsten desselben war er eigentlich nur, nicht oder doch weit weniger, in der Nation selbst. Offenbar ist dieser Riß und dieser Bruch herbeigeführt worden durch zwei Dinge. Zuerst durch das Einwirken Roms, zweitens dadurch, daß die Reformation sofort den ganzen Katholicismus angreift. Aber eine halbe und zweideutige Reformation, wie sie in Böhmen Johannes Huß gemacht, würde auch zu nichts geführt haben. So bitter wird schon die Stimmung der Katholischen, daß Sachsen und Hessen, zu denen Lüneburg, Anhalt, Meklenburg, Mannsfeld und Magdeburg traten, am 12. Juni 1526 das erste Vertheidigungsbündniß zu Torgau schließen. Indessen auf dem Reichstage zu Speier 1526 schien es, als würden die Anfänge der Zwietracht sich doch noch wieder in einem nationalen Einverständniß entfernen lassen. Es ward dort beschlossen, auf einer Kirchenversammlung oder einer Nationalversammlung eine Vereinigung des Glaubens und der Kirche nächstens zu versuchen. Selbst eifrig Katholische redeten noch gegen Pabst- und Priestermacht, für Laienkelch und Priesterehe. Die Vereinigung auf einer Nationalversammlung lag aber nur dann in dem Reiche der Möglichkeit, wenn die Katholischen sich vorher ganz von Rom losrissen, weil nach den Ansichten des römischen Katholicismus über Glauben und Kirche nur entschieden werden konnte durch die Kirche, das heißt, besonders durch Rom. Es kam zu einer solchen Nationalversammlung nicht. Der Kaiser war nicht dafür, Rom und die Bischöfe waren dagegen. Aber zum Ausbruche eines Kampfes kam es auch nicht, und die Reformation konnte sich, trotz einzelner Verfolgungen, immer weiter ausbreiten. Es geschah das indessen immer mehr in der Nation, als unter ihren Fürsten.

Diese Ausbreitung konnte im Ganzen so wenig gestört erfolgen, weil die katholische Macht in sich selbst zerfallen. Kaiser Karl führte seinen ungeheueren Krieg gegen Franz I. von Frankreich, in welchem für diesen nicht weniger als Alles auf dem Spiele stand. In diesem Kriege offenbarte sich, was der Kaiser eigentlich wollte. Und er wollte eigentlich die Zerstörung des französischen Reiches. Nahe daran schien er zu stehen, als seine eigenen Bundesgenossen über seine ungeheueren Entwürfe bedenklich wurden und das Schwert herumwendeten. England, Venedig, der Pabst Clemens VII. vereinigten sich mit Frankreich gegen den Kaiser. So waren die katholischen Hauptmächte durch ganz andere Dinge beschäftiget. Selbst der Pabst fürchtete als weltlicher Herr von dem Kaiser verschlungen zu werden, und selbst der Pabst konnte jetzt keinen Kreuzzug gegen die Reformation predigen lassen, obwohl sie durch einen solchen vielleicht noch hätte überwältiget werden können.

Auf der anderen Seite ward, indem der Kaiser selbst in diesem Kriege beschäftiget, Ferdinand, der Bruder, auch in Dinge hineingeworfen, die ihm jeden ernsten Angriff auf die Reformation in Deutschland zur Unmöglichkeit machten. Sultan Suleiman der Große war endlich mit einem furchtbaren Heere gegen Ungarn aufgebrochen. König Ludwig II. von Ungarn lieferte ihm am 28. Aug. 1520 die unglückliche Schlacht von Mohacs und fand in derselben den Tod. Die Türken kamen bis Ofen und Pesth, dann verließen sie Ungarn wieder wie eine Schaar Wölfe, die bis zur Uebersättigung gewürgt hatte. Der Sultan ging aber nur nach Konstantinopel zurück, um Anstalten zu einer größeren Heerfahrt zu machen, die Deutschland treffen sollte. Luther, der keine menschliche Berechnung kannte, stets nur Gott und die Christenheit im Auge hatte,



forderte Alles auf, gegen die Türken zu den Waffen zu greifen. Ungarn blieb in wilder Verwirrung zurück. König Ludwig II. aber war kinderlos gestorben und das Haus des Kaisers hatte sich schon lange Rechnung auf Böhmen und Ungarn gemacht. Zum Theil erfüllten sie sich. Die böhmischen Stände wählten Ferdinand zum König, nachdem er alle ihre Rechte und Freiheiten beschworen. Schon war die Reformation mit vollen Zügen in alle Theile des böhmischen Reiches eingedrungen. In Ungarn dagegen ward Ferdinand nur von einem kleinen Theile der Stände zum König gewählt. Der größere wählte den einheimischen Großen, Johann Zapolya, dem auch der Sultan seine Unterstützung versprochen. Auch in Ungarn war die Reformation gleich in ihren Anfängen mächtig eingedrungen, obwohl der Reichstag blutige Gesetze gegen sie erlassen. Nun mußte Ferdinand einen gewaltigen Krieg gegen Johann Zapolya führen. Also band auch er sich gegen die Reformation die Hände. Den Krieg aber führte er mit Glück und bemeisterte sich des Reiches Ungarn. Johann Zapolya mußte 1528 nach Polen entweichen.

Mehrere Jahre waren wieder dahingegangen und es schien nun endlich doch eine Gefahr für die Reformation zu kommen. Ferdinand gewinnt freiere Hand durch Zapolya's Flucht; auch der Krieg zwischen Frankreich und dem Kaiser neigt sich zu Ende. Es kommt am Anfange des Jahres 1529 wieder ein Reichstag zu Speier zusammen. Immer bestimmter war die Spaltung hervorgetreten; die katholische Gesinnung hatte wieder die Mehrheit der Stimmen des Reichstages für sich. Zwischen den Reichstagen und der Nation ist fortan ein sehr bedeutender Unterschied. Die bei weitem größere Mehrheit der Nation ist für die Reformation, die Mehrheit der Fürsten gegen sie. Es hat daran einen sehr bedeutenden An-

theil, daß ein so guter Theil der Fürsten geistlich-katholische sind. Die Mehrheit setzt auf dem Reichstage zu Speier einen Beschluß auf, der die Reformation zum Stillstand bringen soll, damit ihr Rückgang dadurch vorbereitet werde. Aber die evangelische Minderzahl protestirte 19. April 1529 gegen denselben. Daher der so unpassende Name Protestanten. Die Anhänger des evangelischen Christenthums hätten sich weder Protestanten, noch Lutheraner, noch sonst wie anders als darnach nennen sollen, was sie sind, evangelisch-katholische Christen. Auf den Namen der Katholischen, d. h. der allgemeinen, hat diese Kirche ebenso gut Anspruch, wie die römisch-katholische und die morgenländisch-katholische. In Zwiespalt geht der Reichstag auseinander.

Aber geschehen konnte gegen die Evangelischen nichts. Denn gerade zur Zeit des Regensburger Reichstages war Sultan Suleiman abermals mit einem furchtbaren Heere aufgebrochen. Die Türken kamen nach Ungarn, wo Ferdinand ihnen fast gar keinen Widerstand entgegensetzen konnte. Johann Zapolya begab sich unter den Schutz des mächtigen Sultans und ward von ihm als Ungarns König gegrüßt. Suleiman zählte auf die Spaltung, die unter den Christen in Deutschland war, auf den Krieg zwischen Frankreich und dem Kaiser. Er hoffte die Christenheit zu überraschen, zu übermannen. Sein Heer betrat den Boden des Reiches und dasselbe war nicht gerüstet. Die Türken lagerten vor Wien. Jetzt erst setzten sich die Fürsten in Bewegung und Luther predigte gewaltig gegen die Türken. Indessen kam es diesesmal nicht zu entscheidenden Kampfe. Die Türken bestürmten Wien mehrmals vergeblich, zuletzt 14. Octbr. 1529. Darauf zogen sie zurück. Suleiman ging aber nur, um von neuem zu rüsten.

Von diesen drohenden Rüstungen des Sultans war nun



zum guten Theil der weitere Gang der Dinge abhängig. Die Ungläubigen mußten dazu dienen, die Wege Gottes zu fördern ohne daß sie es wollten. Wären sie, die Ungläubigen, nicht gewesen, so würde jetzo eine schwere Gefahr über die Reformation gekommen sein. Kaiser Karl V. und Pabst Clemens VII. hatten sich endlich ausgesöhnt und zu Barcellona 29. Juni 1529 einen Tractat geschlossen. Der Kaiser versprach darin dem Pabste, die Evangelischen mit Gewalt wieder unter den Gehorsam Roms zu bringen. Auch zwischen Frankreich und dem Kaiser ward 5. Aug. 1529 der Friede von Cambrai geschlossen. Der Kaiser zufrieden, die Franzosen aus Italien getrieben, die kleinen italienischen Mächte unter sich gebracht zu haben, schien seine Entwürfe gegen Frankreich selbst aufgegeben zu haben.

Nun kam Kaiser Karl V. erst 1529 nach Italien, dann 1530 nach Deutschland. Pabst Clemens VII. war voll Hoffnung. Ein apostolischer Legat begleitete den Kaiser. Seine Instruction lautete kurz: Die Ketzer sollten mit Feuer und Schwert vertilgt werden. Feuer und Schwert haben sie in Rom immer als letztes Beweismittel angesehen. Der Kaiser aber hielt 1530 einen Reichstag zu Augsburg. Die Evangelischen ließen dort das Augsburgische Bekenntniß, das Fundament des alten Lutherthums, vorlesen. Es folgte darauf eine lange Kette von Verhandlungen. Die Protestanten wollten so weit nachgeben, als es ihre religiöse Ueberzeugung nur zuließ. Sie würden um des Friedens willen selbst die kirchliche Gewalt der Bischöfe zugegeben haben. Aber der Geist, der von Rom her wehete, hinderte jegliche Einigung. Der Kaiser setzte den Protestanten einen Termin, bis zu dem sie unbedingt in den Schooß des römischen Kirchenthums müßten zurückgekehrt sein. Die Ausrottung der sogenannten Ketzerei in der alten, römischen Weise ward offen und unzweideutig verkündet. Nun

behauptete zwar Luther in schroffem Gegensatze zu Rom, das immer seine Sache mit Feuer und Schwert führte, man solle sich weltlicher Mittel gar nicht bedienen, die Waffen nicht nehmen, selbst nicht um einen ungerechten Angriff abzuwehren. Die Fürsten aber bedachten sich anders, schlossen das Vertheidigungsbündniß von Schmalkalden und setzten sich sofort in wehrhaften Stand.

Indessen war es jetzo gar nicht nöthig, die Vertheidigungswaffen aufzunehmen. Kaiser Karl V. hatte durch seinen Bruder Ferdinand mit dem Sultan Suleiman unterhandeln lassen und selbst das schimpfliche Anerbieten der Abtretung Ungarns gemacht, damit er vor den Türken Ruhe und freie Hand gegen die Protestanten gewinne. Aber auch dieß schimpfliche Anerbieten blieb vergeblich, und der Sultan rüstete diesesmal ganz eigen wider Deutschland und im Vertrauen auf den Kampf, der unter den Christen ausbrechen werde. Am 26. April 1532 brach er von Konstantinopel auf, und abermals braußten die Türken durch Ungarn gegen Wien. Unterdessen war zu Regensburg am Anfange des Jahres wieder ein Reichstag der Deutschen zusammengekommen. Der Kaiser und die katholische Partei, sie fühlten, daß sie jetzo nicht auftreten könnten. Ein einstweiliger Religions-Friede ward den Protestanten bewilliget und am 2. Aug. 1532 vom Kaiser veröffentlicht. Dieser sollte dauern bis eine Kirchen- oder Nationalversammlung den in der Kirche entstandenen Zwist würde geschlichtet haben. So waren die Parteien einstweilig wieder vereinigt und in der Vereinigung die Deutschen stark. Ein mächtiges Reichsheer zog gegen die Türken, und der Sultan sah sich in seiner Erwartung getäuscht. Er wagte keinen Angriff auf die Deutschen, welche bei Wien standen, und das Ungewitter braußte abermals nach Konstantinopel zurück.



Dennoch trat abermals eine sehr günstige Wendung der Dinge für die Protestanten ein. Ferdinand, der 1530 zum römischen König erwählt worden, mußte sich wieder nach Ungarn wenden und Johann Zapolya bekämpfen. Kaiser Karl V. entfernte sich abermals aus Deutschland und kehrte viele Jahre nicht zurück, mit ganz anderen Dingen beschäftiget. Es lagen schwere Sorgen auf seiner Seele. Die Macht der Türken schien immer höher zu steigen. Ihre Flotten erschienen häufig an den Küsten Italiens, ja selbst die spanischen waren von ihnen bedroht. Dem Kaiser stand die Erhaltung seines Reiches noch höher als die Unterdrückung der Reformation, wie hoch ihm immer auch diese stand. Also glaubte er die Nordküste von Afrika den Türken entreißen zu müssen, rüstete eine große Flotte und ein mächtiges Heer aus und eroberte Tunis 21. Juni 1535. Aber gleich darauf mußte er nach Europa zurück, das angefangene Werk unvollendet lassend. Denn zwischen ihm und Franz I. von Frankreich war kein treuer und aufrichtiger Friede geworden. Weil er überzeugt, daß der Kaiser einst mit dem Gedanken an die Zerstörung des französischen Reiches umgegangen, trug Franz I. ein bitteres Mißtrauen gegen Denselben in der Brust. Dieses war jüngst dadurch gesteigert worden, daß Karl V. sich nach dem Ableben des letzten Herzogs Franz Sforza's auch noch in den Besitz Mailands gesetzt hatte, wodurch Frankreich nun auch von Oberitalien her durch die spanische Macht bedroht ward. Also rüstete Franz I. zum Kriege und 1536 brach derselbe wirklich aus.

Zwar gelang es dem Pabste Paul III., der 1534 auf Clemens VII. gefolgt, einen zehnjährigen Waffenstillstand zwischen den beiden alten Feinden 1538 zu Stande zu bringen, aber es kam durch denselben keine Eintracht und keine Versöh-

nung. Vergebens ging Kaiser Karl V. 1540 nach Paris, um selbst durch Opfer eine völlige Aussöhnung mit dem König zu gewinnen. Er wollte die Kräfte des gesammten Katholicismus, die er erst selbst zerspalten, wieder vereinigen. Franz I. sollte ihm nun helfen gegen die Protestanten Deutschlands. Dieser aber thats nicht. Denn so groß war sein Mißtrauen gegen den Kaiser und so groß die Furcht vor dessen ländersüchtigen Entwürfen, daß er meinte, Karl werde den Untergang des Protestantismus nur benutzen, die protestantischen Fürsten, als Ketzer erklärt, von Land und Leuten zu treiben und sich selbst in den Besitz derselben zu bringen, hierdurch seine Macht so ungeheuer steigern, daß ihr fortan Niemand werde widerstehen können. Dieselbe Furcht haben die katholischen Fürsten Deutschlands, ja auch die römischen Päbste. Keinem ist an einer weiteren Vermehrung der spanischen Macht gelegen, und wie sehr sie auch den Untergang des Protestantismus an sich selbst wünschen, so wünschen und wollen sie doch kaum, daß er durch den Kaiser geschehe, obwohl der Kaiser wiederum der einzige ist, durch den er geschehen kann. Der Kaiser kommt 1541 wieder nach Deutschland zurück, aber wie verändert findet er doch die Verhältnisse. Es ist der Reformation noch geworden, was ihr früher gefehlt. Eine größere Anzahl mächtiger Fürsten und Stände haben sich laut für sie ausgesprochen und sind aus der römischen Kirche getreten. Das haben während dieser Zeit die Herren, Fürsten und Herzöge von Holstein, Anhalt, Meklenburg, Pommern gethan; auch Heinrich hats gethan, der neue Herzog von Sachsen, nachdem 1539 Georg, der alte Feind Luthers, gestorben, nicht minder Joachim II., Kurfürst von Brandenburg. In fast allen Reichsstädten herrscht das evangelische Bekenntniß vor, eine sehr große Anzahl kleinerer Herren, die bei weitem größere Mehrheit der Nation hat es



erfaßt. Die Reformation ist dem Kaiser mit seinen weltlichen Entwürfen über den Kopf gewachsen; kaum durch Waffengewalt wird sie nun noch zu besiegen sein.

Und wie nun der Kaiser wiederum in das Reich kam, und einen Reichstag zu Regensburg 1541 eröffnete, war abermals keine Möglichkeit, Gewalt gegen die Protestanten zu brauchen. Denn schon wieder war das türkische Ungewitter da. Zwischen König Ferdinand und Johann Zapolya war 1538 ein Friede geschlossen worden. Ungarn blieb unter sie getheilt, nach Zapolya's Tode aber sollte das ganze Land an Ferdinand fallen. Als nun aber Johann Zapolya 1540 starb, König Ferdinand das Land begehrte, wendete sich Zapolya's Wittwe, Isabella, für ihren jungen Sohn, Johann Sigismund Zapolya, an den Sultan. Und zum drittenmale brach im Sommer 1541 Suleiman mit gewaltiger Heeresmacht auf. Die Türken nahmen Ofen und der Sultan erklärte Isabellen, daß er Ungarn für sich erobert, ihr Sohn sich mit Siebenbürgen begnügen müsse. Damals gerieth der größere Theil Ungarns in die Gewalt der Türken und ist ihnen 150 Jahre geblieben; nur den kleinern konnte Ferdinand behaupten. Nun war der Türken Macht fast bis an die Grenzen Deutschlands vorgeschoben, und die Lage Deutschlands, ja die Lage der Christenheit schien sehr gefährlich. Darum hatte der Kaiser auf dem Reichstage zu Regensburg nichts Anderes thun können, als den einstweiligen Religions-Frieden von 1532 bestätigen.

Noch einen Ruhepunkt gewannen die Protestanten; es war der letzte vor einem Sturme. König Ferdinand hatte wieder gegen die Türken zu kämpfen, Kaiser Karl V. fuhr wieder nach Afrika, um Algier zu erobern. Aber ein furchtbarer Sturm zerstörte den größten Theil seiner Flotte und er mußte eilends zurück. König Franz I. eröffnete 1542 einen neuen Krieg ge-

gen den Kaiser, diesesmal ohne besondern Grund und nur im Allgemeinen um der Uebermacht Karls V. entgegen zu arbeiten. Deshalb mußte der Kaiser auf dem Reichstage zu Speier 1544 einen sehr glimpflichen Ton mit den Protestanten sprechen. Aber noch im Jahre 1544 endete der Krieg mit Frankreich und nicht lange darauf 1547 ward auch ein schimpflicher Friede mit Suleiman gewonnen. König Ferdinand zahlte dem Sultan Tribut für den kleinen Theil Ungarns, den er behielt. Allmälig gewann der Kaiser freie Hände von den beiden Seiten, wo sie bis jetzt immer gebunden gewesen, und sein Betragen gegen die Protestanten ward drohend.

Indessen wollte er einen Kampf vermeiden, von dem er wohl sah, daß er ungemein schwierig geworden, und die Unterdrückung der Reformation in einer andern Weise herbeiführen. Er hatte Pabst Paul III. bewogen, eine allgemeine Kirchen-Versammlung nach Trident auszuschreiben. Sie begann auch dort am 13. Dec. 1545. Oft nun hatten die Protestanten selbst die Entscheidung ihrer Sache auf eine solche allgemeine Kirchen-Versammlung gestellt, unter derselben aber verstanden eine Versammlung freier und gelehrter Männer, welche die oberste und alleinige Autorität der Schrift anerkannten. Sie hatten nicht darunter verstanden eine von dem Pabst berufene, unter dem Pabst stehende, fast nur Bischöfe aus den romanischen Landen enthaltende Versammlung. Denn von einer solchen war nichts anderes zu erwarten, als daß sie nicht untersuchen, sondern von den katholischen Grundsätzen ausgehend, alles Gegentheil sofort als Ketzerei verdammen würde. Auch kündigte die Synode von Trident gleich an, daß sie zur Vernichtung der Ketzerei berufen sei. Von dem Kaiser aufgefordert, dieses Concil anzuerkennen, sich diesem Concil im Voraus zu unterwerfen, verwarfen es die Protestanten. Der Kaiser



hatte spanische und italienische Schaaren nach Deutschland gezogen und schien entschlossen, seinen Willen durchzusetzen. Ueber die Häupter des schmalkaldischen Bundes, Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen, der 1532 auf Johann, den Beständigen, gefolgt, und Philipp, den Großmüthigen, Landgrafen von Hessen, sprach er am 20. Juli 1546 die Acht des Reiches aus. Die Schmalkaldner hatten indessen ein Heer zusammen, viel bedeutender als das Heer des Kaisers. Aber es war zuerst eine Spaltung unter den Protestanten. Mehrere Fürsten waren protestantisch, aber zu den Schmalkaldnern gehörten sie nicht und hatten nicht mit gerüstet. So Friedrich II., Kurfürst von der Pfalz, der 1546 die Reformation in seinem Lande einführte. Ja Moritz, Herzog von Sachsen, hatte sich von den Schmalkaldnern wieder getrennt, einen Bund mit dem Kaiser geschlossen, sich die Vollziehung der Acht gegen seinen Stammvetter, den Kurfürsten, auftragen lassen. Denn der Kaiser gab sich das Ansehn, als greife er zu den Waffen gegen die Schmalkaldner nicht des Glaubens und der Kirche wegen, sondern weil sie eine bewaffnete Partei im Reiche und ihm ungehorsam. Es führten ferner die Schmalkaldner den Krieg mit großem Unverstande. An die Donau vorgedrungen, lösen sie im Herbste 1546 die Einheit ihres großen Heeres ohne Noth wieder auf. Jeder Fürst und jeder Stand kehrt mit seiner Schaar in die Heimath zurück. Der Kaiser aber behält seine Kraft zusammen und überwältigt nun die Vereinzelten ohne große Mühe. Johann Friedrich wird am 24. April 1547 in der Schlacht bei Mühlberg gefangen, Philipp von Hessen bald darauf. Karl V. kehrt darauf in den Süden des Reiches zurück.

Drei Dinge scheinen nun bei diesen Vorgängen auffallend und seltsam. Zuerst besiegt der Kaiser zwar die Schmalkald-

ner und nimmt ihre Häupter gefangen, aber gegen den Protestantismus thut er im Großen und Allgemeinen nichts. Das erklärt sich indessen durch die Ueberzeugung, welche er gewonnen, daß sich die Reformation rasch und mit einem Schlage gar nicht wieder ausrotten läßt. Man würde dadurch einen Kampf mit dem Volke selbst, mit der Nation hervorrufen; zu einem solchen ist Karl V. viel zu schwach. Er will daher nur die Fürsten und Stände beugen und sie nöthigen, den Katholicismus, durch die Synode von Trident fest und unabänderlich hingestellt, wieder als das Recht- und Gesetzmäßige anzuerkennen, worauf sie als gehorsame Glieder des Reiches dann selbst werden Sorge tragen müssen, daß die Reformation in ihren Gebieten allmälig wieder rückgängig wird. Das Zweite ist, daß die katholischen Stände an dem Kriege des Kaisers gar keinen Antheil nehmen. Das dritte, daß sogar Pabst Paul III. die Unterstützung wieder zurückzieht, die er erst demselben gegeben. Das erklärt sich aus der Furcht beider, der Kaiser möge den Untergang der protestantischen Fürsten und Stände nur benutzen, um sich selbst in den Besitz ihrer Lande zu bringen. Da mögen sie lieber stehen bleiben, ehe man duldet, daß die spanische Macht noch höher steigt. Um zu zeigen, daß seine Plane in der That nicht so sind, hat der Kaiser das Kurfürstenthum Sachsen gleich dem Herzog Moritz von Sachsen gegeben. Aber es hilft ihm nicht; das Mißtrauen schwindet nicht.

Seinem Gedanken treu, daß nur noch eine allmälige Besiegung der Reformation möglich sei, hält der Kaiser zwei Reichstage. Den ersten 1548 zu Augsburg, auf dem er die protestantischen Fürsten und Stände nöthiget, das sogenannte Interim anzunehmen. Sie sollen, also lautet dasselbe, in allen Stücken, den äußern sowohl als den innern, wieder



katholisch halten, nur der Kelch im Abendmal, die Priesterehe und der Besitz der eingezogenen Kirchengüter ihnen gestattet sein, bis die Tridentiner Synode darüber in letzter Instanz würde entschieden haben. Es starb darauf am 10. Nov. 1549 Pabst Paul III., und durch dessen Nachfolger Julius III. ward eine Unterbrechung, welche das Tridentiner Concil erlitten, gehoben, dasselbe abermals ausgeschrieben und am 1. Sept. 1551 wieder eröffnet. Während dieser Zeit zogen schon apostolische Legaten in Deutschland um, die verlorenen Schafe wieder in den Schooß des römischen Kirchenthums aufzunehmen. Kaiser Karl V. aber hielt 1550 einen zweiten Reichstag zu Augsburg und setzte auf demselben den Schluß durch, daß die Entscheidung über den Glauben der Tridentiner Synode zu überlassen sei. Nun drängte er die Fürsten und Stände, ihre Boten nach Trident zu senden, ihre Unterwerfung dort zu versichern. Zwar stand noch nicht der Protestantismus, aber doch der Fürsten Ehre auf dem Spiele. Sie konnten nicht versprechen, was zu erfüllen, nimmer in ihrer Absicht lag. Der verworrene Knäul der Dinge wollte aufgelöst sein durch einen kühnen Schlag.

Zu einem solchen entschloß sich Moritz, Kurfürst von Sachsen. Der Kaiser hatte ihm die Vollziehung der Acht gegen die Stadt Magdeburg aufgetragen. Geächtet war Magdeburg worden, weil es das Interim nicht angenommen. Unter diesem Vorwande hatte Moritz sein Heer vor der Stadt, die sich ihm auch nachmals ergab, zusammen. Mit großer Weltklugheit den Kaiser immer täuschend, bündete er sich im Stillen mit Wilhelm von Hessen, Johann Albrecht von Meklenburg, Albrecht von Brandenburg-Anspach, Georg Friedrich von Brandenburg-Culmbach. Die Verbundenen, still sich rüstend, schlossen am 5. Oct. 1551 einen Tractat mit Frankreich. Dort war schon 1547 Franz I. gestorben und sein Sohn

Heinrich II. ihm auf dem Throne gefolgt. In dem Tractate ward gemeinschaftlicher Krieg gegen den Kaiser bedungen, und weil Frankreich eine katholische Macht war und es deshalb eines Vorwandes bedurfte, gesagt, daß dieses geschehen solle, weil er die Freiheit des Reiches und der Fürsten bedrohe. Für die guten Dienste Frankreichs bewilligten die protestantischen Fürsten, daß Heinrich II. Metz, Toul, Verdún und Cambrai in Besitz nehme und sie fortan als Vicar des Reiches besitze. Frankreich nahm an diesen Sachen Theil, um die ganze spanische Macht zu beschäftigen, um über Deutschland etwas zu gewinnen. Zu derselben Zeit, da dieses gegen den Kaiser, der dabei in fast unbegreiflicher Sicherheit und Sorglosigkeit lebte, bereitet ward, brach auch der Krieg mit den Türken wieder aus. Denn Ferdinand hatte der Witwe Zapolya's, Isabellen, die Herrschaft über Siebenbürgen genommen, und zornentbrannt darüber sendete Sultan Suleimann 1551 abermals ein gewaltiges Heer nach Ungarn. Das waren die Verhältnisse, welche den Religions-Frieden von 1555 vorbereiteten.



## Zweites Kapitel.

In dem Bunde mit Frankreich hatte ein Theil der protestantischen Fürsten die gemeinsamen vaterländisch-deutschen Interessen vor den religiös-kirchlichen aufgegeben. Wenn Metz, Toul und Verdún an die Franzosen kamen, so war ihnen der Weg nach dem Rheine gebahnt. Es dachte auch damals schon Frankreich seine Macht bis dorthin auszudehnen und Heinrich II. erwartete, daß eine lange und große Verwirrung in Deutschland entstehen werde, in welcher er recht viel über das Reich gewinnen könne. Indessen kamen die Sachen ganz anders, als die immer treulosen Nachbarn der Deutschen hofften.

Kaiser Karl V. gewann keine Kenntniß von jenem im Stillen geschlossenen Bunde, und über die Rüstungen, welche die Verbündeten machten, verstanden sie ihn zu täuschen. Er mag mit aller Sicherheit erwartet haben, daß der Katholicismus bald wieder das Recht- und Gesetzmäßige, das von den Fürsten und Ständen als solches in dem Reiche Anerkannte werden würde. Denn schon waren die Gesandten Brandenburgs in Trident eingetroffen und hatten dem Concil den Gehorsam ihres Herrn gegen die römische Kirche versichert. Auch die Gesandten Würtembergs und Kursachsens waren gekommen. Zwar hatten diese das Augsburgische Glaubensbekenntniß mitgebracht und ließen von einer unbedingten Unterwerfung nichts verlauten, aber sie wollten doch unterhandeln, sie schienen sich doch der römischen Kirche wieder nähern zu wollen.

Aber plötzlich ward der Kaiser aus seinen träumerischen Erwartungen gerissen. Im Frühlingsmonate 1552 begann auf der einen Seite Frankreich, auf der andern der Bund der protestantischen Fürsten den Krieg gegen ihn. Der Letztere erließ eine sehr heftige Erklärung gegen Karl V.: „unter dem Vorwand und dem Scheine der Religion wolle er die deutsche Freiheit unterdrücken." Unter der deutschen Freiheit ward damals besonders die unabhängige Stellung der Fürsten und Stände dem Kaiser gegenüber verstanden. Kaiser Karl V. befand sich eben in Tyrol, wie sich dieser Sturm erhob. Er war für den Krieg fast ungerüstet; die katholischen Fürsten und Stände erhuben sich auch bei dieser abermaligen Schilderhebung der Protestanten nicht. Ihre Ruhe ward wiederum von der Furcht, daß der Kaiser die Vernichtung des Protestantismus nur zur Vermehrung seiner Macht benutzen möchte, erzeugt. Diesesmal führten die Protestanten ihre Sache mit eben so viel Geschick, als sie wenige Jahre früher mit Ungeschick von ihnen geführt worden. Sie drangen rasch auf den Kaiser los und beinahe wäre er in Innsbruck selbst gefangen genommen worden; nur eine eilige Flucht rettete ihn. Die Bischöfe der Synode von Trident hatten sich schon früher in Sicherheit gebracht. Fürchtend, daß die Protestanten bis zu ihnen kommen würden, hatten sie am 28. April 1552 die Synode auf zwei Jahre vertagt.

Nun nehmen die Sachen eine Wendung, die nicht leicht erwartet werden konnte. Kaiser Karl V. ist frühzeitig alt und frühzeitig lebensmüde geworden. Seine größten Entwürfe und Gedanken, mit wie hohen Erwartungen er sie auch begonnen, sind ihm nicht ausgegangen. Das hat die Kräfte seiner Seele gebrochen und er wünscht sich zurückzuziehen von der Welt. Es ist ihm ein Jammer, daß er selbst es gewesen, durch den die



Reformation emporgewachsen, die Reformation, die er im Anfange so leicht hätte unterdrücken können, wenn er nur ihre Zukunft gekannt, wenn sie nur gleich in ihrer Vollendung vor seiner Seele gestanden. Aber bekämpfen konnte er diese Reformation in Deutschland jetzt nicht mehr. Von den Franzosen und von den Türken sah er die Macht seines Hauses angegriffen, von den katholischen Fürsten und Ständen des Reiches sich verlassen. Er mußte, wie schwer es ihm auch ward, Unterhandlungen mit dem Bunde der Protestanten anknüpfen. Zu Passau ward am 30. Juli 1552 ein Tractat abgeschlossen. Beide Theile verpflichteten sich, die Waffen niederzulegen; die in der Kirche und im Glauben entstandene Spaltung sollte friedlich durch eine Kirchen- oder auch durch eine Reichs-Versammlung ausgeglichen werden. Wäre zu einer solchen Ausgleichung nicht zu kommen, so sollten doch beide Parteien den Frieden untereinander bewahren, bis sie vielleicht später doch noch würde gewonnen werden.

Zögernd, unwillig, halb gab der Kaiser diesem Tractate seine Zustimmung. Er widersprach seinen durchaus katholischen Ansichten, vermöge welcher nur durch die römische Kirche selbst, das heißt, durch den Pabst und die Tridentiner Synode, hier entschieden werden konnte. War es nicht zu vermeiden, mußte ein friedliches Abkommen mit den Protestanten getroffen werden, so mochte es geschehen ohne ihn. Er selbst, er der Kaiser, wollte dabei so wenig als möglich mitwirken, denn es schien ihm eine Versündigung an der heiligen römischen Kirche zu sein. Bald nachdem der Passauer Tractat geschlossen, entfernte er sich aus dem Herzen des Reiches, um den Krieg gegen Frankreich zu führen, dessen König unter den deutschen Wirren sich auch noch in den Besitz der Stadt Straßburg zu setzen, vergeblich versucht. Aber der Kaiser

führte den Krieg gegen Frankreich ohne Glück, vermochte nicht Metz wieder zu gewinnen, ging in die Niederlande und ward immer kränker, immer lebensmüder. Die Anordnung der deutschen Angelegenheiten überwieß er ganz seinem Bruder, dem römischen König Ferdinand; er selbst wollte den Frieden, der mit den Protestanten geschlossen werden mußte, nicht autorisiren.

Dieser Friede aber kam auf dem Reichstage zu Stande, den am 5. Febr. 1555 Ferdinand zu Augsburg eröffnete. Wie er eröffnet ward, war der Mann, der die günstige Wendung für das Bestehen des Protestantismus zunächst herbeigeführt, Moritz, Kurfürst von Sachsen, nicht mehr unter den Lebendigen. Albrecht von Brandenburg-Anspach hatte an dem Passauer Tractat keinen Antheil genommen, die Waffen nicht aus den Händen gelegt, die Gebiete katholischer Bischöfe fortwährend plündernd. Solche Unbill konnten und wollten die andern protestantischen Fürsten nicht dulden, eben weil Friede mit den katholischen Ständen geschlossen werden sollte. Auch befürchtete Moritz, daß Albrecht sich des entsetzten Kurfürsten Johann Friedrich anzunehmen gedenke, der unter den letzten Ereignissen frei geworden. Also nahm er gegen den wüsten Brandenburger die Waffen, schlug ihn bei Sievershausen, nahm aber in der Schlacht die Todeswunde und starb zwei Tage darauf am 11. Juli 1553. Sein Bruder August I., der ihm in dem Kurfürstenthume folgte, schloß am 24. Febr. 1554 mit Johann Friedrich zu Naumburg den Tractat, durch den die Länder des Hauses Sachsen unter die jüngere und die ältere Linie so getheilt worden sind, wie es geblieben bis auf die neuesten Ereignisse.

Jener Friede aber kam unter den trübsten und bedenklichsten Verhältnissen zu Stande; auch war es nur ein solcher,



welcher vielfache Keime künftiger Zerwürfnisse unter den Fürsten und Ständen des Reiches enthielt. Denn er kam nicht deshalb zu Stande, weil von der einen oder der anderen Seite an die Möglichkeit eines daurenden Nebeneinanderstehens beider Parteien in Friede und Ruhe geglaubt, oder weil solches auch nur gewünscht worden sei. Er ward Seitens der Katholischen nur gegeben, weil ihnen die Hände gebunden waren, weil sie jetzo etwas Gewaltsames nicht unternehmen konnten, da die Franzosen und die Türken unter den Waffen waren, weil ihnen ein leitendes Haupt, weil sogar die Eintracht unter ihnen selbst fehlte. Die Protestanten ihrerseits nahmen den Frieden, um eine gesetzliche Anerkennung in dem Reiche zu gewinnen, um sich fester zu stellen, um sich vorzubereiten und zu rüsten, damit dereinst noch das ganze Reich evangelisch werde. Da man sich gegenseitig als einen Feind betrachtete, der über kurz oder über lang doch wieder zu bekämpfen sein würde, wollte kein Theil, daß durch den Frieden der andere Gelegenheit zu Feststellung und Ausdehnung gewinne, und doch strebte jeder wiederum nach der Möglichkeit der Feststellung und Ausdehnung.

Also kam der Frieden nur unter den heftigsten Streitigkeiten zu Stande und mehr als einmal schienen die Verhandlungen abgebrochen und zum Schwerte gegriffen werden zu müssen. Endlich ward die Vereinbarung, welche man den Religions-Frieden genannt hat, am 21. Sept. 1555 gewonnen. Sie ward nur zwischen dem Reiche und dessen katholisch gebliebenen Ständen einerseits und den Anhängern des Augsburgischen Bekenntnisses andererseits geschlossen. Die Anhänger einer andern Reformation, welche sich auch schon in das Reich gedrängt, waren nicht in ihr mitbegriffen. Jene aber verpflichteten sich wegen des Glaubens und der Kirche sich nicht mehr zu be-

kämpfen. Die evangelisch gewordenen Fürsten wurden von der geistlichen Gerichtsbarkeit freigesprochen. In den Reichsstädten sollten, wo es bis jetzo der Fall gewesen, beide Religions- und Kirchenparteien auch fortan neben einander bestehen. Größere Schwierigkeiten als die Aufstellung dieses einfachen Friedenspunctes hatte die Einigung über andere Puncte gemacht, auf welche beide Parteien großen Werth gelegt, welche jede zu ihrem Gunsten entschieden wissen wollte. Es waren der Fürsten so viele katholisch geblieben, während der bei weitem größere Theil der Nation sich für die Reformation entschieden. Den protestantischen Fürsten konnte das Schicksal dieser Glaubensgenossen, die unter katholischen Herren standen, nicht gleichgültig sein. Sie verlangten volle Freiheit für sie, aber sie konnten das um so weniger durchsetzen, als sie selbst für ihre Gebiete den Grundsatz aufgestellt, daß der Unterthan sich dem Glauben des Fürsten fügen müsse. Für die evangelischen Unterthanen katholisch-weltlicher Fürsten ward nur die Bestimmung gewonnen, daß sie nach Verkauf ihrer Güter frei sollten auswandern dürfen. Die katholisch-geistlichen Fürsten dagegen sollten gehalten sein, ihren evangelischen Unterthanen die Glaubens- und Kirchenfreiheit zu lassen, wenn sie schon einige Zeit im Besitz derselben thatsächlich gewesen. Doch hatten das nicht einmal die katholischen Stände selbst, sondern nur König Ferdinand im Namen des Reiches versprochen.

Ward dieser Punct nicht einmal halb zu Gunsten der Protestanten entschieden, so war das gar nicht mit einem andern und noch wichtigeren der Fall. Die Lage der Dinge in Deutschland ist, was nicht genug beachtet werden kann, dadurch so seltsam, so ungünstig für die Reformation, daß so viele Fürsten zugleich Bischöfe der katholischen Kirche sind.



Die Protestanten wünschen, diese Fürsten zu sich herüberzuziehen. Man muß ihnen deshalb die Aussicht eröffnen, daß sie protestantisch werden und dabei doch Fürsten bleiben können. Die katholische Partei aber siehet eben darin, wenn diese Aussicht eröffnet werde, nicht mit Unrecht die Gefahr des Untergangs des Katholicismus in Deutschland. Sie strengt sich daher auf das Aeußerste an, damit im Religions-Frieden das Gegentheil des Wunsches und der Hoffnung der Protestanten festgesetzt werde. Sie setzte es durch und der sogenannte „geistliche Vorbehalt" ward aufgestellt. Derselbe erklärte, daß welcher katholisch-geistliche Fürst seinen Glauben verändere, derselbe damit zugleich sein weltliches Fürstenthum verloren habe. Damit war nun für den Fortgang des Protestantismus unter den Fürsten des Reiches ein gewaltiger Riegel vorgeschoben. Der Punct war, wie Jedermann sah, von so großer Wichtigkeit, daß er von den protestantischen Fürsten und Ständen nicht eigentlich zugegeben ward. Sie duldeten nur, daß er in das Friedens-Instrument, welches in die Form eines gewöhnlichen Reichstagsabschiedes eingekleidet, aufgenommen ward, erklärten, daß sie ihre Zustimmung nicht gäben, daß sie es nur vor der Hand bis auf weitere Erörterung und Vergleichung als so entschieden ansehen wollten. Endlich ward bestimmt, daß die geistlichen Güter, welche bis zum Passauer Tractat von den Protestanten eingezogen worden, was bereits mit einigen Bisthümern geschehen, in deren Händen bleiben sollten.

Bei dem ganzen Friedenswerke redete man so, als ob die Hoffnung einer Wiedervereinigung keineswegs erloschen sei. Der Friede sollte daher auch nur so lange Gültigkeit haben, als bis durch eine allgemeine Kirchenversammlung, oder durch eine Reichsversammlung, oder in irgend einer andern Weise

eine Wiedervereinigung gewonnen worden, wobei indessen doch auch erklärt ward, daß er dauern solle, wenn eine solche Wiedervereinigung auch nicht zu Stande käme. Pabst Julius III. hatte mit dem alten Geiste des Pabstthums sein Möglichstes gethan, um den Abschluß dieses Friedens zu hintertreiben. Er starb indessen noch vorher am 23. März 1555. Seine letzten Worte waren Klagen über den tiefen sittlichen Verfall des Klerus der römischen Kirche und Bekenntnisse, daß eine Reformation nothwendig sei. Auch in dem Schooße der römischen Kirche wird noch viel von der Nothwendigkeit einer Reformation gesprochen. Nur die lutherische Reformation wollen sie nicht; zu tief hat sie dem Katholicismus in das Herz gegriffen.

Luther ist damals, wie dieser Friede geschlossen wird, schon lange nicht mehr unter den Lebendigen, denn am 18. Febr. 1546 war er aus dieser Welt geschieden. Es hat kaum jemals einen Menschen gegeben, der mit reinerm und größerem Eifer an einem Werke gearbeitet, von dessen Wahrheit und Göttlichkeit er die felsenfeste Ueberzeugung gewonnen. Er hätte Gold, Ehre und irdische Hoheit haben können, welche ihm von dem Pabstthume geboten ward, wenn er nur schweigen wollte, aber er nahm Gefahr, Arbeit, Noth und Armuth hin, um nicht die Wege Gottes verlassen zu müssen. Es hat ferner kaum jemals einen Menschen gegeben, in dem das Gottvertrauen größer und lebendiger und an welchem es sich glänzender bewährt habe. Denn wie viel ist seit länger als dreihundert Jahren bald mit den Waffen der Gewalt und bald mit den Waffen des Geistes, heute auf offenem und morgen auf krummem Wege, gegen seinen Bau gethan worden und wird noch heute gethan! Und was haben sie erreicht und gewonnen gegen diesen Bau! Sie haben höchstens einzelne Stücke losbrechen und zerstören können. Die gewaltige Grundlage



aber hat ihrem ohnmächtigen Rütteln und Schütteln nichts als das ruhig-klare Angesicht ihrer erhabenen Größe entgegenzusetzen nöthig gehabt.

Bald darauf schied auch Kaiser Karl V. vom Leben. An den letzten Vorgängen in Deutschland hatte er schon keinen unmittelbaren Antheil mehr genommen, den Religions-Frieden allerdings durch den römischen König Ferdinand abschließen lassen im Namen des Reiches, selbst aber und ausdrücklich denselben weder angenommen noch gebilliget. Denn zuwider, in der tiefsten und innersten Seele zuwider, war ihm der Protestantismus, und scheint ihm, je älter er geworden, um desto mehr hassenswerth erschienen zu sein. Wo er freie und ungebundene Hände hat, in den Ländern, über welche er unmittelbarer Fürst ist, wird der Protestantismus auf das grausamste verfolgt. Es hat wesentlich dazu beigetragen, ihn satt und lebensmüde zu machen, daß er die Reformation in Deutschland selbst so hat emporkommen lassen, daß sie nun nicht mehr, selbst mit Gewalt nicht mehr, wieder erdrückt werden kann. Diese Lebensmüdigkeit steigt bald nach dem Abschlusse des Religions-Friedens in Deutschland auf den höchsten Grad. In Brüssel legt der Kaiser daher am 25. Octbr. 1555 zuerst die Regierung über seine Niederlande, die er durch den Gewinn von Geldern und Friesland vermehrt hat, nieder und übergiebt sie seinem Sohne, dem nachmaligen König Philipp II. An das deutsche Reich hatte er schon früher geschrieben, der Regierung ebenfalls entsagt und die Fürsten und Stände an seinen Bruder gewiesen. Das Schreiben sollte nach der Absicht des Kaisers früher eintreffen, es kam aber erst auf den Reichstag zu Augsburg, als der Religions-Friede bereits abgeschlossen und veröffentlicht war. Indessen wird Karl V. von dieser Zeit an nicht mehr als Kai-

ser betrachtet. Mehrere Jahre verlaufen bis Ferdinand von den Fürsten und Ständen die Anerkennung als Kaiser gewinnen kann. Karl V. aber hat am 17. Januar 1556 auch noch die Regierung aller seiner andern Lande auf Philipp II. übertragen und sich darauf nach Spanien begeben.

Dort, aller irdischen Herrlichkeit entsagend, hat er das Kloster des heiligen Justus bei Placentia bezogen, sein eigenes Leichenbegängniß gefeiert, ist bald darauf, am 21. Septbr. 1558, aus dem Leben geschieden. In den Schriften, die der Sterbende hinterließ, empfahl er seinem Sohne und Nachfolger ganz besonders die Unterdrückung der Ketzerei und die heilige Inquisition. Treulich sind die Könige Spaniens aus diesem Hause dem Rathe ihres Stammhauptes gefolgt und Millionen und abermals Millionen Menschen sind durch die Inquisition vernichtet worden. Aber welche Früchte hat Spanien davon getragen, daß die Inquisition, von der Regierung gehalten, den furchtbarsten Priesterzwang begründen, jeden freien Gedanken niederhalten durfte! Was ist am Ende geworden! Sind die Banden nicht endlich gesprungen, hat das Volk von Spanien, nicht gebildet, nicht unterwiesen in dem ächten Geiste des Christenthums, sich nicht bis auf den heutigen Tag in ein wildes und wüstes Chaos, aus dem kaum eine Rettung zu sein scheint, verloren! Und in denselben Schriften, in denen der Kaiser seinem Nachfolger die Unterdrückung des Protestantismus in so blutiger Weise anempfiehlt, räth er ihm auch, die benachbarten Mächte, und besonders Frankreich, mit allen Mitteln, geraden und ungeraden, zu bekämpfen, damit sie noch unter die spanische Macht fielen. Auch eine Lehre, welche Philipp II. getreulich befolgte. Wie nun Kaiser Karl V. sich stets als ein bitterer Feind der Reformation erwiesen, so hielt sich auch sein ganzes



Haus in dem Geiste, den er ihm eingeflößt und den er begonnen. Sie betrachteten sich, beide Linien des Hauses, die spanische sowohl als die deutsche, als die Häupter und die Spitzen des Katholicismus in Europa. Nur einer, Kaiser Maximilian II., wird unter ihnen erscheinen, der davon eine Ausnahme macht.

Der Religions-Friede des Jahres 1555 kann über den wahren Zustand der Dinge in Deutschland nicht täuschen. Er ist von beiden Parteien nur als ein Auskunftsmittel für die nächste Zukunft genommen worden, weil keine eben in diesem Augenblicke für sich die Zeit zum Kampfe als wohlgelegen betrachtet. Innerlich ist der Unfriede lebendig und die Protestanten sinnen, wie sie ihren Glauben und ihre Kirche zur alleinherrschenden in dem Reiche machen könnten, die Katholischen, wie sie ihrer Kirche und ihrem Glauben das verloren gegangene Gebiet wieder gewönnen. Darauf zu sinnen und zu denken, hält sich jede Partei durch das Gewissen verpflichtet. Unter Millionen ist damals kaum einer, welcher das Wort „Toleranz" kennen will. Jedermann, Hoch und Niedrig, Gelehrt und Ungelehrt, hält es für seine heilige Pflicht dafür zu sorgen, daß seine Ueberzeugung und sein Glaube von dem, der ihn noch nicht hat, angenommen werde.

Es ist in dieser Beziehung selbst unter den Anhängern der Reformation offenbar noch ein katholisches Element vorhanden und fürwahr kein Wunder, daß es noch vorhanden war. Denn Jahrhunderte lang hatte der Katholicismus, in dessen Wesen es begründet ist, solcher Gesinnung gegen Anders Gläubige zu sein, auf den Deutschen gelegen. Die Gedanken, Vorstellungen und Begriffe, welche er mit sich führte, waren daher tief in die Seelen der Menschen eingedrungen, hatten feste Wurzel in ihnen geschlagen, so feste, daß sie selbst von der Refor-

mation nur allmälig ausgetilgt werden konnten. Es ist unbesonnen der Reformation es vorzuwerfen, daß auch ihre Bekenner verfolgt, obwohl die Verfolgungen, die von ihnen ausgeübt, weder in ihrer Weise, noch in ihrer Dauer und Heftigkeit auch nur von fern mit denen verglichen werden können, die ausgegangen sind von dem römischen Kirchenthume. Es ist unbesonnen, es ihr vorzuwerfen, daß auch ihre Bekenner sich unter einander lange und heftig um Buchstaben, Worte und Ausdrücke befehdet und des Geistes darüber vergaßen. Denn nicht die Reformation war es, welche diese Dinge erzeugte und erhielt, sondern sie waren selbst unter ihren Bekennern und Freunden noch erzeugt von dem Geiste, den das alte Kirchenthum seit Jahrhunderten unter den Menschen festgestellt. Das Werk jener Jahrhunderte konnte selbst von dem Geiste des evangelischen Christenthums nur allmälig aufgelöst werden.

Während aber der bedeutendste Stamm der großen germanischen Völker-Familie, die Deutschen, also die Reformation empfangen und aufgenommen haben, daß sie nicht völlig durchgedrungen, indem besonders ein großer Theil der Fürsten schon durch die Art und Weise seiner fürstlichen Würde an dem Katholicismus festgehalten worden, und derselbe damit, obwohl die unermeßliche Mehrheit der Nation selbst, wo sie es vermochte, laut und öffentlich, wo sie unter Zwang lag, doch im Herzen und im Stillen, sich der Reformation zugewendet, doch in dem Reiche festen Fuß behalten, hierdurch die Aussicht auf Zwietracht und Spaltung eröffnet worden, ist einem zweiten, doch an Zahl und Umfange minder bedeutenden Stamme derselben germanischen Völker-Familie ein glücklicheres Loos in dieser Beziehung gefallen.

Dieser Zweig des großen germanischen Volksstammes, dem ein glücklicheres Loos fiel als den Deutschen, war die germanische, wiederum in mehrere Zweige getheilte Masse, welche den scandinavischen Norden bewohnt, die Normannen, Dänen und Schweden. Von Schweden aus war bereits im zwölften Jahrhundert das von Nicht-Germanen bewohnte Finnland gewonnen worden, und es war seit dieser Zeit mit Schweden in einem Staatskörper vereiniget. In dem scandinavischen Norden hatte das Leben noch eine dürftige Gestalt, die Sitten und Weisen der Menschen waren einfach, fast rauh. Aber die alte germanische Tüchtigkeit und Kräftigkeit hatte gerade durch diese Rauhheit und gewissermaßen unter ihrem Schutz sich besser erhalten als bei andern Germanen, die durch vielfache Verbindung mit den romanischen Völkern etwas von deren tiefverdorbenen Sitten angenommen. Was den Glauben und die Kirche anlangte, so theilte die scandinavische Welt die Schicksale der übrigen. Eine stolze, hoffärtige und verfolgungssüchtige Hochpriesterschaft, die niedere Priesterschaft in der gräßlichsten Unwissenheit, also daß sie nicht im Stande war, die heilige Schrift zu lesen, viel weniger sie zu verstehen und ihren Geist zur Leuchte und Führerin der Menschen zu machen.



Nothwendiger als anderwärts war im scandinavischen Norden und besonders in Schweden, welches hier, um der Folgezeit willen, die größere Aufmerksamkeit verdient, eine Reformation. Denn so habgierig war hier die Kirche aufgetreten, daß sie den bedeutendern Theil des Grundes und des Bodens an sich gebracht hatte. Von demselben trug sie in der Regel nichts zu den Ausgaben des Staates bei, da hier, wie allerwärts, von der Priesterschaft den Menschen gelehrt und als ein heiliges Stück des Glaubens eingeprägt worden, daß das Gut der Kirche eigentlich das Gut Gottes sei und daher von der Welt nichts von demselben gefordert werden dürfe. Wo nun die Natur ihre Gaben so spärlich wie über den scandina-

vischen Norden ausgebreitet, war es eine unbedingte Nothwendigkeit, alle vorhandenen Mittel und Kräfte zusammen zu nehmen, damit das Leben erhalten werde. Das unermeßliche Gut, welches die Kirche dem Leben entrissen, mußte für dasselbe wieder gewonnen werden. Schon die damalige Zeit fühlte und wußte es, daß, was an die Kirche gefallen, dem Leben verloren war, denn sie sagte von solchen Gütern, daß sie „zur todten Hand" gekommen wären. Der scandinavische Norden konnte schon aus diesem Grunde nicht bei dem Katholicismus ausdauren; er würde mit demselben vertrocknet sein.

Nun schienen sich gleich bei dem Aufkommen der Reformation in Deutschland die Verhältnisse im scandinavischen Norden für die Aufnahme derselben sehr günstig gestaltet zu haben. Nicht allein, daß das Volk hier als ein rein-germanisches einem Glauben und einer Kirche geneigt war, welche besonders die sittliche Bedeutung des Christenthums hervorhub, es waren auch hier die Bischöfe zwar Mitglieder des Reichstages und dadurch gewissermaßen Mitherren des Reiches, aber doch keine Fürsten, weil es solche im scandinavischen Norden neben der obersten Staatsgewalt gar nicht gab. Das ganze seltsame Verhältniß der Bischöfe, das in dem deutschen Reiche so wesentlich dazu beiträgt, den Katholicismus zu erhalten, fehlt hier. Auch das Staatsoberhaupt, der König, seit 1513 Christiern II., schien sich für die Reformation Luthers erklären zu wollen. Es kam indessen nicht wirklich dazu, denn der König ward an dem offenen Aussprechen gehindert durch die politischen Stürme, welche die drei Lande bewegten. Seit dem Jahre 1397 waren sie, nachdem die alten Königshäuser ausgestorben, durch die sogenannte calmarische Union in einen Staatskörper vereinigt. Frei und gleich, jedes mit seinem besondern Reichstage, sollten, so war damals bestimmt worden,



die drei Lande fortan unter demselben König, der von den Reichstagen gewählt ward, zusammenstehen. Indessen ward diese Union doch von den Schweden, mit einem starken Nationalgefühl begabt, als eine Fremdherrschaft, als eine dänische Tyrannei betrachtet. In fast fortwährendem Aufstande befanden sie sich daher gegen die Unionskönige. Christiern II. konnte von Schweden keinen Gehorsam gewinnen und griff, ein starker und kühner Mann, zum Schwerte, um ihn zu erzwingen. Die Schweden bestanden vor dem Heere des Königs nicht und Christiern II. bemeisterte sich des Landes. Nun ließ er über Schweden und Finnland ein grausames Gericht ergehen, das besonders Adel und Vornehme traf. Mehr als sechshundert edle Häupter fielen; an einem Tage in Stockholm am 8. Nov. 1520 über hundert auf einmal. Dieser Tag wird das stockholmer Blutbad genannt. Nachdem er das Land mit Blut und Thränen getränkt, verließ er es 1521 wieder, hoffend, daß die gezeigte Strenge und die dänischen Besatzungen, die er zurückließ, ihm den Gehorsam Schwedens auf immerdar sichern würden.

Christiern II. hatte bis jetzt seltsam in der Mitte zwischen Katholicismus und Protestantismus entstanden, bald dem Ablaßkrämer Arcimbold, den Pabst Leo X. auch in den hohen Norden gesendet, freies Spiel gestattet und die ungehorsamen Schweden in den Bann der heiligen Kirche thun lassen, bald wieder evangelische Prediger geduldet. Fortan aber war die Einführung der Reformation in Schweden durch ihn fast eine Unmöglichkeit, so großen Haß der Menschen hatte er durch seine blutigen Thaten auf sich geladen. Aber es geschah, daß ein Jüngling von edlem Stamme Gustav Erichson, gewöhnlich Wasa zugenannt, Großvater des ritterlichen Gustav Adolf, sich gegen die Tyrannei des Dänenkönigs erhub und zuerst

Schwedens kräftige Bauerschaft unter die Waffen brachte. Schon im Jahre 1521 ward er von dem Reichstage zum Verweser des Reiches ernannt, und als er bis zum Jahre 1523 das Werk der Befreiung Schwedens und Finnlands vollendet, entging ihm auch die königliche Würde nicht, denn Niemand in Schweden wollte die Union, die nur als dänische Herrschaft und Tyrannei angesehen ward. Am 6. Juni 1523 ward Gustav zum König der Schweden ernannt.

Der neue König war bereits innerlich durch Gründe des Glaubens und der Ueberzeugung für die Reformation gestimmt, er ward aber auch zu ihr durch andere Verhältnisse noch getrieben. Das Königthum und das Land, beide waren durch die Habsucht der römischen Kirche verarmt, beide mußten vertrocknen, wenn dieser Katholicismus fortdauerte. Langsam und vorsichtig aber bereitete Gustav die Einführung der Reformation vor. Er wollte sie den Menschen nicht eher geben, als bis sie gekannt, bis die Ueberzeugung von ihrer Wahrheit die Gemüther würde durchdrungen haben. Auch war es nicht ungefährlich für sein junges Königthum, besonders bei der großen Macht der Bischöfe in dem Lande, sich vorschnell zu erklären. Darum vermied er noch geraume Zeit wenigstens den äußerlichen Bruch mit Rom, achtete zwar nicht auf die Aufforderung Pabst Adrians VI., die Lutherischen mit Feuer und Schwert auszurotten, feierte aber doch noch das Jubeljahr, welches Leo X. 1525 ausgeschrieben. Die evangelischen Prediger aber genossen seinen Schutz. Frei und ungehindert durften sie durch das Land ziehen und ihren Glauben verkünden. Nachdem ihm Alles hinlänglich vorbereitet schien, ließ er durch Schlüsse des Reichstages zu Westerås die lutherische Reformation einführen. Dabei ward bestimmt, daß der König einen Theil des übermäßigen Reichthumes der Bischöfe an



sich nehmen, der Adel zurücknehmen könne, was seit dem Jahre 1454 von seinen Gütern an die Kirche gekommen. Dadurch ward das, was für das Leben ist und für dasselbe sein soll, was die Kirche niemals hätte nehmen sollen, ihm wieder gewonnen. Die wahre Kirche verlor nichts, sie gewann nur durch diesen Verlust. Von besonders günstigem Einfluß war die Einführung der Reformation auf Finnland. Jetzt zuerst ward der Versuch gemacht, die religiösen Wahrheiten in finnischer Sprache zur Erleuchtung und Versittlichung des Volkes darzustellen. Auch ward 1548 das neue Testament in die finnische Sprache übersetzt.

Fast war es indessen mit der Einführung der Reformation in Schweden noch um mehrere Jahre zu früh und besonders die Bauerschaft noch nicht genugsam in dem Glauben unterrichtet. Daher erheben sich die Bauern in einigen Provinzen Schwedens einigemal sogar mit den Waffen für die alte Kirche und Gustav muß sie gewaltsam niederkämpfen. Das sind bei den Germanen nur seltene und vereinzelte Fälle, daß sie sich für das alte Kirchenthum erheben, wenn sich die Staatsgewalt für die neue erklärt hat.

Nicht so leicht kommt es mit der Einführung der Reformation in Dänemark. Christiern II. hat weiter weder an sie noch auch an kräftige Bekämpfung des schwedischen Aufstandes denken können. Denn unter den Dänen selbst ist ein Aufruhr gegen ihn ausgebrochen. Mild und freundlich erweist sich der König den Bürgern und den Bauern, hart aber und gewaltthätig dem Adel und den Prälaten, welche nach immer größerer und größerer Einschränkung der königlichen Macht zu eigenem Nutz und Frommen streben. Vor ihnen muß Christiern II. am Anfange des Jahres 1523 aus seinem Reiche entrinnen. Er ging in die Niederlande, auf das Gebiet sei-

nes Schwagers Kaiser Karls V., dessen Schwester seine Gemahlin war. Von nun an hielt sich Christiern II. wieder ganz katholisch, damit er die Hülfe des mächtigen Kaisers gewönne. Kaiser Karl V. erklärte nun auch des Königs Sache für seine eigene und hätte auch hier, da der König wieder katholisch geworden, gern für den Katholicismus und gegen den Protestantismus kräftig gearbeitet, wenn er es nur vermocht. Aber schon beschäftigten ihn viele andere Dinge zu sehr, als daß er große Kräfte auf diese Seite noch hätte richten können. Unterdessen hatten Dänemark, mit welchem Norwegen vereinigt blieb, dem Ohm Christierns II., Herzog Friedrich von Hollstein, die Krone aufgetragen. Auch in Dänemark war die Gewalt des Reichstages größer als die Gewalt des Königs und die Bischöfe spielten auf demselben mit dem Adel eine sehr bedeutende Rolle. Waren die Bischöfe hier auch nicht Fürsten, wie in Deutschland, und drohete ihnen nicht mit der Annahme der Reformation das Fürstenthum verloren zu gehen, so drohete ihnen doch der Verlust des weltlichen Gutes und der irdischen Macht. Sie hielten daher auch hier an dem Katholicismus fest. König Friedrich I. war um so mehr genöthiget mit seiner Liebe für die Reformation zurückzuhalten, als die Liebe zu ihr, was in so wenigen Jahren auch kaum zu erwarten, noch nicht die ganze Masse des Adels und des Volkes durchdrungen. Doch setzte er auf dem Reichstage von 1527 den Beschluß durch, daß beiden Parteien gleiche Duldung in dem Reiche sein sollte, bis eine allgemeine Kirchenversammlung den ganzen Streit würde entschieden haben. In dem Jahre 1530 ward dieser Beschluß wiederholt.

Doch hatte die Reformation noch nicht in Dänemark obgesiegt, als die ganzen scandinavischen Lande von einer nicht unbedeutenden Gefahr sich bedroht sahen. Nicht ohne die Unterstützung Kaiser Karls V. landete der vertriebene Christiern II. in Norwegen. Es war dabei auf die Zerstörung des Protestantismus in dem ganzen scandinavischen Norden abgesehen. Die noch vorhandenen katholischen Elemente sollten zu einer kräftigen Reaction benutzt werden. Es erklärte sich nun auch Norwegen für Christiern II.; es waren gerade in Norwegen die meisten katholischen Elemente übrig geblieben. Indessen traten Friedrich I. und Gustav zusammen und Christierns II. Unternehmen zerran in nichts. Er selbst mußte sich 1532 gefangen geben und büßte sein kühnes Unternehmen mit lebenslänglicher Haft.



Die Sache der Reformation des scandinavischen Nordens war indessen mit seinem Falle noch nicht ganz entschieden. Nach dem Tode König Friedrichs I. 1533 erhuben die Bischöfe und die katholische Partei Dänemarks noch einmal das Haupt. Das eintretende Zwischenreich wollten sie benutzen, die Reformation wieder rückgängig zu machen. Friedrich I. hatte zwei Söhne hinterlassen, Christian, der protestantisch, Johann, der katholisch war. Da sie Johanns Wahl nicht durchsetzen konnten, suchten sie wenigstens Christians Wahl zu verzögern, um vorher die Reformation wieder vernichten zu können. Indessen griff die deutsche Hansestadt Lübeck, mächtig damals noch und gewaltig, zu den Waffen gegen Dänemark, angeblich für den gefangenen Christiern II. Bürger und Bauern rief Lübeck gegen den Adel zu den Waffen. In dieser Noth sah der dänische Reichstag sich gedrungen, weil Angriff von Außen, Empörung im Innern war, Christian III. zum König zu wählen 5. Juli 1534. Die Bischöfe hatten sich dieser Wahl nur nach großem Widerstreben gefügt, denn sie kannten Christians III. Gesinnungen wohl. Auch täuschten sie sich nicht. Denn kaum hatte er das Reich be-

ruhiget und unterworfen, als er an einem Tage, am 20. Aug. 1536, alle Bischöfe greifen und sie zur Unterschrift des Versprechens nöthigte, sich der Kirchenverbesserung nicht zu widersetzen. Nun erst konnte der Reichstag 1536 in Freiheit die Einführung der Reformation beschließen, die alsbald ohne weiteren Widerstand erfolgte. Die Bischöfe in Unfreiheit setzen, war hier das einzige Mittel, Dänemark in Freiheit zu bringen. So war die Reformation in dem ganzen scandinavischen Norden ausgebreitet, entstand und bestand hier in den Formen des strengen Lutherthums. In dem scandinavischen Norden behielten indessen die Kirchenvorsteher den Namen Bischöfe bei. Auch behielt die Kirche Sitz und Stimme auf den Tagen des Reiches, aber viele von den alten katholischen Bischöfen konnten die untergegangene Herrlichkeit nicht vergessen und den Schmerz über ihren Verlust nicht überwinden. Eine kleine katholische Partei blieb doch auch in dem scandinavischen Norden zurück, nur war sie zu unbedeutend, um als eine Spaltung in der Nation angesehen werden zu können.

Von den beiden Reichen, die nun vorhanden, da Norwegen mit Dänemark vereinigt blieb, war Schweden nicht sowohl durch äußern Umfang als vielmehr durch innern Gehalt das bedeutendere. Der schwedische Reichstag, der aus den Abgeordneten des Adels, der Geistlichkeit, der Bürger und der Bauern bestand, war klug und patriotisch genug, das Recht der Königswahl aufzugeben, welches nur Unruhe und verderbliche Parteiung erzeugte. Auf dem Reichstage zu Örebo 1540 ward die Erblichkeit des Thrones in dem Geschlechte Gustavs festgesetzt. Die schwedische Macht fing unter Gustav an in dem übrigen Europa bemerkt zu werden. Gustav selbst aber trug dazu bei, sie doch wieder bedeutend zu schwächen. Seinem ältstgebornen Sohne Erich wollte er ob seines wüsten und wilden



Lebens nicht das ganze Reich überantworten. Daher überließ er ihm zwar sterbend das Königreich, aber seinem zweitgebornen Sohne Johann gab er Finnland als ein Herzogthum, an den dritten Magnus Ostgothland, an den vierten Karl, der damals noch sehr jung war, nachmals der Vater Gustav Adolfs ward, Südermannland. Diese Herzöge waren fast unabhängig von dem König gemacht und damit die einige Kraft des schwedischen Reiches gebrochen. Es mußte dieses Verhältniß wieder vernichtet werden, wenn Schweden in Zukunft ein Retter der Protestanten Deutschlands werden sollte. Gustav aber starb am 29. Sept. 1560, nicht lange nachdem der Religionsfriede in Deutschland geschlossen. Voraus war ihm schon König Christian III. von Dänemark gegangen, der am 1. Jan. 1559 gestorben. Dänemark stand an innerer Kraft weit hinter Schweden zurück. Der Reichstag, auf dem der Adel den Meister spielte, behauptete das Recht der Königswahl, schränkte die königliche Macht immer mehr und mehr ein, brachte dadurch das Reich um den einigenden und kräftigenden Mittelpunkt, der allein in dem Königthume ruhen kann, der allein Rettung aus großen Gefahren bringen kann. Die Bauern befanden sich in Dänemark fast insgesammt in dem Zustande der Leibeigenschaft. Norwegen ward von den Dänen wie eine eroberte Provinz behandelt.

Ueberschauet man das Ganze der Ereignisse, so ist es doch von einer entscheidenden Wichtigkeit, daß ein germanischer Stamm, diese Scandinavier, sich ganz und unbedingt für die Reformation und zwar für die lutherische Reformation ausgesprochen, während bei dem germanischen Stamme der Deutschen eine Spaltung eingetreten. Jene können es, zumal in so große Nähe und Nachbarschaft gestellt, kaum dulden, daß ihren deutschen Glaubensgenossen der Protestantismus wieder

gewaltsam entrissen werde. Die Einigung hier ist um so nothwendiger, als unter die deutschen Protestanten bereits die ersten Keime einer Spaltung in sich selbst gekommen, welche nachmals weiter und weiter greifend die Kraft des gesammten deutschen Protestantismus dem römischen Katholicismus gegenüber wesentlich und bedeutend geschwächt hat. Nicht wenig hat es zu dem Gange der Weltereignisse überhaupt und zu dem Gange des dreißigjährigen Krieges insbesondere beigetragen, daß die Reformation gewissermaßen in zwei Familien auseinandergegangen ist, welche obwohl sie im Wesentlichen auf demselben Grund und Boden stehen, doch über das Einzelne sich allmälig bis auf das Aeußerste verfeinden, wild und heftig, nach der Sitte und dem Geiste der damaligen Zeit, sich oftmals um nicht mehr als um Worte und Ausdrücke streitend.

Die zweite Familie der Reformation ist in der Schweiz emporgekommen und auch eine ursprünglich deutsche. Die Schweiz bestehet eigentlich aus drei verschiedenen Theilen, den Cantonen, den Eidgenossen, den zugewandten Orten, wie Graubündten und Wallis, die mit den Eidgenossen nur in einem Bündniß standen, und den sogenannten gemeinen Herrschaften, welche von den Cantonen beherrscht wurden. Die Cantone bildeten eben so wenig als die Fürsten und Stände in dem deutschen Reiche einen festgeschlossenen und eng-verbundenen Staat. Die Tagessatzung sollte das vereinigende Band geben, gab es aber nur höchstens nach Außen zu; im Innern bewegten sich die Cantone ziemlich frei und selbstständig.

Fast zu derselben Zeit wie Luther in dem Reiche trat in Zürich Ulrich Zwingli auf, der nur wenige Wochen jünger als Luther war. Ob er mit diesem gleich auf demselben Boden stand, so hatte seine Reformation doch eine in etwas von der lutherischen verschiedene Wendung. Während Luther nichts von dem Bestehenden wollte hinweggenommen wissen, was nicht in Widerspruch mit Wort und Geist der Schrift sei, wollte Zwingli nichts in der Kirche dulden, was nicht ausdrücklich aus der Schrift erwiesen und erhärtet werden könnte. Luther ordnete die Kirche der fürstlichen Gewalt unter, die ihm die Hüterin, die von Gott gesetzte Hüterin nicht allein des Weltlichen, sondern auch des Geistlichen war. Die schweizerische Reformation entstand auf republikanischem Boden. Die Kirchenverfassung empfing deshalb auch einen republikanischen Anstrich. Die Kirche Zwingli's, zu welcher nachmals als zweiter Stifter Calvin, der Franzose, tritt, zeichnete sich noch vor der lutherischen dadurch aus, daß sie mit noch größerer Strenge auf Reinheit und Einfachheit des Lebens und der Sitte drang. Die Gemüther wurden in der Schweiz von Zwingli's feuriger Predigt doch nicht so ergriffen, nicht so allgemein ergriffen, wie die Gemüther der Menschen in dem deutschen Reiche von der Lehre Luthers und seiner Geistesgenossen. Während in dem Reiche etwa neun Zehntheile der Nation sich für die Reformation entscheiden, geschiehet in der Schweiz dasselbe allmälig etwa von der einen Hälfte der Menschen. Man befindet sich in dieser Schweiz doch schon auf einem etwas andern Boden. Die Germanen hier sind dicht in die Nachbarschaft der Romanen gestellt, aus den romanischen Ländern herüber wehet schon ein stärkerer Einfluß und es giebt sich dieser in einem größeren Halten an dem römischen Katholicismus kund. In Zürich zuerst wird die schweizerische Reformation eine äußerliche Thatsache, die alte Kirche bricht zusammen und die neue entsteht. Es geht dabei auf die Weise zu, die in der Republik nothwendig ist. Keine Neuerung wird in's Werk gesetzt, zu der nicht

die städtische Gemeine ihre volle Zustimmung gegeben. Der große Rath ruft die Meinung der Menschen nicht hervor, er folgt ihr nur.

Mit seinem offenen, klaren und unzweideutigen Aussprechen für die Reformation stand Zürich ziemlich geraume Zeit allein, und es fielen auf der Tagessatzung die drohendsten Worte gegen Zürich. Aber in Sanct Gallen, Basel, Bern, Glarus, Appenzell und Graubündten regte sich die Reformation ebenfalls unter den Menschen. Schon im Jahre 1526 beschlossen im letzteren Lande die freien Gemeinen, daß es jedem freistehe bei der alten Kirche zu bleiben oder zu der neuen, der evangelischen, zu treten. In Bern und Sanct Gallen ward 1528, in Basel 1529 die Reformation förmlich angenommen. Doch nicht eher hatte sie durchgesetzt werden können, als bis die Verfassungen der kleinen Staaten zum Theil geändert, die Gewalt in die Hände von Neugläubigen gebracht worden. Andere Cantone schwankten noch unbestimmt zwischen dem Alten und dem Neuen; aber in Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Luzern und Freiburg blieb der Katholicismus stark und fast unerschüttert. Besonders die fünf erstgenannten Orte zeigten den größten katholischen Eifer. Wie die protestantischen Fürsten in dem Reiche die vaterländisch-deutschen Interessen vor den Glauben und der Kirche an Frankreich dahingeben, so wollten hier die fünf katholischen Orte die Interessen der Eidgenossenschaft für die alte Kirche aufgeben an das Haus Spanien-Habsburg. Sie unterhandelten mit dem römischen König Ferdinand um bewaffnete Hülfe zur Unterdrückung der Evangelischen. Zürich und Bern schlossen dagegen 1528 für gemeinsame Vertheidigung das sogenannte christliche Bürgerrecht. Die gegenseitige Erbitterung war auf einen hohen Grad gestiegen und besonders durch die Verhältnisse der



gemeinen Herrschaften, über welche einige Cantone gemeinsam die Herrschaft besaßen, ward sie täglich genährt. Denn die Evangelischen wollten auch hier die Reformation einführen, die Katholischen ihre Kirche erhalten. Beide Theile sahen sich als Ketzer und Verräther an. Die fünf Orte schlossen 1529 den Bund mit Ferdinand förmlich ab. Aber es war hier wie im scandinavischen Norden. Die Kraft der katholischen Hauptmacht des Hauses Spanien-Habsburg war schon zu vielfach anderwärts beschäftiget, als daß sie fremden Glaubensgenossen eine bedeutende Unterstützung hätte gewähren können. Zürich nahm kühn die Waffen; die Katholischen erschracken vor dem gewaltigen Sturme, der ihnen drohete, wenn auch die andern Evangelischen noch zu den Waffen greifen sollten. Es ward daher 1529 ein erster Religions-Friede geschlossen. Die fünf Orte mußten das Bündniß mit dem König Ferdinand abthun, für die gemeinen Herrschaften ward bestimmt, daß die Mehrheit der Menschen in den Kirchspielen über den Glauben entscheiden sollte. Unterdessen siegte die Reformation in Schaffhausen und Graubündten 1529, in Glarus 1530 ob.

Aber die fünf Orte waren nicht gemeint, den Frieden auch zu halten; sie blieben in fortwährender Verbindung mit dem Hause Spanien-Habsburg. Die evangelischen Cantone, und namentlich Zürich, suchten sich deshalb den Protestanten in Deutschland anzuschließen. Auch ward ihnen von dieser Seite einigermaßen, vorzüglich durch den Landgrafen Philipp von Hessen, hülfreich entgegengearbeitet; nichts hätte dieser Fürst lieber gesehen, als daß die Kräfte des gesammten deutschen Protestantismus durch die Aufnahme der Schweizer in den schmalkaldischen Bund vereiniget würden. Es ward auch 1529 stark darüber verhandelt. Aber Luther meinte, daß die Schweizer nicht aufgenommen werden könnten, wenn nicht erst erwiesen, daß

eine vollständige Uebereinstimmung im Glauben Statt habe. Nun war aber zwischen beiden Reformatoren fast gleichzeitig mit ihrem Auftreten gegen Rom ein gewaltiger Streit ausgebrochen. Es war der bekannte Abendmalsstreit, der so lange wie eine eherne Mauer zwischen den beiden Familien der Reformation gestanden hat. Anscheinend, und besonders auf dem Standpuncte der Gegenwart nur von einer geringen Erheblichkeit, hatte er doch einen tiefen, innern Grund und berührte das Wesen beider Reformatoren und beider Reformationen. Luther wollte sich von dem Herkömmlichen und in der Kirche allmälig Gewordenen nicht weiter entfernen, als die Worte der Schrift ihn unbedingt nöthigten. Das Bestehende, welches der Schrift nicht durchaus zuwider, sollte nicht umgebrochen werden. Die lutherische Reformation war Restitution, nicht Revolution. Im Wesentlichen wollte Luther die alte lateinische Kirche wieder herstellen, wie sie in der ersten Zeit und vor dem Verderben gewesen, das seit dem vierten und fünften Jahrhundert besonders hereingebrochen. Zwingli aber stellte sich ganz frei und unabhängig auf die Schrift. Luther wollte sich, seinem Grundgedanken gemäß, um keinen Preis das Mysterium im Abendmale entreißen lassen, und das Religionsgespräch zu Marburg zwischen Zwingli und den Lutherischen zerschlug sich 1529. Die Reformatoren schieden in Unfrieden auseinander. Die schweizerische Ansicht fing indessen an auch in das Reich einzudringen. Schon auf dem Augsburger Reichstage von 1530 hatten die vier Städte Straßburg, Memmingen, Constanz und Lindau dem Kaiser ein anderes Glaubensbekenntniß als die Lutherischen eingegeben, darin sie, sonst übereinstimmend, in der Lehre vom Abendmal den zwinglianischen Ansichten folgten. Gering in ihren ersten Anfängen wird die Spaltung des Protestantismus in dem deutschen



Reiche unter dem Fortgange der Ereignisse von großer Wichtigkeit.

Die Schweizer aber, sonder Verbindung mit dem Reiche, mußten den Streit unter sich allein ausfechten. Als die Evangelischen sahen, daß der jüngst geschlossene Religions-Friede so nicht von Dauer sein werde, begehrten sie von den katholischen Orten, daß sie in ihren eigenen Gebieten das evangelische Bekenntniß dulden sollten. Als eine verneinende Antwort erfolgte, griff Zürich allein und vorschnell gegen die fünf Orte zu den Waffen. Da ward die Schlacht bei Cappel am 11. Oct. 1531 geschlagen, in der die Evangelischen sieglos blieben, Zwingli selbst den Tod fand. Was Luther um keinen Preis gethan haben würde, eine weltliche Waffe fassen für die Vertheidigung des Glaubens, das hatte Zwingli mit Freudigkeit gethan. Weiter vom Katholicismus als die Lutherischen entfernt, ist unter den Zwinglianern überhaupt eine größere Bereitwilligkeit Alles an den Glauben zu setzen, ein stärkeres und durchdringenderes Feuer als unter diesen. Jetzo schien der Katholicismus in der Schweiz sein Haupt wieder kräftig erheben zu wollen. In der That ward die evangelische Minorität aus Solothurn vertrieben und in Glarus rissen die Katholischen die Gewalt wieder an sich. Aber weitere Erfolge vermochten die fünf Orte aus dem Siege von Cappel nicht zu ziehen. Vom Kaiser Karl und vom König Ferdinand blieben sie ohne weitere Hülfe, die andern Evangelischen rüsteten und droheten und so mußten sie noch 1531 einen abermaligen Religions-Frieden schließen. Bitterkeit, Feindschaft, Haß und Reibungen dauerten noch lange fort, aber zu einem großen Streite kam es in der Schweiz doch nicht wieder.

Bei der damaligen Stimmung der Menschen ist der Ausbruch entweder eines großen und allgemeinen, auf allen Punc-

ten zugleich auflodernden Glaubenskampfes, oder doch der Ausbruch mehrerer solcher die verschiedenen Lande zu verschiedenen Zeiten ergreifender Kämpfe kaum zu vermeiden. Liegt es auch nicht in der Natur und dem Wesen des Protestantismus, mit den Waffen aufzuschreiten, um Ausbreitung zu gewinnen, so ist doch unter den ersten Protestanten der glühende Wunsch, daß ihr Glaube das Herrenthum über Europa gewinnen möge, vorhanden. Nicht anders als Abgötterei, als der Abgrund alles Verderbens erscheint ihnen der Katholicismus, und es fehlt, besonders unter den Anhängern der zweiten reformatorischen Familie, nicht an solchen, die es als heilige Pflicht preisen, für die Ausbreitung des wahren Glaubens selbst mit allen Mitteln zu sorgen. Der Katholicismus ist zwar unter den ersten Anfängen der Reformation als etwas matt erschienen. In dem deutschen Reiche haben selbst die Bischöfe keinen besondern Eifer gezeugt. Aber schon ist er im Begriff sich wieder zu ermannen, und wenige Jahre nach den zuletzt erzählten Ereignissen wird der Orden der Jesuiten gegründet, welcher die katholische Welt mit einer verstärkten Gluth des Ketzerhasses erfüllen und allenthalben das Panier des Angriffes, des Kampfes und jeglicher Grausamkeit gegen Anders Gläubige vorantragen wird. Darum ist die Spaltung in zwei Familien für die Reformation ein schweres Unglück. Alle Kräfte des Angriffs und alle Kräfte des Widerstandes werden dadurch gelähmt sein.

Bis in die Mitte des Jahrhunderts hinein stehen indessen die Aussichten zwar nicht allenthalben, aber doch vieler Orten, nicht ungünstig. Nicht auf die germanische Welt allein scheint sich die Reformation beschränken zu sollen; auch in die romanische will sie eindringen. Je mehr sich die Germanen den Grenzen der romanischen Welt nähern, um desto weniger tritt unter den Massen der Geist schnell und allgemein für die Reformation auf. Es wehet schon etwas von dem romanischen Geiste herüber. Bei den Romanen tritt dasselbe in umgewendeter Weise hervor. Je näher sie den Grenzen der germanischen Welt stehen, um desto größer ist die Empfänglichkeit, welche sie für die Reformation zeigen. Je weiter sie von den Germanen entfernt und abgeschieden leben, je weniger ist die Reformation die Geister zu gewinnen im Stande. Es wehet zu den ferner Stehenden gar nichts von dem germanischen Geiste, von dem die näher Stehenden doch nicht ganz unberührt bleiben. Also sind die Weise der Nationen verschieden, und diese Verschiedenheit ist für das Aufkommen oder die Unterdrückung der Reformation etwas sehr Bedeutendes, wenn sie auch keineswegs das allein Entscheidende ist.



Das größte und schönste aller romanischen Lande, Frankreich, stehet um die Mitte des Jahrhunderts auf dem Spiele, ob es in seiner Gesammtheit für, ob gegen die Reformation sich entscheiden wird. Die Reformation dringt zuerst mit aller ihrer Kraft in ein kleines Gebiet, in welchem zwar französisch gesprochen wird, das aber zu dem großen französischen Reiche nicht gehört. Die Stadt Genf, angesehen als zum deutschen Reiche gehörig, stand unter der Herrschaft ihres Bischofs. Der Reformation hold geworden, verjagte sie ihn 1533 und führte die Reformation in zwinglianischer Weise 1534 ein. Da ergriff Karl III., Herzog von Savoyen, längst lüstern nach dem Besitz der schönen Stadt, die Waffen für die Aufrechterhaltung des alten Glaubens. Aber Genf bündete sich mit Bern, und unglücklich stritten die Waffen von Savoyen gegen Bern. Nicht allein, daß die Freiheit Genfs behauptet ward, Bern eroberte auch das schöne Waadtland und führte hier ebenfalls 1536 die Reformation ein. Auch auf diesem Puncte der Welt hätte Kaiser Karl V. gern entgegengearbeitet. Aber er

vermochte weiter nichts, als kaiserliche Abmahnungsschreiben zu senden, nach denen Bern nicht fragte. Das kleine Genf aber schwang sich auf geraume Zeit zu einer nicht unbedeutenden Wichtigkeit empor. Es ward die Metropole der Reformation besonders für das benachbarte Frankreich. Eine französische Universität ward hier gestiftet, romanische, besonders französische Gelehrte, die wegen ihres Glaubens aus der Heimath hatten entweichen müssen, flüchteten hierher und suchten von hier aus die Sache der Reformation in dem großen Vaterlande zu fördern und emporzubringen.

Als Stern erster Größe glänzte unter ihnen Jean Calvin. Im Jahre 1536 erschien Calvin zuerst in Genf und lebte dort mit einigen Unterbrechungen bis an seinen Tod, der im Jahre 1564 erfolgte. Calvin ward gewissermaßen der zweite Stifter dieser Familie der Reformation. Nicht die deutsche Gemüthlichkeit, Geradheit und Liebe waltete wie in Luther in Calvin vor, sein Wesen war strenge, fast düster. Seine Ansichten hatten selbst eine Seite, auf denen sie, dem großen Gegensatze in anderen Dingen zum Trotze, sich doch wieder an den Katholicismus anschlossen. Er wollte eine strenge, hierarchische Ordnung in der Kirche, er empfahl selbst das Klosterwesen, nur sollte es ohne die ewigen, bindenden Gelübde sein. Die Spaltung mit den Lutherischen blieb, obwohl Calvin sich einmal bereit erklärt, das Augsburgische Glaubensbekenntniß anzunehmen. Sie ward selbst schroffer und bestimmter, als die Schweizer und Franzosen ihr Glaubensbekenntniß zu Zürich 1566 aufstellten.

Diese Reformation nun war in einem starken und bedeutenden Zuge in das benachbarte Frankreich eingedrungen. Aber wenn sie in Frankreich Herr werden sollte, so mußte sich das Königthum für sie entscheiden. Aber König Franz I. blieb



katholisch wie Kaiser Karl V., und mehrere Dinge mußten ihn in seinem Katholicismus stärken. Zuerst blieb die Majorität der Franzosen katholisch und mitten in seinem Kampfe gegen den Kaiser, der mehr als einmal das Dasein bedrohte, konnte Franz I. nicht das gefährliche Wagniß unternehmen wollen, sich wider die Majorität seiner Nation für die Reformation auszusprechen. Es kam hinzu, daß die zwinglianisch-calvinische Reformation ihm in Gestalt der Volksherrschaft entgegentrat, die hier für die kirchlichen Angelegenheiten begründet worden. Es trat ferner hinzu, daß kurz vor dem Beginne der Reformation 1516 das französische Königshaus ein sehr günstiges Concordat mit dem apostolischen Stuhle geschlossen, durch welches die Besetzung der Kirchenstellen und ein Theil der Kircheneinkünfte dem Königthume überwiesen ward. Da schien nun die Stärke und Gewalt dieses Königthumes wesentlich mit dem Katholicismus zusammenzuhangen. Also verfolgte Franz I. in Frankreich selbst die Protestanten, die er in Deutschland, jedoch nur aus politischen Gründen, schützen zu müssen glaubte, mit der äußersten Heftigkeit und in der alten römischen Weise, mit Feuer und Schwert. Dennoch verbreitete sich die Reformation immer weiter und weiter unter dem Volke, unter dem Adel. Drang sie doch selbst in die königliche Familie ein, denn die Schwester des Königs, Margarethe, Königin von Navarra, war eine fast offen erklärte Protestantin. Als Franz I. 1547 gestorben, wurden unter König Heinrich II. die Verfolgungen nicht geringer, sondern heftiger. Und mitten unter ihnen kam es doch so weit, daß um die Mitte des Jahrhunderts etwa der dritte Theil der französischen Nation sich entweder laut oder im Stillen der Reformation zugewendet. Im Jahre 1562 gab es 2150 reformirte Kirchen in Frankreich. Auch hier stand für die nächste Zukunft

eine große Entscheidung bevor. Wenn sich die Umstände günstig wendeten, konnte Frankreich wohl noch reformirt werden.

War das nun noch zweifelhaft um die Mitte des Jahrhunderts und fast mehr noch als zweifelhaft, weil doch nur erst ein Drittheil der Nation gewonnen worden und weil das Königthum gar nicht gewonnen werden zu können schien, ob wenigstens in einem der romanischen Länder die Saat der Reformation zum kräftigen Baume emporwachsen werde, so schien um dieselbe Zeit die Frage für zwei andere europäische Länder, die im Wesentlichen germanisch, für England und Schottland, schon günstig entschieden zu sein. In England fand die Reformation bereits einen in etwas geebneten Boden. Trotz aller Verfolgungen und alles Brennens war die Zahl der übriggebliebenen Wicliffiten nicht unbedeutend. Noch im Jahre 1430 versuchten sie, obwohl vergeblich, sogar mit den Waffen emporzukommen. Was nicht gerade zur wicliffitischen Secte gehörte, war doch in seinen Ansichten oftmals freier, nicht eben ultra-römisch. Wegen solcher freierer Gesinnung steht 1457 sogar ein Bischof, Reginald Pocoke, vor dem Inquisitions-Tribunale. Aber zwischen Gunst und Ungunst der Verhältnisse in die Mitte scheint die Reformation fast allenthalben kommen zu müssen. Das Haus Tudor, welches 1485 den englischen Thron bestiegen, zeigt sich in den beiden Königen Heinrich VII. und seinem Sohne Heinrich VIII., der ihm 1509 in der Herrschaft gefolgt, recht eifrig katholisch. Das war von um so größerer Bedeutung, je höher damals die königliche Macht gestiegen und je mehr die parlamentarischen Rechte und Freiheiten vor ihr zusammengeschrumpft. Heinrich VIII., der den Anfang der Reformation in Deutschland sah, die auch in England alsbald Anhang fand, erklärte sich



mit solchem Eifer gegen sie, daß er sogar Luthern in einer eigenen Schrift „über die sieben Sacramente" angriff, was ihm vom apostolischen Stuhle den Ehrentitel eines Vertheidigers des Glaubens, von Luthern aber eine derbe Abfertigung zu Wege zog. Mit solcher Heftigkeit ward von Heinrich VIII. Alles verfolgt, was sich dem Geiste der Reformation auch nur näherte, daß er sechs Menschen verbrennen ließ, weil sie ihren Kindern das Vater-Unser und die zehn Gebote auf englisch gelehrt.

Und doch mußte gerade dieser Mann es sein, der, selbst ohne es zu wollen, der Reformation in England Bahn brach. Denn seltsam, wie sich schon an dem kurzen Blick auf den Gang der Reformation in Deutschland gezeigt, waren die Wege, deren sich die Vorsehung bediente, der Reformation das Emporwachsen möglich zu machen. König Heinrich VIII. kam in Zwist mit Pabst Clemens VII. Er verlangte von demselben, daß er seine Ehe mit Katharina von Aragonien, der Witwe seines Bruders für null und nichtig erkläre, weil eine solche Ehe selbst durch eine päbstliche Dispensation, die hier gegeben worden, nicht zu einer rechtmäßigen gemacht werden könnte. Gern hätte der Pabst dem Verlangen des Königs, hervorgegangen wahrscheinlich nicht aus einer Ueberzeugung, sondern aus der Lust, eine andere Ehe zu schließen, gewillfahrt. Denn was kam dem apostolischen Stuhle auf solche Dinge an. Aber Katharina von Aragonien war die Tante Kaiser Karls V. Der Pabst konnte und durfte nicht gegen das mächtige Kaisergeschlecht sprechen und es auf das bitterste beleidigen. Also zog er die Sache hin von einer Zeit zur anderen, bald Hoffnung erregend, bald sie wieder vernichtend. Der König ward unwillig über den Pabst und das Pabstthum und es kam hinzu, daß doch auch in diesem Pabstthume et-

was war, welches dem König auf das Aeußerste widerstrebte, was im tiefsten Innern ihm doch lange zuwider war, obwohl er im Uebrigen so gut katholisch. Das war die Lehre, welche das Pabstthum und seine Anhänger immer mit dem größten Eifer und als hange die Christlichkeit der ganzen Welt daran, verkündeten, daß die Gewalt des Stuhles von Rom hoch über der Macht der weltlichen Könige stehe, diese selbst ihm unterworfen sein müßten. Daran hatte die königliche Gesinnung Heinrichs VIII. stets gewaltigen Anstoß genommen.

An diesen schwachen Seiten nun ward er von den Parlamenten gefaßt, in welche die Geneigtheit für die Reformation gewaltig eingedrungen. Aber offen durften sie wegen der katholischen Gesinnung des Königs nicht hervortreten. Sie mußten sich begnügen zuerst die Gewalt des Pabstes in England aufzuheben. Alle Berufungen an den Pabst wurden 1532, alle päbstliche Rechte und Einkünfte 1534 aufgehoben. Heinrich VIII. ließ es sich um so eher gefallen, als nicht allein ein Theil dieser Einkünfte ihm überwiesen, sondern er auch 1535 zum Haupte und Herrn der Kirche Englands erklärt ward. Das ist der Grund und Boden der Suprematie der Könige Englands über ihre Kirche, welche in ihrer Ausübung jedoch keine Verwandtschaft mit einem Pabstthume hat. Außerdem hat das Parlament auch noch die Ehe des Königs getrennt, also daß er zu einer neuen hat schreiten können. Aber die Evangelischen im Parlamente wollen weiter. Nur mit Mühe ließ es Heinrich VIII. über sich gewinnen, daß noch eine Säule des Katholicismus in England niedergebrochen werden durfte. Das Parlament hub 1536 die kleinern und 1540 die größern Klöster auf und wieß das Gut derselben dem König zu. Heinrich VIII. ließ es sich gefallen, weil er dadurch so große Reichthümer gewann. Auch war nun die Spaltung zwischen ihm und der römischen Kirche unheilbar geworden. Pabst Paul III. hatte einen furchtbaren Bann über den König Englands ausgesprochen.



Einige Säulen des Katholicismus in England waren nun allerdings vernichtet worden und Heinrich VIII. ließ als Hochverräther gegen seine Majestät hinrichten, wer noch die Gewalt des Pabstes, den Katholicismus in dieser Beziehung, glaubte und diesen Glauben nicht verbarg. Aber zum Protestantismus ließ er sich auch nicht hindrängen. Wer den Protestantismus offen zu bekennen wagte, ward eben so gut hingerichtet, als wer in dem alten, römischen Katholicismus blieb. Die Glaubensartikel der englischen Kirche, welche Heinrich VIII. 1540 aufstellte, und an denen er bei den strengsten Strafen zu halten gebot, lauteten ganz katholisch. Heinrich VIII., ein eben so grausamer als üppiger, verschwenderischer und herrschsüchtiger Mann starb 1547 katholisch, und es war bis dahin wenig in England geschehen. Ja der innere Gehalt des Protestantismus, der unter dem grausamen Herrscher nur mit der höchsten Gefahr verkündet werden konnte, war der Mehrheit der Nation noch unbekannt. Darum kann es nicht Wunder nehmen, daß es in England noch anders ist, als bei den andern germanischen Völkern, die Mehrheit noch dem Katholicismus angehört, obwohl die Reformation beim Tode des Königs anderwärts schon fast drei Jahrzehnte verkündet worden. Denn in England ist sie eigentlich noch gar nicht verkündet. Selbst den Gebrauch einer englischen Bibelübersetzung hat Heinrich VIII. 1543 auf die Vornehmen beschränkt. Indessen nach seinem Tode, unter der Herrschaft des Sohnes und Nachfolgers Eduards VI., wird der verschlossene Schrein eröffnet.

Als nun Heinrich VIII. gestorben, dem wohl das Brandmal des Namens eines Tyrannen gegeben werden muß,

schienen sich die englischen Sachen ungemein günstig für die Reformation zu stellen. Das Protectorat über den jungen König Eduard VI., den Sohn Heinrichs VIII., kam an den Herzog von Somerset, welcher der Reformation geneigt. Cranmer, der Erzbischof von Canterbury und viele Gleichgesinnte, die unter Heinrich VIII. ihre Neigung für die Reformation hatten zurückhalten müssen, erhielten nun freie Hand. Die Parlamente cassirten allmälig Alles, was nach den Grundsätzen der großen deutschen Reformatoren als Auswuchs der alten Lehre und als Abweichung vom Evangelium angesehen ward. Die Versammlungen des Clerus, Convocationen genannt, jetzo des Stützpunctes in dem Königthume beraubt, mußten sich fügen. Man sah indessen, daß besonders die Hochpriester, die Bischöfe, der neuen Ordnung der Dinge sich nur ungern fügten und entgegenarbeiteten, wo sie konnten. Man mußte sie allmälig entfernen und durch andere ersetzen. Hier in England bemerkt man indessen, wie auch anderwärts nicht selten, daß selbst solche protestantische Bischöfe die freie und fast fürstliche Stellung, welche die katholischen gehabt, wieder zurückersehnen. In solcher Stimmung werden sie denn oft wieder dem Katholicismus geneigt. Der Katholicismus, der so viele Jahrhunderte auch auf der germanischen Welt gelegen, ist doch tief in die Zustände und Verhältnisse, in die Interessen der Menschen eingewachsen, und es kann daher nicht fehlen, daß er seine Stützpuncte, seine Anhänger behält, bei denen, wenigstens zum Theil, der Glaube deshalb nicht kommt, weil ihre zeitlichen Interessen durch ihn würden verletzt werden. Im Jahre 1548 ward die englische Liturgie aufgestellt. Der englische Protestantismus versuchte einen Mittelweg zwischen den unnützen, ja schädlichen Pomp des Aeußern im Katholicismus und der vielleicht zu großen, der Sinnlichkeit des



Menschen zu wenig darbietenden Einfachheit besonders der zwinglianisch-calvinischen Kirche einzuschlagen. In den Glaubensartikeln folgte England mehr dieser als der lutherischen.

Obwohl sich noch 1549 in einigen Districten das gemeine Volk, noch ununterwiesen in den Lehren der Reformation oder von ihrem Geiste noch nicht ergriffen, selbst mit den Waffen für den Katholicismus, jedoch vergeblich, erhoben, schien sie doch in England festzustehen, als der junge König Eduard VI. am 6. Juni 1553 starb. Nun hätte auf den Thron Englands kommen sollen Maria, die Tochter Heinrichs VIII., welche ihm Katharina, die Tante Kaiser Karl V., geboren. Auch hatte sie Heinrich VIII. zur Erbin seines Reiches nach Eduards VI. Tode, sollte er kinderlos, wie es geschah, sterben, wiewohl er sie früher als ein uneheliches Kind verworfen, gemacht. Aber Maria hatte sich, wie das Haus, dem sie von mütterlicher Seite angehörte, immer streng katholisch gehalten. Darum hatte sie Eduard VI., auf den Rath seiner protestantischen Umgebungen, vom Throne ausgeschlossen und denselben bestimmt der jungen Johanna Gray, welche von Marien, einer Schwester Heinrichs VIII., abstammte. Johanna Gray bestieg auch diesen Thron, aber dem Rechte nach gebührte ihr derselbe nicht. Es war aber um die Zeit etwa, da der Religions-Friede in Deutschland geschlossen ward, daß die Reformation auch in diesem Theile der germanischen Welt einen leichten Triumph gewinnen zu müssen schien.

Das benachbarte kleinere Reich Schottland war noch nicht von der Reformation gewonnen worden, wenigstens war hier die Staatsgewalt noch nicht von dieser Reformation gewonnen. König Jacob V. hatte die Anträge Heinrichs VIII., doch auch für Schottland gegen den Pabst zu verfahren, wie er es für England gethan, mit Bestimmtheit abgewiesen und war in

der Treue der alten Kirche geblieben. Jacob V. war 1542 gestorben. Maria Stuart war seine Tochter, die ihm von seiner Gemahlin Maria Guise, Prinzessin aus dem Hause Frankreich, kurz vor seinem Tode geboren worden. Maria Stuart ward 1548 an den Hof von Frankreich gesendet. Dort sog sie die streng-katholischen Grundsätze ein, die nachmals mitwirkten, daß ihr Haupt unter dem Henkerbeile fallen mußte. Die Staatsgewalt, eine Regentschaft für die junge Königin Maria Stuart, war nicht entschieden für die Reformation. Unter dem Volke aber und dem Adel von Schottland breitete sie sich mächtig aus, besonders durch die kühnen und feurigen Predigten des Johannes Knox, der tief ergriffen von der Wahrheit des zwinglianisch-calvinischen Lehrbegriffs 1551 mit fast fanatischem Eifer gegen das Pabstthum sich erhob. Als nun Maria Guise, zum Theil durch die Gunst der Protestanten, denen sie schmeichelte, 1554 die Regentschaft gewonnen, fing sie bald an diese zu drängen und zu drücken. Darauf traten diese zusammen und schlossen 1557 einen sogenannten Glaubensbund. Die Verbundenen wollten, selbst mit Aufopferung des Lebens, das ächte Wort Gottes schirmen und, wie sie es nannten, die satanische Abgötterei des Katholicismus ausrotten. Es war wiederum um die Zeit des Abschlusses des Religions-Friedens in Deutschland, da hier ein Kampf vorauszusehen. Die schottische Nation hatte sich in ihrer Mehrheit zum Protestantismus gewendet, die Königin-Regentin war bei dem Katholicismus geblieben, und von der jungen Königin Maria Stuart, die 1558 den Dauphin Franz von Frankreich geehelicht, war vorauszusehen, daß sie ebenfalls bei demselben verharren würde. Daß aber zwei Kirchen friedlich neben einander stehen könnten, meinte damals Niemand. Wo ein Friede geschlossen ward, war es nur ein Waffenstillstand,



um die Mittel und Kräfte zum Kampfe zu bereiten und zu ordnen.

Es sind fast nur die germanischen Völker, die sich von der Reformation haben gewinnen lassen. Bei den Romanen ist sie nur in Frankreich bedeutend. Das dritte große Hauptvolk Europas, die Slaven, fällt zum bei weitem größten Theile gar nicht in diese Bewegungen hinein. Sie gehören der morgenländisch-katholischen Kirche an, und die Reformation ist in dem Schooße der römisch-katholischen entstanden. Nur in dieser war das Bedürfniß einer Reformation gefühlt worden, es war nicht gefühlt worden in der morgenländisch-katholischen, wohin das Pabstthum, die weltliche Macht des clericalischen Standes, der Ablaß und was sonst die erste und nächste Veranlassung zur Reformation gegeben, gar nicht gedrungen. Die morgenländisch-katholische Kirche, von welcher die Hauptmasse der Slaven umfaßt, blieb von der Reformation unberührt.

Der römisch-katholische Theil der Slaven dagegen ward allerdings von der Reformation berührt; sie drang auch bei ihnen ein. Aber in dem Maße wie bei den germanischen Stämmen geschah es doch nicht. Die Reformation findet offenbar in dem slavischen Nationalcharacter nicht dieselben starken Stützpuncte wie in dem germanischen. Je weiter diese Slaven der germanischen Welt fern stehen, desto wenigern Raum kann sie gewinnen. Dennoch ist nicht alle Aussicht verloren, daß auch diese Slaven für die Reformation könnten gewonnen werden. Es giebt nur ein frei und selbstständig dastehendes Reich der katholischen Slaven, die königliche Republik Polen. Sigismund I. ist König, wie sich die Reformation in Deutschland und in der Schweiz erhebt, die beide alsbald ihre Anhänger fanden. In die Theile des Landes, welche mehr deutsch als polnisch waren, in das sogenannte

polnische Preußen, kam sie auch zuerst. Doch auch in das eigentliche Polen drang sie ein und fand an der Freiheit und Unabhängigkeit des polnischen Adels gewissermaßen eine Bundesgenossin. Denn dieser Adel ließ es sich nicht nehmen, auch in kirchlich-religiösen Dingen so frei zu sein, wie er es in allen anderen war. Welcher Edelmann es wollte, wendete sich dem neuen Glauben zu, und von vielen edlen Geschlechtern geschah es. Die Bischöfe schnaubten Wuth, aber der Adel gestand ihnen das Recht, inquisitorisch zu verfahren, nicht zu. Also breitete sich die Reformation immer weiter aus. Auch die böhmischen Brüder, die 1547 von König Ferdinand aus den königlichen Städten Böhmens vertrieben worden, fanden in Polen Aufnahme und Duldung. Die polnische Krone aber ging 1548 von Sigismund I. über auf Sigismund August; die Reformation blieb im Vorschreiten begriffen. Zwar verbot der Reichstag von 1552 alle Neuerungen in Glaubens- und Kirchensachen, aber an solche Reichstagsschlüsse selbst kehrte sich der Adel Polens wenig. Der apostolische Stuhl ward daher wegen Polen besorgt, und Aloysius Lippomann erschien als päbstlicher Legat auf dem Reichstage von 1556, kräftige Maßregeln gegen die sogenannte Ketzerei zu begehren. Aber die Landboten bewillkommneten ihn mit den Worten „sei gegrüßt, Sprößling der Viper" (salve progenies viperarum) höhnend hiermit den apostolischen Stuhl, der diesen Boten gesendet. Er richtete nichts aus, und die evangelischen Magnaten wurden so kühn, daß sie auf dem Reichstage von 1557 darauf anzutragen gedachten, daß die Augsburgische Confession offene und gesetzliche Duldung erhalte. Es geschah nun das allerdings nicht, doch blieb die Reformation im glücklichen Vorschreiten, und die Städte Danzig, Thorn und Elbing empfingen 1557 das Recht der freien Ausübung des evangelischen



Cultus. Also schien um die Zeit des deutschen Religions-Friedens die Reformation Polen wohl noch erobern zu können.

Um so mehr schien diese Aussicht vorhanden zu sein, als sich doch der Protestantismus dicht in der Nachbarschaft Polens auf einem Boden, der früher rein slavisch gewesen, der es zum Theil auch noch war, festgesetzt hatte. Eine weite Herrschaft hatten sich die Deutschen über die slavischen Lande Preußen, Liefland, Esthland und Kurland gewonnen. In Preußen ging die alte Nationalsprache schon im sechszehnten Jahrhundert unter und machte der deutschen Platz; in den drei andern Landen hat sie sich bei dem gemeinen Volke erhalten bis auf unsere Zeiten. Die Herrschaft war in den Händen des Ordens der deutschen Herren. Mönche und Ritter zugleich waren diese Herren. An ihrer Spitze stand der Hochmeister, seit dem Jahre 1511 Markgraf Albrecht aus der fränkischen Linie des Hauses Brandenburg. Die drei andern Lande wurden von einem Heermeister verwaltet, welcher unter dem Hochmeister stand. Der Orden war in denselben tiefen Verfall gerathen, der über alle Orden der katholischen Kirche um die Zeit der Reformation gekommen. Dazu kam eine schwere äußere Gefahr durch Polen, an welches schon 1466 das sogenannte polnische Preußen hatte abgetreten werden müssen. Am Ende des Jahres 1519 griffen die Polen das Land abermals an und drangen bis Königsberg vor. Indessen kam Hülfe aus Deutschland, als zu dessen Reiche gehörig das Ordensgebiet angesehen ward. Albrecht gewann nun 1521 von dem König von Polen einen vierjährigen Waffenstillstand. Es war indessen dabei der Wiederausbruch des Krieges vorauszusehen. In dieser Noth entschlug sich Albrecht der Oberherrschaft, die er bis dahin als Hochmeister des Ordens über den Heermeister von Liefland, Esthland und Kurland, Walter

von Plettenberg, behauptet, und begab sich nach Deutschland, Hülfe bei dem Reiche zu suchen.

Er fand aber diese Hülfe nicht, denn das Reich war mit ganz andern Dingen beschäftiget. Nun hatte Pabst Leo X. schon 1519 den Hochmeister aufgefordert, eine gründliche Reformation mit dem tiefgesunkenen Orden vorzunehmen. Dieser aber machte sie in einer andern Weise als es der Pabst verstanden. In Deutschland mit Luther in Verbindung gekommen, ließ er sich 1523 gern von demselben rathen, die alberne und verkehrte Ordensregel abzuthun und ein weltliches Fürstenthum in Preußen zu gründen. In dieser Weise hätte Luther gern alle katholisch-geistliche Fürsten des Reiches zu sich herübergezogen; aber es glückte wenig. Mit Luthers Gedanken erfüllt, kehrte Albrecht nach Preußen zurück, wo sich schon unter Adel und Volk die Reformation mächtig ausgebreitet. Auch Georg Polenz, Bischof von Samland, hatte sich entschieden zu ihr gewendet. Bis zum Jahre 1524 war die Reformation in Preußen eine offene Thatsache geworden. Albrecht aber schloß am 14. April 1525 mit dem König von Polen einen Tractat. Preußen ward als ein Erbfürstenthum, aber als polnisches Lehn, dem zeitherigen Hochmeister überantwortet. Das gesammte Land und die Ordensritter selbst, die nun aus Mitherren des Landes Unterthanen des neuen Herzogs wurden, nahmen die Veränderung mit Freuden auf. Kaiser Karl V. donnerte und zürnte; aber auch hier vermochte er nicht für den Katholicismus etwas zu thun.

In die drei Lande Liefland, Esthland und Kurland kam die lutherische Reformation in derselben Stärke und mit derselben Allgemeinheit. Schon Walter von Plettenberg setzte ihrer Ausbreitung kein Hinderniß entgegen. Nach dem Tode desselben 1535 wurden die Lande heftig von den Russen be-



drängt. Da warf sich Esthland den Schweden in die Arme. Der Heermeister Gotthardt Kettler aber schloß am 28. Nov. 1561 einen Tractat mit Polen. Liefland ward an dieses Reich gegeben, Kurland zu einem Herzogthum für den Heermeister gemacht, ebenfalls unter polnischer Landeshoheit, die Erhaltung des Augsburgischen Bekenntnisses dabei allenthalben vorbehalten. So hörte auch hier das Priesterfürstenthum auf, das in dem Katholicismus entstanden, und die Reformation triumphirte die ganze Ostseeküste entlang.

Unter den Slaven überhaupt, welche den Deutschen nahe standen, schien die Reformation noch einen vollen Sieg gewinnen zu müssen. In Schlesien, der Lausitz, Mähren und in dem eigentlichen Böhmen hatte sie sich mächtig ausgebreitet. Auch in Ungarn, dem seltsamen Lande, in dem drei verschiedene Völker auf einem Boden wohnen, Magyaren, Slaven, Deutsche, hatte sie großen Anhang gefunden. Die mächtigsten Adelsfamilien Ungarns, die Belassa, Batthyanyi, Bocskai, Dobo, Druget, Forgacs, Kenedy, Seredy, Turzo waren zum Protestantismus getreten. In dem Nebenlande Siebenbürgen hatte er fast vollständig obgesiegt. Die Regierung Ferdinands war freilich auch hier entschieden gegen die Reformation, aber sie vermochte nur wenig. Der größere Theil Ungarns kam, wie berichtet worden, unter die Herrschaft der Türken, und diese frugen weder nach Katholicismus noch nach Protestantismus. In dem kleinern Theile, wo Ferdinand fortherrschte, war die Freiheit und Selbstständigkeit des Adels besonders zu groß, als daß ihm der Protestantismus hätte genommen werden können, wenn er sie sonst erfassen wollte. Auch die Städte mußten, in der gefährteten Stellung des Landes den Türken gegenüber, geschont werden. Die Spaltung zwischen Lutherthum und Calvinismus, die fast

allenthalben war, kam auch nach Ungarn. Dabei ist es eine auffallende Erscheinung, daß die von der katholischen Kirche gehenden Deutschen in Ungarn sich in der Regel zum Lutherthume wendeten, die Magyaren dagegen die zwinglianisch-calvinischen Glaubenslehren bekannten. Deshalb heißt auch noch jetzt das Lutherthum in Ungarn „der deutsche Glaube" (Német-hit), der Calvinismus „der magyarische Glaube" (Magyar-hit), während die Katholiken ihr Bekenntniß „den wahren Glauben" (Igaz-hit) nennen. Auch Ungarn hat in dem dreißigjährigen Kriege eine, wenn auch kleine Rolle gespielt. So weit ist die Reformation in ihren verschiedenen Gestalten bis gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts vorgeschritten. Einen Augenblick scheint es als würde sie die Welt erobern.



# Drittes Kapitel.

Nur auf den wenigsten Puncten, die sie überhaupt gewann, ist die Reformation ohne allen Kampf aufgekommen, fast allenthalben unter Kampf und Widerstand nur hat sie sich emporheben können. Hat doch auch der Katholicismus seine innerliche Kraft, erfüllt doch auch der Katholicismus noch Gemüther mit der Macht des Glaubens und der Ueberzeugung. Ist doch derselbe Katholicismus tief in die Zustände der europäischen Menschheit eingewachsen, sind doch die Interessen, die Vortheile, die Wünsche, Hoffnungen und Erwartungen der Menschen vielfach auf das Innigste mit ihm zusammengewachsen. Bleibt doch selbst in den Landen, welche am reinsten protestantisch werden, noch geraume Zeit ein katholisches Element übrig. Selbst während die Reformation fast nur im siegreichen Vorschreiten begriffen war, welches im Allgemeinen bis gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts der Fall, hatte der Katholicismus keineswegs alle seine Kraft verloren. Am wenigsten war er in Italien und in Spanien, bei den Romanen, welche der germanischen Welt ferner stehen, erschüttert worden. Doch ganz fehlte auch in diesen Landen die Bewegung wiederum nicht. In Ferrara, wo selbst die Herzogin Renata, Tochter Ludwigs XII. von Frankreich, dafür wirkte, auf dem weltlichen Gebiete des apostolischen Stuhles in Bologna, Faenze und Imola, in Venedig, über welches Luther selbst 1528 große Freude äußert, daß das Wort Gottes so gewaltigen Anklang finde, wo selbst schon Senatoren im

Stillen gewonnen waren, auf dem ganzen Gebiete der Republik, in Verona, Bergamo, Brescia, Treviso, Vicenza, nicht minder in dem mittlern Italien, in Modena, Pistoja, Pisa, Lucca, Sina, ja selbst in dem untern in Neapel, in Kalabrien war die Zahl der Menschen, die sich für die Reformation entschieden, nicht unbedeutend. Schon sannen sie darauf Gemeinden zu bilden, schon traten die besten und gelehrtesten Köpfe, Ochino, Buonarici, Calcagnini, Vermigli mit ihren Gedanken offen hervor, schon hofften sie, daß in Italien selbst das Reich des Pabstes aufhören werde. Und sie hätten wohl etwas erreichen können, wenn sich ein Fürst von bedeutender Macht an ihre Spitze gestellt. Aber es geschah nicht, und der römische Stuhl eilte, damit nicht die Mehrheit der Menschen ihm verloren gehe. Pabst Paul III. ernannte 1542 eine Inquisition für Italien, die aus sechs Kardinälen bestand, um die Ketzerei aufzuspüren und zu vernichten; uneingeschränkt sollte dabei ihre Macht sein. Diese Inquisition warf sich nun mit heißer Gluth auf Italien. Die italienischen Staaten wagten es nicht, dem Pabste zu widerstehen. Mit freier Gewalt haußte die römische Inquisition durch Italien und mit nicht minder furchtbarer. Eine Bande besoldeter Spione durchstreifte das ganze Land, drängte sich unter allen Gestalten in die Gesellschaften, in die Familien ein. Hinrichtungen folgten auf Hinrichtungen. In Venedig stürzte man die Protestanten ins Meer, in Kalabrien wurden sie mitten von einander gesägt oder von hohen Felsen herabgestürzt. Die evangelischen Bücher mußten ausgeliefert werden; man schleppte sie dann nach Rom, wo sie in ganzen Haufen verbrannt wurden. Viele gelehrte Academien Italiens wurden, der Ketzerei verdächtig, geschlossen. Unter den Päbsten Julius III. und Paul IV. gingen die Verfolgungen mit dem blutigsten Eifer



fort. Prinzen und Prinzessinen, Bischöfe, Priester, Mönche, endlich sogar das Conclave der Kardinäle selbst kam in den Verdacht der Ketzerei und mußte sich einer Reinigung unterwerfen. Durch solches Schrecken wurden die Zweifelhaften in den Schooß des römischen Kirchenthums zurückgebracht, die Festen und Standhaften entrannen oder starben den Tod als Märtyrer. Wenige Jahrzehnte nach dem Beginne der Reformation waren die Laute des Protestantismus in Italien wieder verklungen.

Und nicht anders ging es in Spanien. Hier war die Verbreitung protestantischer Schriften und Gedanken gleich mit viel größeren Schwierigkeiten als anderwärts verbunden. Eine geheime und furchtbare Inquisition stand da, die jeden Laut auffing, der gegen das herrschende Kirchensystem war, und den verbrannte, von dem er ausgegangen. Tausende von Menschen wurden jährlich ob solcher Laute verbrannt. In dem Jahre 1517, wo kaum eine Nachricht von den religiösen Bewegungen Deutschlands unter die spanische Nation gekommen sein konnte, starben dreizehntausend Menschen den Tod im Feuer. Dennoch kamen auch nach Spanien die Schriften Luthers und wurden mit Beifall gelesen. Schon 1523 gebietet die Regierung, daß sie aufgespürt werden sollten; ein Befehl, der 1530 wiederholt werden muß. Man hat sie doch unter falschen Titeln hereingebracht. In Portugal war es nicht anders. Pabst Clemens VII. hatte gehört, daß auch in diesem Lande die Reformation Anhang gewinne. Er bestellte daher 1534 einen Inquisitor über Portugal. Und dennoch blieb die Reformation nicht ohne Anhänger, ja es entstanden im Stillen Gemeinden; in Sevilla, Valladolid, Barcellona, Saragossa scheinen die bedeutendsten gewesen zu sein. Männer, die äußerlich katholische Priester und Mönche blieben wegen so gro-

ßer Gefahr des Todes, predigten des Nachts den Gläubigen in Wäldern und Wüsten. Enzinas und Perez übersetzten die heilige Schrift in die spanische Sprache. Päbstliche Schriftsteller selbst sagen, wenn nicht bei Zeiten Einhalt gethan worden, so würde die Reformation wie ein Lauffeuer durch Spanien gegangen sein, denn wundersam wären die Menschen zu derselben hingeneigt gewesen. Also war doch auch in den Romanen eine Empfänglichkeit für den Protestantismus, wenn sie sicher auch weit geringer war als bei den Germanen. Im Jahre 1557 ward die Inquisition davon benachrichtiget, daß doch eine nicht unbedeutende Gefahr vorhanden sei. Man hatte entdeckt, daß die spanischen Bücher zur Verbreitung des protestantischen Glaubens in den Niederlanden gedruckt und in das Reich eingeschwärzt würden. Sofort setzte sie sich auf allen Puncten Spaniens zugleich in Bewegung. Die geheimen Agenten durchstreiften das Land, und bald war Alles aufgespürt, die Gemeinden zerstört, ihre Glieder in den Gefängnissen der Inquisition, wo sie mit den ausgesuchtesten Grausamkeiten gemartert wurden. Besonders in Sevilla, Valladolid, Barcellona und Saragossa folgte ein Ketzerbrand auf den andern, bis die Ruhe des Grabes eingetreten und keine Spur des Protestantismus in Spanien übrig geblieben. Grausamkeit nicht allein, sondern auch Habsucht hatte die spanische Inquisition dabei im höchsten Maße bewiesen. Dieser Name „die spanische Inquisition" ward fürderhin ein Schrecken der Menschen, ein Beben und Zittern für jede wahrhaft menschliche Brust. Aber in Vielen übertönte der Glaubenseifer jegliches menschliches Gefühl.

Also hat die römische Kirche, wenn auch zum Theil durch entsetzliche Mittel, die Mehrzahl bei den romanischen Völkern für sich behalten und in derselben besitzt sie noch eine große und



gewaltige Kraft. In der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts war das Pabstthum gewissermaßen durch die Reformation überrascht worden. Seltsame und verworrene politische Zustände und Verhältnisse hatten es gebunden und gefesselt, daß es die Reformation über sich hatte müssen kommen lassen. Diese aber zogen allmälig vorüber, und das Pabstthum stand wieder freier und ungebundener da. Es war um die Mitte des Jahrhunderts, als ob das Pabstthum und der ganze Katholicismus die Mittel und Kräfte übersähe, welche ihm geblieben, und den Entschluß gefaßt, sie zu nützen, das Verlorene wieder zu gewinnen, eine Gegen-Reformation da durchzuführen, wo die Reformation eingedrungen. Und daran, daß dieser Entschluß in den Katholicismus kommt, hat der Orden oder vielmehr die Gesellschaft der Jesuiten, gestiftet 1536, vom apostolischen Stuhle bestätiget 1540, einen ungemein großen Antheil. Die Jesuiten sind es, welche allenthalben zum Kampfe treiben, allenthalben das katholische Element beleben, daß es sich nicht noch weiter möge zurücktreiben lassen, daß es wieder vorschreiten möge zu Kampf, zu Angriff, bei dem sie zuversichtlich Glück und Sieg verkünden. Diese Jesuiten sind von einem ungeheuren Einfluß geworden auf die Welt, nicht allein auf die protestantische, der sie Untergang geschworen haben, sondern auch auf die katholische, für die sie aufzutreten behaupten. Der Einfluß, den sie auf die protestantische gehabt, wird in diesen Geschichten selbst und im Einzelnen erscheinen. Er ist fürchterlich und verderbenbringend. Der Einfluß, der unmittelbare und gerade Einfluß auf die katholische gestaltet, entwickelt sich erst allmälig, ist aber nicht minder furchtbar und verderbenbringend gewesen, nur in einer andern Art und Weise.

Die Jesuiten, nachdem sie der katholischen Welt den Dienst

geleistet, sie zum Kampfe gegen den Protestantismus zu befeuern und nachdem in diesem Kampfe wenigstens theilweise Siege und Erfolge gewonnen worden, wollen die katholische Welt nun selbst beherrschen. Das Mittel, welches sie dazu ergreifen, ist furchtbar und entsetzlich, und wenigstens auf vielen Puncten hat es auch furchtbare und entsetzliche Früchte getragen. Schon der alte Katholicismus hat etwas, was dem Leben nachgiebt, was der Lüsternheit, der Leidenschaftlichkeit, überhaupt dem sinnlichen Menschenthume nicht dieselbe starre Schranke entgegensetzt wie das evangelische Christenthum. Die Jesuiten gehen darin in ungeheuren Schritten weiter. Sie ersinnen eine neue Moral, Grundsätze und Maximen, durch welche sie Alles wahrhaft Christliche vernichten. Es dürften diese von den Jesuiten aufgestellten Dinge nur allgemein geglaubt, allgemein angenommen, allgemein thatsächlich gemacht werden, und nicht allein das christliche, sondern das Leben überhaupt müßte nothwendigerweise enden. Sünde, lehrten die Jesuiten, thut man nur, wenn man sie mit voller Erkenntniß, mit vollkommen freien Willen begeht; der Wille aber ist nicht vollkommen frei, wenn der Mensch von Leidenschaften beherrscht, von heftiger Begierde gestachelt ist. Das heißt aber nicht mehr und nicht weniger als den Begriff der Sünde ganz vernichten. Denn Jedermann thut das Sündhafte eben nur dann, wenn er in dem Zustande der Leidenschaftlichkeit, der heftigen Begierde ist. Oder die Jesuiten sagen: man sündiget dann nicht, wenn die sündhafte That nicht gethan wird um der Sünde selbst willen, aus Neigung zu ihr, sondern aus irgend einem andern Grunde. Es sündiget aber, es mordet ja zum Beispiel Niemand um des Mordes willen, sondern weil er durch den Mord irgend etwas anderes erreichen, sich bereichern, eines Feindes sich erledigen will.



Auf einem solchen Unterbaue, der schon an sich selbst alles Christliche zerstört, haben die Jesuiten sich die ungeheure Mühe gegeben, Gründe aufzustellen, durch welche jedes einzelne Verbrechen, und sei es auch das Ungeheuerste, umgangen, weggedeutet, aus dem Gewissen gerissen werden kann. Nach jesuitischer Doctrin kann man Jemanden würgen, fürchtet man durch denselben seine Ehre verletzt zu sehen; denn, fügen sie hinzu, seine Ehre muß ja jeder bewahren wollen. Man kann schwören mit dem Vorsatze, den Schwur nicht zu halten, wenn man nur dabei die Vorsicht gebraucht, innerlich an etwas ganz anderes zu denken; denn, sagt der Jesuitismus, dann hat man ja gar nicht geschworen, sondern nur einen Scherz getrieben. Man kann Jemanden, besonders einen Verwandten, bestehlen, wenn es wahrscheinlich ist, daß er es so würde gegeben haben, wenn man ihn darum gebeten. Ganze Berge von Schriften thürmten die Jesuiten zusammen, um eine Moral aufzustellen, mit der, hielt man sie für die wahre und ächte, als welche sie von ihren Urhebern angepriesen ward, am Ende Alles Mögliche gethan werden konnte. Man kann, dieses ist auch eine jesuitische Hauptmaxime, überhaupt Alles thun, wofür sich eine nur einigermaßen haltbare Meinung aufstellen läßt. Eine solche nennen sie eine probable. Selbst ein Beichtvater ist gehalten, Absolution dem Sünder zu geben, der eine solche probable Meinung für sich anführen kann, sei diese auch wider seine bessere Ueberzeugung. Die Jesuiten haben sich abermals die ungeheure Mühe gegeben, solche probable Meinungen über fast alle mögliche und denkbare Fälle in ihren Schriften gleich selbst zusammenzuhäufen.

Was aber in den Schriften der einzelnen Jesuiten steht, muß als Geist, Gesinnung und Gedanke des ganzen Ordens angesehen werden, weil nur mit Bewilligung des Ordens ein

Jesuit etwas schreiben und drucken lassen durfte. Und solches haben die Jesuiten nur aus Herrschsucht gethan. Sie wollten sich den Menschen als die empfehlen, die das Christenthum zur leichtesten und bequemsten Sache machten, unter deren Leitung man leben könne, wie man wolle, ohne dabei glauben und fürchten zu müssen, daß man nicht auf der rechten und christlichen Straße sei, daß man der Verdammniß entgegengehe. Statt das Leben zu dem Christenthume heraufzuziehen, statt zu versuchen, die Menschen mit seinem Geiste zu erfüllen, zogen sie das Christenthum zu dem Leben herunter und versuchten wenigstens mit dem Geiste das Leben, und zwar des niedrigsten und des gemeinsten, das Christenthum zu erfüllen.

Es fanden aber die Jesuiten in der That mit ihrer neuen Moral großen Anhang besonders unter den höheren Ständen. Wie leicht und bequem war es doch, ein Christ nach jesuitischem Zuschnitt zu sein, wie konnte man da allen frechen Lüsten und Begierden die Zügel schießen lassen, wie leicht konnte man sich abfinden mit der Stimme des Gewissens. Es entstand eine furchtbare Sittenlosigkeit besonders in den romanischen Ländern. Der Boden des Lebens ward aufgerissen und zerstört. Auf diesem Boden keimte dann später die Philosophie des Unglaubens hervor, und aus dieser wieder entsprangen die entsetzlichen Revolutionen, durch welche die romanische Welt erschüttert worden ist in neuerer Zeit, zum Theil noch erschüttert wird. Und alle diese Bewegungen zeigen immer deutlich, daß die romanischen Völker ohne ächte sittliche Grundsätze sind. Durch die Jesuiten sind sie ihnen verloren gegangen. Das Gebäude des alten Jesuitismus ist längst zusammengebrochen, die neuen Jesuiten finden in der neuen Welt nicht den alten Wirkungskreis. Aber kaum kann man sagen, daß die romanischen Völker an die Stelle des glücklicherweise Verlorenen sich etwas Besseres gesetzt hätten.



Gestiftet aber ward die Gesellschaft mit dem Gedanken an die Wiedervernichtung des Protestantismus und die Ausdehnung des Katholicismus nach allen Richtungen hin. Oder es ward doch dieser Gedanke sehr bald nach der Stiftung in sie hineingelegt. Der Orden lebte lange dafür. Für diesen Entwurf war nun auch gleich die Organisation der Gesellschaft ungemein günstig. Es war bald nach dem Beginne der Reformation von den Häuptern des Katholicismus gefühlt worden, daß man in eine neue Stellung gekommen, daß manches Alte und Hergebrachte nicht fortgetrieben werden könne. Der römische Hof selbst setzte sich auf einen bessern Fuß, die Hochpriesterschaft lebte anders. Man war überzeugt, daß es dem Protestantismus gegenüber nicht in der alten Weise fortgethan werden konnte. Hielt hier auch Manches nur kurze Zeit aus, so diente es doch auch mit dazu den sinkenden Katholicismus zu halten. Besonders aber ward gefühlt, daß wieder gelehrt und geprediget, im Geiste und im Systeme des Katholicismus, gelehrt und gepredigt werden müsse. Die Glaubenskraft, die im Katholicismus lag, wollte unter den Menschen wieder erweckt und erwärmt sein. Denn bis zur Reformation war die Kirche beinahe stumm geworden. Deshalb ward 1524 der Orden der Theatiner gestiftet zur Heranbildung von Priestern und Bischöfen, darauf 1527 der Orden der Capuciner, die rauhes Aeußere und Entfernung von jeder verfeinerten Bildung den untersten Volksklassen am nächsten bringen sollte.

Aber einen weit größern Wirkungskreis gewannen die Jesuiten. Ihre Verpflichtung lief besonders auf die Predigt, den Beichtstuhl und den Jugendunterricht. Sie sind für das thätige Leben bestimmt und darum der gewöhnlichen mönchischen

Verpflichtungen, welche Zeit und Aufmerksamkeit rauben, enthoben. Ihren Pflichten sind nun auch die Jesuiten in ihrer Weise nachgekommen. Sie haben dem Volke einen Katholicismus gelehrt, welcher noch sinnlicher war als selbst der, welcher vor der Reformation herrschte. Den Beichtstuhl lernen sie bald benutzen, um sich und den Katholicismus den Menschen in der Weise anzuempfehlen, von der bereits gesprochen ist. Den Jugendunterricht benutzen sie, um einen glühenden Haß gegen Alles, was nicht katholisch ist, von früh an einzuprägen. Man bemerkt auch sogleich, daß die neue, unter der Leitung der Jesuiten herangewachsene, Generation von einem glühenden Eifer gegen die sogenannten Ketzer erfüllt ist, und nach jesuitischen Grundsätzen, weil der Zweck die Mittel heilige, gegen solche Alles thun zu können meinet. Mehr als ein König hat die Folgen der jesuitischen Grundsätze empfinden müssen. Tyrannen können ungestraft ermordet werden, lehren die Jesuiten, Tyrannen aber sind nicht allein protestantische Fürsten; auch katholische sind es, wenn sie wider die Kirche sind, das heißt, wenn sie nicht die Ansichten der Jesuiten theilen, etwa nicht glauben wollen, daß eigentlich der Pabst, und nicht die Könige, der Herr der Welt.

Die Organisation, welche der Orden sehr bald nach seiner Entstehung empfing, machte ihn ungemein geschickt zur Ausführung im Stillen, von wenigen entworfener Plane, zu denen doch von vielen die Hand geboten werden mußte. Es ist hier eine Planmäßigkeit, eine Berechnung, eine Künstlichkeit vorhanden, von der die Reformation auch nicht die leiseste Spur an sich trägt. Diese strömt gleichsam frei in das Leben hinein und gewinnt durch ihre eigene, frische Kraft. Der Orden war unter den unbedingten Gehorsam des apostolischen Stuhles gestellt. Wenn er für den Katholicismus wirken



sollte, so mußte er in steter und engster Verbindung mit dem Haupte desselben stehen. An der Spitze des Ordens mit fast uneingeschränkter Gewalt stand ein auf Lebenszeit gewählter General, der immer seine Residenz in Rom, in der Nähe des Pabstes hatte. Von hier aus empfing die gesammte Gesellschaft die Bestimmung nach welchem Ziele, wie gehandelt werden sollte. Die Ordensglieder zerfielen in zwei verschiedene Hauptclassen, die Jesuiten von der großen Observanz, die Jesuiten von der kleinen Observanz. Die ersten, die Professen, legten vier Gelübde ab. Das vierte ist eben der Schwur des unbedingten Gehorsams gegen den römischen Stuhl. Die letzten, die wieder in die Scholastiker, geistlichen Coadjutoren und weltlichen Coadjutoren zerfielen, nur die drei gewöhnlichen Mönchsgelübde. In die letzte Hauptclasse können Menschen aus allen Ständen, selbst Verheirathete aufgenommen werden. Der General hat die Befugniß von allen Dingen, die sonst Ordensregel sind, wieder zu dispensiren. Man gewinnt dadurch den Vortheil, den Jesuitismus allenthalben hin verbreiten zu können, ohne daß die, unter welche er verbreitet wird, es bemerken. Denn Viele sind äußerlich gar nicht Jesuiten, sondern etwas ganz Anderes. Sie haben dazu Dispensation empfangen. Es sind Fälle der Art vorgekommen. Lutherische Superintendenten waren stille Jesuiten. Aufgenommen wird indessen nur nach den strengsten und sorgfältigsten Prüfungen. Man muß der Menschen, die man einläßt, ganz und durchaus sicher sein. Der Professen von vier Gelübden war immer nur eine kleine Zahl und nach Möglichkeit ward geheim gehalten, wer dazu gehörte.

Der Orden verlangt von allen seinen Gliedern, besonders von den untern als die erste und heiligste Pflicht den Gehorsam. Dieser Gehorsam besteht in der völligen Entäußerung

jedes eigenen Willens. Niemand soll denken, wenn er gehorsam ist, Niemand fragen, wozu er gehorsam sei. Der Jesuit soll sich betrachten als einen lebendigen Leichnam, sagt die Ordensregel ausdrücklich, und sich nur nach den Vorschriften des Ordens und seiner Obern in Bewegung setzen. Gebieten sie ihm auch eine Todsünde, so soll er sie thun; die, welche sie geboten, nehmen die Verantwortlichkeit schon auf sich. Wer in den Orden tritt, soll den alten Menschen draußen lassen; selbst seine Blutsverwandten sollen ihn nicht mehr kümmern. Er soll sich von dem Gedanken beherrschen lassen, daß er nur dem Orden noch angehöre. Seine geheimsten Gedanken soll jeder dem Orden mittheilen, einer soll den andern beobsichtigen und den Obern im Stillen Alles berichten, was er bemerkt. So lernte man die Menschen kennen, wußte, wozu jeder zu brauchen war.

Es leuchtet ein, daß eine Gesellschaft, die aus solchen todten Leichnamen bestand, sehr tüchtig und geschickt zur Ausführung großer, im Stillen entworfener Plane war, die auch lange im Stillen vorbereitet werden mußten. Es liegt etwas Großartiges in dem Orden; aber man erschrickt vor dieser Größe und fühlt, in ein solches Gewand kleidet sich die Reinheit und die Wahrheit nicht. Es sind dunkle Wege, welche der Jesuitismus geht und mehr als zweideutige Grundsätze, auf welche er sich stützt. Indessen ist es ein starker Beweis von der Glaubenskraft, welche noch im Katholicismus war, daß eine solche Gesellschaft entstehen und daß sie gleich mit ihrem Entstehen eine so bedeutende Anzahl Mitglieder, als der Fall war, gewinnen konnte. Sehr bald nach ihrer Gründung drängt sich die Gesellschaft allenthalben, wo Katholicismus noch mehr oder weniger geblieben, ein. In dem deutschen Reiche haben sie einen Haltpunct an den geistlichen Fürsten. Wo



Länder ganz protestantisch geworden, schleichen die Jesuiten unter Verkleidungen und Verkappungen ein. Allenthalben, wohin sie dringen, erwacht das katholische Element zu Thätigkeit und Eifer; es beginnt bald nach dem Beginne ihrer Wirksamkeit der blutige Kampf. Gleich wissen sie sich der Welt durch anscheinende Uneigennützigkeit zu empfehlen. Predigt, Messe und Unterricht sind bei ihnen unentgeldlich. Noch mehr empfehlen sie sich den Menschen im Beichtstuhl, denn sie machen es leicht mit den Sünden. Bald haben die Jesuiten, also urtheilen nicht allein Protestanten, sondern auch fromme und wohlmeinende Katholiken über sie, die ganze katholische Welt wie mit einem Netze umsponnen, sich aller Unterrichtsanstalten, des Beichtstuhles der Fürsten bemeistert, wodurch sie sich die Geister fast unterthänig gemacht. Allen Leidenschaften und Begierden schmeichelnd, aber auch durch Schrecken fesselnd, wo sie durch Versprechungen nicht zu fesseln vermochten, besonders die reichbegabten und talentvollen Menschen an sich ziehend, schritten sie auf vielverschlungenen Gängen einer in tiefes Geheimniß gehüllten Weltherrschaft entgegen. Alle Mittel, welche hierzu fördern konnten, waren der Gesellschaft gleich. Einer solchen Organisation, einer solchen weltlichen Feinheit und Schlauheit hatte der Protestantismus nichts Aehnliches entgegenzusetzen. Der Jesuitismus betrachtete mit Recht den Protestantismus als seinen Todfeind. So lange es einen Protestantismus auf Erden gab, konnte die Jesuitenherrschaft nie vollständig werden, da sie in demselben nie Wurzel fassen konnte. Denn nach der ganzen Art und Weise des Protestantismus ist das Entstehen einer Priesterherrschaft in seinem Schooße fast eine Unmöglichkeit.

Ein neues Rüstzeug zum Kampfe gegen den Protestantismus hatte in den Jesuiten der Katholicismus empfangen,

aber ein Rüstzeug, das ihm selbst in sittlicher Beziehung bald sehr verderblich ward. Welcher Katholicismus ist es nun aber, der sich zu dem Kampfe rüstet und denselben bald streiten wird. Es ist gewissermaßen ein neuer Katholicismus, ein neuer in so fern er eine größere Festigkeit hat als der frühere und alte. Auch nachdem die Reformation aufgetreten, auch nachdem durch sie Katholiken und Protestanten in bestimmter Sonderung und Scheidung auseinander gegangen, gohren unter denen selbst, die katholisch geblieben, noch mehrere reformatorische Gedanken und Erwartungen. Der Eine wollte die Pabst- und Priestergewalt beschränkt, der Andere die Ehelosigkeit des priesterlichen Standes aufgehoben, der Andere daß der Laienkelch und die Landessprache in den Kirchen eingeführt werde. Die römische Kirche aber konnte solche Dinge nicht zugestehen und durch das Zugestehen stillschweigend eingestehen, daß sie bis auf die Reformation in bedeutenden Puncten geirrt, diese Reformation somit das Recht aufzutreten gehabt habe. Sie konnte es nicht, nicht sowohl um des einen oder des andern Gegenstandes, der begehrt ward, selbst willen, als vielmehr weil das Nachgeben in dem einen oder dem andern die größte Gefahr für den ganzen Katholicismus überhaupt nach sich ziehen konnte. Denn leicht mochten sich, war das Eine nachgegeben, unter die Katholiken noch andere, an die Reformation streifende Gedanken und Vorstellungen bilden, die Kirche, nachdem sie einmal zugegeben, daß sie geirrt, genöthiget werden zu weiterem Nachgeben und damit allmälig in dem Schooße des Katholicismus selbst ein anderer Protestantismus sich bilden, der sich endlich mit dem früheren und ersten vereinigen mußte.

Es war für den Katholicismus, wollte er bestehen, unbedingt nothwendig, seine Untrüglichkeit festzuhalten, alle jene



reformatorischen Gedanken abzuweisen, sich selbst als etwas durchaus Abgeschlossenes, Unwandelbares, Heiliges in der Gestalt, wie er bis zur Reformation allmälig geworden, hinzustellen. Dieses mußte schnell und von einer Autorität geschehen, die von Allen, die noch katholisch geblieben, als die letzte und oberste anerkannt ward. Es mußte schnell geschehen, damit nicht noch der Glaube an diese Autorität verloren gehe. Diese Autorität aber lag nur in einer sogenannten öcumenischen Synode. Das Pabstthum selbst hatte doch auch unter den Katholischen mancherlei Anfechtungen erfahren und konnte sein eigenes, altes Ansehn nur durch eine solche Synode wieder herzustellen hoffen.

Nun war Pabst Julius III., dessen zuletzt in dem Blick auf den Gang der Reformation gedacht worden, 1555 gestorben und zunächst nach ihm Paul IV. auf den apostolischen Stuhl gekommen. Dieser Pabst, ein heftiger Feind des Hauses Spanien-Habsburg, trat sogar mit dem Sultan Suleimann in Verbindung, um die spanische Macht in Italien zu brechen, welches ihm nicht gelang. Er war noch ganz erfüllt mit den alten römischen Gedanken, hielt sich für den Herrn der Welt, den Herrn der Könige und Fürsten. Er war ein nicht minder heftiger Feind des Protestantismus. Die Länder aller protestantischen Könige und Fürsten schenkte er den Gläubigen, die sich in deren Besitz würden setzen können. Aber die Feststellung des Katholicismus förderte er nicht weiter. Als er 1559 gestorben, folgte ihm Pius IV., der die hochtrabende Sprache seines Vorgängers fallen ließ, erkennend, daß sich das Pabstthum nur noch durch Hülfe der weltlichen Fürsten zu erhalten vermöge. Auch übersah und würdigte er die Höhe der Gefahr, die für Pabstthum und Katholicismus in der Fortdauer jener reformatorischen Gedanken, deren gedacht,

unter den katholischen Fürsten, den Völkern lag. Diese mußten, bei Gefahr des allmäligen Unterganges, durch die oberste Autorität der Kirche niedergeschlagen werden. Darum berief er das Concil von Trident wieder und am 18. Januar 1562 ward es wieder eröffnet.

In den früheren Sitzungen desselben waren bereits die Hauptlehren des Protestantismus verdammt und der katholische Gegensatz als unabänderlicher Glaube hingestellt worden. An die Aussöhnung mit dem Protestantismus war daher kaum mehr zu denken. Dennoch gab sich der Pabst das Ansehn, als denke er noch an sie. Zwei apostolische Legaten waren daher in Deutschland gewesen, um mit den protestantischen Fürsten und Ständen zu verhandeln, daß auch sie die sogenannte ökumenische Synode besenden sollten. Aber die Legaten des Pabstes wurden von den deutschen Protestanten kurz abgewiesen, denn sie wußten, was es mit dieser Kirchenversammlung zu bedeuten habe. Sie wußten, daß es auf weiter nichts abgesehen war, als die reformatorischen Gedanken, die unter den Katholischen waren, auch noch zu erdrücken.

Pius IV. wußte, daß sich diese reformatorischen Gedanken auf dem Concil regen würden. Er hatte seine Vorsichtsmaßregeln dagegen getroffen und eine sehr große Anzahl italienischer Bischöfe, unbedingte Anhänger des Pabstthums und des alten Katholicismus, nach Trident gesendet, durch die er der Stimmenmehrheit um so sicherer war, als seine Legaten die ganze Lenkung des Concils in den Händen behielten und deutsche Bischöfe nur in sehr geringer Zahl gekommen waren. Nun traten Frankreich, Baiern, ganz besonders aber und in der ehrenwerthesten Weise Kaiser Ferdinand I. mit Reformanträgen vor das Concil, daß der geistliche Stand seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben, der Kirche und den



Klöstern ein Theil des übermäßigen und schädlichen Gutes genommen und auf nützliche und christliche Dinge gewendet, die bischöfliche Gewalt und die Synodal-Verfassung wieder hergestellt, das Pabstthum reformirt und dafür gesorgt werde, daß es nicht immer auf Italiener falle, abergläubische Mißbräuche abgestellt, die Priesterehe und der Laienkelch bewilligt, die Nationalsprachen in der Kirche eingeführt, kräftige Anstalten zur Wiederbelebung der Christlichkeit und der Sittlichkeit getroffen würden. Also war, sagt ein ehrwürdiger Bischof der katholischen Kirche unserer Zeit, der Wunsch aller Bessern, aber viele selbstsüchtige Bestrebungen vereitelten ihn. Es war das Pabstthum zu Rom, durch welches Alles vereitelt ward. Auf der Versammlung, wie wiederum ein Katholik sagt, nicht von wahren Bischöfen, sondern von Larven, die an römischen Fäden gezogen wurden und mit denen der heilige Geist nichts zu schaffen hatte, gebildet, schrieen die Italiener und besonders die Jesuiten Alles nieder. Die öffentlichen Reden der Jesuiten auf dem Concil überboten an Kühnheit in Behauptung der unbeschränkten Gewalt des Pabstes Alles, was bis dahin gehört worden. Beinahe nur zum Scheine wurden auch sogenannte Reform-Decrete aufgestellt, die indessen nur solche Dinge betrafen, welche das Ganze nicht umgestalten konnten. Der päbstliche Legat Morone erklärte sie auch am Schlusse des Concils selbst für unzulänglich. Dahingegen ward das katholische Dogma und die Hauptsache des Hergebrachten und Gewordenen als fest und unabänderlich hingestellt.

Die Synode ward am 4. Decbr. 1563 geschlossen und die römische Kirche hatte einen großen Sieg erfochten. Es hatte bis jetzo in vielen Stücken an einer festen Bestimmung, an der mit der obersten Autorität der Kirche begabten Bestimmung, was das eigentliche und rechte Katholische sei, gefehlt.

Darum hatten reformatorische Gedanken unter den Katholiken selbst sich noch bewegen können. Nun aber war es bestimmt unter dieser und durch diese Autorität. Wer fürderhin überhaupt noch katholisch bleiben wollte, konnte auch den einzelnen Punct nicht länger in Zweifel ziehen; er würde sich damit schon gegen die heilige Kirche aufgelehnt und zum Ketzer gestempelt haben. In dem Schooße der römischen Kirche wird daher die Unfreiheit viel größer als sie früher gewesen. So hatte sich der Katholicismus fest, verschlossen, auf keiner Seite mehr einen Zugang bietend, hingestellt, als in einem Theile Europa's der Kampf bereits ausgebrochen, in dem andern, in dem Reiche der Deutschen, die Gährung so gestiegen, daß der Ausbruch dieses Kampfes mit Sicherheit als nahe bevorstehend vorauszusehen war.



# Viertes Kapitel.

Das Jahrhundert der Reformation verläuft und in dem deutschen Reiche kommt der Kampf der Waffen noch nicht zum Ausbruch. Aber dicht in der Nachbarschaft schlugen die Flammen des Religions- und Glaubensstreites schon furchtbar empor, und schon standen Deutsche auf fremden Boden, jeder für seine Kirche und für seinen Glauben streitend, sich haßerfüllt entgegen. Ob England, ob die Niederlande, ob Frankreich katholisch oder evangelisch sein sollen, darum handelt es sich in diesem Streite, der noch in das Jahrhundert hineinfällt, in dem das Licht der Reformation auf die Welt gefallen. Es ist eine ungeheure Bühne voll von Jammer und Blut, von Noth und Thränen. Die Herzen der Menschen scheinen zu Stein zu werden, zu verstummen die menschlichen Gefühle in der Menschenbrust, so hart und grausam ist der Kampf. Halten auch beide Parteien die Hände nicht rein von Blut und Frevel, so ist es doch gewiß nicht zu läugnen, daß der Frevel und der Unthaten minderer Theil noch auf Seiten der Protestanten, der blutigere und ungeheurere auf Seiten der Katholischen steht. Das Herz bebt, wenn es der Greuel gedenkt, die in den Niederlanden, ganz besonders aber in Frankreich, wo die Katholiken die vorwaltende und siegende Mehrzahl blieben, von ihnen begangen worden. Hunderttausende von Protestanten haben den Tod in seiner martervollsten Gestalt, mit seiner martervollsten Pein nehmen müssen. Ueber ihren verstümmelten und zerrissenen Leichen erhebt der Katholicismus

wieder sein gewaltig herrschendes Haupt. Erscheinen die Greuel in den Niederlanden geringer, so ist es nur, weil ihr Umfang geringer, weil der Katholicismus nur zur Hälfte siegt. An dem Willen, auch hier Alles zu zertreten, zu zertrümmern und zu zerfleischen, fehlt es ebenfalls nicht. Die Menschen verwildern in diesem Kampfe und wie eine unaufhaltsame Pest scheinet sich diese Verwilderung über die Nachbarländer zu ergießen. Darum, als im folgenden Jahrhundert der Kampf sich auch in das Reich der Deutschen hinüberzieht, erscheinet Alles so wild, so roh, so unmenschlich. Mit den gräßlichsten, den entsetzlichsten Barbareien ist der dreißigjährige Krieg gestritten worden.

Aber nicht darin allein liegt die Rückwirkung des Kampfes, der dem deutschen vorangeht, auf Deutschland. Ob der Protestantismus oder der Katholicismus in England, in den Niederlanden, in Frankreich siege, davon sind auch die Schicksale beider in Deutschland, wenn auch nicht ausschließlich und allein davon, abhängig, dadurch wird auch der Gang der Ereignisse in Deutschland, wenigstens zum Theil, bestimmt werden. Und es tritt wieder hervor, was schon bei dem Entstehen und bei der Ausbreitung der Reformation bemerkt worden, nur einen Theil der europäischen Welt vermag sie zu behaupten. Sie behauptet besonders den germanischen; wo sie auch in den romanischen eingedrungen, da muß sie nach hartem und blutigem Streite wieder weichen. Die germanischen Völker, von denen die Reformation feuriger und schneller begrüßt worden, halten auch mit größerer Zähigkeit an ihr fest, lassen sie sich nicht wieder entwinden.

Allenthalben, wohin die Reformation nur einigermaßen bedeutend eingedrungen und wo sie nicht, wie in Spanien und Italien, sonder alle Mühe niedergeworfen werden konnte, war



die Gährung, die Vorbereitung zum Kampfe, aber in England zuerst trat der Katholicismus zum Angriffskampfe entschlossen auf. Dort trat, nachdem die protestantische Johanna Gray allerdings mit Unrecht den Thron bestiegen, Maria auf, die Tochter Heinrichs VIII. und Katharinas von Aragonien. Ihr besseres Recht gewann ihr das Reich von England und Johanna Gray mußte das zarte Haupt unter das Henkerbeil legen. Maria war immer, wie das Haus Spanien-Habsburg, eifrig katholisch geblieben. Sie hatte gelobt, die Religion des Landes unverändert zu lassen, aber sie hatte es gethan mit jesuitischem Vorbehalt. Sie wollte den Katholicismus wieder zur Staats- und Landes-Religion machen, wenn sie erst fest auf dem Throne säße. Dieser Plan schien noch eine gute Möglichkeit für sich zu haben, denn wenige Jahre erst war die wahre Reformation in England verkündet, viele daher noch dem Katholicismus zugethan. Maria ließ zuerst durch das Parlament von 1553 die Verordnungen abschaffen, die unter Eduard VI. gegeben, und die Verordnungen Heinrichs VIII., also im Wesentlichen den Katholicismus, jedoch ohne das Pabstthum, wieder zum Gesetze Englands erheben. Darauf sah sie sich nach ausheimischer Hülfe um, sich bewußt, daß die Reformation in England selbst schon zu stark geworden, um durch englisch-katholische Macht allein niedergeworfen werden zu können. Also reichte sie Philipp, damals noch Infant von Spanien, die Hand. Wie dieß Bündniß mit Spanien zu Stande kam, ward die Königin kühner. Die Messe ward wieder eingeführt, die protestantischen Bischöfe und Priester von ihren Stellen gejagt, ein Schicksal, welches sechszehntausend derselben traf. Darauf ließ sie durch das Parlament von 1554, welches dabei indessen keineswegs die wahre Stimme Englands abgab, den reinen und unbedingten Katholicismus

wieder für die Staats-Religion erklären. Nun setzte Maria die Ketzergesetze der alten Zeit mit blutiger Hast in Vollziehung, und die Flammen leuchteten durch ganz England. Aber mitten in diesen Flammen breitete sich die Reformation nur immer weiter aus. Maria ward immer blutiger und heftiger, eine große Commission zur Aufspürung der Ketzer und Vermehrung der Scheiterhaufen ward 1557 als Vorbereitung der spanischen Inquisition eingesetzt. Schon war England bereit aufzustehen, schon gelang es nicht mehr so willige Parlamente zusammenzubringen, als Maria am 17. Nov. 1558 starb.

Englands Herrschaft trat nun die große Elisabeth an, Tochter Heinrichs VIII. von Anna Boleyn. Elisabeth war im Herzen protestantisch und hatte sich immer so, selbst unter Gefahren, gehalten. Aber wenn sie es auch nicht gewesen, sie hätte es sein müssen, denn ihr Königthum fiel und stand mit dem Protestantismus. Maria Stuart legte sogleich Wappen und Titel als Königin Englands an, und die eifrig katholische Partei Europas, namentlich Pabst Paul IV., erkannte nur diese Königin an. In den Augen des unbedingten Katholicismus konnte Elisabeth nicht Königin sein, weil sie uneheliches Kind war, denn ihres Vaters Ehe mit Katharina von Aragonien hatte die römische Kirche nicht getrennt, seine Ehe mit Anna Boleyn nicht gesegnet. Also entschied sich Elisabeth alsbald für den Protestantismus, und die hohe anglicanische Kirche, wie sie sich nannte, ward von den Parlamenten hingestellt. Die Kirche sollte unter der Hoheit des Königthums stehen, anderer als der anglicanische Gottesdienst nicht in dem Reiche geduldet werden. Selbst anderer protestantischer Gottesdienst war unter scharfen Strafen verboten. Elisabeth ward nun auf geraume Zeit das Haupt und der Mittelpunct des Protestantismus in dem Westen Europa's. Wo sie konnte, ver-



theidigte sie ihn auch in den benachbarten Ländern, denn der Katholicismus war ihr nicht allein religiöser, sondern auch politischer Feind. Der Katholicismus erkannte ja ihr Recht auf Englands Thron nicht an.

Hatte so der Protestantismus sein Haupt in der großen Elisabeth, so war dem Katholicismus eben damals auch ein solches weltliches Haupt in Philipp II. von Spanien geworden. Beide, die englische Elisabeth und der spanische Philipp, trotz dem, daß sie gegen einander stehen, sie für den Protestantismus, er für den Katholicismus, haben doch auch wieder manches Gemeinsame. Beide sind mit dem höchsten Begriff von der Würde und Hoheit des Königthumes erfüllt und die alten Freiheiten und Rechte ihrer Lande sind ihnen zuwider; auch meinen beide, daß des Reiches Unterthanen sich dem Glauben der Könige und Herren unbedingt fügen müßten. Und doch sind die Folgen ihres Lebens und Wirkens so unermeßlich verschieden. Elisabeth hinterläßt einen mächtigen, blühenden, reich emporstrebenden Staat; Philipp II. den seinen dagegen im Verfaulen und Vertrocknen. Aber Elisabeth stellt sich und ihr Reich auf den kräftigen und lebengebenden Protestantismus. Philipp II. aber will seiner Welt den Jesuitismus zur Unterlage geben und giebt ihr mit demselben den Tod. An dem Ende seines Lebens stand die ungeheure spanische Monarchie innerlich faul und hohl da. Es sind auch stets immer zwei Dinge, auf welche er sein Auge gerichtet hat. Zuerst will er, daß der reine und unbedingte Katholicismus allenthalben triumphire. Der schönste Glanz seiner Herrschaft ist ihm die Flamme des Scheiterhaufens, welche die Ketzer vernichtet. Aber so ganz rein ist sein Feuer für den vollen und unbedingten Katholicismus nicht. Der Wiederaufbau, die Feststellung desselben, wo er durch die Reformation erschüttert worden, soll auch

stets der weitern Verbreitung der spanischen Herrschaft dienen. Der Katholicismus, durch ihn gehalten und befestiget, soll sich dafür auch willig seinem Herrnthum unterwerfen. Elisabeth kennt menschliche Gefühle noch, wenn sie für den Protestantismus und für ihr Herrnthum streitet, Philipp II. kennt sie nicht, wenn es Katholicismus und Herrschaft gilt, und die blutigen Menschen, welche ihn umgeben, unter denen wieder Alba die blutigste Stelle einnimmt, kennen sie eben so wenig.

Die Welt ist in großer Bewegung, wie Elisabeth den englischen Thron bestiegen und während sie sich noch auf demselben befestiget. Philipp II. verläßt eben seine niederländischen Provinzen, um sich nach Kastilien zu begeben, von wo aus er die Welt für Katholicismus und spanische Herrschaft fortan erschüttern wird. Schon Karl V. hat mit Feuer und Brand gegen die Ketzerei in seinen Niederlanden gewüthet. Aber wie fast allenthalben, haben die blutigen Verfolgungen nur dazu gedient, den Glauben weiter auszubreiten. In den Niederlanden, und besonders im germanischen Theile derselben, im Norden, hat die Reformation nach den Vorstellungen Zwingli's und Calvins immer weiter um sich gegriffen. Philipp II. ist entschlossen, sie niederzutreten, koste es, was es wolle, fließe das Blut auch in Strömen. Auch die Freiheiten der niederländischen Provinzen sind ihm zuwider. Für den Doppelzweck, Aufbau der uneingeschränkten Königsgewalt, Vernichtung der Ketzerei bleiben spanische Truppen in den Niederlanden zurück, sind drei neue Erzbisthümer und vierzehn neue Bisthümer aufgerichtet worden. Aber indem er beides zugleich, die Freiheit des Glaubens und die Freiheit des Staates, bedroht, hat Philipp II. den protestantischen und den katholischen Niederländern ein gemeinsames Interesse gegen die spanische Regierung gegeben.



Indessen auf dieser Seite kam der Sturm noch nicht alsbald zum Ausbruch. Es gährte nur, es bereitete sich der Aufstand der Niederlande vor. Einen großen Gedanken in der Brust war Philipp II. nach Kastilien gegangen. Nicht seine niederländischen Ketzer allein sollten vernichtet werden, es galt einen größern Kampf gegen den Protestantismus überhaupt. Zum Theil durch den Gegensatz und die Feindschaft der beiden großen katholischen Mächte, Frankreich und Spanien, war die Reformation emporgekommen. Ob nun wohl Philipp II. den Gedanken an die einstmalige Vernichtung Frankreichs nicht aufgab, schloß er doch mit König Heinrich II. am 3. April 1559 den Frieden von Chateau-Cambresis, durch welchen der am Anfange des Jahres 1552 ausgebrochene Krieg endete. Es war dabei sein Gedanke, die katholischen Mächte für den Angriff auf den Protestantismus zu vereinigen. Aber Frankreich konnte jetzo nicht nach Außen auftreten, denn in diesem Reiche selbst schien die Reformation sich immer mächtiger zu erheben. Es war der zwinglianisch-calvinische Lehrbegriff, der in Frankreich eindrang. Hugenotten wurden seine Bekenner genannt. Das Wort ist wahrscheinlich verderbt aus „Eidgenossen." Also nannte man sie, weil die Schweiz, das Land der Eidgenossen, gleichsam ihre Mutterstätte war. Besonders im Süden Frankreichs war die Reformation gewaltig geworden. Ja ein Seitenzweig des königlichen Hauses hatte sich zum Theil zu ihr gewendet. Die Bourbons hatten, wenn die königliche Familie der Valois ausstarb, das nächste Recht auf den Thron. Also war es von der größten Wichtigkeit, daß die Reformation in diese Familie eindringen wollte. Ein Glied derselben Ludwig, Prinz von Condé, hatte sich offen und entschieden zu ihr gewendet, Anton, sein Bruder, stand noch zweifelhaft und ungewiß. Seine Gemahlin indessen

Johanna Albert, die ihm 1548 die auf der französischen Seite der Pyrenäen gelegenen Reste des Königreichs Navarra zugebracht, war eine eifrige Calvinistin. Die Staatsgewalt aber und die Mehrzahl der Franzosen blieb katholisch. König Heinrich II. zeigte sich stets als heftiger Feind der Reformation. Plötzlich ward er durch einen Unfall am 10. Juli 1559 dem Leben entnommen.

Das Haus Valois stand nun auf vier schwachen Knaben, die er hinterließ, von denen ihm drei auf dem französischen Throne gefolgt sind. Franz II. ward König, dessen Gemahlin Maria Stuart war, die Wappen und Titel von England angelegt, ja England, wenn sie sterben sollte, an Frankreich geschenkt hatte. So feindliche Gesinnung konnte Elisabeth von England nicht dulden. Bei der ganzen drohenden Stellung, welche der Katholicismus annahm, mußte sie sich sichern und decken, besonders von Schottland her, wo die Protestanten gegen Maria Guise, die Mutter Maria Stuarts, die mit den französischen Truppen den Katholicismus behaupten wollte, sich erhoben. Elisabeth unterstützte sie und Maria Stuart sah sich, um nicht Schottland ganz zu verlieren, zu dem Versprechen genöthigt, Wappen und Titel von England abzulegen und zu dulden, daß das schottische Parlament 1560 in der strengsten und unbedingtesten Weise die Reformation in ihrem Erbreiche einführte.

Also erwieß sich, daß der Katholicismus nicht allenthalben obsiegen werde. Auch die Entwürfe Philipps II. auf ein Zusammenwirken der beiden katholischen Hauptmächte, Spanien und Frankreich, konnten nicht sogleich zur Erfüllung kommen, denn immer größer ward die Bewegung in Frankreich selbst. Jene Entwürfe, zur Erfüllung gekommen, hätten auch eine große Wirkung auf Deutschland haben müssen. Franz, Herzog



von Guise, weitläuftig mit dem königlichen Hause der Valois verwandt, eifrigst katholisch und darum der Mehrzahl der Franzosen willkommen, bemeisterte sich der Führung der Angelegenheiten für den jungen König Franz II. Die Verfolgungsedicte gegen die Hugenotten wurden erneuert, verschärft. Diese aber, und besonders der ritterliche und kühne Adel unter ihnen, wollten sich nicht länger mehr ruhig abschlachten lassen. Schon erheben sie in vielen Provinzen die Waffen. Sie wollen den jungen König unter die Leitung Ludwigs von Condé bringen, dem sie mit größerem Recht als dem Guise gebühre, und damit die Staatsgewalt im Sinne der Calvinisten handele. Aber der Plan sich des jungen Königs gewaltsam zu bemeistern verunglückte beim Versuche, und Guise läßt seinen schrecklichen Zorn auf die Häupter der Calvinisten fallen.

Da starb König Franz II. am 5. Decbr. 1560 und die Krone ging auf Heinrichs II. zweiten Sohn, den neunjährigen Karl IX., über. Der Tod Königs Franz II. scheint den Plan, daß Spanien und Frankreich gemeinschaftlich auf allen Puncten, wo man nur könne, auf die Protestanten fallen wolle, vernichtet zu haben. Schon hatte 1560 Philibert Emanuel, Herzog von Savoyen, sogar die armen Waldenser in den Alpenthälern angegriffen. Aber nach Franzens Tode bemeistert sich in Frankreich die Königin-Mutter, Katharina von Medici, der Führung der Staatsgeschäfte. Nicht sowohl aus toleranter Gesinnung ist sie milder gegen die Hugenotten gestimmt, als vielmehr weil sie den Ausbruch eines Bürger- und Religionskrieges fürchtet. In demselben könnten entweder die Guise oder die Bourbons emporkommen, ihren schwachen Knaben das Herrnthum entrissen werden. Also werden die Gefängnisse eröffnet, ja Katharina giebt den Hugenotten ein Toleranzedict am 17. Jan. 1562. Aber sie ist nicht im Stande die

beginnende Wuth der Menschen zu bändigen. Der Eifer der Katholiken erwacht glühend und heftig. Die Toleranz, welche Katharina geben will, erscheint ihnen als Verrath an der heiligen Kirche. Schon haben die meisten Parlamente Frankreichs förmlich gegen das Toleranzedict protestirt. Die Katholiken waffnen allenthalben und schwören, den Verrath an der heiligen Kirche nicht zu dulden. Plötzlich, wie auf ein gegebenes Zeichen, stehen die Parteien am Anfange des Jahres 1563 mit den Waffen gegen einander auf. An allen Orten und Enden Frankreichs entbrennt ein furchtbarer und verheerender Krieg, am wildesten ist er im Süden, wo die Stärke der Parteien sich gleicher waren. Wie die wilden Thiere des Waldes zerrissen sich Hugenotten und Katholiken untereinander. Aber der Nachtheil des Kampfes ist auf Seiten der erstern. Ihre Zahl schmilzt zusammen und was den Tod nicht mit den Waffen in der Hand findet, wird durch Barbarei umgebracht oder durch Barbarei zum Katholicismus zurückgeschreckt. Ludwig von Condé wird in der unglücklichen Schlacht von Dreux am 19. Decbr. 1562 gefangen. Die Staatsgewalt schritt in dem vollsten Sinne des Katholicismus auf, denn Franz von Guise hat sich, seit der Krieg ausgebrochen, des jungen Königs bemeistert, alle Staatsgewalt ist in seine Hände übergegangen. Aber Franz wird am 18. Febr. 1563 von einem Hugenotten ermordet, und hierdurch gewinnt Katharina von Medici wieder freie Hand. Sie giebt den Calvinisten, die noch immer bedeutend, ein zweites Toleranzedict am 19. März 1563.

Katharina selbst, so scheinet es, hatte damals den Gedanken, daß die beiden Parteien friedlich nebeneinander bestehen könnten, nicht mehr. Es mußte selbst dem Königthume unmöglich erscheinen, die Toleranz aufrecht zu erhalten, weil die



Mehrheit der Nation mit wildem Ungestüm die Vernichtung der Ketzerei begehrte. Katharina gab das Toleranzedict, damit die Calvinisten die Waffen niederlegen sollten. Auch ward es in den Provinzen fast gar nicht vollzogen. Die Kämpfe dauerten fort, wo Katholiken und Hugenotten sich trafen, und sie trafen sich fast allenthalben. Man bemerkt, daß der Katholicismus immer glühender und eifriger wird, je mehr die Jesuiten sich auch in Frankreich anbauen. Es geschiehet in diesen Jahren; sie erhalten 1564 das Recht des öffentlichen Unterrichtes. Die eifrigen Katholiken fingen an geheime Bünde unter sich zu errichten, daß auf keinen Fall der Calvinismus im Reiche geduldet werde. Die Regierung sollte gezwungen werden zu wollen und zu thun, was die Mehrheit der Nation begehrte.

Der Gedanke Philipps II., der Gedanke auch des Pabstes, an einen größern und allgemeinern Kampf gegen den Protestantismus, zunächst wenigstens in dem Westen Europas, hatte sich unter diesen Vorgängen nicht sogleich verwirklichen lassen, aber Philipp II., im Besitz so großer Mittel und so zahlreicher Freunde, verzagte nicht. Allenthalben hin hatte der Katholicismus seine Augen geworfen, denn er fühlte sich wieder in seiner Kraft. Maria Stuart, die Witwe von Frankreich, war 1561 in ihr Erbreich Schottland zurückgegangen. Sie lebte dort freilich unter sehr drückenden Verhältnissen; kaum, daß die eifrig protestantischen Schotten ihr katholischen Privatgottesdienst gestatteten. Aber mit den katholischen Mächten stand sie in fortwährender Verbindung. Sie war die Erbin Englands, wenn Elisabeth sterben sollte, sie war in den Augen des Katholicismus jetzt schon die rechtmäßige Königin Englands. Man zählte auf sie. Sie sollte vollenden, was ihre Vorgängerin Maria unvollendet gelassen. Konnte doch Elisabeth hin-

weggeräumt und was noch vom katholischen Elemente in England vorhanden, benutzt werden. Mit um so größern Mißtrauen sah Elisabeth und mit ihr das protestantische England auf diese Maria Stuart. Es schien, so lange sie lebe, könne Englands Protestantismus nicht ruhig und sicher sein.

Für Philipp II. aber lag es näher, an die Vernichtung des Protestantismus in seinen Niederlanden und in Frankreich zu denken. In seine Niederlande ließ er immer blutigere Befehle ergehen. So kam 1565 das Gebot, daß über geistliche Vergehen nur die Inquisition erkennen und derselben von der weltlichen Obrigkeit jede Unterstützung unweigerlich geleistet werden sollte. Die Niederlande kamen in die größte Bewegung; selbst die Katholiken fürchteten, Philipp II. wolle die spanische Inquisition einführen, die in Spanien selbst als ein Mittel zum Aufbau des uneingeschränkten Königthums angesehen ward. Alba hatte mit Katharina von Medici zu Bayonne in demselben Jahre eine Zusammenkunft. Gräßliche Entwürfe gegen die französischen Hugenotten scheinen dort besprochen worden zu sein. Man sollte sich, so begehrte wohl Alba, ihrer Häupter durch ein großes Mordfest entledigen. Katharina von Medici dagegen fand, daß die Hugenotten zu mächtig noch und zu vorsichtig, als daß man auf diesem Wege hoffen könnte, zum Ziele zu gelangen. Auf andere Weise ward beschlossen zu demselben Erfolge zu gelangen. Bald darauf brachen die Unruhen in den Niederlanden aus. Am Anfange standen Katholiken und Protestanten gegen die spanische Regierung zusammen. Eine Verbrüderung des niedern Adels, Bettler (Geusen) vom Hofe genannt, begehrte von Margareth, Philipps II. Schwester, Generalstatthalterin der niederländischen Provinzen, am 6. April 1566 Aufhebung der Glaubensgerichte, Erhaltung der alten Freiheiten. Margareth sah sich



genöthiget nachzugeben, bis neue Befehle aus Kastilien kämen. Aber das Bündniß zwischen den Katholiken und Protestanten dauerte nicht. Der calvinistische Pöbel zerschlug mit wildem Ungestüm die Heiligenbilder der Katholischen. Diese wollten ihre Kirche und ihren Glauben nicht also verhöhnen lassen. Lieber wieder spanisch werden als den Hohn und die Uebergewalt der Ketzer dulden. Philipp II. aber war entschlossen, wie er von diesem Frevel hörte. Alba empfing Befehl aus Italien ein mächtiges Heer in die Niederlande zu führen und als Reichsverweser den letzten Aufruhr zu bestrafen. Alba, 1567 in Brüssel eingetroffen, die spanischen Truppen durch das Land vertheilt, begann an der Ausführung der Entwürfe Philipps II. zu arbeiten. Die betrafen zweierlei, Vernichtung des Protestantismus in den Niederlanden, Vernichtung der niederländischen Rechte und Freiheiten. Darum erklärte Alba alle Niederländer überhaupt für Rebellen. So konnten die edelsten Geschlechter hinweggeschafft, die Kraft des Widerstandes gebrochen werden. Viele edle Häupter fielen, Egmont Montmorency und Montigny die bedeutendsten unter ihnen. Tausend und abermals Tausende bluteten; wer es vermochte entrann dem Mordgetümmel. Viele waren gegangen, und besonders Protestanten, um die Waffen gegen die spanische Tyrannei und den Glaubenszwang zu erheben. Unter ihnen waren bedeutend die Glieder des Hauses Nassau-Oranien, Wilhelm der Schweigende und seine Brüder Adolf und Ludwig. Hunderttausend ausgewanderte Bürger brachten den niederländischen Kunstfleiß nach Deutschland und England. Die Brüder Nassau aber hatten ein Heer zusammengebracht und traten damit an der Maas auf. Aber sie bestanden vor Alba's höherer Kriegskunst nicht und mußten 1568 ihr Heer wieder auflösen.

Es war eine überhaupt wilde, blutige, bewegungsreiche, ereignißvolle Zeit. Die Spanier mordeten in den Niederlanden und mordeten in Spanien selbst. Die Bewohner der Alpuxaren, früher Moslemen und zum Christenthume genöthiget, standen gegen die Härte der Inquisition auf und Philipp II., der eben selbst seinen Sohn Don Karlos seinem finstern Mißtrauen geopfert, ließ sie mit Grausamkeit bekämpfen und vernichten. In demselben Jahre 1568 ward auch Maria Stuart genöthiget, nach England zu flüchten. Maria eifrig dem katholischen Kirchenglauben ergeben und eifrig in dem äußeren Dienste, führte nichts desto weniger ein innerlich verworfenes Leben. Sie hatte 1565 mit Heinrich Darnley, Grafen von Lenox, einen Ehebund geschlossen, aber Treue verstand das üppige Weib nicht zu wahren. Des Gatten bald müde geworden und neuer Liebe ergeben, fiel sie so tief, ihre Zustimmung zu geben, daß ihr Gatte 1567 auf eine entsetzliche Weise aus dem Wege geräumt ward. Und dem Manne, der an dem Morde den größten Antheil gehabt, dem Grafen Bothwell, reichte sie mit Verhöhnung des Urtheils der Welt die Hand als Gattin. Aber ganz Schottland empörte sich gegen solche Greuel und Maria ward genöthigt, der Regierung zu Gunsten des Sohnes, den sie mit Lenox gezeugt, zu entsagen. Der war der nachmalige König Jacob I., welcher die Kronen von England und Schottland zuerst auf einem Haupte vereinigt. Als Maria Stuart hierauf noch einen Versuch machte emporzukommen, war sie 1568 genöthiget, nach England zu entweichen, um nicht von den erbitterten Schotten den Tod zu empfangen. Elisabeth aber von England meinte, sich der gefährlichen Frau versichern zu müssen, und Maria Stuart ward in Haft, jedoch anfangs in anständiger Haft, in England behalten.



Unterdessen hatten schon 1567 die Hugenotten in Frankreich zu den Waffen gegriffen, meinend, daß zwischen Spanien und ihrem König ein Plan zur Vernichtung aller Protestanten bestehe, dem nur mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten sei. Damals schon streiten Deutsche gegen Deutsche um den Glauben nur auf fremden Boden. Katholische Schweizer, ja Lutherische, die Sachsen gesendet, stehen mit Frankreichs katholischer Partei. Denn hoch ist schon zwischen den deutschen Lutheranern und den Calvinisten der Haß gestiegen, so hoch, daß sie den Katholicismus kaum noch als einen gemeinschaftlichen Gegner betrachten. Johann Casimir dagegen, der Pfalzgraf von Rhein, streitet mit deutschen Calvinisten für die calvinistische Partei Frankreichs, an deren Spitze noch immer Ludwig, Prinz von Condé, steht. Anton von Navarra ist schon 1562 gestorben. Sein junger Sohn, Heinrich von Bearn, der nachmalige König Heinrich IV., wird noch wenig auf der Bühne der Ereignisse bemerkt. Katharina giebt indessen am 23. März 1568 ein abermaliges Toleranzedict. Aber sie scheint es wieder nur gegeben zu haben, um den Calvinisten die Waffen aus den Händen zu winden. Die Königin selbst ist außer Stand, die Toleranz in das Reich zu bringen. Die Gesinnung der Mehrheit der Franzosen ist immer entschiedener gegen die Calvinisten geworden, und diese lassen es auch ihrerseits nicht daran fehlen, die Wuth und Erbitterung der Katholischen aufzureizen. Denn wo sie die Meister spielen, schlagen sie die Heiligenbilder, die Kreuze, die katholischen Kirchen, als wären sie Tempel der Abgötterei nieder. Philipp II. treibt zum Angriffe auf die Calvinisten, da er nicht hoffen kann in seinen Niederlanden den Calvinismus zu erdrücken, wenn er in Frankreich fortbesteht. Mit noch größerm Eifer treibt dazu Pabst Pius V., der 1565 auf Pius IV. in Rom gefolgt ist. In seinen An-

gen ist jede Toleranz die größte Sünde gegen die heilige Kirche, das größte Verdienst die Ketzerei mit Feuer und Schwert zu vernichten. Und es scheint eben im Westen Europa's ziemlich Alles günstig für den Katholicismus zu gehen. Die Niederlande lagen in schweigendem Gehorsam und das Beispiel Alba's schien zu zeigen, wie viel sich mit standhaftem Willen und wenn man grausam aus Grundsatz sei, erreichen lasse. Ganz mit diesen Gedanken erfüllt war Pius V., der apostolische Vater in Rom. Selbst mit Truppen hatte er die katholische Partei Frankreichs unterstützt, die apostolischen Soldaten Befehl empfangen, keines Hugenotten Leben zu schonen.

Das letzte Toleranzedict also war nur gegeben worden in augenblicklicher Noth, um den Calvinisten die Waffen aus den Händen zu bringen. Kaum gegeben, ward es widerrufen und ein Befehl König Karl IX. verkündete am 28. Sept. 1568, daß fortan bei Todesstrafe nur noch katholischer Gottesdienst in Frankreich geduldet werden soll. Da erhuben sich die Calvinisten abermals, und kämpfen noch einen der Verzweiflungskriege, in denen sie sich langsam verbluten. Wilder und grausamer, als je einer gewesen, ist dieser, und furchtbare Schlachten, wie bei Jarnac am 13. März 1569, wo Ludwig von Condé den Tod findet, bei Montcontour, Sainte-Germain und d'Avenai-le-Dúc werden geschlagen. Aber noch einmal erhält der Kampf durch ein Toleranzedict, welches die Regierung am 8. August 1570 bewilligt, einen Stillstand. Günstiger als je ein früheres lautete dieses für die Calvinisten. Und nicht lange darauf erfolgte doch die furchtbare Katastrophe, die unter dem Namen der Bartholomäusnacht bekannt ist.

Es war dem vornehmen calvinistischen Adel und besonders dem Admiral Coligni gelungen, den jungen König Karl IX. für einen großen Plan halb zu gewinnen. Der König sollte



dem Calvinismus eine feste und sichere Toleranz geben und mit derselben Spaniens Macht in den Niederlanden zertrümmern, die Niederlande für Frankreich gewinnen. Karl IX., herangewachsen und selbstständiger geworden, ändert plötzlich seine Politik, er entfernt sich von Spanien, er schließt eine Allianz mit dem protestantischen England, er unterhandelt mit dem Hause Nassau, das auf eine Schilderhebung gegen Spanien sinnt. Seine Schwester Margareth bestimmt er dem protestantischen Heinrich von Bearn zur Gemahlin, eine Ehe, die auch wirklich trotz des Mangels der päbstlichen Dispensation geschlossen ward. Philipp II. und der Pabst sind voll Bestürzung. Diese ist um so größer als in den spanischen Niederlanden sich endlich ein ernster Aufstand erhoben. Die Geusen, die bis jetzt zur See nur einen räuberischen Krieg gegen Spanien geführt, bemeisterten sich am 1. April 1572 der Stadt Briel. Holland und Seeland insurgirten sich und riefen Wilhelm von Oranien herbei, den sie zum Statthalter des Königs bestellten. Trat nun Frankreich noch auf, so stand für Spanien und den Katholicismus ungemein viel auf dem Spiele. Aber in Paris, in ganz Frankreich hatte die neue Richtung, welche Karl IX. einschlagen zu wollen schien, den wildesten Ingrimm hervorgerufen. Eine Verschwörung zur Vernichtung der Calvinisten war gebildet worden. Von dem Dasein derselben scheint Karl IX. erst kurz vor ihrem Ausbruch unterrichtet worden zu sein. Es ist Gefahr, daß das königliche Haus selbst werde vernichtet werden, weil es den Calvinismus zu begünstigen scheint; in den Augen des römischen Katholicismus ist schon das todeswürdiges Verbrechen. Also beschließt Karl IX., die Königin Mutter besonders soll dazu gerathen haben als zu dem einzigen Rettungsmittel, sich selbst an die Spitze dieser Verschwörung zu stellen, um seinen guten Katho-

licismus zu erhärten. Nun giebt der König selbst das Zeichen, demgemäß die Verschworenen am 24. Aug. 1572 mitten in der Nacht zuerst über die sorglosen Calvinisten in Paris herfielen und ein grausames Mordfest über sie hielten. In schneller Folge, zu Meaux, Orleans, Angers, Lyon, Toulouse, Rouen, Troyes, in vielen anderen Städten und Orten wiederholten sich die Mordscenen. Bei fünfzigtausend Calvinisten sollen den Meuchelmördern erlegen sein. Der ehrliche Deutsche, der sich nie dem Meuchelmorde befreundet, er möge hervortreten unter welcher Gestalt er wolle, Kaiser Maximilian II., äußerte den bittersten Unwillen über diese Vorgänge. Der Italiener, Pabst Gregor XIII., der eben damals auf Pabst Pius V. gefolgt, so große Freude, daß er in Rom selbst das Tedeum singen ließ, als habe die heilige Kirche einen großen Sieg erfochten. Die Prinzen des Hauses Bourbon, Heinrich von Bearn und Heinrich von Condé wurden unter dem Schrecken des Todes gezwungen, katholisch zu werden.

Die französischen Calvinisten ließen sich indessen nicht lange ruhig abschlachten. Mußte es einmal gestorben sein, dachte besonders der mächtige Adel, so war es besser mit dem Schwert in der Hand zu sterben. Abermals brach der Religions- und Bürgerkrieg aus. Karl IX. wünschte indessen damals, seinen jüngern Bruder Heinrich zum König von Polen gewählt zu sehen. Die Bartholomäusnacht aber hatte die Gemüther des polnischen Adels dem Hause Valois entfremdet. Man läugnete gegen die Polen, daß die Unthat von dem Königthume veranlaßt sei, gab den Calvinisten am 6. Juli 1573 ein abermaliges Toleranzedict und führte dadurch Heinrichs Wahl zum König herbei. Kaum aber war Heinrich nach Polen gegangen, als Karl IX. am 30. Mai 1574 starb und



Heinrich, Polen im Stillen und eilends wieder verlassend, trat in Frankreich das Reich als König Heinrich III. an.

Es schien mit dem Hause Valois zu Ende zu gehen, denn außer dem König war nur ein vierter Sohn Heinrichs II., der Herzog von Alençon, übrig. Man erwartete ein kinderloses Ableben der abgelebten und matten jungen Männer. Es entstand die wichtige Frage, ob die calvinistischen Bourbons dann auf den Thron kommen sollten. Heinrich von Conde war nicht lange nach der Bartholomäusnacht aus Paris entronnen und zum Glauben seines Vaters zurückgetreten. Auch Heinrich von Bearn entwich, doch erst 1576, und selbst als er freigeworden, besann er sich drei Monate, ehe er wieder zum Calvinismus übertrat. Denn es setzte derselbe viel für ihn auf das Spiel, die Krone Frankreichs, wenn das Haus Valois würde ausgestorben sein. Denn die bei weitem größere Zahl der Franzosen schien entschlossen, keinen Calvinismus in dem Reiche, am wenigsten aber einen calvinistischen König zu dulden. Ein düsterer und wilder Fanatismus hatte sich damals von Spanien her auch über das katholische Frankreich verbreitet. Die Zahl aber der Calvinisten war, wie das Jahrhundert sich gegen sein Ende neigte, von einem Drittheil der Gesammtbevölkerung gesunken bis auf etwa ein Zehntheil derselben. So grausam waren die Metzeleien gewesen, durch die ein Theil der Calvinisten unterging, so grausam das Schrecken, durch welches ein anderer Theil in den Schooß des römischen Kirchenthums zurückgezwungen worden.

In den nächsten Jahren zieht sich das Interesse der Ereignisse von Frankreich hinweg in die benachbarten Niederlande. Es tritt aber keine Ruhe in Frankreich ein. Das Morden, die Kriege, sie dauern fort. Aber es kommt zu keiner Entscheidung. Das Einzige von Bedeutung, was hier in den nächsten

Jahren hervortritt, ist, daß König Heinrich III., trotz seiner heftigen Feindschaft gegen die Calvinisten nicht gelang, das Vertrauen seiner eigenen, der katholischen Partei Frankreichs, zu gewinnen. Nicht allein daß seine Schwäche und Ueppigkeit ihn bei den Menschen in Verachtung brachte, er war auch den Häuptern der katholischen Partei, wie eifrig er auch katholisch, wie heftig er auch, wo er es sein konnte, gegen die Calvinisten war, doch noch immer nicht heftig genug. Er kannte doch zuweilen noch andere Rücksichten und noch andere Dinge als die Vernichtung der Calvinisten in dem Reiche. Das Haus Valois schien nicht tauglich, nicht keck und entschlossen genug zur Führung großer Dinge. Es kam hinzu, daß der vierte Sohn König Heinrichs II., der Herzog von Alençon, sich sogar mit den Calvinisten verbündet, welche gleich die Thronbesteigung Heinrichs III. mit einer neuen Schilderhebung begrüßt hatte. Alençon hatte es freilich nicht gethan, um den Calvinismus emporzubringen; es war von ihm nur aus Haß gegen den königlichen Bruder und um für sich Vortheile im Staate zu erzwingen, geschehen. Aber die Folge war doch gewesen, daß Heinrich III. ein abermaliges und günstiges Toleranzedict am 5. Mai 1576 hatte bewilligen müssen. Da bildete sich, ganz unabhängig von dem König, für den Zweck der Vernichtung des Calvinismus in dem Reiche ein katholischer Glaubensbund unter allen Ständen. An der Spitze derselben stand das Haus Guise und besonders die Söhne des ermordeten Herzogs Franz, Heinrich von Guise und Karl von Mayenne. Immer näher rückte die Aussicht, daß das Haus Valois aussterben und der Thron erledigt werden würde. Die Guise gedachten sich desselben zu bemeistern, weil die katholische Gesinnung der Mehrzahl der Franzosen die calvinistischen Bourbons sicher dann ihres Erbrechtes berauben würde. Heinrich III.



sah sich genöthiget, die Bundesacte der Ligue selbst zu unterzeichnen. Die Calvinisten, die Prinzen Bourbon an der Spitze, erhuben sich abermals 1577 mit den Waffen, um sich nicht wehr- und widerstandslos abschlachten zu lassen. Die katholische Partei, die Ligue, unterstützte aber König Heinrich III. sehr schlecht. Sie hielt es für gefährlich, große Mittel in seine Hände zu legen, sie wollte ihre Kraft für ein späteres, selbstständiges Handeln aufsparen. Dadurch ward der König genöthiget, ein abermaliges Toleranzedict am 17. Sept. 1577 zu bewilligen, abermals ohne daß dadurch das Morden und die Greuel in den Provinzen Frankreichs einen Stillstand erhalten.

Unterdessen war Philipp II. von Spanien, wie oft er auch auf einen großen und allgemeinen Kampf gegen den Protestantismus sann, immer an der Ausführung dieses Gedankens gehindert worden. Theils war Frankreich zu sehr in sich selbst beschäftiget, um mit ihm verbunden auftreten zu können, theils wurden alle Kräfte seines eigenen Staates durch den Kampf gegen die aufgestandenen nord-niederländischen Provinzen zu gewaltig in Anspruch genommen, als daß er anderwärts hin mit bedeutenden Mitteln hätte wirken können. Jener Aufstand hatte sich von Seeland und Holland aus allmälig über alle Nord-Provinzen ausgebreitet. Die Nord-Provinzen waren von Germanen bewohnt, die Reformation hatte daher bei der Mehrzahl der Menschen leichten Eingang gefunden. Auf der Dordrechter Synode adoptirten sie 1574 den zwinglianisch-calvinistischen Lehrbegriff. Alba war als Oberfeldherr und Reichsverweser trotz einzelner Siege und trotz wilder Barbarei nicht im Stande gewesen, diesen Aufstand zu erdrücken. Als er 1573 abgerufen, war sein Nachfolger Requesens es eben so wenig im Stande. Die Nord-Provinzen, ohne jedoch den Abfall von der Krone Spanien völlig auszusprechen,

hielten fest. Wilhelm von Nassau-Oranien mit einer Art fürstlich-dictatorischen Macht bekleidet, leitete das Ganze.

Nun war die Reformation aber auch in einem Theil der Süd-Provinzen, und besonders nach Brabant und Flandern, wo die germanische Natur der Menschen in die romanische überzugehen anfängt, eingedrungen und alle Süd-Provinzen waren mit Spanien ob des klar hervortretenden Strebens Philipps II., den alten Freiheiten und Rechten ein Ende zu machen, unzufrieden. Darauf gründete Wilhelm von Oranien die Hoffnung, noch alle niederländische Provinzen zum Abfall von Spanien zu bringen, sie in einen Gesammtstaat zu vereinigen, in welchem Katholiken und Protestanten friedlich neben einander stünden. Nicht ohne Hoffnung und Aussicht war im Anfange dieser Gedanke. Als nach Requesens Tode 1576 das spanische Heer sich in wilder Unordnung auflößte, das Land und besonders die reiche Stadt Antwerpen raubte und plünderte, also auch im Süden die Unzufriedenheit mit Spanien zu einer bedeutenden Höhe stieg, schlossen die meisten und bedeutendsten Provinzen dieses Südens, unter ihnen Brabant, Flandern, Artois, Hennegau und Namur, sich an Wilhelm von Oranien und den Norden an. Die Vereinigung geschah am 8. Nov. 1576 durch die Stände dieser Provinzen zu Gent, und bestimmt ward dabei, daß eine Versammlung der Stände aller Provinzen, die Generalstaaten, berufen, allgemeiner Friede und Versöhnung dort gestiftet und die Spanier ausgetrieben werden sollten. Der Abfall von Spanien indessen, der in den Seelen vieler Menschen lag, ward nicht ausgesprochen. Philipp II. hatte schon früher einen neuen Reichsverweser, seinen Bruder, Don Juan d'Austria, um zu retten, was noch zu retten sei, gesendet. Don Juan war um die Zeit des Genter Tractats in den Niederlanden



eingetroffen. Philipp II. zählte darauf, daß der Haß zwischen den Katholiken und den Protestanten in dem Bunde der Niederländer, der sich gegen ihn gestalten wollte, noch eine Bresche eröffnen würde, durch welche er wieder eindringen könnte. Und er täuschte sich nicht in dieser Erwartung.

Don Juan aber handelte in den Niederlanden für die Sache seines Königlichen Bruders nicht ohne Geschick. Er bestätigte zuerst den Tractat, welchen die Stände in Gent untereinander getroffen und hinderte dadurch, daß der Abfall von Spanien nicht in der ersten Freude der Vereinigung ausgesprochen ward. Aber gleich durch diese Bestätigung suchte er wieder Spaltung zwischen die Katholiken und Protestanten zu werfen. Denn er gab sie nur mit dem Zusatz, daß der römisch-katholische Glaube allenthalben unverkürzt aufrecht erhalten werde. Darin handelte Don Juan ganz in dem Sinne Philipps II., der lieber das Land verlieren, als Protestantismus in demselben dulden wollte. Gegen die Calvinisten hatte der König den Ausrottungskrieg in seiner Seele geschworen. Also mußten zuerst die Protestanten erkennen, daß kein Friede und keine Versöhnung mit Philipp II. möglich sei. Indessen schien es doch noch zu einem Bruche aller Niederländer mit Spanien zu kommen. Die Stände, nachdem Don Juan die spanischen Truppen wirklich entfernt, betrugen sich mit immer größerer Unabhängigkeit. Sie stellten, während eigentlich die Gewalt bei Wilhelm von Oranien war, eigenmächtig den Erzherzog Mathias als Generalstatthalter auf und schlossen ein Bündniß mit England. Alles, so ward gesprochen, geschehe nur für den guten Dienst des Königs; es war aber klar, daß Alles wider den König und wider Spanien gerichtet war.

Darum griff Don Juan, dem doch die beiden Provinzen

Luxenburg und Namur treu geblieben, am Anfange des Jahres 1578 wieder zu den Waffen und faßte durch die Waffen wieder einigen festen Fuß. Die Niederländer riefen als Vertheidiger ihrer Freiheiten Alençon, den Bruder Heinrichs III., von Frankreich herbei. Alençon in der Hoffnung, sich in den Niederlanden so ein Erbfürstenthum zu gewinnen, erschien noch 1578 mit französischen Truppen in den Niederlanden. Heinrich III. behauptete zwar, keinen Antheil an dem Unternehmen seines Bruders zu haben. Aber das Haus Valois ward durch diesen Schritt der eifrig katholischen Partei noch mehr als früher zuwider. Trat es doch gegen das rein-katholische Spanien, gegen Philipp II., das Haupt des Katholicismus, und gewissermaßen für den Calvinismus in die Schranken. Die Stände in den Niederlanden aber decretirten noch am 22. Juli 1578 staatsrechtliche Gleichstellung beider Glaubens- und Kirchen-Parteien. Nur ein Schritt schien noch zum gänzlichen Abfalle von Spanien übrig zu sein, daß nämlich derselbe förmlich ausgesprochen werde.

Aber die Gesinnung der Männer, welche die Stände bildeten, war keineswegs die Gesinnung der Menschen überhaupt. Die meisten Katholiken selbst wollten eben so wenig als Philipp II. den Calvinisten Duldung bewilligen. Die Jesuiten, zeitig in den Niederlanden angebaut, arbeiteten auch hier mit einem ungeheuren Eifer, die Spaltung zu erweitern und es zu keiner Versöhnung kommen zu lassen. Schon Don Juan hatte durch die katholische Gesinnung der Menschen in der Provinz Artois wieder festen Fuß gefaßt. Als er am 9. Oct. 1578 gestorben und Alexander Farnese als Philipps II. Oberstatthalter und Feldherr erschienen, ward der Bruch zwischen katholischen und protestantischen Niederländern fast vollständig herbeigeführt. Einen Theil seiner alten Entwürfe gab



Philipp II. auf. Er gedachte nicht mehr auch den Freiheiten und Privilegien der niederländischen Provinzen ein Ende zu machen. Dieser sein Gedanke war es gewesen, der die Gefahr herbeigeführt, daß katholische und protestantische Niederlande gegen ihn und gegen Spanien sich zusammenstellen würden. Es sollte fortan nur noch dem zweiten Theil seiner Entwürfe, der Vernichtung des Calvinismus gelten. Darum bestätigte Alexander Farnese den Provinzen des Südens, weil sie nicht mit Calvinisten zusammenstehen wollten, ihre Privilegien und Freiheiten von neuem, ja erweiterte sie selbst. Nur mit großen Beschränkungen fand die Wiederherstellung der spanischen Macht in den südlichen Provinzen Statt. Wilhelm von Oranien aber gewahrend, wie die Vereinigung, zu welcher der Genter Tractat den Grund hatte legen sollen, auseinanderging, hatte die sieben Provinzen des Nordens bewogen schon am 23. Juni 1579 die Utrechter Union zu schließen, welche die Grundlage der Republik der sieben vereinigten Provinzen geworden. Von den Süd-Provinzen standen Brabant und Flandern anfangs auch noch mit zu diesem Bunde, und alle zusammen sprachen am 26. Mai 1581 ihre Unabhängigkeit von Spanien aus. Nun spann sich auf dieser Seite der Kampf noch lange hin. Aber mit den ungeheuersten Anstrengungen war die spanische Macht nicht im Stande mehr als Flandern und Brabant wieder zu gewinnen.

Der Bruder König Heinrichs III. aber, der Herzog von Alençon, sah seine Entwürfe, sich in den Niederlanden ein Erbfürstenthum zu gewinnen, scheitern. Als er Versuche machte sie seiner uneingeschränkten Fürstenmacht zu unterwerfen, mußte er flüchtig werden. Verachtet, matt und krank, den Tod vor Augen, kam er im Jahre 1583 nach Frankreich

zurück. Matthias, der Erzherzog, hatte seine Rolle in den Niederlanden schon früher 1580 aufgegeben. Unterdessen waren in Frankreich die Metzeleien in der alten Weise fortgegangen. Der Streit erscheinet nur aus dem Grunde nicht mehr in dem alten, furchtbaren Gewande, weil die Zahl der Calvinisten im Laufe der Zeit immer weiter zusammengeschmolzen. König Heinrich III. aber war bei der katholischen Partei in immer größere Verachtung gekommen, und er verdiente diese Verachtung durch sittenloses, schwelgerisches und mattes Leben. Aber auch seine gute katholische Gesinnung war der Ligue je länger, je mehr verdächtig geworden. Daß sein Bruder in den Niederlanden gegen Spanien auftrat, daß er selbst Genf 1579 in seinen Schutz nahm, hatte die Wuth der Ligue aufgeregt. In derselben spielten die Guise die Meister. Als Häupter und Führer wurden sie von der ganzen eifrig katholischen Partei geehrt.

Es kam nun eine wichtige Entscheidung. Der einzige Bruder Heinrichs III., Alençon, starb am 10. Juni 1584. Der König selbst war kinderlos, und obwohl er noch ein junger Mann erwartete man doch, ob seiner Schwäche und Hinfälligkeit, auch sein baldiges Ableben. Dann war das Haus Valois zu Ende und der französische Thron erledigt. Heinrich III. erklärte nach dem Tode seines Bruders den, welchem dem Rechte nach die Krone gebührte, seinen Vetter Heinrich von Bearn und Navarra, den Calvinisten, den Mann, der schon einmal katholisch gewesen, aber wieder calvinisch geworden, zum Erben des Reiches. Das war eine große Entscheidung. Ein calvinistisches Königthum konnte allmälig Frankreich noch für die Reformation gewinnen. Der, wenn auch allmälige, Triumph der Reformation in Frankreich hätte wieder auf das benachbarte Deutschland von dem größten Einfluß



werden müssen. Auch hier würde dann der Katholicismus sich zu halten kaum vermocht haben.

Je größer nun aber die Gefahr war, desto höher stieg auch der Eifer der katholischen Partei, desto entschlossener ward sie, kein Mittel zu scheuen, das drohende Unwetter zu vertheilen, ehe es zum Ausbruch kommen könne. Die Ligue achtete Heinrich III. für nichts; die Legitimität der Throne und des Königthums trat damals vor den Interessen des Glaubens und der Kirche ganz in den Hintergrund. Die Ligue schloß alsbald mit Philipp II. ein förmliches Bündniß am 31. Decbr. 1584. Der Kardinal Karl von Bourbon soll nach Heinrichs III. Ableben als König aufgestellt, keine andere Kirche als die römische in Frankreich geduldet, der Calvinismus mit Waffengewalt vernichtet werden. Der Kardinal Karl von Bourbon ist der Ohm Heinrichs von Navarra und bereits ein hochbetagter Mann, der ohne Nachkommen bald sterben wird. Die Frage über die feste Besetzung des Thrones ist durch seine Ernennung daher nur aufgeschoben. Beide, die Guise und Philipp II., hoffen, nach Bourbons Tode den französischen Thron für sich zu gewinnen. Philipp II. ist nie uneigennützig, wenn er für den Katholicismus auftritt. Er ist eingedenk der Lehren seines Vaters Karls V. geblieben, Frankreich an Spanien zu bringen. Als Verfechter des Katholicismus gegen den Calvinismus und durch die eifrig katholische Partei hofft er nun zu dem ersehnten Ziele zu gelangen. Alsbald ergreift die Ligue, im Stillen lange gerüstet, die Waffen. In Paris selbst wird Heinrich III. genöthiget, die Sache der Ligue für seine eigene zu erklären, anzuerkennen, was sie beschlossen, alle Edicte für die Calvinisten zurückzunehmen. Pabst Sixtus V., der eben 1585 auf Gregor XIII. folgt, schleudert den Kirchenbann auf Heinrich von Bearn und Navarra. Die Ligue behauptet,

nicht einmal wenn er katholisch werden wolle, könne er je den Thron von Frankreich gewinnen. Denn er sei schon einmal katholisch gewesen und doch wieder abgefallen. Einen Menschen aber, der zweimal in die Ketzerei gefallen, könne nicht einmal der römische Stuhl wieder in die Schaar der Gläubigen aufnehmen. Die Calvinisten griffen darauf abermals zu den Waffen, noch immer eine nicht verächtliche Partei, noch immer in dem Besitz vieler festen Städte. Heinrich von Bearn und Navarra erscheint jetzo als ihr höchstes Haupt.

Die deutschen Protestanten, Sachsen, Brandenburg, Braunschweig, Hessen besenden in dieser Zeit Heinrich III. 1586. Sie begehren Toleranz für ihre Glaubensbrüder, aber sie werden mit Rauhheit zurückgewiesen. Heinrich III. selbst ist nur noch ein Gefangener der Ligue und besonders ihres Hauptes, Heinrichs, des Herzogs von Guise. Der neue Krieg aber der Calvinisten, in dem Heinrich von Bearn die Schlacht bei Coutras am 20. Octbr. 1587 gewann, zog sich her und hin ohne eine große Entscheidung zu bringen. Die Ligue war doch nicht kräftig genug, um die Calvinisten ganz zu vernichten, noch weit weniger aber waren diese im Stande, Frankreich zur Reformation hinüberzuzwingen. Es war eine große, vielbewegte Zeit. Das mächtigere Schicksal hatte den mächtigen Philipp II. von Spanien stets aufgehalten in seinen kühnen Entwürfen, welche auf Vernichtung des Protestantismus und Verbreitung der spanischen Herrschaft gerichtet. Aber noch gab er seine Entwürfe nicht auf. Alexander Farnese führte den Krieg in den Niederlanden nicht ohne Glück. Gent, Brüssel, Mecheln, endlich auch Antwerpen wurden 1584 und 1585 wiedergewonnen. Allenthalben mußten die Calvinisten weichen; darin, wenn er auch die alten politisch-bürgerlichen Freiheiten bestätigte, blieb Philipp II. unerbittlich.



Aber sein Hauptaugenmerk war nicht allein Frankreich, sondern auch England. Er fühlte, daß auf England mindestens eben so viel als auf Frankreich ankomme. Elisabeth sollte gestürzt, Maria Stuart, mit ihr der Katholicismus, auf den englischen Thron gebracht werden. Davon ist seine Seele immer voll. Indessen hatte er der vielen andern Dinge halber, die er trieb, nicht zu einem Angriff auf Elisabeth mit offenen Waffen kommen können. Daher sollte der Zweck auf anderm Wege erlangt werden. Philipp II. war mit dem Morde sehr vertraut, und die Jesuiten boten ihm dazu willig die Hand. Wilhelm von Oranien ward am 10. Juni 1584 durch einen Jesuitenjünger ermordet, mehr als einmal sollte Heinrich von Bearn ermordet werden, mehr als einmal Elisabeth von England. Jesuitenjünger, aus Frankreich, aus den Niederlanden gesendet, schlichen in England umher, bald Aufstand unter denen predigend, die noch katholisch geblieben, zuweilen auch ihn erregend, bald Mord gegen Elisabeth versuchend. Darum werden auch die Maßregeln Elisabeths gegen die Katholiken immer strenger. Protestanten zum Katholicismus zu bringen wird 1582 für Hochverrath erklärt, 1585 wird den Jesuiten der Aufenthalt in England ebenfalls bei Strafe des Hochverraths verboten. Maria Stuart aber ist unter diesen Umständen für den Protestantismus Englands immer gefährlicher geworden, daher auch in immer strengere Haft gekommen. Wenn nun Elisabeth ermordet wird, Maria Stuart aber, im Uebrigen rechtmäßige Thronerbin, dann noch lebt, was soll aus England werden? Man kennt diese Maria Stuart, sie wird für den römischen Katholicismus toben, wie Maria, die Tochter Heinrichs VIII., und das Blut wird in Strömen fließen. Es bildet sich in England eine protestantische Ligue. Beim Eintritt in dieselbe, schwört man, es

blutig zu rächen, wenn Elisabeth gemordet würde, keinen katholischen Fürsten zu dulden.

Mit allen Mordversuchen, mit allen Empörungsentwürfen hält man Maria Stuart für einverstanden. Nun wird 1586 eine neue Verschwörung zur Ermordung Elisabeths entdeckt. Ein freies, unparteiisches und mit großer Milde verfahrendes Gericht, unter dem sich selbst Katholiken befanden, sah, daß Maria Stuart um diese Verschwörung gewußt, und verurtheilte sie als Hochverrätherin zum Tode. Das Parlament bestand auf der Vollziehung des Urtheils: es gäbe kein anderes Mittel England vor künftigen, großen Jammer zu bewahren, als Marias Tod. Elisabeth unterschrieb das Todesurtheil und das Haupt Marias fiel am 16. Febr. 1587 unter dem Beile. Ob auch vielleicht ein strenges Recht Englands sie zu richten nicht bestand, so war es doch ein Haupt, das viele Verbrechen auf sich geladen. Elisabeth aber hatte sich dem Willen Englands, dieses Haupt fallen zu lassen, als einer bittern Nothwendigkeit gefügt. Ob in Elisabeths Seele auch noch andere Dinge, persönlicher Groll, persönlicher Haß gegen Maria Stuart gewesen, wie vielfach theils von politischen und kirchlichen Feinden, theils von solchen, die überhaupt nichts Hohes auf Erden sehen können, ohne es mit Geifer zu benetzen, das vermag nur Gott zu sehen und zu richten.

Philipp II. aber hatte wenigstens nicht geeilt, um den Untergang seiner Bundesgenossin aufzuhalten. Erst als sie todt war, setzte er sich zu einem großen Angriff auf England in Bewegung. Denn er wollte dieses Reich nicht allein für den Katholicismus, sondern auch für sich selbst erobern. Er behauptete nun, nachdem die katholische Maria Stuart nicht mehr war, für sich selbst gegründete Ansprüche auf England zu haben. Alle Kräfte seines Reiches wurden auf das Aeu-



ßerste angespannt, um eine für damalige Zeit ungeheure Expedition gegen England zu unternehmen. Die unüberwindliche Flotte Philipps II. ging am 30. Mai 1588 unter Segel. Hätten Brander und Stürme sie nicht vernichtet und wären die Spanier an die Küsten Englands gekommen, sie würden dort nur den Tod gefunden haben. Ganz England war unter den Waffen, und selbst die katholischen Engländer zur Abwehr bereit. Denn die spanische Herrschaft und die spanische Inquisition war allenthalben sattsam bekannt. Also scheiterte das ganze Unternehmen jammervoll und der Protestantismus Englands war gerettet. Auch die Unabhängigkeit und der Protestantismus Nord-Niederlands konnte um dieselbe Zeit als gerettet angesehen werden. Elisabeth von England hatte schon 1585 offenes Bündniß mit Nord-Niederland geschlossen. Dessen Sache ward mit des Vaters Klugheit und Kraft von dem Sohne Wilhelms von Nassau-Oranien, von Moritz fortgeführt.

Philipps II. Aufmerksamkeit und die letzten Kräfte seines ermattenden Reiches wurden um dieselbe Zeit wieder nach Frankreich gezogen, wo auch eine Entscheidung, aber eine Entscheidung gegen den Calvinismus kam, die indessen noch immer etwas Günstiges für den Protestantismus überhaupt in sich trägt. Es wird wenigstens die Vereinigung Spaniens und Frankreichs, die Philipp II. beabsichtiget, gehindert. Hätte eine solche Statt gefunden, der Ausgang des deutschen Glaubenskrieges im folgenden Jahrhundert würde den Untergang des Protestantismus in dem Reiche gebracht haben.

Der armselige König Heinrich III. von der Ligue so beherrscht, daß er sich nicht mehr frei bewegen konnte, von dem Herzog von Guise, der die Zeit seiner Thronbesteigung kaum erwarten zu können schien gedöhnt, wollte sich in Freiheit und

in Beſitz ſeiner königlichen Macht durch eine feige Unthat ſetzen. Er ließ Heinrich von Guiſe am 23. Decbr. 1588 meuchlings niederſtoßen. Aber was ihn retten ſollte, führte ihn erſt ins Verderben. Die Ligue, die in den meiſten und größten Städten, unter dem katholiſchen Adel dominirte, erhub ſich gegen ihn wie ein Mann. Die Parlamente, die Univerſitäten erklärten ſich gegen ihn: ein Ketzer ſei er, der nicht länger König in Frankreich ſein könne. Karl von Mayenne, des Ermordeten Bruder, trat an die Spitze der Ligue, die ſich von nun an die heilige Union nannte. Karl von Mayenne ward Reichsverweſer. Heinrich III. konnte ſich nur noch ſchwach auf die gemäßigtern Katholiken, deren Anzahl gering, ſtützen. In dieſer Noth warf er ſich den Calviniſten und ſeinem Vetter, Heinrich von Navarra, in die Arme. Heinrich von Navarra war oft aufgefordert worden, katholiſch zu werden, aber bis jetzt hatte er keine Geneigtheit dazu gezeigt, wohl aber verkündet, daß er als König beiden Glaubens- und Kirchen-Parteien gleiches Recht geben werde. Beide erſchienen vor Paris, um den Heerd der Union zu zwingen. Die Jeſuiten verkündeten damals mit großem Eifer, weil ſie dieſelbe eben brauchten, die Lehre von der Souverainetät des Volkes, welches Könige nehmen und Könige richten könne, wie es wolle, und mit größerem Eifer die Lehre von der Verdienſtlichkeit des Tyrannenmords. Tyrann aber iſt jeder, der nicht in der Weiſe katholiſch iſt, wie die Jeſuiten es wollen. Ein Jeſuitenjünger ging hinaus und erſtach Heinrich III., daß er am 2. Auguſt 1589 ſtarb. Die Ligue rief nun in Paris Karl von Bourbon als König Karl X. aus. Derſelbe befand ſich aber in der Haft ſeines Neffen, Heinrichs von Navarra, der in ſeinem Lager als König Heinrich IV. ausgerufen ward. Dabei verſprach er den gemäßigten Katholiken, die zu Heinrich III. geſtanden, ſich im katholiſchen Glauben unterrichten zu laſſen. Aber er that es nicht und die meiſten Katholiken verließen ihn. Heinrich IV. verſuchte, ob es eine Möglichkeit ſei, Calviniſt zu bleiben und zugleich wahrer König in Frankreich zu werden. Erſt, als er klar erkannt hat, daß er mit dem Calvinismus das Reich verlieren werde, verläßt er denſelben.



Es folgt nun ein langer und verworrener Kampf, in den Philipp II. vielfach eingreift. Wenn Heinrich IV. ſeine Sachen gut durch Rüſtigkeit und Tapferkeit geſtellt, wenn er etwa Paris, das Haupt der heiligen Union, bedroht, eilen die ſpaniſchen Truppen aus den Niederlanden herbei. Nicht Geld und nicht Menſchen ſchont Philipp II., um Frankreich für ſich oder doch für ſein Haus zu gewinnen. König Karl X. aber iſt am 8. Mai 1590 geſtorben und die heilige Union muß an die Aufſtellung eines Königs denken. Zur Wahl eines ſolchen werden die Generalſtaaten in Blois am 26. Jan. 1593 eröffnet. Auf derſelben aber zeigte ſich ein großer Zwieſpalt. Philipp II. warb offen zwar nicht für ſich, aber für ſeine Tochter Clara Eugenie. Doch das franzöſiſche Nationalgefühl erhob ſich dagegen, und das Haus Guiſe war ſehr unzufrieden, ſich durch Spanien um ſeine Erwartungen betrogen zu ſehen. Alſo arbeitete eine Partei der andern entgegen. Heinrich IV. aber hatte nun die Ueberzeugung gewonnen, daß er nicht Calviniſt bleiben und auch König werden könnte. Alſo ward er, um noch zu rechter Zeit die Generalſtaaten an einer neuen Königswahl zu hindern, am 23. Juli 1593 katholiſch. Und wie wenig es anfangs bei ihm Werk der Ueberzeugung war, beweißt wohl der Umſtand, daß, ſo wie eine fünfſtündige Rede des Erzbiſchofs von Bourges von ihm gehört worden, er erklärte, ſattſam ſei er von der Wahrheit des katholiſchen Glaubens erzeugt. Damit ward der nächſte

Zweck erreicht. Die Generalstaaten lösten sich auf, ohne daß es zu einer neuen Königswahl gekommen. Denn während die Eifrigsten dabei blieben, daß Heinrich IV. nie König werden könnte, meinten die milder Gesinnten, nun, da er katholisch geworden, könne man wohl Heinrich IV. als König anerkennen. Indessen war mit seinem Uebertritt zum Katholicismus noch keineswegs Alles für Heinrich IV. gewonnen. Nur eine andere große Frage war damit entschieden, daß Frankreich in den nächsten Jahrhunderten kein protestantisches Reich werden, ein katholisches bleiben müsse. Denn die Zahl der Calvinisten war in den langen und grausamen Religions- und Bürgerkriegen so zusammengeschmolzen, daß sie für sich allein nichts mehr vermochten, daß sie nur noch etwas würden vermocht haben, wenn das Königthum mit ihnen gestanden, mit ihnen gearbeitet. Aber Heinrich IV. hatte den Calvinismus eben deßhalb aufgeben müssen, weil die bei weitem größere Zahl der Franzosen einen akatholischen König nicht dulden wollten.

Für den deutschen Protestantismus war aber von nun an von dieser Seite nur noch Eines zu erwarten und zu hoffen, daß sich Heinrich IV. auf dem Throne behaupte, daß ein selbstständiges französisches Reich fortdaure, daß die beiden katholischen Hauptmächte, Spanien und Frankreich, nicht zusammenflössen in eine Macht, nicht in eine zusammengebracht würden von Philipp II. Wie die Reformation in Deutschland emporgekommen war unter der Feindschaft der Häuser Spanien und Frankreich, so konnte sie auch nur unter der Fortdauer derselben sich zu erhalten hoffen. Der deutsche Protestantismus würde vielleicht im dreißigjährigen Kriege untergegangen sein, wenn der alte Gegensatz zwischen Spanien und Frankreich nicht fortgewirkt.



Philipp II. strengte alle Mittel und Kräfte seines Reiches an, um Heinrich IV. wieder herunterzustürzen von seinem Throne und sich die Möglichkeit des Gewinns von Frankreich offen zu erhalten. Darum unterstützte er die eifrigsten Theile der Union, die mit Karl von Mayenne noch immer gegen Heinrich IV. unter den Waffen blieben. Aber die Anstrengungen Philipps II. blieben insgesammt vergeblich. Je länger die Zeit verlief, desto mehr überzeugten sich die französischen Katholiken, daß es Heinrich IV. diesesmal ein Ernst mit dem Katholicismus sei, daß er nicht wieder zum Calvinismus zurücktreten werde. In dem Maße als diese Ueberzeugung stieg, fiel ein Glied der Union nach dem andern ab. Auch die französisch-nationalen Gefühle machten sich geltend; man wollte nicht unter Spanien fallen. Schon im Jahre 1594 unterwarf sich die Stadt Paris. Auch ward endlich die Aufnahme in den Schooß der römischen Kirche von Heinrich IV. gewonnen. Sixtus V., der 1590 starb, hatte drei kurz-regierende Nachfolger gehabt, Urban VII., Gregor XIV., Innocenz IX. Seit 1591 saß Clemens VIII. auf dem apostolischen Stuhl. Dieser gab 1595, den Spaniern zum Trotz, die Absolution, und im folgenden Jahre war ganz Frankreich unter dem Gehorsam des Königs. Heinrich IV. gab nun seinen ehemaligen Glaubensgenossen das Toleranzedict von Nantes am 13. April 1598. Philipp II. aber sah alle seine Entwürfe auf Frankreich gescheitert, Entwürfe, um derentwillen er seinen eigenen Staat ruinirt hatte. Denn als er am 13. Septbr. 1598 von dem schmerzlichsten Tode hinweggenommen ward, war sein Staat banquerot. Der Kampf gegen Nord-Niederland ward zwar damals noch von Spanien fortgesetzt, aber ohne Aussicht auf Erfolg.

# Fünftes Kapitel.

Näher noch als die Vorgänge im Westen Europa's, wo der Protestantismus nur zum Theil sich behauptete und befestigte, zum andern Theil vor dem siegenden Katholicismus weichen mußte, hingen mit den deutschen Angelegenheiten der Zukunft die Ereignisse zusammen, von denen in derselben Zeit ein Glied der nordischen Welt, das Reich Schweden, berührt, ja erschüttert ward. In Schweden sah der Protestantismus zwar auch einen Kampf, aber er endete glücklich und endete so, was von einer großen Wichtigkeit war, ehe noch in Deutschland der offene Glaubensstreit ausbrach. In der Geschichte dieses Kampfes können nun zugleich die Ahnen des großen Gustav Adolf auf die Bühne der Ereignisse geführt und sein eigenes Erscheinen auf derselben vorbereitet werden. Auch in Schweden war die Reformation in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts noch eine junge Pflanze. Junge Pflanzen aber können leicht von dem Sturme wo nicht umgebrochen, doch erschüttert werden. Die lutherische Kirche Schwedens, diese junge Pflanze, lag noch in großer Verwirrung. Es fehlte dem neuen Baue an Ordnung und Halt, es fehlte an tüchtig herangebildeten Lehrern, katholische Vorstellungen waren noch unter dem Volke, von den Priestern ward die untergegangene Herrlichkeit der Hierarchie schmerzlich bedauert. Wie hätte die Reformation wohl im Stande sein sollen, hier mit einem Schlage Alles zu erneuen. Daß nun in Schweden noch eine Zeit des Schwankens und der Unbestimmtheit, des



Dahinschwindens des Alten und des allmäligen Werdens des Neuen sei, das begriff Rom, das begriffen die Jesuiten wohl. Auf das Aeußerliche, auf das Weltliche verstehen sich beide immer sehr wohl, ihre Rechnungen wissen sie immer mit Feinheit und Geschick anzulegen. In dem Zustande des Schwankens und der Unbestimmtheit, wie das Alte noch nicht völlig vergangen und das Neue noch nicht völlig geworden, wollen sie Schweden fassen, das Neue wieder unterdrücken, das Alte, den Katholicismus, wieder vollständig herstellen.

Die Gunst der Verhältnisse scheint sich für die Jesuiten zu gestalten, die in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts allenthalben lauren und lauschen, wo die neuen protestantischen Staaten noch eine Sturmlücke für sie eröffnen möchten. Gustav Erichson, gewöhnlich Wasa zugenannt, hatte über das Reich eine Verordnung gemacht, die sein großer Enkel Gustav Adolf mit Recht einen schweren Fehler nennt. Der älteste seiner Söhne Erich XIV. hatte das Königreich empfangen, die jüngern Brüder Herzogthümer in dem Lande, Johann Finnland, Magnus Oestergothland, Karl Südermannland. Die beiden jüngsten waren beim Tode des Vaters noch jung. Johann aber war schon zu Gustavs Lebzeiten in den Besitz des Herzogthums Finnland gesetzt worden. Magnus trat sein Herzogthum erst gleich nach dem Tode des Vaters an. Das Verhältniß der Abhängigkeit, in dem die Herzöge zu dem König gestellt worden, war schwankend und unbestimmt. Um so größer mußten die Zwistigkeiten werden, die darüber in dem königlichen Geschlechte ausbrachen.

Zwischen König Erich und Johann von Finnland nehmen die Streitigkeiten, die sich schon aus den Verhältnissen ergeben, bald einen sehr bösen Character an. Johann von Finnland wollte sich in seinem Gebiete wie ein unabhängiger Fürst

betragen, den königlichen Beamten keine Gewalt, den königlichen Truppen nicht einmal den Durchzug zugestehen. Dazu begehrte er noch den nördlichsten Theil Finnlands, der ihm von dem Vater nicht mit angewiesen worden. Erich ist schon mit bitterm Mißtrauen gegen den Bruder erfüllt, als sich dieser 1562 schnell und heimlich aus dem Reiche begiebt, um mit Katharina, der Schwester König Sigismund II. von Polen, eine Vermählung zu schließen. Dabei scheint Johann von Finnland dem König von Polen versprochen zu haben, sich fortan als ganz unabhängiger Fürst zu betragen. Polen hat ein Interesse daran die schwedische Macht zu schwächen, denn Schweden und Polen streiten damals um den Besitz von Esthland und Liefland. Erich betrachtet daher Johanns, ohne sein Wissen und seine Zustimmung, geschlossene Ehe als einen Verrath an Schweden. Der schwedische Reichstag spricht auch ein Todesurtheil über Johann aus, der erfolglos die Finnen zu seiner Vertheidigung aufruft. In Abo am 12. Aug. 1563 gefangen ward er sammt seiner Gemahlin auf das feste Schloß Gripsholm in strenge, doch nicht unfürstliche, Haft gethan. Erich gedachte der Vollziehung des Todesurtheils über seinen Bruder nicht. In der Gefangenschaft, bei der katholischen Gemahlin und unter noch andern katholischen Umgebungen gewinnt Johann immer größere Vorliebe für den Katholicismus.

Bald nach diesen Ereignissen wird König Erich von einem schweren Unglücke befallen. Die Klarheit und Helligkeit des Geistes verläßt ihn für geraume Zeit, und kehrt ihm nur in seltenen Zwischenräumen zurück, also daß sein Leben fortan ein seltsames Gemisch von Vernunft und Irrsinn darbietet. Wenn, wie zumeist, der letzte sich seines Geistes bemächtiget hat, ist er wie von höllischen Furien gepeitscht, die ihn allenthalben



Verschwörungen, Verrath und drohenden Mord erblicken lassen. In den Sternen glaubt er dann bald dieses, bald jenes, bald von dieser, bald von jener Seite Gefahr für sich verkündet zu sehen. Sein Verdacht trifft besonders die hohen und edlen Geschlechter Schwedens, die er von sich entfernt, um sich gemeinen Günstlingen in die Arme zu werfen, die seinen unglücklichen Seelenzustand benutzen, um ihre gemeinen Zwecke zu erreichen. Unter diesen Günstlingen zeichnet sich besonders Göran Parssen durch Habsucht und Grausamkeit aus. Das Land ward mit förmlich besoldeten Spähern angefüllt, die den angeblichen Verschwörungen auf die Spur kommen sollten; manches edle Haupt fiel unter dem Beile des Henkers. Auch gegen den gefangenen Johann von Finnland war das Mißtrauen Erichs groß. Doch findet sich nicht, daß Härte gegen denselben angewendet worden. Die Haft, in der sich Johann mit den Seinen befindet, ist immer anständig und fürstlich.

Am Anfange des Jahres 1567, welches er selbst das unglücklichste seines Lebens nennt, hat König Erich einen Anfall von Irrsinn, heftiger als er je gewesen. In diesem meinet er eine abermalige Verschwörung der mächtigsten Geschlechter des Landes entdeckt zu haben. Diesesmal war die Vermuthung des Königs vielleicht nicht ganz unbegründet. Bestand aber eine Verschwörung mit dem Zwecke, ihn von der Herrschaft zu entfernen, so war es erst sein Irrsinn, der sie hervorgerufen. Eine bedeutende Anzahl Edler des Landes ward in Haft genommen; unter ihnen die Sturen, von den großen und edlen Geschlechtern Schwedens das genannteste und berühmteste, der alte Svante Sture und seine Söhne Nils und Erich. Ihre Sache schwebte noch vor dem Gericht, da kam dem König die falsche Kunde zu, Johann sei der Haft entronnen und das Banner der Empörung schon aufgepflanzt. Da,

rasend vor Grimm, stürmte Erich am 24. Mai 1567 in das Gefängniß und befleckte die königliche Hand mit Nils Sture's Blute, den er selbst niederstieß. Darauf ließ er noch mehrere Gefangene, unter ihnen auch den Vater und den Bruder des Gemordeten niederhauen. Wie die blutige Unthat geschehen, flüchtet der König Erich, als müsse er vor sich selber fliehen, hinaus in Wälder und Wüsten, in denen er Tage lang umherirret.

Aber dem wilden Sturme seiner Sinne folgt wieder eine Ruhe, eine Zeit, in der sein Irrsinn eine stillere Gestalt annimmt und Handlungen von ihm geschehen, die wenigstens als überlegt und überdacht angesehen werden konnten. Den Bruder Johann läßt er plötzlich frei, doch nur gegen das Versprechen, daß er seine, des Königs Buhlerin, Karine Mans, als künftige Königin und deren Kinder als erbfähig anerkenne. Diese Karine ließ Erich wirklich als Königin in Stockholm krönen am 4. Juli 1568. Mit den Zurüstungen dazu viel beschäftiget scheint er kaum bemerkt zu haben, daß die Brüder Johann und Karl rüsteten, um sich gegen ihn zu erheben. Der andere Bruder, Herzog Magnus, war in dieser Zeit von der Bühne der Ereignisse bereits verschwunden; auch ihn hatte Wahnsinn überfallen. Als die Herzöge die Waffen gegen den unglücklichen, irrsinnigen König nun erhuben, fiel ihnen bald Alles zu. In Stockholm mußte sich Erich am 17. Septbr. 1568 ergeben. An dem Anfange des Jahres 1569 kamen die Stände des Reiches zusammen, sprachen die Absetzung über ihn aus, verurtheilten ihn zu ewiger, doch fürstlicher Gefangenschaft. Aber diese Bestimmung des Reichstages ward von dem Manne, auf den die Gewalt überging, von dem Bruder, von Johann von Finnland, auf das schmählichste gebrochen. Der wilden Grausamkeit unbarmherziger Wächter



ward der arme Erich überantwortet. Hunger und Kummer, Kälte und Finsterniß, ja Schläge und Wunden peinigten den unglückseligen Mann bis an seinen Tod. Vergebens schreibt er aus dem Gefängniß heraus die demüthigsten und jammervollsten Briefe an den Bruder, der sich auf seinen königlichen Thron gesetzt. Nicht ein brüderliches Gefühl, nur der Tod wird einst dem armen Erich Erlösung aus seinen Leiden bringen. Das ist nun König Johann, welcher den ersten Versuch wagte, den Katholicismus wieder in Schweden einzuführen.

Während des Aufstandes gegen Erich hatten sich beide Brüder, Johann und Karl, gemeinschaftlich huldigen lassen. Nachmals aber trat Karl freiwillig zurück, mit der Regierung seines Herzogthumes sich begnügend, übte indessen durch sein Ansehn stets einen starken Einfluß auf die allgemeinen schwedischen Verhältnisse aus. Johann aber, kaum auf dem Throne befestiget, begann die Geneigtheit zu offenbaren, die er lange innerlich zu dem Katholicismus gehabt, im Anfange indessen mit großer Vorsicht und Zurückhaltung. Nun mag es wenigstens nicht allein eine innere Ueberzeugung gewesen sein, die Johann den Armen des Katholicismus entgegengeführt. Auch durch einen andern Grund noch scheint diese Geneigtheit herbeigeführt zu werden. Schon trachtet er nach einem neuen Reiche, nach dem Reiche von Polen. Das königliche Geschlecht der Jagellonen ist in Polen mit Siegismund II. 1572 ausgestorben. Unter den Candidaten für die erledigte Königswürde meldet sich auch Johann von Schweden. Seine Gemahlin Katharina ist ja eine Jagellonin, dieses macht ihm Hoffnung. Die Krone Polens war nicht zu gewinnen, ohne wenigstens Geneigtheit für den Katholicismus zu offenbaren. Auch mit aus diesem Grunde mag daher Johann

diese Geneigtheit eben jetzo zeigen. Seine Erwartungen aber werden getäuscht. Die Polen wählen zuerst den Franzosen Heinrich von Valois, und als dieser 1574 die Herrschaft Polens freiwillig wieder aufgegeben, Stephan Batori 1576 zum König. Johann von Schweden behält indessen Polen fortwährend im Auge, und hofft den Thron entweder für sich, oder, wie es ihm nachmals auch gelingt, für seinen Sohn Siegismund zu gewinnen. Schon hierdurch ist ihm also die Geneigtheit für den Katholicismus zur Nothwendigkeit gemacht. Es hat aber auch allerdings eine innere Stimme für denselben in ihm, wenn auch nicht zu allen Zeiten und nicht immer mit derselben Gewalt, gesprochen. Als nun Laurentius Petri, Schwedens erster lutherischer Erzbischof, 1573 gestorben, bringt Johann einen Mann seiner Gesinnung, Lorenz Petersson Gothus genannt, auf den erzbischöflichen Stuhl. Nicht selten ist damals, wo die Reformation noch eine junge Pflanze ist, die Erscheinung, daß selbst protestantische Prediger die untergegangene Herrlichkeit der Hierarchie bedauren. Ist doch ein so großer Unterschied zwischen der freien und fast fürstlichen Stellung eines katholischen Bischofs und der kleinen und weltlich-unbedeutenden eines evangelischen. In solcher Erinnerung an die vergangene Herrlichkeit ersehnen dann nicht wenige der protestantischen Bischöfe und Prediger den Katholicismus zurück. Also auch Gothus, der neue Erzbischof.

Nun fingen König und Erzbischof, unter dem Vorwande die älteste, rein-christliche Kirche wieder herstellen zu wollen, an, die Bräuche und Kirchen-Ceremonieen den katholischen wieder zu nähern. Schon stand der König im geheimen Zusammenhang mit Rom und schon kamen 1576 die Jesuiten Florentius Feyt und Laurentius Norvegus unter der Verkleidung protestantischer Gelehrter und Prediger nach Schweden.



Sie entwarfen eine Liturgie für die schwedische Kirche, welche unter dem Namen des Erzbischofs Gothus erschien. Sie wiederholte fast nur die Schlüsse, welche die Tridentiner Synode in Beziehung auf das Rituale aufgestellt. Dadurch sollte dem Katholicismus in Schweden wieder Bahn gebrochen werden. Eine Kirchenversammlung ward genöthigt, diese Liturgie anzunehmen. Wer sie nicht annehmen wolle, ging seines Amtes verlustig und mußte flüchtig werden. Auch die Reichsstände wurden zur Annahme dieser Liturgie ohne große Schwierigkeiten gebracht. Theils sahen Viele nicht, daß dieselbe die Wiedereinführung des Katholicismus vorbereiten sollte, theils waren noch allerdings Reste des Katholicismus in den Menschen übrig. Jetzt machte sich Karl, Herzog von Südermannland, bemerkbar. Ueber die Liturgie ließ er das Gutachten protestantischer Universitäten einholen, und als diese sie verworfen, duldete er sie in seinem Herzogthume nicht. Im Gegentheil nahm er alle auf, die wegen der Liturgie hatten flüchtig werden müssen. Karl mußte fortan als Haupt und Stütze des Protestantismus in Schweden angesehen werden und er ward es. König Johann aber schien in seinem Werke weiter vorschreiten zu wollen. Schon hatte er wieder Klöster, besonders ein Kloster zu Wadstena, aufgerichtet, schon unterhandelte er mit dem damaligen Pabst Gregor XIII. Der Pabst, verlangt Johann, solle nur gestatten, daß die Messe in schwedischer Sprache gehalten, beim Abendmahl auch den Laien der Kelch gegeben werde, von der Kirche die einmal eingezogenen Güter nicht wieder in Anspruch genommen würden. Wenn das Pabstthum nur diese Dinge nachgäbe, hofft Johann wohl, Schweden wieder katholisch machen zu können. Der Katholicismus meint schon, wenigstens den König von Schweden wieder erobert zu haben. Ein römischer Kardinal, Stanislas

Hosius, freut sich in einem 1577 geschriebenen Briefe bereits, daß Johann von Schweden bekehrt sei.

Des Königs steigende Geneigtheit für den Katholicismus scheint in Zusammenhang mit einer blutigen Unthat, einem ungeheuren Verbrechen zu stehen, mit dem er eben damals sein Gewissen belastet. Es scheint, als habe Johann in der Angst seiner verbrechenschweren Brust geglaubt, nur der Schooß der römischen Kirche könne für so ungeheuern Frevel Absolution gewähren. Brudermord hieß das Verbrechen, mit dem er seine Seele belastet. Für den armen, gefangenen Erich hatten sich schon mehrere Verschwörungen gebildet. Ja im Jahre 1573 hatten seine Anhänger offen die Waffen erhoben. Der Aufstand ward zwar wieder unterdrückt, aber König Johann findet seit dieser Zeit keine Ruhe mehr. Des Bruders Leben muß geopfert werden, damit er sicher auf seinem Throne sei. Schon 1576 läßt er sich von dem Reichsrathe den blutigen Auftrag geben, Erich dem Tode zu weihen, wenn es der Fall der Noth erheische. Mehrere Bischöfe und Prediger, die vom reinen Protestantismus abgefallen und die Liturgie angenommen, unter ihnen auch Gothus, der Erzbischof, hatten diesen blutigen Bescheid mit ausgefertigt und unterschrieben. Ob nun gleich der angegebene Fall der Noth nicht eintrat, und ein neuer Empörungsversuch der Anhänger Erichs nicht erfolgte, glaubte Johann doch, nur durch den Tod seines unglücklichen Bruders Ruhe und Sicherheit auf dem Throne zu gewinnen. Also ließ er ihm Gift beibringen; daran starb der arme Erich am 26. Febr. 1577. Nicht einmal die grausamen Wächter, die ihn im Leben gepeinigt, wollten sich mit diesem Morde besudeln. Durch seine eigene Dienerschaft hatte König Johann ihn müssen umbringen lassen.

Der Welt ward nun zwar vorgelogen, Erich sei eines natürlichen Todes gestorben, aber die Rachegeister des ermordeten Bruders ließen nicht auf sich warten. König Johann scheint die entsetzlichsten Gewissensqualen empfunden zu haben. In dieser Lage der Dinge erschien, vom Pabst Gregor XIII. gesendet, der Jesuit Possevin bei dem König. Er sollte ihn bewegen von den Anforderungen, die er wegen der schwedischen Sprache, des Laienkelches, der Kirchengüter gestellt, abzustehen. Der Pabst begehrte die Wiedereinführung des vollen und unbedingten Katholicismus. Dem König Johann aber scheint es jetzo in der Qual seines Gewissens besonders darum zu thun gewesen zu sein, eine Absolution zu empfangen, die seine Brust wegen des Brudermordes erleichtere. Der Jesuit giebt die gewünschte Absolution willig und gern, und am 16. Mai 1578 tritt König Johann im Stillen in den Schooß des römischen Kirchenthumes ein. Für seine Person war dem König genug gethan; es hatte ihm besonders an der Absolution seines blutigen Verbrechens gelegen. Was aber das Reich Schweden anlangte, so blieb er dabei, daß jene Puncte, die bereits angegeben, von dem römischen Stuhle nachgegeben werden müßten, wenn er die Wiedereinführung des Katholicismus versuchen sollte. Der Jesuit eilte abermals nach Rom; Gregor XIII. aber meinte, die Sachen in Schweden stünden bereits so günstig, daß Nachgeben unnöthig sei. Possevin brachte dem König eine verneinende Antwort, was Johann mit großem Unwillen vernimmt.



Von nun an tritt bis zu dem Tode des Königs ein seltsamer und verworrener Stand der Dinge ein. Das Gemüth Johanns ist durch die Botschaft von Rom über das, was er zu thun und zu lassen habe, zweifelhaft und ungewiß geworden. Indessen erkennt er doch, daß es eine Unmöglichkeit ist, den Katholicismus so unbedingt und so mit einem Schlage,

wie es der Pabſt begehrt, in Schweden einzuführen. Er will doch deshalb ſeine Krone nicht auf das Spiel ſetzen. Er iſt um ſo bedenklicher geworden und glaubt um ſo weniger Adel und Volk reizen zu dürfen, je höher Karl von Südermannland in den Augen der Menſchen ſteht und je mehr er auch mit dieſem in faſt fortwährendem Zwieſpalte ſteht. Er fürchtet, es möge ihm gethan werden, was von ihm ſelbſt früher gethan worden war gegen Erich. Es iſt ſchwer, überhaupt etwas Weiteres für den Katholicismus zu thun, denn die Proteſtanten ſind aufmerkſam und wach geworden, zumal da gleich nach Johanns heimlichem Uebertritt die Jeſuiten in Schweden mit ungeſtümem Stolz auftreten. Die gleichzeitigen Ereigniſſe in andern Theilen Europas, die Bartholomäusnacht in Frankreich, die Metzeleien in den Niederlanden, die Mordverſuche gegen Eliſabeth von England waren freilich nicht geeignet den ſchwediſchen Proteſtanten die mangelnde Neigung für den Katholicismus und Jeſuitismus noch einzuflößen. Johann fand, je länger die Zeit verlief, es immer bedenklicher, ſich für den Katholicismus auszuſprechen. Sein früherer Eifer erkaltete, zumal als Katharina Jagellonica 1583 verſtorben und er mit Gunnila Bjelke, einer jungen ſchwediſchen Dame, die eifrige Proteſtantin war, 1585 ein neues Ehebündniß geſchloſſen. Die katholiſchen Kirchen werden geſchloſſen, ja die Jeſuiten aus dem Reiche vertrieben.

Zweifelhaft iſt dabei, ob Johann innerlich anderen Sinnes geworden, oder ob es nur Furcht war, die ihn von dem eingeſchlagenen Wege zurückbrachte. Es ſcheint, daß mehr das Erſte als das Letzte angenommen werden muß, es ſcheint, daß er ſelbſt ſich nicht Kraft genug zutraut die Wiedereinführung des Katholicismus herbeizuführen, daß er nur die Zeiten für ungünſtig hält. Das Werk ſoll einer ſpätern Zeit vorbehalten werden, er will es auf die Schultern ſeines Sohnes Siegismund wälzen, den er im katholiſchen Glauben hat auferziehen laſſen, den er zum künftigen König Polens beſtimmt hat. Iſt derſelbe einſt König von Polen geworden, ſtehen ihm dann noch andere als ſchwediſche Mittel und Kräfte zu Gebote, kann wohl die Einführung des Katholicismus mit beſſerer Ausſicht auf Erfolg unternommen werden. Damit aber der Katholicismus wenigſtens einen Fuß in Schweden behalte, fährt Johann fort auf ſeiner Liturgie zu beſtehen. Im Jahre 1582 ſchärfte er den Gehorſam gegen ſie aufs neue unter den ſtrengſten Strafen ein, und der größte Theil der Geiſtlichkeit fügte ſich. Karl aber von Südermannland ließ zu Stregnäs in ſeinem Gebiete 1587 eine Synode halten, auf welcher die Liturgie als eine Annäherung zum Katholicismus unbedingt verworfen ward. Alle reine und wahre Proteſtanten, d. h. die bei weitem größere Zahl der Schweden von Adel und Volk, blickten auf Herzog Karl als auf ihren Hort und ihren Schirm, ſollte einſt eine wahre Gefahr den Proteſtantismus bedrohen.



Alſo war die Lage der Dinge in dem Reiche Schweden. Eine Gefahr ſchwebte über der Reformation und dem Proteſtantismus des Landes. Von großer Bedeutung war ſie indeſſen nicht und wenig wahrſcheinlich, daß der Katholicismus den Schweden wieder aufgedrängt werden könnte. Denn allmälig war der bei weitem größere Theil der Nation von dem Geiſte der Reformation ergriffen worden. Zeit ſich zu befeſtigen hatte dieſelbe allerdings hier, wie allenthalben, bedurft. Aber dieſe Zeit hatte ſich nun auch gewonnen. Selbſt die Liturgie König Johanns, als man deutlich bemerkte, daß ſie zu einer Annäherung an den Katholicismus führen ſollte, verlor ihre Freunde und Anhänger immer mehr. Der neue Erzbiſchof,

Andreas Björemann, nach dem Tode des Gothus, der 1579 erfolgt war, eingesetzt, starb unter Gewissensqualen, daß er sich vom reinen Protestantismus entfernt. Die Hoffnungen aber, welche sich Johann von Schweden für sein Geschlecht auf den polnischen Königsthron gemacht, gingen endlich in Erfüllung. König Stephan Batori starb am 12. Decbr. 1586, und Johann warb nun für seinen Sohn Siegismund.

Damals hatten sich zum Theil die günstigen Aussichten, welche die Reformation in Polen bis in den Anfang der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts für sich gehabt, wieder verloren. Auch in Polen waren durch den Kardinal Hosius die Jesuiten 1569 angesiedelt worden, und sofort bemerkt man, wie der Katholicismus die leidende und duldende Stellung, in der er bis jetzt verharrt, verläßt und zum Angriff übergeht. Zwar schließt der protestantische Adel 1570 einen Bund, Conföderation, wie es in Polen genannt wird, zur Vertheidigung und Aufrechterhaltung der Glaubensfreiheit, zwar setzen sie auf dem Reichstage von 1573, wie Heinrich Valois zum König gewählt wird, einen sehr günstigen Beschluß für sich durch, in Kraft dessen Niemand wegen seiner Religion beleidigt oder verletzt werden durfte, und der König schwören mußte, den Frieden unter den verschiedenen Glaubens-Parteien aufrecht zu erhalten, zwar gelang es sogar, viele Protestanten auf die bischöflichen Stühle zu bringen, aber der größere Theil des Adels, auf den in Polen fast Alles ankam, war doch katholisch geblieben. Daher auch die Staatsgewalt genöthiget, im Geiste des Katholicismus zu handeln. Nachdem Heinrich Valois sich aus Polen heimlich entfernt, der Thron für erlediget erklärt und Stephan Batori, Woiewode von Siebenbürgen, zum König erwählt worden, fing der Katholicismus an, von der Ruhe zum Angriffe überzugehen. König



Stephan sorgte dafür, daß die bischöflichen Stühle nur noch an gute Katholiken kämen; auch ward die immer weitere Ausbreitung der Jesuiten gefördert, die Schlüsse der Tridentiner Synode größtentheils angenommen. Schon erfuhren die Protestanten gewaltsame Angriffe, wie 1574 und 1577 in Krakau, schon wurden die Bestimmungen des Reichstags von 1573, die für Polen dasselbe werden sollten, was der Religionsfriede für Deutschland, vielfach verletzt. Der Katholicismus hatte sich bei dem Tode Stephans wieder gehoben, die Reformation war in Polen gewissermaßen zum Stillstand gebracht, das Reich mußte als ein wesentlich katholisches angesehen werden. Als nun der Adel Polens zu einem Königswahltage 2. Febr. 1587 zusammenkam, zerfiel er, wie von nun an gewöhnlich, in zwei Parteien. Die Zamoiski wählten Siegismund von Schweden, die Zoborowsky den Erzherzog Maximilian aus dem Hause Spanien-Habsburg. Aber der schwedische Siegismund behauptete das Feld gegen Maximilian. Schwere Bestimmungen waren Siegismund vorgelegt worden. Er sollte die Reichstagsbeschlüsse von 1573 halten, Esthland und die Theile von Liefland, die in der Schweden Hände gerathen, an Polen bringen. Letzteres durfte Siegismund nicht geloben; die Schweden duldeten es nicht.

Für Schweden und den schwedischen Protestantismus war es eine Sache von der größten Wichtigkeit, daß der katholische Siegismund, an den nach Johanns Tode nach dem Erbrecht einst auch der schwedische Thron fallen wird, den polnischen bestiegen. Hat dieser Siegismund doch damit eine fremde und wesentlich katholische Macht gewonnen, mit der er einst für den Katholicismus auf Schweden, gewaltsam und furchtbar in der Weise der Jesuiten, denen er sich sehr ergeben zeigt, wirken könnte. Die Schweden haben sich nach

Möglichkeit gegen solche Dinge zu sichern gesucht, und Johann und Siegismund haben die calmarischen Statuten 7. Septbr. 1587 unterschreiben und beschwören müssen. Ihre politischen und religiösen Freiheiten suchen die Schweden durch diese Statuten zu sichern. Siegismund darf dereinst in Schweden nichts vornehmen ohne die Zustimmung der Stände. Ohne sie darf kein Gesetz gegeben, über Krieg, Frieden und Bündnisse nichts entschieden werden, weder fremde Beamte, noch fremde Truppen darf er in das Reich führen, in den Angelegenheiten der Religion und der Kirche nichts verändern. Vor der Hand soll Johanns Liturgie fortgelten, später wird eine schwedische Kirchenversammlung entscheiden. Indessen war ein Gefühl in den Menschen, daß diese Bestimmungen nicht genügten, daß sie keine Sicherheit böten gegen einen katholischen König. Dieses Gefühl mußte um so lebhafter sein, als die Protestanten die Lehre der Jesuiten, daß Ketzern weder Versprechen noch Eidschwur, so wie es die Sache der katholischen Kirche galt, gehalten zu werden brauche, sehr wohl kannten. Es entstand daher Furcht, Spannung und Unruhe in den Seelen der Menschen, und mit Besorgniß blickte Alles in die Zukunft, was sie wohl in ihrem Schooße bergen möge.

Diese Besorgniß stieg, als bald bemerkt ward, welchen Weg Siegismund in Polen einschlage. Obwohl er bei dem Antritte seiner Regierung hier die Freiheiten der Protestanten, wie er nicht anders konnte, bestätiget hatte und obwohl er auf geradem Wege nichts gegen sie unternehmen konnte, trat doch sonst seine Gesinnung gegen sie vielfach hervor. Immer von Jesuiten umgeben, ganz von dem Geiste des Jesuitismus beherrscht, war sein einziges Sinnen und Trachten darauf gerichtet, mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, die Nicht-



Katholischen in den Schooß der römisch-katholischen Kirche zu führen. Nicht-katholisch waren in Polen nicht allein die Protestanten, sondern auch die griechischen Christen, ursprünglich die alleinigen Bewohner der alt-russischen Provinzen, welche allmälig von Polen erobert worden. Sie wurden beide zusammen Dissidenten genannt. Dadurch hatte ein König von Polen, obwohl die Staatsgewalt eigentlich bei dem Adel auf dem Reichstage war, immer noch einen sehr großen Einfluß, daß die Besetzung der großen und einträglichen Aemter sich in seiner Hand befand. Auf den Rath der Jesuiten Peter Skarga und Justus Rath machte es sich Siegismund zur heiligen Pflicht, solche Aemter nur an Katholische zu geben. Der protestantisch gewordene Adel wollte sich nicht von dem Staate, von den Würden und einträglichen Aemtern, ausschließen lassen. Er trat zum Theil zum Katholicismus zurück, und wer es that ward in der Regel mit hohen Würden und Aemtern dafür belohnt. War der Edelmann einmal wieder katholisch geworden, so mußten seine Unterthanen sich gewöhnlich auch fügen. Reichte die Ueberredung nicht aus oder konnte offene Gewalt nicht füglich angewendet werden, wurden die Unterthanen gedrückt und geplagt, bis sie sich gefügt. Die Reformation schritt in Polen sichtbar zurück, wie das Ende des Jahrhunderts nahte. König Siegismund entwickelte immer heftigern katholischen Eifer, und unaufhörlich trieben ihn die Jesuiten an, zuerst die griechischen Christen in den Schooß der römischen Kirche zu zwingen, meinend, daß man dann leichter mit den Protestanten fertig werden würde.

Also sah Schweden einer trüben Zukunft entgegen. Handelt Siegismund schon so in dem Reiche, das ihm nur durch Wahl zugefallen, wie wird er erst in seinem Erbreiche, in Schweden verfahren? Die Protestanten sahen immer bestimm-

ter auf Karl, den Herzog von Südermannland als ihren Hort, ihren Schützer. Die letzten Lebensjahre des Königs Johann aber flossen sehr trübe dahin. Die Verwaltung des Reiches war in die größte Unordnung und Verwirrung gerathen. Karl dagegen stellte in seinem Herzogthum ein Muster von Ordnung, Sparsamkeit und Fleiß dar. Auch hierin verstand er sich den Menschen zu empfehlen. Im Uebrigen verhielt er sich still, erwartend, welche Rolle ihm die Zukunft anweisen werde. Denn es war fast vorauszusehen, daß König Johanns Tod wichtige Veränderungen in dem Reiche herbeiführen müsse. Johann aber starb am 17. Novbr. 1592 und Karl eilte sogleich herbei, um die Reichsregierung zu übernehmen, bis Siegismund aus Polen würde herübergekommen sein.

Bestimmte Entwürfe sich des Thrones zu bemeistern, hegte der Herzog wohl noch nicht. Aber er war entschlossen, Schweden nicht zu einer polnischen Provinz werden zu lassen, entschlossen, den Protestantismus zu behaupten. Auch erwachte nun der protestantische Eifer der Schweden, der geraume Zeit geschlummert zu haben schien, jetzo, da eine nahe und unzweifelhafte Gefahr drohete, mit voller Kraft. Der Herzog verband sich mit den Reichsräthen zur Aufrechterhaltung der Freiheit und der Religion des Landes. Es kam darauf an, ehe Siegismund kommen könnte, unabänderliche Reichs- und Kirchengesetze aufzustellen, die der neue König zu beschwören habe. So gedachten sich die Schweden gegen den katholischen König zu sichern, und bedienten sich dabei ihrer alt-herkömmlichen Rechte. Denn die Könige Schwedens herrschten nur nach dem Gesetze und waren an die Bestimmungen des Reichstages gebunden. Zuerst kam 25. Febr. 1593 die Kirchenversammlung zu Upsala zusammen, deren Andenken in Schweden jedes Jahrhundert gefeiert wird. Sie schaffte die Liturgie Johanns



ab und führte das lautere Lutherthum wieder ein: nur lutherischer Gottesdienst soll fortan noch in dem Reiche geduldet werden. Abraham Angermann, eifrig der lutherischen Reformation zugethan, empfängt das eben erledigte Erzbisthum Upsala und Alles wird wieder auf streng lutherischen Fuß eingerichtet.

Die Schlüsse der Upsala-Versammlung befestigen die Reformation in Schweden und durch ihre Folgen zugleich auch in Deutschland. Die Jesuiten in Siegismunds Umgebung hatten große Hoffnungen auf die Liturgie und das halb-katholische Wesen gesetzt, das Johann in Schweden aufgerichtet. Auf diesem Grunde wollten sie weiter bauen. Aber durch die Schlüsse der Upsala-Versammlung sahen sie sich diesen Grund plötzlich unter ihren Füßen weggezogen. Indessen verzagten sie nicht. Sie vertrauten den Gesinnungen Siegismunds, der sich standhaft weigerte, jene Beschlüsse zu bestätigen. Von Jesuiten und katholischen Priestern umgeben, auch von dem apostolischen Legaten Malaspina begleitet, kam Siegismund, erst spät im Jahre 1593, nach Schweden herüber. Nur wenn Siegismund mit einer starken polnischen Heeresmacht hätte nach Schweden kommen können, wäre für den Katholicismus noch etwas zu erwarten gewesen. Denn, wo auch immer der Katholicismus jetzo wieder emporkommt, allenthalben geschieht es nur, was die Masse der Menschen anlangt, mit gewaltsamen Mitteln. Es sind immer nur Einzelne, die aus Ueberzeugung, aus Glauben sich vom Protestantismus zum Katholicismus zurückwanden. Aber solche Anstrengungen waren von den Polen nicht zu erwarten. Schon damals herrschte auf den polnischen Reichstagen die gräßlichste Verwirrung, schon damals hielt es der Adel Polens für gefährlich, irgend eine Macht den Händen des Königs anzuvertrauen, fürchtend, daß er eine solche zu andern als den erst bestimmten Zwecken, vielleicht gegen

den Adel selbst, anwende. Mit Mühe hatte der polnische Reichstag bewogen werden können, dem König Siegismund auch nur die Erlaubniß zur Reise nach Schweden zu gewähren.

Also stand derselbe allein, nur von seinen Priestern und Jesuiten umgeben, in seinem Erbreiche da. Die letztern vergaßen diesesmal sogar ihre gewöhnliche Weltklugheit. Sie begannen sofort zu schimpfen, zu schmähen und zu toben, als sollten die, welche noch nicht aufmerksam und besorgt waren, aufmerksam und besorgt über ihre düstern Entwürfe gemacht werden. Ihnen entgegen traten die Stände des Reiches, die gesammte Nation der Schweden, entschlossen, keinen König anzuerkennen, der nicht die Schlüsse von Upsala als unabänderliches Grundgesetz des Reiches anerkenne und beschwöre. Standhaft weigerte sich dessen Siegismund; Spannung und gegenseitige Bitterkeit stieg auf den höchsten Grad.

Die Stände des Reiches kamen am Anfange des Jahres 1594 zu Upsala zusammen, wo des Königs Krönung vor sich gehen sollte. Karl von Südermannland fand sich auch ein, umgeben von mehrern tausenden Bewaffneten. Schon trugen die Bauren ihm Schwedens königliche Krone an, schon waren auch andere diesem Gedanken geneigt. Denn Siegismund ward als ein Fremder betrachtet und man fühlte, daß sein jesuitischer Katholicismus zwischen ihm und dem Lande eine unausfüllbare Kluft eröffnet habe. Karl aber ging auf solche Entwürfe noch nicht ein, denn er wollte den Thron nicht rauben. Wohl aber mag er jetzo schon entschlossen gewesen sein ihn zu nehmen, wenn die Gewaltsamkeit der Umstände drängen würde, damit dem Geschlechte Gustav Erichsons das Herrnthum über Schweden nicht verloren gehe. Die Stände aber schwuren sich unter einander in feierlichem Gebet, die Schlüsse von Upsala aufrecht zu erhalten. Sie bestimmten



auch als künftige Reichs-Gesetze, daß kein Katholik in Schweden ein Amt erhalten könne, jeder Schwede, der zum Katholicismus zurücktrete, sein Staatsbürgerrecht verliere, kein öffentlicher katholischer Gottesdienst in dem Reiche geduldet werden solle. Die Jesuiten waren es, die durch ihr Drohen die Härte dieser Bestimmungen hervorrufen. Denn je heftiger sie droheten, desto bestimmter glauben die Protestanten auftreten zu müssen. Die ganze Nation der Schweden kam in Bewegung und selbst im Heere entstanden Verbindungen für die Aufrechterhaltung des Protestantismus. König Siegismund aber kam in die schwerste Verlegenheit. Bewilligte er das Verlangte, so verletzte er seine katholische Ueberzeugung, bewilligte er es nicht, so verlor er die Krone Schwedens. Denn unverholen erklärten die Stände dem Zögernden, weder Krönung noch Huldigung könne Statt finden, dafern er die protestantische Verfassung des Landes nicht beschwöre. Die Jesuiten fanden endlich hier, wie allenthalben, Rath. Sie riethen dem König, immer zu schwören, da er sonst das Reich verlieren würde, aber zu schwören mit dem stillen Vorbehalte, den Schwur nicht zu halten. Siegismund setzte nun, um doch die Stimme seines Gewissens zu beschwichtigen, im Stillen eine Protestation auf. Gewissermaßen schwur er den Protestanten die protestantische Landesverfassung aufrecht zu halten, dem Pabste aber und den Jesuiten, sie zu stürzen. Dieses gethan, bestätigte nun Siegismund 29. Febr. 1594 alle jüngst gefaßte Beschlüsse mit Schwur und Eid, empfing dagegen Huldigung und Krönung.

Gleich darauf zeigte er ziemlich offen, daß er Eid und Schwur nicht zu halten gesonnen. Katholische Schulen und katholische Kirchen wurden eröffnet, Katholiken als Statthalter über die Provinzen gestellt, dem Herzog Karl zwar in Ver-

bindung mit dem Reichsrathe die Regierung aufgetragen, die Statthalter aber ihm nicht zu gehorsamen im Stillen angewiesen. Es ward, meint der große Gustav Adolf, darauf abgesehen, Unruhe und Verwirrung in dem Reiche herbeizuführen, um von den Häuptern der Nation einen durch den andern vernichten zu können. So schied Siegismund 14. Juli 1594 plötzlich aus Schweden, wieder nach Polen sich zurückwendend.

Aber die Verbindung Polens und Schwedens unter einem königlichen Haupte, an sich selbst durchaus unnatürlich, konnte nicht dauren, seitdem sich Siegismund dem Jesuitismus in die Arme geworfen. Entweder mußte ein innerer Kampf entstehen, zu dem Siegismund indessen der Mittel nur wenige besaß, oder die Schweden mußten durch eine neue Königswahl Siegismund feierlich für einen Fremden erklären, der unmöglich König sein könnte, weil er sich zum Katholicismus gewendet und zu einem solchen Katholicismus, der allen Anders-Gläubigen Untergang und Verderben geschworen. Das mußten die protestantischen Schweden über kurz oder über lang thun, oder sie mußten untergehen.

In diesen Zeiten der Spannung, Besorgniß und Ungewißheit ward am 19. Decbr. 1594 Gustav Adolf geboren. Karl von Südermannland war schon einmal verheirathet gewesen mit Maria von der Pfalz. Nach dem Tode derselben hatte er 1592 seine zweite Ehe geschlossen mit Christinen, der Tochter des Herzogs Adolf von Schleswig-Holstein. Sie, eine zarte und schöne Frau, ward Gustav Adolfs Mutter. In seine ersten Lebensjahre fiel der Streit, der den Vater auf den Thron von Schweden führte. Durch Wiedererrichtung der Hochschule von Upsala feierte Herzog Karl die Geburt seines Sohnes. Sie war von König Johann aufgehoben worden.



Als Siegismund sich nun aus Schweden entfernt, bemeisterte sich Herzog Karl der Reichsverwesung, die ihm als schwedischen Erbfürsten in des Königs Abwesenheit gebühre. Die Beschränkung, welche Siegismund aufgestellt, daß Karl nur gemeinschaftlich mit dem Reichsrathe das Reich verwesen sollte, erkannte der Herzog nicht an. Schon begann Karl sich als freier Fürst über Schweden zu betragen. Ganz ohne Zuziehung des Königs schloß er 18. Mai 1595 einen ehrenvollen Frieden mit Rußland, durch den Esthland an Schweden abgetreten ward. Schon in dieser Zeit strebten die Russen, obwohl noch vergeblich, nach dem Besitz der Küstenländer am baltischen Meerbusen. Eben so eigenmächtig berief und eröffnete Karl 30. Septbr. 1595 einen Reichstag in Süderköping. Die heftigsten Beschlüsse gegen den Katholicismus wurden hier gefaßt: alle noch vorhandene katholische Kirchen und Klöster werden geschlossen, alle Katholiken verlieren ihre Stellen und müssen binnen sechs Wochen das Land räumen. Auch sollen die königlichen Befehle aus Polen erst dann gelten, wenn sie von dem Herzoge und dem Reichsrathe bestätiget worden. So mußte Siegismund seine Hoffnung auf die Vernichtung des Protestantismus in Schweden sich immer weiter entfernen sehen. Nur in dem Reiche Polen gingen ihm seine Bestrebungen glücklich fort. Beinahe zu derselben Zeit bewog er den Wladika von Wladimir und mehrere griechische Bischöfe sich der römischen Kirche zu unterwerfen. Aber dieser Eifer für Rom entfernte nur die Schweden immer weiter von ihm.

Daß aber Herzog Karl von nun an nach der Krone trachtete, dürfte nicht als zweifelhaft angesehen werden. So wenig als es bei Philipp II. immer rein und allein der Katholicismus ist, für den er arbeitet, so wenig ist es bei Herzog Karl rein und allein der Protestantismus. Allenthalben mischen sich in

die religiösen Bestrebungen der Menschen auch die irdischen Berechnungen ein. Beinahe schon offener Krieg brach zwischen Schweden und Karl auf der einen, König Siegismund auf der andern Seite aus. Der König genehmigte nicht allein die Reichstags-Schlüsse von Süderköping nicht, sondern er versprach sogar allen denen, die sich ihnen widersetzen würden, seinen Schutz und verbot, die Abgaben zu zahlen, die Karl ausgeschrieben. Der bei weitem größte Theil aber der Nation stand in diesem Streite auf Karls Seite. Die Unnatürlichkeit der Verbindung mit Polen, die Gefahr, die der jesuitische Katholicismus drohete, ward lebhaft von der Nation gefühlt. Indessen auch an einer Widerpart fehlte es nicht. Manche vom Adel sahen doch gerade den fremden König gern. Denn, war der König fern, ließ sich hoffen, eine Adelsherrschaft auch in Schweden, wie in Polen, zu begründen. Andere hielten zu Siegismund, weil sie seine religiös-kirchlichen Ueberzeugungen theilten. Zu diesen gehörte besonders Clas Flemming, den Siegismund zum Oberstatthalter von Finnland und Admiral der Flotte ernannt. Hier in Finnland brach schon der offene Krieg auf eine furchtbare Weise aus. Die Bauren griffen zu ihren Keulen, um Flemmings Bedrückungen abzuwehren, weshalb der Krieg auch Klubbekrieg (Keulenkrieg) genannt ward. Aber der Oberstatthalter siegte über die Bauren und mehr als zwölftausend derselben fanden den Untergang. Auch nach dem Tode Flemmings 13. Mai 1597 ward Finnland von dem neuen Statthalter Erichson Sturlam größtentheils in Siegismunds Gehorsam erhalten. Nur der Flotte konnte sich Karl nach Flemmings Tode bemeistern.

Karl aber und die Schweden nahmen eine immer bestimmtere und feindlichere Stellung gegen den König ein. Der Reichstag von Arboga bestätigte Karl in der Reichsverweser-



würde, bestätigte die Schlüsse von Süderköping. Ein kleiner Theil des Adels hielt indessen an Siegismund; mehrere Reichsräthe flüchteten nach Polen. Der König aber entschloß sich zu einem entscheidenden Schritte. Von Finnland her sollte Schweden angegriffen werden, er, der König selbst, gedachte auch einen Angriff zu thun. Er hatte doch etwa fünftausend Polen zusammengebracht. Mit diesen ging er 20. Juli 1598 unter Segel auf gemietheten Schiffen und landete wenige Tage darauf in Schweden. Sein katholischer Eifer war mächtig gestiegen. Ihn reuete, daß er früher der sogenannten Ketzerei Zugeständnisse gemacht. Unfälle, die ihn seitdem getroffen, schrieb er dem Zorne des Himmels zu. Je eifriger katholisch aber König Siegismund geworden, um desto sicherer war der Bruch vorauszusehen. Einen günstigen Erfolg konnte das Unternehmen kaum haben. Viel zu gering dazu war die Macht, die Siegismund mitbrachte.

Noch immer groß waren indessen am Ende des Jahrhunderts die Hoffnungen, welche sich der Katholicismus machte, die europäische Welt wieder unter sich zu vereinigen. Wie in einer neuen Jugendkraft schien er sich zu bewegen. Die Erwartungen wenigstens und die Aussichten, welche man sich bildete, zu Rom besonders und in den Jesuiter-Collegien, waren groß, weitaussehend. Nicht allein die neuen Feinde, die in den Protestanten aufgestanden, auch die alten, die griechischen, die morgenländischen Christen gedachte man wieder in das römische Kirchenthum zu bringen. Der Höhe dieser Erwartungen wollten freilich die Thatsachen nicht allenthalben entsprechen. Um diese Zeit waren doch fast alle Aussichten und Wahrscheinlichkeiten auf England und Nord-Niederland verloren gegangen. Von um so größerer Wichtigkeit war, ob sie in Schweden, ob sie im scandinavischen Norden würden erfüllt werden oder nicht.

Schon vor der Ankunft Siegismunds hatten die Schweden zwei abermalige Reichstage zu Upsala und Wadstena gehalten. Dort hatten die Stände geschworen, an allen früheren Beschlüssen festzuhalten und nicht zu dulden, daß ihnen selbst oder dem Herzog Karl Gewalt um dieser Beschlüsse willen widerfahre. Wie indessen Siegismund kam, traten doch der Schweden nicht wenige zu ihm über. Selbst Stockholm öffnete dem König seine Thore. Denn nicht alle waren der Meinung, daß der Protestantismus über allem weltlichen Rechte stehe, daß Siegismund durch seinen Katholicismus sein gutes Recht auf Schwedens Thron verloren habe. Bei dem größeren Theile der Nation war's aber der Fall. Sie stand zu Herzog Karl, weil er protestantisch war, sie hatte die Krone des Reiches ihm schon oftmals angeboten, er aber sie bis jetzt immer ausgeschlagen. Den größten Eifer für ihn und für den Protestantismus bewiesen jetzt die Bauren, die früher dem Katholicismus am längsten treu geblieben. Die Uplandsbauren allein wiesen siegreich den Angriff der königlichen Truppen, die von Finnland her kamen, zurück. Karl aber erwartete den König mit den Waffen in der Hand. Auch Siegismund war mit den Waffen gekommen. Waffen also sollten hier die Entscheidung geben. Indessen ward noch einige Zeit unterhandelt. Es war beinahe', als scheuete sich Karl, als scheueten sich die Schweden, den Abfall von Siegismund auszusprechen. So hoch stehet in gesunden Gemüthern das angeborene Königsrecht. Nur durch die äußerste Nothwendigkeit mag es entschuldiget werden, wenn es für aufgehoben erklärt wird. Karl begehrte von Siegismund die Entfernung des königlichen Heeres, die Uebertragung der Entscheidung der Reichsangelegenheiten auf einen Reichstag; dann wollte auch er sein Heer entlassen. Siegismund verwarf diese



Bedingungen. Er war ja nicht nach Schweden gekommen, um die protestantische Verfassung des Landes abermals von einem Reichstage bestätiget zu sehen, er war ja nur gekommen, um hier eine Bahn für den Katholicismus zu gewinnen.

Also kam es am 25. September 1598 bei Stängebro zu einer Schlacht. Gering war die Zahl der Streiter, die hier auf beiden Seiten stritten, aber darum nicht minder groß und bedeutend die Entscheidung. Schwedens Protestantismus siegte und in seinem Siege lag zugleich die Rettung des deutschen. So schwer war die Niederlage der Polen, daß Siegismund würde gefangen worden sein, hätte Karl ihn gefangen haben wollen. Aber er bewilligte einen Waffenstillstand. Noch immer ward von Karl und den Schweden gezögert, den Abfall von Siegismund bestimmt auszusprechen. Karl hatte bei dem Abschlusse des Waffenstillstands die Berufung des Reichstages verlangt, den Siegismund früher geweigert, Siegismund nun die Entscheidung eines solchen Reichstages anzunehmen gelobt. Daß er das Reich Schweden verlieren solle, davon war, laut und öffentlich wenigstens, noch immer keine Rede. Bei dem Abschlusse dieses Tractates hatte Siegismund die Feigheit begangen, fünf von den Reichsräthen, die zu ihm nach Polen geflüchtet waren, an Karl auszuliefern. Statt aber nun jenen Reichstag abzuwarten, ging Siegismund plötzlich aus Schweden nach Polen zurück. Und jedermann mußte den Grund dieses Benehmens des Königs durchschauen. Er ging, weil er die Schlüsse des Reichstages, die jedenfalls den Protestantismus nur befestigen würden, nicht zu bestätigen gedachte. Damit war der Bruch vollständig ausgesprochen.

Die unparteiische Geschichte, keine andere Herrin als die Wahrheit über sich erkennend, erzählt und rügt das Uebele,

wo es sich immer findet. Die Revolution, welche in Schweden ein protestantisches Königshaus auf den Thron setzte, war unter den damaligen Verhältnissen eine unabweisbare Nothwendigkeit. Der Katholicismus, ein katholischer König, so wie Siegismund es war, den Jesuiten unbedingt ergeben, bedrohete Schweden in seinem innersten Dasein. Also mochte die Revolution, wo nicht gerechtfertiget, doch durch menschliche Zustände und Verhältnisse entschuldiget erscheinen. Aber nicht zu entschuldigen waren die Grausamkeiten, welche gegen die übrig gebliebenen, wenigen Anhänger Siegismunds begangen wurden, zumal wenn sie etwa auch noch der Neigung zum Katholicismus verdächtig waren. Die Bauren standen in mehreren Provinzen auf und tödteten solche Anhänger Siegismunds, wo sie gefunden wurden, sonder Urtheil und Recht. Karl selbst blieb hinter dieser Grausamkeit nicht zurück. Einer ziemlichen Anzahl edler Herren und Reichsräthe ward ihre Anhänglichkeit an Siegismund zum todeswürdigen Verbrechen gegen das Reich gemacht, und ihre Häupter fielen unter dem Beile. Wurden sie auch durch niedergesetzte Gerichte verurtheilt, so kann doch die Beobachtung rechtlicher Formen dabei nicht für das Recht an sich selbst angesehen werden. Treue ist eine zu schöne germanische Tugend, als daß man wünschen könnte, sie für irgend eine Sache, für irgend eine Partei als ein Verbrechen betrachtet zu sehen. Indessen waren die Herzen der Menschen damals durch die Heftigkeit des Hasses, der zwischen Katholicismus und Protestantismns war, versteinert und verhärtet.

Als nun aber Siegismund aus Schweden entwichen, kamen die Reichsstände zu Linkopinz am Anfange des Jahres 1599 zusammen und immer noch zögernd, den Abfall auszusprechen, luden sie den König ein, in das Reich zurückzukehren, sonst wurde Treue und Gehorsam ihm aufgekündet werden. Siegismund kam auf diese Ladung nicht. Im Sommer desselben Jahres verfügte ein neuer Reichstag zu Stockholm, daß Siegismund binnen sechs Monaten seinen Sohn Wladislas nach Schweden senden solle, damit er im Protestantismus zum König des Landes auferzogen werde. Geschehe dies nicht, so werde dieser Stamm auf ewige Zeiten seines Erbrechtes in Schweden verlustig erklärt werden. Auch auf diese Ladung that Siegismund nichts, um die protestantischen Schweden zu begütigen. Im Gegentheil wendete er sich an den polnischen Reichstag, um Schweden mit Krieg überziehen zu können, versprach auch Liefland und Esthland von Schweden an Polen zu bringen. Da ging der schwedische Reichstag des Jahres 1600 wieder einen Schritt, jedoch nur einen halben, weiter. Von einem Theile der Stände ward dem Herzog Karl die Krone angeboten. Da er sie indessen ausschlug, setzte man dem König Siegismund eine fünfmonatliche Frist. Indessen brach noch in diesem Jahre der offene Waffenkampf aus. Karl ging nach Liefland und Esthland, diese Provinzen den Polen abzukämpfen. Des Knaben Gustav Adolf wird dabei gedacht; er befindet sich in seines Vaters Begleitung. Kaum aus der Wiege, umgeben schon Waffen, Krieg und Sieg den Knaben. Denn die Provinzen werden den Polen abgenommen, auch Finnland zu dem schwedischen Reiche zurückgebracht.



Es verlaufen nun noch mehrere Jahre und die Schweden gewöhnen sich, Siegismund als einen Fremden und einen Feind, den Herzog Karl, der den Titel eines regierenden Erbfürsten angenommen hat, als König zu betrachten. Nur der Name fehlte ihm noch, den die Stände oftmals geboten. Erst im Jahre 1604 läßt sich Karl bewegen, diesen königli-

chen Namen anzulegen. Es hat vorher noch eine andere Schwierigkeit entfernt werden müssen. König Johann hat aus seiner zweiten Ehe noch einen Sohn, ebenfalls Johann genannt, hinterlassen. Ihm, dem keiner der Vorwürfe gemacht werden kann, um deren willen Siegismund und Wladislas des Erbrechtes auf Schweden verlustig erklärt worden, gebührt eigentlich der Thron. Aber es wird von dem fünfzehnjährigen Jüngling eine freiwillige Entsagung seiner Rechte gewonnen. Nun erst legt Karl den königlichen Titel an, das Reich wird für erblich in seinem Geschlecht, Gustav Adolf zum Kronprinzen erklärt. Die beiden jüngern Brüder Karl und Philipp werden zu schwedischen Erbfürsten erhoben, zugleich bestimmt, daß jeder König Schwedens nothwendigerweise lutherisch sein, auch keine andere Gemahlin als eine lutherische haben dürfe.

Die lutherische Reformation hat den vollständigsten Triumph in Schweden gewonnen; kaum ist ein anderes Land, wo diese Reformation so tief und innig, wie in Schweden, in das Leben und in den Staat eingewachsen. Das neue königliche Haus aber stehet ganz und durchaus auf dem Protestantismus. Seine Rechte auf den Thron haben keinen andern Grund und Boden als den Protestantismus. Käme der Katholicismus wieder in Schweden auf, dahin wären alle diese Rechte. Das Reich müßte dann an Siegismund und Wladislas, an die katholischen Wasa, zurückfallen. König Karl IX. und sein Sohn Gustav Adolf, sie müssen und werden nicht allein in Schweden, sondern allenthalben die Sache des Protestantismus als ihre eigene betrachten.



# Sechstes Kapitel.

Durch die gesammte abendländische Welt, so weit sie römisch-katholisch gewesen, ist der Streit für und wider die Reformation; nur seine Grade und seine Maße sind verschieden. Später als in den benachbarten Niederlanden, in Schweden, in England, in Frankreich, ist dieser Streit in dem Reiche der Deutschen zu finden. Nach den besondern und eigenthümlichen Verhältnissen des Reiches nimmt er auch eine besondere und eigenthümliche Gestalt in Deutschland an. Aber auch ein anderer Umstand noch tritt hinzu, der dem Glaubens- und Kirchenstreite gerade in Deutschland einen besondern und eigenthümlichen Character aufprägt. Nirgends als hier wird es von so großer Wichtigkeit und Bedeutung, daß die Reformation gleichsam in zwei Familien auseinander gegangen ist, welche, obwohl einer Wurzel entsprossen, auf einem Stamme ruhend, sich doch allerwärts als fremd nicht allein, auch als feindlich betrachten. Denn nirgends als hier, in dem Reiche der Deutschen, erreicht diese Feindseligkeit einen so hohen Grad, oder es wird doch nirgends diese Feindseligkeit so sehr dem Katholicismus zum Vortheil. Nicht um eine Sache, wie bei den anderen Völkern Europa's, die von diesen Dingen überhaupt berührt werden, nicht um die Frage über Katholicismus und Protestantismus allein, bewegt sich die Geschichte der Deutschen in dieser Zeit. Es ist hier ein Zwiefaches, das der Betrachtung entgegentritt, der Kampf zwischen dem Katholicismus und dem Protestantismus, der Kampf und der

chen Namen anzulegen. Es hat vorher noch eine andere Schwierigkeit entfernt werden müssen. König Johann hat aus seiner zweiten Ehe noch einen Sohn, ebenfalls Johann genannt, hinterlassen. Ihm, dem keiner der Vorwürfe gemacht werden kann, um deren willen Siegismund und Wladislas des Erbrechtes auf Schweden verlustig erklärt worden, gebührt eigentlich der Thron. Aber es wird von dem fünfzehnjährigen Jüngling eine freiwillige Entsagung seiner Rechte gewonnen. Nun erst legt Karl den königlichen Titel an, das Reich wird für erblich in seinem Geschlecht, Gustav Adolf zum Kronprinzen erklärt. Die beiden jüngern Brüder Karl und Philipp werden zu schwedischen Erbfürsten erhoben, zugleich bestimmt, daß jeder König Schwedens nothwendigerweise lutherisch sein, auch keine andere Gemahlin als eine lutherische haben dürfe.

Die lutherische Reformation hat den vollständigsten Triumph in Schweden gewonnen; kaum ist ein anderes Land, wo diese Reformation so tief und innig, wie in Schweden, in das Leben und in den Staat eingewachsen. Das neue königliche Haus aber stehet ganz und durchaus auf dem Protestantismus. Seine Rechte auf den Thron haben keinen andern Grund und Boden als den Protestantismus. Käme der Katholicismus wieder in Schweden auf, dahin wären alle diese Rechte. Das Reich müßte dann an Siegismund und Wladislas, an die katholischen Wasa, zurückfallen. König Karl IX. und sein Sohn Gustav Adolf, sie müssen und werden nicht allein in Schweden, sondern allenthalben die Sache des Protestantismus als ihre eigene betrachten.



# Sechstes Kapitel.

Durch die gesammte abendländische Welt, so weit sie römisch-katholisch gewesen, ist der Streit für und wider die Reformation; nur seine Grade und seine Maße sind verschieden. Später als in den benachbarten Niederlanden, in Schweden, in England, in Frankreich, ist dieser Streit in dem Reiche der Deutschen zu finden. Nach den besondern und eigenthümlichen Verhältnissen des Reiches nimmt er auch eine besondere und eigenthümliche Gestalt in Deutschland an. Aber auch ein anderer Umstand noch tritt hinzu, der dem Glaubens- und Kirchenstreite gerade in Deutschland einen besondern und eigenthümlichen Character aufprägt. Nirgends als hier wird es von so großer Wichtigkeit und Bedeutung, daß die Reformation gleichsam in zwei Familien auseinander gegangen ist, welche, obwohl einer Wurzel entsprossen, auf einem Stamme ruhend, sich doch allerwärts als fremd nicht allein, auch als feindlich betrachten. Denn nirgends als hier, in dem Reiche der Deutschen, erreicht diese Feindseligkeit einen so hohen Grad, oder es wird doch nirgends diese Feindseligkeit so sehr dem Katholicismus zum Vortheil. Nicht um eine Sache, wie bei den anderen Völkern Europa's, die von diesen Dingen überhaupt berührt werden, nicht um die Frage über Katholicismus und Protestantismus allein, bewegt sich die Geschichte der Deutschen in dieser Zeit. Es ist hier ein Zwiefaches, das der Betrachtung entgegentritt, der Kampf zwischen dem Katholicismus und dem Protestantismus, der Kampf und der

Zerfall in dem Schooße des Protestantismus selbst. In dem Gegensatze zwischen dem Lutherthume und dem Calvinismus erscheint dieser innere Zerfall des Protestantismus in seiner höchsten Spitze und Bedeutung, zugleich auch in seinem größten Schaden für die allgemeine protestantische Sache. Gerne sind in der That die Ursachen eines fast glühenden Hasses, der sich zwischen die Anhänger der Lehre Luthers und die Freunde der Lehre Calvins stellt. Man müßte sich wundern über die Gluth dieses Hasses, über die Heftigkeit der Verfolgungs- und Verketzerungssucht, die unter Protestanten gegen andere Protestanten entbrennt, bringt man nicht, wie es geschehen muß, will man vernünftig und will man billig sein, in Anschlag, daß der katholische Geist unter den Menschen damaliger Zeit noch nicht ganz erstorben sein kann. In der Gewohnheit sich über dem Menschen oftmals unverständliche und unerreichbare Dinge zu verdammen, zu verketzern, zu verfolgen, hat der Katholicismus das Geschlecht der Menschen auferzogen. Langsam nur konnte dieser Geist einem anderen, einem bessern Platz machen. Daher kam es, daß die junge protestantische Welt sich allerdings in einer sehr unerquicklichen Gestalt im Anfange ihrer Laufbahn durch die Welt zeigte, indem die wildesten dogmatischen Fehden in ihr ausbrachen. Sie wurden so wild, daß es geraume Zeit den Anschein gewann, als werde die Welt in eine neue Barbarei versinken, ja daß diese Barbarei in vielen Stücken schon wirklich vorhanden war. Aber der Grund und Boden, auf dem die protestantische Welt stand, war ein gesunder. Darum zog, wenn allerdings auch nur langsam, die Gefahr dieser Barbarei glücklich vorüber.

Der Religions-Friede des Jahres 1555 hat in Deutschland keinen sichern und ruhigen Stand der Dinge schaffen können. Die Noth des Augenblickes hat ihn geschlossen, die Herzen



sind nicht dabei gewesen. Die Protestanten erklären gleich nach dem Abschlusse desselben, ihr Glaube sei die alleinige Wahrheit, ihre Pflicht dieser Wahrheit die Herrschaft in dem Reiche zu schaffen, den Katholicismus, den sie nicht anders als Abgötterei nennen, abzustellen. Und wie glänzend scheinen doch die Aussichten für die protestantische Partei zu sein! Etwa neun Zehntheile der Nation sind für sie gewonnen. Doch ist dieser Glanz, wenigstens zum Theil, ein täuschender. Der Katholicismus hat so große Stützpuncte in dem Reiche durch die geistlichen Fürsten und Herren behalten. Darum denken auch die protestantischen Fürsten und Stände darauf, den sogenannten geistlichen Vorbehalt, der, jedoch ohne ihre Einwilligung, in dem Religions-Frieden eingestellt worden, in irgend einer Weise aufzuheben. Ihre Bestrebungen sind darauf gerichtet, diese letzte Barriere des Katholicismus in dem Reiche zusammenzubrechen. Sie würden glücklicher gewesen sein, diese Bestrebungen, wärs nicht bald die große Spaltung über die Protestanten gekommen, die Lutherische und Calvinisten von dem gemeinsamen Strebepunkte abzog. Deutschland würde dann die kirchlich-nationale Einheit erhalten haben, der Katholicismus würde in den nächsten Jahrzehnten verschwunden sein. Aber eine freie und selbstständige Kraft hatte der Katholicismus in Deutschland am Anfange der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts doch auch noch in dem Glauben, in der Ueberzeugung nicht weniger Menschen. Es waren nicht allein die äußern Umstände, das Dasein so vieler geistlicher Fürsten und Herren, die ihn begünstigten. An beide, an die äußeren und an die inneren Dinge, welche hier noch für ihn sind, hält sich dieser Katholicismus an, sucht sich an ihnen wieder emporzuarbeiten. Aber langsam geht es damit freilich und das Beste dabei muß die Gewalt thun.

Nur eine kurze Zeit waltete, nachdem Kaiser Karl V. abgetreten, sein Bruder Ferdinand I. über dem Reiche. Noch waren die Ereignisse, welche unter ihm geschehen, nicht von schlagender Wichtigkeit, aber ein gewaltiger Brandstoff war doch schon in ihnen vorhanden. Wie in dem benachbarten Frankreich zu derselben Zeit sahen sich auch in Deutschland die Parteien mit der größten Bitterkeit in die Augen; zufällige Verhältnisse nur führten es herbei, daß der Ausbruch des offenen Waffenstreites längere Zeit auf sich warten ließ. Erst am 24. März 1558 ward die Kaiserwürde feierlich auf Ferdinand I. übertragen; denn alle Angelegenheiten gingen in dem Reiche nach seinen schwerfälligen Verfassungs-Formen auch nur langsam und schwerfällig vor sich. Der neue Kaiser beschwur dabei auch den Religions-Frieden und die Kurfürsten gelobten sich unter einander, „daß keiner von ihnen gegen den andern Religion und Cerimonien halber Unwillen hegen, im Gegentheil sie sich unter einander alles freundlichen Guten befleißigen wollten." Dieser Kurfürstenverein schien eine nicht unbedeutende Verstärkung des Religions-Friedens zu enthalten. Aber der Grund und Boden desselben blieb ein holer und haltloser, die Gesinnungen der Menschen waren anders als ihre Worte und jeden Augenblick schien die Flamme hervorbrechen zu müssen.

Sie brach indessen noch nicht hervor, weil die Fürsten und Stände, welche die Reformation einmal angenommen, zu frei, selbstständig und unabhängig waren, als daß ihnen und den Ihrigen ihr Glaube und ihre Kirche hätte angetastet werden können. Es war noch Niemand da, der hierzu Macht und Gewalt gehabt hätte. Da sie so nur von den Gesinnungen, nicht von den Thaten der Gegner bedroht waren, nahmen sie um so weniger die Waffen, als sie das Reich durch



andere, lindere Mittel und Wege noch für den Protestantismus ganz zu gewinnen hofften. Mit rascher und zufahrender Gewalt hätte der Katholicismus damals in Deutschland wohl leicht ganz zusammengebrochen werden können. Aber das Ergreifen der Waffen schien den Protestanten unchristlich; auch die alterthümliche Hochachtung vor den Formen und Gesetzen des Reiches wehrte ihnen, an sie zu denken. Die linderen Mittel und Wege aber sahen die Protestanten in der Hinwegräumung des sogenannten geistlichen Vorbehalts. Auf dem Reichstage von 1559 trugen sie offen darauf an. „Sie könnten nicht dulden, daß jemand, der zu ihnen übertrete, dadurch, als sei er nun ein Unwürdiger geworden, seine geistlichen Aemter und Würden verliere." Eben so offen erklärten sie dabei ihren Glauben als den allein rechten und wahren, für dessen Ausbreitung und Allgemeinheit zu sorgen, ihnen Gewissenspflicht sei. Indessen kam es zu keinem Beschlusse des Reichstages, durch den diese letzte Schutzmauer des Katholicismus in Deutschland gefallen wäre. Das verhinderten die vielen geistlichen Fürsten, die mit auf dem Reichstage waren. Durch ihre Anwesenheit, die in den alten Formen des Reiches begründet, überwog die katholische Partei doch noch an Stimmenmehrheit die protestantische. Es ward dem Kaiser Ferdinand I. so möglich das Begehren der Protestanten zurückzuweisen. Diese aber erklärten nun auch schon, daß, wenn ein geistlicher Fürst protestantisch würde und deshalb seiner Würden entsetzt werden sollte, sie dazu nicht helfen würden. Damit widersetzten sie sich doch auch schon den Schlüssen des Reiches im Voraus.

Doch konnten die Protestanten wohl hoffen, auch ohne daß ein ihnen günstiger Schluß auf dem Reichstage durchgegangen, noch zu ihrem Ziele zu gelangen. Denn mit stei-

gender Kraft breitete sich die Reformation allenthalben aus. Wo noch bedeutende weltliche Fürsten katholisch geblieben, wie in Oestreich, Baiern, Braunschweig und Cleve, waren doch die Unterthanen entweder mit oder ohne die äußere Form protestantisch geworden. Wo die geistlichen Fürsten walteten war es in noch größerem Maße der Fall. Selbst in den Bisthümern Salzburg, Mainz, Bamberg, Würzburg und andern, wo nachmals der Katholicismus in seiner herbsten und unbedingtesten Gestalt wieder begründet worden, war die Anhänglichkeit für die Reformation mehr oder weniger allgemein. Die Nation schien sich noch in einer vollständigen Kirchen-Einheit zusammenfinden zu wollen. Die Hoffnung, daß eine solche in der nächsten Zukunft werde begründet werden, fand Verstärkung in einer beinahe seltsamen Auskunft, welche der Protestantismus nahm, um den Buchstaben des geistlichen Vorbehalts nicht zu verletzen und ihn doch unschädlich zu machen. Diese seltsame Auskunft ließ sich der Katholicismus seltsamer Weise auch geraume Zeit gefallen. Sie behaupteten, die Protestanten, der geistliche Vorbehalt verbiete nur, daß ein bereits eingesetzter Fürst von der katholischen Kirche zu der protestantischen übertrete, aber es sei nicht verboten, daß ein evangelisches Capitel evangelische Bischöfe wähle. Es gelang, Evangelische in die Capitel, durch sie wieder Evangelische auf die bischöflichen Stühle zu bringen. So wurden Magdeburg, Bremen, Lübek, Verden, Minden, Osnabrück, Halberstadt mehr oder weniger vollständig und dauernd protestantisch. Pabst und Kaiser bestätigten solche Bischöfe oft, weil sie nicht anders konnten. Rom vermied einen vollständigen Bruch, gleichsam um dem Katholicismus doch nur noch einen Fuß in dem Reiche zu behalten.

Doch war es am Anfange der zweiten Hälfte des Jahrhunderts hohe Zeit, wenn nicht auch dieser Fuß noch verloren gehen sollte. Aber er verlor denselben nicht, erhielt ihn nicht allein, befestigte ihn auch bald wieder so, daß er kräftiger auftreten konnte. Noch sind nicht alle Stützpuncte verloren gegangen. Kaum ist aber Kaiser Ferdinand I. an sich selbst noch unter diese Stützpuncte des Katholicismus zu zählen. Hat er für denselben auch vielleicht nicht ganz den strengen und unbedingten Eifer seines Bruders, Kaiser Karls V., gehabt, ist er auch einigen reformatorischen Gedanken, wie seine Vorschläge auf der Tridentiner Synode beweisen, geneigt, streng katholisch hält er sich doch. Nur vermag sein katholischer Sinn nicht dem gesammten Katholicismus bedeutenden Vorschub zu leisten. Wenn er auch die Gültigkeit des Religions-Friedens für seine Erblande nicht anerkennt, breitet sich doch die Reformation in Böhmen, Schlesien und Oestreich immer weiter aus. In Ungarn vermag er kein einziges Gesetz zu Ungunsten des Protestantismus durchzusetzen. Ihm waren fortwährend die Hände durch die Türken gebunden. Denn noch immer stand Sultan Suleiman furchtbar da, seine Schaaren gen Ungarn wälzend und sinnend, wie er Deutschland, wie er den ganzen Westen dem Hufschlage osmanischer Rosse unterwerfe. Siebenbürgen, welches er schon einmal gewonnen, mußte der Kaiser im Frieden von 1562, der auf acht Jahre geschlossen ward, wieder herausgeben. So in steter Gefahr konnte der Kaiser in seinen Erblanden nichts Gewaltsames gegen die Protestanten unternehmen. Es war dabei für die Zukunft von besonderer Bedeutung, daß es besonders in Böhmen und in den böhmischen Nebenländern nicht geschehen konnte.



Nicht von diesem Puncte, nicht von dem Kaiserthume aus, konnte die Wiedererweckung des Katholicismus in Deutschland erfolgen. In der That, es war eine Wiedererweckung.

Denn was vom Katholicismus bei den Deutschen noch übrig, das schien eben in den ewigen Schicksalsschlaf gehen zu wollen. Da erfolgte bei den Romanen die Stiftung der Gesellschaft der Jesuiten, deren schon früher gedacht worden, und bald kamen Jesuiten nach Deutschland und der Jesuitismus fand da Aufnahme und Förderung, wo die Fürsten noch katholisch geblieben. Die Jesuiten haben in Deutschland dieselbe Bedeutung, wie allenthalben, sie zeigen sich mit demselben Geiste. Die katholischen Elemente, die noch vorhanden, sammeln, ordnen, begeistern sie zu neuer Thatkraft. Bald entstehen ihre Collegien, ihre Schulen in des Kaisers Gebiet, in Baiern, wo sie Ingolstadt das deutsche Rom nannten, in den Gebieten der geistlichen Fürsten und Herren. Und eben so bald siehet man die Früchte ihres Geistes, die Folgen ihrer Bestrebungen. Herzog Albrecht V. von Baiern tritt 1563 zuerst gewaltsam gegen den Protestantismus in Baiern auf. Ohne die Mittel viel zu bedenken, greift er zu entscheidenden Maßregeln. Er duldet das protestantische Bekenntniß in Baiern nicht mehr. Mögen Einzelne auswandern, die Menge muß sich fügen.

Diese Gegen-Reformation, wie sie wohl genannt werden könnte, beginnt auf einem Punkte, wo die protestantischen Fürsten und Stände Klage dagegen eigentlich nicht erheben können. Denn sie selbst bedienen sich des sogenannten Reformationsrechtes und nöthigen ihre Unterthanen, denselben Glauben mit ihnen zu bekennen oder auszuwandern. Dieses Reformationsrechtes bedienet sich nun auch der bairische Herzog, wendet es aber gegen die Reformation an. Der Grundsatz indessen war derselbe, die protestantischen Fürsten und Stände mußten das anerkennen. In der Ausübung dieses Grundsatzes Seitens der Fürsten war nun thatsächlich ein gewaltiger



Unterschied. Wo die protestantischen Fürsten ihn anwendeten für ihren Glauben und für ihre Kirche, da traf seine Härte und seine Gewaltsamkeit nur einzelne, da die Masse der Deutschen sich frei zu der Reformation wendete. Wo die Anwendung dagegen von den katholischen geschah, traf sie die Massen. Konnten nun aber die Protestanten das Recht des Baiern-Herzogs, so sein Land zu reformiren, nicht bestreiten, so kamen sie doch darüber in Bewegung, daß es überhaupt angewendet ward.

Daher hatte die Spannung, als Kaiser Ferdinand I. 1564 starb, schon bedeutend zugenommen. Die habsburgischen Lande fielen damals in drei Theile auseinander, die erst unter Kaiser Leopold I. wieder in eine Staatenmasse vereinigt worden sind. Denn der ältestgeborene Sohn Maximilian erbte nur Ungarn, Böhmen und Oestreich, die steirischen Länder fielen an den Erzherzog Karl, Tirol und Vorderöstreich an Ferdinand. Von den drei Söhnen Kaiser Ferdinands I. ist der ältere Maximilian von der größeren geschichtlichen Bedeutung. Noch bei Lebzeiten des Vaters war er 24. Novbr. 1562 zum römischen König gewählt worden, und hieß als solcher Maximilian II. Unter die ausgezeichnetesten Männer seines Jahrhunderts gehörte dieser Kaiser Maximilian II., ja er erhob sich über die engen Schranken des Geistes dieses Jahrhunderts in mehr als einer Beziehung. Eine allgemeine Bildung hatte sein ganzes Wesen durchleuchtet und durchwärmt, ihn empfänglich für alles Reine, Große und Gute gemacht, ihn mit Willensstärke und Thatkraft erfüllt. Unermeßlich viel hätte ein Mann wie Maximilian II. für das Reich der Deutschen schaffen und wirken können, wenn das Kaiserthum noch eine wirkliche und wahre Gewalt gewesen wäre, zumal da bei ihm zu so großen und schönen Eigenschaften des Herzens und

des Verstandes sich noch eine biedere, deutsche Gesinnung gesellte. Gute, runde und deutsche Worte versprach er bei dem Antritte seines Regimentes einem der Fürsten des Reiches. Solcher Sinn machte den Kaiser zum entschiedenen Gegner des Jesuitismus und der treulos-blutigen Maßregeln, welche, dem Geiste desselben gemäß, von Katholiken gegen Protestanten ergriffen wurden. Die Greuel der Bartholomäusnacht beklagt der edle Kaiser bitter, spricht seinen tiefsten Unwillen darüber aus.

Aber noch durch ein Anderes ist der edle Mann ausgezeichnet. Er ist der einzige Kaiser, das einzige Glied des Hauses Spanien-Habsburg, das mit Karl V. und Ferdinand I. beginnt, in dem eine klare und unzweideutige Hinneigung zu dem Protestantismus sich ausspricht. Tritt Kaiser Maximilian II. nicht förmlich und äußerlich zu diesem Protestantismus über, so scheint es nur durch Umstände, nicht durch seine Ueberzeugung, gehindert worden zu sein.

Obwohl er lange in dem Lande gewesen, wo der Katholicismus am vollständigsten herrschte, in Spanien, obwohl er nur besonders in katholischen Umgebungen gelebt, ist doch Maximilian II., wie er König und Kaiser wird, dem Protestantismus als innerlich angehörend zu betrachten. Er hat protestantische Gelehrte an sich gezogen, die Bücher der Protestanten sich zu verschaffen gewußt; sie haben seine Seele ergriffen. Die katholischen Umgebungen sind sehr besorgt über Maximilian geworden; so Maria, seine Gemahlin, die Tochter Kaiser Karls V., und ihre Schwester, Isabella von Portugal. Der römische Kardinal Hosius wird 1560 zu ihm gesendet, damit er bekehrt werde. Aber Maximilian scheint nur durch Schweigen geantwortet zu haben. Er will doch nicht gegen seine ganze Familie sein und darum bleibt er äu-



ßerlich in dem Schooße der römischen Kirche. Aber wie gefährlich in seiner eigenen Familie seine Stellung geworden, sieht man aus einem Schreiben von 1561. Er gedenkt darin des Falles, wenn er um des Glaubens willen vertrieben würde, fragt, welche Hülfe er dann wohl von den protestantischen Fürsten erwarten könne. Wie nun darauf Maximilian zum römischen König erwählt wird, ist der damalige Pabst Pius IV. voll schwerer Besorgnisse. Er begnügt sich nicht mit dem gewöhnlichen Königseide, daß Maximilian den katholischen Glauben schützen und erhalten wolle, sondern begehrt den ausdrücklichen Zusatz, daß darunter der Glaube Roms zu verstehen sei. Nun erwarteten die Protestanten, daß er übertreten, daß er ganz offen und unzweideutig sich für sie aussprechen sollte. Es geschah nicht, der Kaiser täuschte ihre Erwartungen. Aber geneigt, innerlich angehörend blieb er dem Protestantismus doch; seine Schriften beweisen es wie seine Thaten. Die Streitigkeiten, die unter ihnen obwalten, besonders die zwischen Lutherischen und Calvinisten ausgebrochen, sucht er friedlich auszugleichen; „sie sollten doch durch solche Dinge dem Pabstthum nicht das Schwert in die Hand geben." Als Freunde, ja als Glaubensbrüder, behandelt er die protestantischen Fürsten in seinen Briefen. Auf dem Bette seines Todes selbst soll er von seinem Beichtiger begehrt haben, zu ihm nur von dem Verdienste Christi zu reden, welche Lehre damals als das unterscheidende Merkmal des Protestantismus betrachtet wird.

Aber der Form nach war er nicht zu demselben getreten. Ueber die engen Schranken des Schulgezänkes, in die sich der damalige Protestantismus verloren, in welche er nicht herabsteigen wollte, erhob sich, wie es scheint, der gute Kaiser zu größern und freiern Gedanken und Erwartungen. Den wah-

ren Grund und Boden des Protestantismus, der ebenfalls jenem Schulgezänk fern steht, erkennend, hofft er, daß der Protestantismus dereinst in dem Reiche, auch ohne seinen unmittelbaren Uebertritt, noch obsiegen werde. Es geschieht auch der Uebertritt von ihm um so weniger, als er sich durch denselben gewaltsam aus seiner ganzen Stellung, aus seiner Familie herausreißen, manchen weltlichen Erwartungen entsagen müßte. Erwartungen auf den Gewinn der spanischen Monarchie für seine Linie, für die deutsche Linie des Hauses Spanien-Habsburg, kann der Kaiser hegen, als Philipp II. 1568 seinen Sohn Don Karlos hingeopfert, Erwartungen auf Polen für sich oder seinen Sohn hegt er, als 1572 das Haus der Jagellonen ausgestorben. Diese Dinge, auch der streng-katholische Sinn seiner Maria, halten ihn am Katholicismus fest. Aber dieses Festhalten ist wohl, selbst in den letzten Lebensjahren Maximilians II., nur eine äußere Form. In dem Heiligthume seines Herzens und seines Glaubens gehörte der Kaiser den Evangelischen an.

Zeigen aber und offenbaren konnte Maximilian II. seine Geneigtheit für den Protestantismus schon darum nicht in einer ganz schlagenden und ganz durchgreifenden Weise, weil er eben Gründe hatte, äußerlich bei dem Katholicismus zu bleiben. Darum muß, was er thut, immer noch so gethan werden, daß der Bruch mit Rom, mit der gesammten katholischen Welt, vermieden wird. Der Kaiser befindet sich in verschiedenen Lagen und Verhältnissen. Als König von Böhmen, als Erbfürst der habsburgischen Lande, als König in Ungarn, vermag er freier zu handeln denn als Kaiser in dem eigentlichen Reiche. Man siehet da, wie er den Protestantismus fördert. Besonders die lutherische Reformation hatte sich in Böhmen mächtig ausgebreitet. Aber ihre Bekenner nannten sich noch immerfort Utraquisten. Sie thaten dieses, um unter dem Schutze des Religions-Friedens zu stehen, der 1512 zwischen den Katholiken und den Utraquisten in Böhmen aufgerichtet worden. Kühn gemacht durch des Kaisers Begünstigung begehrten sie von ihm, daß fürderhin der sogenannten Compactaten bei Bestätigung der Landes-Freiheiten nicht weiter gedacht werde. Die Compactaten erinnerten ja zu sehr an die alten und eigentlichen Utraquisten, die sich nur durch den Gebrauch des Kelches im Abendmahl von den Katholiken unterschieden. Kaiser Maximilian II. erfüllte dieses Begehren und die Utraquisten übergaben ihm 1575 ein Glaubensbekenntniß, das beinahe nur eine Abschrift des Augsburgischen war. Mündlich versicherte ihnen der Kaiser, daß er sie in diesem Glauben nicht antasten noch durch andere werde antasten lassen. Auch sollten die Utraquisten, welche immerfort diesen alten Namen behielten, sich eine Anzahl Personen erwählen dürfen, um über ihre Religion Schutz und Hand zu halten. Weiter that der Kaiser nichts, urkundlich versicherte er nichts, um den offenen Bruch mit Rom zu vermeiden.



Eben so deutlich offenbarte sich des Kaisers Gesinnung in dem eigentlichen Oestreich. Hier gestattete er den Ständen von Herren und Ritterschaft 1568 urkundlich, den Gottesdienst der Augsburgischen Confession gemäß einzurichten. Nur sollten sie sich des Schimpfens und Schmähens gegen die Katholischen enthalten, und über jene Confession hinaus keine Neuerungen machen. Wenn nun auch die Städte Oestreichs sich das Recht der öffentlichen Ausübung nahmen, so duldete es der Kaiser stillschweigend. Nicht in Widerspruch mit dem Landesherrn, sondern unter seiner Leitung breitet sich die neue

Lehre in Oestreich so gewaltig aus, daß ihr bald fast Alles angehört. Die Klöster behandelt der Kaiser schon fast wie die wirklich protestantischen Fürsten. In den steirischen Landen sah Erzherzog Karl sich etwas später 1578 genöthiget, den Herren, der Ritterschaft und den Städten seines Gebiets gleiche Freiheiten zu bewilligen. Nur nach Tirol drang die gereinigte Lehre fast gar nicht ein, nach Tirol, welches wieder ein Endpunct der germanischen Welt ist, wo sie mit der romanischen zusammenstößt, wo der fremde, undeutsche Geist schon von größerem Einfluß auf die Menschen ist. Welch ungeheuren Fortschritt des Protestantismus schien das nicht zu enthalten, daß er fast alle deutsche und slavische Gebiete der Habsburger sich gewonnen, wie stark schien das nicht die Hoffnung zu begründen, daß er in den Osten Europa's sieghaft sich würde verzweigen können, zumal da er in Polen, in Ungarn schon bedeutende Stützpuncte besaß. Auch in Ungarn trat Maximilian weder durch neue Gesetze noch durch die Vollziehung der alten der Sache der Reformation entgegen. Die Feldherrn, welche seine Kriege gegen die Türken stritten, waren Protestanten, unter ihnen der eben so tapfere als für das Lutherthum eifrige Lazarus Schwendi. Also sank auch in Ungarn der Katholicismus bedeutend. Wo die Türken herrschten, gediehen die Protestanten ruhig, denn die Barbaren frugen nach dem Unterschiede unter den Christen nicht. Johann Siegismund Zapolya, der Fürst von Siebenbürgen, verfolgte sie eben so wenig.

Im Uebrigen veränderte sich zu Maximilian II. Zeit im Osten Deutschlands die Lage der Dinge, welche seit dem Anfange der Reformation gewesen. Die große Gefahr, welche die Türken lange der protestantischen wie der katholischen Welt gezeigt, minderte sich. Am Anfange der Herrschaft des Kaisers lebte der alte, furchtbare Suleiman noch. Nachdem 1565 Malta vergebens von den Türken angegriffen worden, wälzte sich noch einmal des Sultans Heer in schauerlicher Majestät von Konstantinopel über die Donau nach Ungarn. Es war der dreizehnte Feldzug, den Suleiman der Große in Person unternahm. Unterweges kam Johann Siegismund Zapolya und der Sultan gelobte, ihn zum König der Theile Ungarns zu machen, die nicht zum Reiche der Türken gehörten.



Aber auch die Deutschen hatten sich tüchtig zusammengenommen; mit mehr als hunderttausend Streitern stand Maximilian bei Raab, doch eine offene Feldschlacht sorgsam vermeidend. Da warf sich der Sultan auf die Festungen Ungarns. Besonders Erlau und Szigeth gedachte er zu nehmen; ihr Fall sollte die Schmach von Malta verlöschen. Szigeth am Flusse Almas, in der Nähe von Fünfkirchen gelegen, ward von einer kleinen Schaar tapfrer Männer, die Niclas Zrinyi befehligte, vertheidiget. Lange vermochten die wüthenden Angriffe der Türken weder den Muth der Tapfern zu beugen, noch die Feste zu gewinnen. Endlich drangen die Türken ein und Zrinyi zog sich in das innere Schloß zurück. Da raffte der Tod 6. Septbr. 1566 den alten Sultan hinweg, aber der Großvesir verheimlichte ihn schlau. Maximilian, dem dieser Tod unbekannt geblieben, wollte mit dem alten furchtbaren Feinde sich nicht messen, rückte nicht vor, blieb bei Raab stehen. Mehemed Szokoli aber ließ Szigeth nun stürmen. Der tapfere Zrinyi sprengte sich mit den Seinen in die Luft; nie waren Männer größer gefallen.

Selim II. ward nun Sultan der Osmanen. Der Geist, welcher ihnen in Szigeth entgegengetreten, mochte sie schrecken, und der Sultan wendete sich lieber zu einem leichtern Unter-

nehmen gegen die Republik Venedig, der er die Insel Cypern abgewann. Der Kaiser aber gewann 1567 einen Frieden von den Türken, durch den ihm gegen jährlichen Tribut der Besitz eines Theiles von Ungarn blieb. Jene stete Gefahr, die von Ungarn her seit dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts den Deutschen gedroht, jene Gefahr, die zugleich auch den Katholischen auf die Protestanten zu fallen gewehrt, die auch ein Schutz und Schirm für den Protestantismus gewesen, hörte allmälig auf. Darum mußte für denselben in Schweden ein anderer Beschützer erwachen.

Also auch jetzo hatte die Reformation noch ihr Glück in Deutschland. Unaufhaltsam, gleichsam von höheren Geschicken herbeigeführt, schien der Fortgang der protestantischen Meinungen in dem Reiche zu sein, damit die nationale Einheit, welche im Politischen fehlte, doch im Glauben und in der Kirche vorhanden sei. Nicht allein in den habsburgisch-österreichischen Landen schritt die Reformation in Deutschland gewaltig vor; auch in dem Herzogthum Braunschweig ward sie, lange von den Menschen ersehnt, vom Herzog Julius 1568 eingeführt. Aber in demselben Momente erhob sich auch der neue Katholicismus, der Katholicismus der Jesuiten, wieder. Alle geistliche Fürsten Deutschlands hatten, bis die Jesuiten mit ihren Entwürfen auftraten, mit ihrem katholischen Eifer und ihrer Verfolgungswuth, ruhig im Ganzen genommen ihren protestantischen Unterthanen die Gewissens- und Kirchen-Freiheit gelassen. Es war diese in dem Religions-Frieden selbst eigentlich nicht ausbedungen; sie beruhete nur auf einer Neben-Declaration Kaiser Ferdinand I., über welche in der Eile nicht einmal ein Protocoll entworfen worden. Plötzlich erhoben sich unter Maximilians II. Regierung zuerst die geistlichen Fürsten von Trier, Mainz und Fulda gegen die Reformation in ihren Gebieten. Die Pfarrer wurden vertrieben, Jesuiten und Mönche herbeigeführt, die Menschen von ihrem Glauben zum Katholicismus zurückgezwungen. War auch der herangewachsenen Generation nicht zu trauen, war von ihr, selbst durch die Gewalt, kaum mehr als ein äußerliches Bekenntniß des Katholicismus zu erwarten, so vertraute man um so mehr den Anstalten, die für die heranwachsende getroffen wurden. In der Schule ward wieder der strengste und unbedingteste Katholicismus gelehrt, glühender Haß gegen die Reformation eingeprägt. Daher auch die spätere, noch jetzo bemerkbare Erscheinung, daß in Ländern, die einst ganz protestantisch gewesen, der Katholicismus glühender und unbedingter als da geworden, wo die Reformation weniger oder gar keinen Fuß gewonnen. Jene geistliche Fürsten läugnen bei diesem Verfahren sogar das Dasein der Neben-Declaration Kaiser Ferdinands. Sie beriefen sich auf ihre fürstliche Macht, auf den von den Protestanten selbst ausgesprochenen und durchgeführten Grundsatz, daß der Unterthan glauben müsse wie sein Fürst und Herr. Ging diese Gegen-Reformation weiter, wie sie denn wohl bei dem Eifer und dem Treiben der Jesuiten weiter gehen mußte, nachdem einmal das Beispiel gegeben, so drohete der Sache der Reformation große Gefahr, da gerade der geistlichen Fürstenthümer in Deutschland so viele waren.



Kaiser Maximilian II. aber befand sich hier in dem Reiche in einer anderen Lage als in seinen Erblanden, in Böhmen, in Ungarn. Er konnte seine Geneigtheit für den Protestantismus nicht offenbaren. Das Kaiserthum war dazu gleich an sich selbst viel zu ohnmächtig. Wenn er gegen die geistlichen Fürsten doch hätte auffschreiten wollen, mit Rom, mit der ganzen katholischen Welt würde er damit vollständig gebrochen haben.

nehmen gegen die Republik Venedig, der er die Insel Cypern abgewann. Der Kaiser aber gewann 1567 einen Frieden von den Türken, durch den ihm gegen jährlichen Tribut der Besitz eines Theiles von Ungarn blieb. Jene stete Gefahr, die von Ungarn her seit dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts den Deutschen gedroht, jene Gefahr, die zugleich auch den Katholischen auf die Protestanten zu fallen gewehrt, die auch ein Schutz und Schirm für den Protestantismus gewesen, hörte allmälig auf. Darum mußte für denselben in Schweden ein anderer Beschützer erwachen.

Also auch jetzo hatte die Reformation noch ihr Glück in Deutschland. Unaufhaltsam, gleichsam von höheren Geschicken herbeigeführt, schien der Fortgang der protestantischen Meinungen in dem Reiche zu sein, damit die nationale Einheit, welche im Politischen fehlte, doch im Glauben und in der Kirche vorhanden sei. Nicht allein in den habsburgisch-österreichischen Landen schritt die Reformation in Deutschland gewaltig vor; auch in dem Herzogthum Braunschweig ward sie, lange von den Menschen ersehnt, vom Herzog Julius 1568 eingeführt. Aber in demselben Momente erhob sich auch der neue Katholicismus, der Katholicismus der Jesuiten, wieder. Alle geistliche Fürsten Deutschlands hatten, bis die Jesuiten mit ihren Entwürfen auftraten, mit ihrem katholischen Eifer und ihrer Verfolgungswuth, ruhig im Ganzen genommen ihren protestantischen Unterthanen die Gewissens- und Kirchen-Freiheit gelassen. Es war diese in dem Religions-Frieden selbst eigentlich nicht ausbedungen; sie beruhete nur auf einer Neben-Declaration Kaiser Ferdinand I., über welche in der Eile nicht einmal ein Protocoll entworfen worden. Plötzlich erhoben sich unter Maximilians II. Regierung zuerst die geistlichen Fürsten von Trier, Mainz und Fulda gegen die Reformation in ihren Gebieten. Die Pfarrer wurden vertrieben, Jesuiten und Mönche herbeigeführt, die Menschen von ihrem Glauben zum Katholicismus zurückgezwungen. War auch der herangewachsenen Generation nicht zu trauen, war von ihr, selbst durch die Gewalt, kaum mehr als ein äußerliches Bekenntniß des Katholicismus zu erwarten, so vertraute man um so mehr den Anstalten, die für die heranwachsende getroffen wurden. In der Schule ward wieder der strengste und unbedingteste Katholicismus gelehrt, glühender Haß gegen die Reformation eingeprägt. Daher auch die spätere, noch jetzo bemerkbare Erscheinung, daß in Ländern, die einst ganz protestantisch gewesen, der Katholicismus glühender und unbedingter als da geworden, wo die Reformation weniger oder gar keinen Fuß gewonnen. Jene geistliche Fürsten läugnen bei diesem Verfahren sogar das Dasein der Neben-Declaration Kaiser Ferdinands. Sie beriefen sich auf ihre fürstliche Macht, auf den von den Protestanten selbst ausgesprochenen und durchgeführten Grundsatz, daß der Unterthan glauben müsse wie sein Fürst und Herr. Ging diese Gegen-Reformation weiter, wie sie denn wohl bei dem Eifer und dem Treiben der Jesuiten weiter gehen mußte, nachdem einmal das Beispiel gegeben, so drohete der Sache der Reformation große Gefahr, da gerade der geistlichen Fürstenthümer in Deutschland so viele waren.



Kaiser Maximilian II. aber befand sich hier in dem Reiche in einer anderen Lage als in seinen Erblanden, in Böhmen, in Ungarn. Er konnte seine Geneigtheit für den Protestantismus nicht offenbaren. Das Kaiserthum war dazu gleich an sich selbst viel zu ohnmächtig. Wenn er gegen die geistlichen Fürsten doch hätte aufschreiten wollen, mit Rom, mit der ganzen katholischen Welt würde er damit vollständig gebrochen haben.

Also der Kaiser vermochte es kaum, den Protestanten hier zu helfen. Er hätte einen Kampf gegen den gesammten Katholicismus, gegen die katholischen Mächte deshalb eröffnen müssen. Nicht kräftig und entschlossen, nicht protestantisch genug war er dazu. Die Fürsten und Stände, welche der Reformation anhingen, hätten sich selbst helfen müssen. Es gab doch nur eine Weise, in welcher sie sich helfen konnten, mit den Waffen, mit Gewalt. Aber ihre ganze Gesinnung stand nicht auf Waffen und Gewalt. Ihrer waren zu viele, als daß ein kräftiger Entschluß, so lange eine große, unzweideutige, allgemeine Gefahr da stand, gefaßt werden mochte. Unter den vielen Fürsten und Ständen durchkreuzten sich die Ansichten und Absichten zu vielfach. Auch war der Protestantismus in Deutschland um dieselbe Zeit, da die katholische Gegen-Reformation sich erhob, völlig in sich selbst zerfallen. Nicht allein daß große theologische Entzweiungen in dem Schooße des Lutherthums selbst ausgebrochen, wo sie sich über die Erbsünde, die guten Werke, die gleichgültigen Werke, die göttliche Vorherbestimmung und andere Dinge mehr mit Heftigkeit und Erbitterung stritten. In der damaligen Welt sind die Fragen über diese Dinge von einem allgemeinen Interesse. Alle Klassen und Stände der Menschen nahmen an ihnen Theil, wie in unseren Tagen alle Klassen und alle Stände von der Entscheidung der politischen Fragen in Bewegung gesetzt werden, und der eine von dieser, der andere von jener Staatsform Heil und Segen für das Leben erwartet. Aber die größere und wahrhaft gefährliche Spaltung ist in den deutschen Protestantismus dadurch gekommen, daß nun der Calvinismus förmlich Platz unter den Fürsten und Ständen des Reiches genommen.

Lange schon hatten die eifrig Lutherischen dieses Eindringen



des Calvinismus gefürchtet, endlich traf sie der Schlag, daß es wirklich geschah. Im Jahre 1559 ging die Pfalz auf den Kurfürsten Friedrich III. über. Sogleich führte er den Calvinismus in seinem Lande ein und ließ den Heidelberger Katechismus aufstellen. Das deutsche Fürstenthum hatte durch die Reformation eine sehr seltsame Gestalt angenommen. Es war auch eine Gewalt über die Kirche und den Glauben der Menschen geworden. Friedrich III. reformirte nun sein Land im Sinne des Calvinismus und wendete das fürstliche Reformationsrecht wieder gegen die Lutheraner an. Wer die Form der Reformation nicht annehmen wollte, welcher sich der Fürst zugewendet, ward von Haus und Hof getrieben. Besonders war das der Lehrer und Prediger, welche sich nicht fügen wollten, gewöhnliches Schicksal. Oft kam der schnellste und seltsamste Wechsel. Nach den wechselnden Vorstellungen der Fürsten sollten und mußten sich die Menschen bequemen. So in der Kurpfalz. Als 1576 Friedrich III. starb und sein Sohn Ludwig, der Lutheraner, folgte, ward das Land wieder im Sinne des Lutherthums reformirt. Und als nach dessen Tode Friedrich IV. 1583 folgte, ward die Kurpfalz von dessen Vormunde eben so gewaltsam wieder calvinisch gemacht. Die Lutheraner aber wurden gleich durch den Uebertritt Friedrichs III. zum Calvinismus auf das Aeußerste aufgeregt und erbittert. Es fehlte wenig und sie hätten auf dem Reichstage von 1566 sich von dem Kurfürsten förmlich getrennt und erklärt, daß er von den Wohlthaten des Augsburgischen Religions-Friedens nunmehr ausgeschlossen sei. Kaiser Maximilian II., der den im Protestantismus ausgebrochenen Streit immer vergeblich zu schlichten suchte, gebot dem Kurfürsten umsonst, sich des Calvinismus zu entschlagen. Friedrich III., voll Eifer für denselben, erklärte, daß er in Glaubens- und

Gewissensſachen nur den Herrn aller Herren als seinen Herrn anerkenne und entfernte sich von dem Reichstage. Nun gestaltete sich besonders zwischen den Häusern Kurpfalz und Kursachsen ein scharfer und heftiger Gegensatz. In Kursachsen wurden alle, die sich dem Calvinismus auch nur zu nähern schienen, mit der größten Heftigkeit verfolgt. August ließ, nachdem er sie alle vertrieben und alle calvinische Vorstellungen in seinem Lande ausgetilgt zu haben meinte, eine Siegesmünze schlagen, auf welcher er als der Triumphator des reinen und unbedingten Lutherthums erscheint. Als nun auch in der Stadt Bremen der Calvinismus die Oberhand gewann, stieg die Wuth und Erbitterung der alten Lutheraner so hoch, daß Hamburg und Lübek ihrer Schwesterstadt die alte Handelsverbindung aufkündeten, Danzig sogar Beschlag auf bremische Waaren und Schiffe legte.

Diese Spaltung im Protestantismus mußte natürlich von Einfluß auf seine Stellung gegen den Katholicismus sein. Nicht in Eintracht, sondern in Zwiespalt kämpfte er ja fortan gegen denselben. Wie viel sich der Protestantismus durch diese Spaltung schadete, sah man deutlich auf dem Reichstage von 1576. Kurpfalz trug auf die Abschaffung des geistlichen Vorbehalts an. Weder gegen die Türken, noch für Polen, wo Maximilian eben zum König erwählt worden, sollten die Protestanten ihre Hülfe bewilligen, bevor nicht dieser Forderung Genüge gethan worden. Kursachsen aber und Kurbrandenburg waren selbst dagegen, zum Theil wenigstens nur deshalb, weil der Antrag von dem verhaßten Calvinismus ausgegangen war. Es verblieb nun bei den Bestimmungen des Religions-Friedens; unerschüttert blieb die Schutzmauer des Katholicismus in Deutschland stehen. Kaiser Maximilian II. aber ward am



12. Octbr. 1576 durch plötzlichen Tod aus den Wirren der Zeit gerissen.

Von den sechs Söhnen Maximilians II. war Rudolf, der erstgeborene, schon 1575 zum römischen Kaiser erwählt worden. Kaiser Rudolf II. war ein seltsamer, mit physicalischen, chemischen, astronomischen und astrologischen Studien, die ihm in seiner Stellung als Fürst und Kaiser wenig ziemten, weit mehr als mit dem Leben beschäftigter Mann. Die Söhne Maximilians II. waren von der Gemahlin Maria im eifrigen Katholicismus auferzogen worden. Rudolf II. indessen ist von den Brüdern noch der am wenigsten eifrige. Daß sein Eifer geringer, kommt aber den Protestanten nicht zu Gute, denn die Staats-Angelegenheiten überläßt er seinem Bruder Karl, bei dem, wie bei den übrigen Gliedern der deutschen Linie des Hauses Spanien-Habsburg, der Same der Mutter auf einen sehr empfänglichen Boden gefallen ist. Bald mußten die Protestanten der österreichischen Lande es empfinden, daß sich die Ansichten des Staatsoberhauptes umgeändert. In dem eigentlichen Oesterreich wurde den Städten der öffentliche protestantische Cultus entrissen, den Bürgern wieder katholisch zu werden geboten. Kaiser Maximilian II. hatte auch nur den Herren und Rittern die Kirchen-Freiheit gegeben, die Städte hatten sich dieselbe nur unter des Kaisers Duldung genommen. Indessen wollte es hier mit der Wiedereinführung des Katholicismus noch nicht vorwärts gehen. Es bedurfte dazu noch der gewaltsamsten Mittel und Maßregeln.

Indessen erwachte der von den Jesuiten neu befeuerte Katholicismus zu immer größerer Thatkraft. Die leidende und duldende Stellung, in welcher der Katholicismus, zumal in Deutschland, bald ganz untergehen mußte, ward von den Fürsten und Häuptern dieses Kirchenthums mit dem Gedanken

an kecken Angriff und Vergewaltigung, an Bezwingung der Menschen vertauscht. Und die Protestanten hatten nichts entgegenzusetzen als ihre Spaltung, ihre innern Zwistigkeiten. Mit ungeheurer Mühe brachte Kursachsen, um das Lutherthum ganz von dem Calvinismus zu entfernen, die lutherische Eintrachtsformel (Formula concordiae) zu Stande, die 25. Juli 1580 von sechsundachtzig Fürsten und Ständen unterschrieben ward. Es ist nicht zu verkennen, daß die Lutherischen auf dem Puncte waren, den Geist in eine neue Buchstaben- und Formen-Fessel zu schlagen, die sich von der, in welche der moderne Katholicismus der Jesuiten die Geister der Menschen bannte, immer noch sehr vortheilhaft dadurch unterschied, daß er der Urquelle aller Freiheit, dem evangelischen Worte, näher verwandt geblieben.

Die verderbliche Spaltung ließ den Protestantismus zu keinem Vortheile von Bedeutung mehr gelangen. Gebhard Truchseß, Erzbischof von Köln, wohin die Reformation bis jetzt wenig gedrungen, hatte ein Ehebündniß mit der Gräfin Agnes von Mannsfeld geschlossen, war dadurch aus der römischen Kirche geschieden, hatte seinen Unterthanen Glaubens- und Gewissens-Freiheit verkündet, also daß beide Religionen frei in dem Fürstenthume neben einander sollten ausgeübt werden können. Es zeigte sich die Aussicht ein schönes und großes Fürstenthum, dessen Besitzungen sich bis weit in den Norden Deutschlands verzweigten, für die Reformation zu gewinnen, ja die Aussicht ein neues protestantisches Fürstenhaus zu gründen, obwohl Gebhard versprochen, die Wahlrechte des Domcapitels zu ehren. Unglücklicherweise aber wendete sich Gebhard zum Calvinismus und machte sich dadurch die mächtigen lutherischen Fürsten von Sachsen, Brandenburg, Braunschweig, Meklenburg und Würtemberg abgeneigt. Sie



sahen, daß wenn sie für den Kölner Kurfürsten kräftig und mit den Waffen auftreten wollten, bei der jetzigen, feurigen Stimmung der Katholischen ein allgemeiner Kampf unvermeidlich sei. Um des verhaßten Calvinisten willen wollten sie einen solchen nicht. Also ließen sie Gebhard von Truchseß fallen. Sie klagten und jammerten zwar, aber sie ließen ihn fallen; und sie würden ihn schwerlich haben fallen lassen, wenn er sich zum Lutherthume gewendet. Pabst Gregor XIII. that Gebhard in den Bann, das Domcapitel wählte Ernst von Baiern zum Erzbischof, Baiern griff gegen Gebhard zu den Waffen. Der Pabst zahlte dazu Hülfsgelder, selbst spanische Truppen kamen aus den Niederlanden an den deutschen Rheinstrom. Vergebens nahmen die Calvinisten unter dem Pfalzgrafen Johann Casimir für Gebhard auch die Waffen. Im Jahre 1584 war Alles beendet, Gebhard aus allen seinen Besitzungen getrieben.

Es war kaum anders möglich, die katholische Partei, indem sie die Schwäche und Haltlosigkeit der protestantischen sah, mußte zu immer kühnern Erwartungen und Entschlüssen kommen. In der Kölner Sache angegriffen und dabei zuerst nur vertheidigungsweise auftretend, wendet sich der Katholicismus rasch und entschlossen dem Angriff zu. Gleich mit dem Jahre 1584 bemerkt man, wie er sich zu diesem Angriff erhebt. In den steirisch-österreichischen Landen tritt der eifrige Erzherzog Karl auf, bald folgten ihm die Bischöfe von Würzburg, Salzburg, Münster, Paderborn, Hildesheim. Mit Gewalt wird der Protestantismus ausgerottet, die Menschen von ihrem Glauben hinweggezwungen. Auch in den Reichsstädten, wie in Augsburg und Regensburg, erhebt die katholische Partei wieder mächtig das Haupt. In den Reichsstädten zwar geht die neue katholische Bewegung wirklich aus einem Theile der

Nation selbst hervor. Aber das ist auch das Unbedeutendere, das Bedeutendere geschieht in den Fürstenlanden. Hier ist es nur Zwang und Gewalt, wodurch der Katholicismus wieder Raum und Platz in dem Reiche gewinnt.

Man siehet nun, von wie großer Wichtigkeit es gewesen, daß nach der seltsamen Verfassung des alten Reichs die Hochpriester der katholischen Kirche Fürsten desselben geworden. Diese Fürsten, welche die Reformation nicht hatte wegbringen können, halfen dem schon tief verfallenen Katholicismus, sei es im Anfange auch mit Gewalt, wieder empor. Oesterreich und Baiern, die allein bedeutenden unter den weltlichen Fürsten, die katholisch geblieben, würden allein den Katholicismus nicht gehalten haben.

Wie das Ende des Jahrhunderts nahete, bot Deutschland ein sehr seltsames Schauspiel dar. Auf der einen Seite stand dessen protestantischer Theil, der nach einem kurzen und kräftigen Leben bereits wieder wie etwas abgemattet erschien, ohne es in der That zu sein. Der kräftige, gesunde und reine Sinn der Nation hatte die evangelische Auffassung des Christenthums mit Freuden begrüßt, sich ihr mit Freuden in die Arme geworfen. Nun waren aber die sogenannten Gelehrten mit ihrer wilden Streitsucht, ihrer groben Rechthaberei, ihrer zum Theil sogar albernen Sophistik gekommen. Statt zu arbeiten an dem wahren Reiche des Herrn, statt die wahre Bildung der Nation zu fördern, stritten sie mit der wildesten Wuth über ihre dogmatischen Floskeln, die sie oft selbst nicht verstanden, weil sie überhaupt unverständlich sind, und stritten um so eifriger, ja wüthender darum, je weniger der Gegenstand des Streites verstanden ward. Leider überließen die Fürsten und die Nation sich diesen blinden Führern und nährten dadurch die Streitigkeiten. Denn bald würden diese thörigten



Streitereien der Schule und der Kanzel bei den Protestanten geendet haben, wenn sich niemand um sie gekümmert. Der Protestantismus erstarrte unter diesen Formen und Floskelwesen, eine neue Barbarei drohete in die Welt einzubrechen. Denn der todte Glaube an diesen oder jenen Satz läutert die Gesinnung nicht, bessert nicht das Herz, führet nicht der Sittlichkeit entgegen.

In dem Maße, als die Streitigkeiten wilder und wilder wurden; nahm auch die Schwäche der protestantischen Partei zu. Sie hörten auf gemeinsam zu handeln, mit einem festen und bestimmten Zwecke gegen den gemeinschaftlichen Feind aufzutreten. Trugen, wie abermals auf dem Reichstage zu Frankfurt 1594 geschah, die Calvinisten auf die Aufhebung des geistlichen Vorbehaltes an, so waren die Lutherischen selbst dagegen, kaum aus einem anderen Grunde, als weil der Antrag von den Calvinisten ausgegangen und sie fürchteten, bräche der Katholicismus noch ganz in dem Reiche zusammen, so möchten dadurch nur die Calvinisten emporkommen, und das allein rechtgläubige Lutherthum den Untergang finden. Man müsse, sagten die Lutheraner, die Welt nicht dem katholischen Widerchrist entreißen, um sie in den Rachen des calvinischen zu stoßen. Je weiter sich doch der Calvinismus ausbreitete und je mehr er Raum dem Lutherthum entriß, desto höher stieg die Wuth derer, welche lutherisch blieben. Die Fürsten Christian und Johann Georg führten 1596 diesen Calvinismus in den anhältischen Ländern ein. Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz war wieder ein eifriger Calvinist und der Gegensatz zwischen Pfalz und Sachsen, welcher geschwiegen, so lange die Pfalz unter Ludwig lutherisch gewesen, bildete sich wieder schroff und bestimmt aus. Einen Augenblick hatte die lutherische Rechtgläubigkeit auch in dem Kurfürstenthum Sachsen in großer Gefahr geschwebt. Kurfürst August

war 11. Febr. 1586 gestorben. Sein Sohn Christian I. begünstigte die calvinischen Vorstellungen, noch mehr geschah das aber von dem Kanzler Crell. Die streng Lutherischen wurden nun auch in Sachsen verfolgt, aber es währte nur eine kurze Zeit. Denn als Christian I. 25. Septbr. 1591 starb und für den minderjährigen Christian II. Friedrich Wilhelm von Sachsen-Altenburg die vormundschaftliche Regierung übernahm, erfolgte eine grausame Reaction gegen die Calvinisten und der Kanzler Crell ward sogar hingerichtet.

Auf der andern Seite stand in Deutschland dessen katholische Partei wahrhaftig in einer noch eigenthümlichern und seltsamern Lage als die protestantische. In der ungeheuren Mehrheit der Nation, wann und wo diese nur frei, selbstständig und ungezwungen leben konnte, hatte sie keinen Stützpunct. Ihr nationaler Stützpunct beruhete nur in einer sehr kleinen Minderzahl der Nation selbst, in den geistlichen Fürsten und Herren, in einigen weltlichen Fürsten, unter denen nur Oesterreich und Baiern noch von Bedeutung waren. Sie mußte vom Auslande leben und zehren, vom Auslande her in Bewegung gesetzt werden. Dennoch hatte sie vor der protestantischen Partei Vieles voraus. Sie war in sich selbst einig und geschlossen, sie wußte mit Klarheit und Bestimmtheit, was sie jetzo wollte, die Unterdrückung des Protestantismus, sie ward von einem Mittelpuncte aus, von Rom her, geleitet, sie war von einem Geiste, von dem Geiste der Jesuiten, erfüllt, und völlig unbedenklich über die Mittel und Wege, welche anzuwenden waren, um zum Ziele zu gelangen.

Nun waren die Jesuiten bereits geraume Zeit in Deutschland wirksam gewesen und die, welche von ihnen auferzogen, welche ganz mit ihrem Geiste erfüllt, welche ihnen ganz gehörten, fingen an heranzuwachsen, auf der Bühne der Ereig-



nisse zu erscheinen, auf derselben zu handeln. Zwei junge Männer bemerkt man besonders unter ihnen, Herzog Maximilian I. von Baiern, welchem sein Vater Wilhelm 15. Octbr. 1597 des Landes Regierung abtrat, Erzherzog Ferdinand, der nachmalige Kaiser Ferdinand II., der 1596 die Herrschaft über Steiermark, Kärnthen und Krain angetreten. Von beiden wird noch oftmals in diesen Geschichten die Rede sein müssen. Beide sind Freunde, sind Geistesverwandte, unbedingte Jesuitenjünger, von denselben mit dem glühendsten Hasse gegen den Protestantismus erfüllt. Noch vor dem Ende des Jahrhunderts macht sich der junge Ferdinand auf eine die Protestanten schreckende Weise in dem Reiche bemerkbar. Er ist im Jahre 1597 über Loretto, wo sich das hochheilige Muttergottesbild befindet, nach Rom gepilgert zu den Füßen Pabst Clemens VIII. Dort hat er das Gelübde gethan, die katholische Religion selbst mit Gefahr seines Lebens in seinen Erblanden wieder herzustellen. Der Pabst bestärkt ihn in diesem Entschlusse und mit ihm kehrt Ferdinand zurück.

Mit einer Festigkeit, Härte und Gewaltsamkeit, wie sie bis jetzt noch nicht erschienen war, begann er sogleich das Werk der sogenannten Gegen-Reformation. Für alle seine Lande, für Steiermark, Kärnthen und Krain erschien 1598 ein Befehl, daß alle lutherische Prediger sofort das Land räumen sollten. Vergebens widersetzten sich die Stände der drei Lande. Weder Bitten noch Drohungen vermochten hier über den eisernen Ferdinand etwas. Er war entschlossen, lieber Land und Leute zu verlieren, als das protestantische Bekenntniß in seinem unmittelbaren Gebiete zu dulden. Als er den schwachen Widerstand der Stände besiegt hatte, fuhr er mit rascher Entschlossenheit in der Ausführung seines Willens fort. Die protestantischen Gotteshäuser wurden allenthalben geschlossen, allen

Einwohnern, die nicht binnen einer kurzen Frist katholisch werden wollten, geboten das Land zu räumen. Der Erzherzog ernannte eine besondere Inquisitions-Commission. Von bewaffneten Knechten umgeben, zog sie von Stadt zu Stadt, von Ort zu Ort. Widerstand zeigte sich freilich hin und wieder, aber Ferdinand, völlig unbedenklich über die Mittel, durch welche ihm sein Ziel gewonnen würde, ließ durch das Schrecken des Todes und der Waffen Alles niederschlagen. Viele tausend fleißige und vermögliche Einwohner verließen das Vaterland. Es ist eine Zeit der Angst, des Jammers und der Noth für den Protestantismus überhaupt. Wie viele müssen doch um des Glaubens willen den bittern Tod leiden, wie viele das Vaterland und das Vaterhaus mit dem Rücken ansehen, in der Fremde unter Mühen und unter Sorgen sich eine neue Stätte suchen. Werden die Lande Ferdinands auch von Tausenden verlassen, die Menge muß sich doch der landesfürstlichen Gewalt fügen. Diese stellte den katholischen Gottesdienst auf den Trümmern des protestantischen wieder her. Die Prediger waren verjagt, die Kirchen und Schulen niedergerissen, die Bibeln und Erbauungsbücher verbrannt. Mehr als zehntausend derselben ließ Ferdinand 8. Aug. 1600 bei Grätz verbrennen. Auf der Stelle, wo es geschehen, errichtete er ein Capuzinerkloster. Die gegenwärtige Generation war freilich, das wußte Ferdinand, das wußten die Jesuiten wohl, für den Katholicismus auch hier nicht zu gewinnen. Wie sollten Glaube und Ueberzeugung durch Zwang und Gewalt begründet und geschaffen werden! Aber man sorgte für das heranwachsende Geschlecht. Es ward den Jesuiten, den Mönchen überantwortet und das Land allen protestantischen Vorstellungen und Gedanken auf das Strengste verschlossen. So ward allmälig ein neues Geschlecht gewonnen, das den Protestantismus nicht mehr kannte, das nur noch einen heftigen, von den Jesuiten eingeprägten Haß gegen ihn kannte.



Etwa fünf Jahre, an der Wende des Jahrhunderts, wüthete des Erzherzogs Ferdinands Inquisition in dem Lande. Dann hatte er sein Ziel gewonnen und meinte damit ein großes, Gott gefälliges Werk vollendet zu haben. So hatten ihm die Jesuiten, die Verderber des Christenthums, die Verdreher des göttlichen Worts, unter deren Händen sich die Liebe in Haß, Verfolgung und Tod verwandelt, gelehrt. Und diesen Jesuiten war Ferdinand unbedingt ergeben. Nichts unternahm er ohne ihren Rath, nichts anders als mit ihrem Rath; kaum daß er ohne sie zu athmen wagte. Darin stand ihm sein Freund, Herzog Maximilian I. von Baiern, ziemlich, doch nicht vollständig gleich. Lebhafteren und tieferen Geistes als Ferdinand wird er doch nicht so unbedingt, wie dieser, von den Jesuiten geleitet. Doch ist auch ihm ihre Sache die seinige, doch gehet auch er die Bahn, auf welche die Jesuiten ihn gewiesen.

Nicht ohne Schmerz und Bedauren kann man auf diese beiden jungen Männer, und besonders auf Maximilian von Baiern sehen. Eine ursprünglich reine und edle germanische Natur, als solche bieder und gerade, der Zweideutigkeit und Treulosigkeit fern, ist von den Jesuiten eingenommen und verdreht, daß er undeutsch und zweideutig zu sein, wenn es die Sache der Kirche gilt, sogar für eine Pflicht erachtet. Maximilian meinet es nicht, indem er es thut, glaubt es nicht, daß es so sei, aber es ist. Seine Bestrebungen sind Unheil für Deutschland gewesen. Er verschuldet es besonders mit, daß die Spaltung der Kirche und des Glaubens geblieben. Sie sind auch, seine Bestrebungen, zugleich für die Christlichkeit der deutschen Nation sonder Vortheil geblieben.

# Zweites Buch.

**Die Union und die Liga. Tod Heinrichs IV. von Frankreich und Karls IX. von Schweden. Regierungsantritt Gustav Adolfs. Ausbruch des Krieges in Böhmen.**

## Erstes Kapitel.

Finster und trübe endet das sechszehnte, finster und trübe geht der Morgen des siebenzehnten Jahrhunderts auf. Ueber die sanfte Religion der Liebe und des Hoffens ist das Geschlecht der europäischen Menschen in die äußerste Wuth unter sich selbst gesetzt. Tücke, Zweideutigkeit, Verrätherei gegen den Feind des Glaubens geübt, werden fast als Tugenden oder doch wenigstens als Erfordernisse eines Glaubenseifrigen betrachtet. Der Krieg wüthet hier in seiner wenigstens offenen und ehrlichen Gestalt, dort schleicht der feige Meuchelmord herum, welchen die verirrte Zeit, welchen wenigstens die eine der kämpfenden Parteien kaum als minder ehrenhaft denn offenen und ehrlichen Kampf ansiehet. So ist allenthalben der Dämon des Bösen losgelassen. Keine der beiden Parteien mag sich einer Reinheit der Gesinnung und der Handlung rühmen, die nicht vorhanden gewesen. Sicher aber ist doch und unzweifelhaft, daß der Unthaten geringere Zahl auf der Seite der Protestanten gefunden wird.



Wie nun aber an dem Abend des alten and am Morgen des neuen Jahrhunderts in dem Reiche der Deutschen sich die Ereignisse immer wirrer und verwickelter zur nahen Lösung im blutigen Waffenstreite gestalten, muß die Betrachtung auch auf die Nachbarschaft Deutschlands, im Westen, Norden und Osten besonders, sich richten. Denn nicht allein standen die Deutschen in der Welt, nicht eine einzelne und eigene Sache war es, welche sie stritten, welche sie in Zukunft streiten werden. Es ist eine allgemeine europäische Sache und darum ist es für die Nachbarn von Wichtigkeit, wie es in Deutschland werden wird, für die Deutschen von Wichtigkeit, wie es geworden, wie es ist in der Nachbarschaft, ob hier der Katholicismus obgesiegt oder der Protestantismus. Das ist für Alle von um so größerer Wichtigkeit, als der Deutschen Land das Herz Europa's ist, ein offener Kampf zwischen den Glaubens- und Kirchen-Parteien in Deutschland fast mit Nothwendigkeit auch die Nachbarn in den Streit hereinziehen wird, eben weil die Gestaltung des Herzens der europäischen Welt ihnen Allen von großer Wichtigkeit sein muß.

Was zuerst den Westen anlangt, wie er, das Reich der Deutschen als den Mittelpunkt genommen, gelegen, so haben die deutschen Protestanten von dorther der Hülfe wenig zu erwarten. Denn dieser Westen ist zum bei weitem größeren Theil dem Katholicismus verblieben. Selbst in dem protestantischen England, das auch in dem katholischen Irland einen bösen Anhang behalten, ist eine für die protestantische Sache nachtheilige Veränderung eingetreten. Die große und jungfräuliche Königin Elisabeth stirbt 1603 und mit ihr endet das Geschlecht Tudor. Jacob, der Sohn Maria Stuarts, vereinigt zuerst die Kronen von England und Schottland. Zwar ist Jacob im Protestantismus auferzogen, aber er ist lau in dem-

selben und wird sogar des heimlichen Katholicismus verdächtig. Jacob I. wird für den deutschen Protestantismus nicht zu den Waffen greifen, nicht wie es die Parlamente verlangten und wie es die große Elisabeth würde gethan haben, beim Ausbruche des deutschen Religionskrieges ein Heer protestantischer Engländer nach Deutschland senden. Frankreich hat seine großen Stürme schon überlebt, wie die deutschen noch nicht begonnen. Der Protestantismus dort ist, wie beschrieben, unterlegen, die Staatsgewalt, die Mehrzahl der Nation katholisch geblieben. Nicht von der geringen Anzahl der französischen Protestanten kann Deutschland Hülfe erwarten, nur von der Staatsgewalt in Frankreich kann sie etwa noch erwartet werden, wenn, wie zur Zeit Kaiser Karls V., die Vernichtung des Protestantismus zugleich eine Steigerung der Macht des Hauses Spanien-Habsburg sollte zu enthalten scheinen. Eifersüchtig bewacht schon König Heinrich IV. die Bewegungen und die Entwürfe dieses Hauses von der deutschen sowohl als von der spanischen Linie. Größer und bedeutender als die deutsche, erscheinet im Aeußerlichen die spanische. Sie ist unter Philipp II. durch den Gewinn Portugals und der portugiesischen Colonienlande gestiegen, ging dabei auch Nord-Niederland verloren. Innerlich aber war der spanischen Monarchie schon Saft und Kraft entnommen, als sie von Philipp II. auf seinen schwachen Sohn Philipp III. überging, durch dessen Schwäche der Staat zu einer Beute der Höflinge ward. Die Niederlande, so weit sie spanisch geblieben, hatte zwar schon Philipp II. seiner Tochter Klara Eugenia und dem mit ihr vermählten Erzherzog Albrecht von Oesterreich aufgetragen, doch waren es noch spanische Mittel und Kräfte, durch welche der Krieg gegen das abgefallene Nord-Niederland fortgesetzt ward. Große und interessante Momente bot derselbe an dem



Anfange des neuen Jahrhunderts nicht mehr dar. Der Feldherr des Erzherzogs Spinola eroberte mit ungeheuren Anstrengungen 1604 die Stadt Ostende, deren Belagerung er schon 1601 begonnen. Sonst trat Moritz von Oranien, der an der Spitze der neuen Republik stand, den Spaniern fast allenthalben mit Glück entgegen. Als Spinola 1606 noch einmal das Eindringen in die Nord-Provinzen versuchte, lief das Unternehmen unglücklich aus. Alle Hülfsmittel Spaniens und der spanischen Niederlande waren auf das Tiefste erschöpft, der Friede für Spanien eine bittere Nothwendigkeit geworden. Nicht in demselben Maße war er es für Nord-Niederland, besonders für die Provinzen Holland und Seeland. Sie hatten sich während des Krieges eine Handelsstraße nach Indien gebahnt und der indische Handel warf unermeßlichen Gewinn ab. Schon 1607 erbot sich der Erzherzog die abgefallenen Nord-Provinzen als freie Länder und Staaten anzuerkennen, auf welche er keinerlei Anspruch zu machen habe. Indessen standen sich doch noch die Ansichten zu schroff entgegen, als daß ein eigentlicher Friede hätte geschlossen werden können. Es kam nur 9. April 1609 zum Abschluß eines zwölfjährigen Waffenstillstandes. Nicht einmal diesen sah Heinrich IV. von Frankreich, der Freund der niederländischen Provinzen, gern. Denn er meinte, bald Krieg gegen Spanien beginnen zu müssen, damit in Friede und Ruhe dessen Macht nicht wieder auf eine Frankreich bedrohende Art steige. Doch durch den Abschluß jenes Waffenstillstandes neigte sich auch in den Niederlanden der Glaubenskrieg, noch ehe er in Deutschland begonnen, zu Ende.

Der ganze Westen Europa's bot dem deutschen Protestantismus, sollte er bedroht werden von so schwerer Gefahr, daß er sich nicht allein würde zu erretten vermögen, sehr ge-

selben und wird sogar des heimlichen Katholicismus verdächtig. Jacob I. wird für den deutschen Protestantismus nicht zu den Waffen greifen, nicht wie es die Parlamente verlangten und wie es die große Elisabeth würde gethan haben, beim Ausbruche des deutschen Religionskrieges ein Heer protestantischer Engländer nach Deutschland senden. Frankreich hat seine großen Stürme schon überlebt, wie die deutschen noch nicht begonnen. Der Protestantismus dort ist, wie beschrieben, unterlegen, die Staatsgewalt, die Mehrzahl der Nation katholisch geblieben. Nicht von der geringen Anzahl der französischen Protestanten kann Deutschland Hülfe erwarten, nur von der Staatsgewalt in Frankreich kann sie etwa noch erwartet werden, wenn, wie zur Zeit Kaiser Karls V., die Vernichtung des Protestantismus zugleich eine Steigerung der Macht des Hauses Spanien-Habsburg sollte zu enthalten scheinen. Eifersüchtig bewacht schon König Heinrich IV. die Bewegungen und die Entwürfe dieses Hauses von der deutschen sowohl als von der spanischen Linie. Größer und bedeutender als die deutsche, erscheinet im Aeußerlichen die spanische. Sie ist unter Philipp II. durch den Gewinn Portugals und der portugiesischen Colonienlande gestiegen, ging dabei auch Nord-Niederland verloren. Innerlich aber war der spanischen Monarchie schon Saft und Kraft entnommen, als sie von Philipp II. auf seinen schwachen Sohn Philipp III. überging, durch dessen Schwäche der Staat zu einer Beute der Höflinge ward. Die Niederlande, so weit sie spanisch geblieben, hatte zwar schon Philipp II. seiner Tochter Klara Eugenia und dem mit ihr vermählten Erzherzog Albrecht von Oesterreich aufgetragen, doch waren es noch spanische Mittel und Kräfte, durch welche der Krieg gegen das abgefallene Nord-Niederland fortgesetzt ward. Große und interessante Momente bot derselbe an dem



Anfange des neuen Jahrhunderts nicht mehr dar. Der Feldherr des Erzherzogs Spinola eroberte mit ungeheuren Anstrengungen 1604 die Stadt Ostende, deren Belagerung er schon 1601 begonnen. Sonst trat Moritz von Oranien, der an der Spitze der neuen Republik stand, den Spaniern fast allenthalben mit Glück entgegen. Als Spinola 1606 noch einmal das Eindringen in die Nord-Provinzen versuchte, lief das Unternehmen unglücklich aus. Alle Hülfsmittel Spaniens und der spanischen Niederlande waren auf das Tiefste erschöpft, der Friede für Spanien eine bittere Nothwendigkeit geworden. Nicht in demselben Maße war er es für Nord-Niederland, besonders für die Provinzen Holland und Seeland. Sie hatten sich während des Krieges eine Handelsstraße nach Indien gebahnt und der indische Handel warf unermeßlichen Gewinn ab. Schon 1607 erbot sich der Erzherzog die abgefallenen Nord-Provinzen als freie Länder und Staaten anzuerkennen, auf welche er keinerlei Anspruch zu machen habe. Indessen standen sich doch noch die Ansichten zu schroff entgegen, als daß ein eigentlicher Friede hätte geschlossen werden können. Es kam nur 9. April 1609 zum Abschluß eines zwölfjährigen Waffenstillstandes. Nicht einmal diesen sah Heinrich IV. von Frankreich, der Freund der niederländischen Provinzen, gern. Denn er meinte, bald Krieg gegen Spanien beginnen zu müssen, damit in Friede und Ruhe dessen Macht nicht wieder auf eine Frankreich bedrohende Art steige. Doch durch den Abschluß jenes Waffenstillstandes neigte sich auch in den Niederlanden der Glaubenskrieg, noch ehe er in Deutschland begonnen, zu Ende.

Der ganze Westen Europa's bot dem deutschen Protestantismus, sollte er bedroht werden von so schwerer Gefahr, daß er sich nicht allein würde zu erretten vermögen, sehr ge-

ringe Aussicht dar. Darum war es von so großer Wichtigkeit, daß gerade an der Wende des Jahrhunderts, wie bereits erzählt, durch die Thronbesteigung Karls IX. in Schweden eine Stütze gewonnen ward. Auch stand Schweden in dem scandinavischen Norden nicht allein als eine solche Stütze da. Auch Dänemark war bei dem Protestantismus, und zwar in der Form des strengsten Lutherthums, stehen geblieben. Der Katholicismus hatte hier nicht einmal einen bedeutenden Versuch zu einer Reaction zu machen vermocht. Das Reich der Dänen hatte indessen viel weniger wahre Kraft als Schweden, denn der Adel hatte hier die Königsmacht fast vernichtet. Ein vielköpfiges Herrnthum aber paßt nicht zur Leitung großer Dinge. Im Uebrigen war auf Christian III., dessen zuletzt gedacht, 1559 Friedrich II. und auf diesen wieder 1588 Christian IV. gefolgt, der auch eine kleine Rolle im dreißigjährigen Kriege gespielt hat.

Was den Osten der europäischen Welt anlangte, so konnte von daher der deutsche Protestantismus Hülfe auch nicht erwarten. Polen hatte sich, obwohl der Protestantismus sich noch immer daneben behauptete, fast wieder zum Katholicismus zurückgewendet und ging unter dem katholischen Wasa, unter Siegismund III., Karls IX. von Schweden und Gustav Adolfs geschworenen und natürlichen Feind, immer weiter fort auf der eingeschlagenen Bahn. Alle Stellen und Aemter gab der König nur an Streng-Katholische. Die Jesuiten erzählen, daß das eine ungeheure Wirkung auf den Adel hervorgebracht habe. Besonders den Senat füllte der König mit so Streng- und Alt-Gläubigen an. Nun wurden die den Protestanten früher bewilligten Freiheiten und Rechte unaufhörlich bald von der Staatsgewalt selbst, bald unter stillschweigender Duldung dieser Staatsgewalt verletzt. Alle Mittel, die ein Staat besitzt, um eine Meinung zu fördern, eine andere zu unterdrücken — und diese



Mittel sind groß, wurden in Polen für den Katholicismus und gegen den Protestantismus in Bewegung gesetzt. Die Protestanten verbündeten sich mit den griechischen Christen, die von den Jesuiten in gleicher Weise gepreßt wurden, und schlossen 1599 eine sogenannte Föderation. Sie erhuben, was in Polen nicht als Aufruhr, nur als Recht des Adels angesehen ward, selbst die Waffen, um ihre Rechte zu schirmen; aber sie erlagen 1607 vor der Macht des Königs und der Katholischen. Indessen ward 1608 eine allgemeine Amnestie bewilligt. Mehr durch die Künste, die gegen ihn in Bewegung gesetzt wurden, als durch offene Gewalt schrumpfte der Protestantismus in Polen allmälig zusammen. Von dieser Seite her war für den deutschen Protestantismus somit wohl nur Feindschaft und Angriff zu erwarten.

Auch in dem anderen Theile des Ostens, der an Deutschland grenzte und wohin der Protestantismus bedeutend eingedrungen, hatten sich die Verhältnisse in dieser Zeit mehr zum Nachtheile als zum Vortheile umgewandelt. Die Sonne des osmanischen Reiches, die so lange blutigroth geleuchtet, begann zu verbleichen, die Institute, welche den Christen furchtbar gewesen, besonders die Janitscharen, ihre alte Kraft zu verlieren. Dazu durchbebten furchtbare Empörungen das Reich und schwächten seine Kraft. Die Symptome vom Falle des Reiches waren deutlich schon unter Selim II. hervorgetreten, der 1574 starb. Noch deutlicher wurden sie unter seinem Nachfolger Amurad III. Fast nur Niederlagen und Verluste sahen die türkischen Heere in Ungarn, wo der Krieg eigentlich nie aufhörte. Da war an jene furchtbaren Unternehmungen, mit denen einst Suleiman der Große die ganze christliche Welt bedroht und, ohne es zu wollen, die Katholischen vom Angriff auf die Protestanten abgehalten,

nicht weiter zu denken. Als Amurad III. 1595 gestorben und Mohammed III. den Thron der Sultane bestiegen, brach er wieder selbst in Person auf, die in Ungarn jüngst oft erlittene Schmach mit Blut und Sieg abzuwaschen. Und bei Keresztes im Octbr. 1595 erlitten in dreitägiger Schlacht die Christen eine furchtbare Niederlage. Der Mantel des Propheten, des Islams heilige Reliquie, welche der Sultan umgeworfen, schien noch einmal seine alte Kraft, bevor er scheide und verschwinde, erproben zu wollen. Dennoch förderte dieser Sieg die Sache des Groß-Türken nicht weiter und die Fortdauer des Krieges in Ungarn führte eher Verluste als Ausdehnung der osmanischen Macht herbei. Das einreißende Weiberregiment, die Empörungen der Provinzen, der Uebermuth und die beginnende Feigheit der Janitscharen und der Sipahi, Niederlagen durch die Perser erlitten, zehrten, als Mohammed III. 1603 starb, mächtig an dem Marke des Reiches. Ahmed I., der Nachfolger, sah sich genöthiget, den Frieden von Zsitva-Torok 11. Novbr. 1606 auf zwanzig Jahre mit Kaiser Rudolf II. abzuschließen. Die Steuerpflichtigkeit für die Theile Ungarns, welche den Türken nicht gehörten, endete und der Kaiser brauchte den schimpflichen Tribut, der bis dahin gegeben worden, nicht mehr zu zahlen. Es war der erste namhafte Rückschritt, welchen das Reich der Osmanen, in deren Gewalt indessen noch immer der größere Theil Ungarns blieb, that. Sie werden keine große Rolle in den europäischen Verhältnissen mehr spielen; die alte Furchtbarkeit ist dahin, wenn auch im Aeußern das Gebäude der alten Macht stehen geblieben. Nicht weiter konnte, wie zu Zeiten Kaiser Karls V. mehr als einmal geschehen, erwartet werden, daß die Türken durch einen furchtbaren Angriff auf Deutschland, ohne daß doch die Protestanten von ihnen gerettet sein wollten, ohne daß



die Türken dieselben retten wollten, der osmanische Halbmond Erlösung vom Untergange der Reformation werden würde.

Auch sonst hatte sich in Ungarn die Gunst der Verhältnisse für den Protestantismus, welche zur Zeit Kaiser Maximilians II. gewesen, zum Nachtheil umgewandelt. Zuerst war in Siebenbürgen, welches Fürstenthum fortwährend in Abhängigkeit von dem Reiche der Türken blieb, Johann Siegismund Zapolya 1570 gestorben. Durch die Wahl der Stände, wie's in Siebenbürgen Sitte war, kam Stephan Batori auf den Fürstenstuhl, der edelste ungarische Mann an Kraft, Geist und Gesinnung, aber durch Ueberzeugung dem Katholicismus zugethan. Eben derselbe ward, wie bereits erwähnt, nachdem Heinrich Valois von dort entronnen, König in Polen. Von Polen aus schwärzte er die Jesuiten in Siebenbürgen, einem fast ganz protestantischen Lande, ein, die Jesuiten ruheten indessen Anfangs und erwarteten die Zeit. Nur allmälig setzten sie sich in Bewegung. Als Stephan Batori 1586 starb und das Fürstenthum auf seinen Neffen Siegismund Batori überging, fingen die Protestanten an, von den Jesuiten zu fürchten. Sie begehrten deren Vertreibung von dem Fürsten und erhielten sie. Später aber brachte sie Siegismund Batori doch wieder zurück. Wo aber die Jesuiten sich einmal festgesetzt, da fehlte es auch an neuer Ausdehnung des Katholicismus nicht. Also auch in Siebenbürgen. Allenthalben überhaupt gewinnt der Katholicismus damals wieder Boden.

In dem eigentlichen Ungarn waren die Rückschritte der Reformation bis auf den Regierungsantritt Kaiser Rudolfs II. weniger bemerkbar. Zwar waren auch nach Ungarn schon unter Ferdinand I. die Jesuiten gedrungen; aber ihre Wirksamkeit hatte nur eine unbedeutende sein können. Es gab in

Ungarn gegen 900 lutherische Gemeinden, der calvinischen noch mehr. Alle Würdenträger fast des Reiches waren Protestanten, ein großer Theil des Adels war es ebenfalls. Indessen regten sich hier in Ungarn nicht allein die Jesuiten, auch die Bischöfe zeigten sich lebendig. Die katholischen Institute suchten sie wieder zu beleben, den Priesterstand besonders wieder zu Ehre und Ansehn zu bringen. Mit Kaiser Rudolf II. aber beginnt für Ungarn eine lange Kette von Ereignissen, in denen die Reformation und die Jesuiten, die Macht des Gemüths und das Unvermögen der äußern Gewalt, Nationalsinn und Cabinetsdespotismus im heftigsten Kampfe sich darstellen. Hülfe und Unterstützung konnte der Protestantismus Deutschlands auch von Siebenbürgen und Ungarn her kaum erwarten.

Was nun aber den Süden Europa's anlangte, so konnte er in diese Rechnung gar nicht hineinfallen. Denn von dorther, wo der Sitz des Pabstthums und der Hauptsitz des Jesuitismus war, konnten die Protestanten etwas Anderes nicht als glühenden Haß und glühende Feindschaft erwarten. Das, was sie von Rom aus empfingen, erwiederten sie mit derselben Münze, mit glühendem Haß und glühender Feindschaft. Der Pabst und der Groß-Türke standen den Protestanten auf völlig gleicher Linie und das Gebet war, daß Gott vor dem Einen wie vor dem Andern als vor dem Grundstoffe alles Unheils bewahren möge. In diesem Hasse verwarfen die Protestanten überhaupt Alles, was von Rom kam, auch das Gute, auch wenn es mit dem religiös-kirchlichen Angelegenheiten nicht in Verbindung stand. Pabst Gregor XIII. hatte eine von Aloys Lilli zu Stande gebrachte Verbesserung der fehlerhaften julianischen Zeitrechnung angenommen und sie der Christenheit empfohlen. Mehrere katholische Länder nahmen



die verbesserte Zeitrechnung schon 1577 an. Die päbstliche Bulle vom 24. Febr. 1581 forderte nun die ganze Christenheit auf, die Verbesserung anzunehmen. Die Anhänger der Reformation aber in Deutschland meinten, der Pabst wolle sie damit nur versuchen; man müsse nicht auf sein a b c eingehen, man müsse sich nicht das Band anlegen lassen, an dem Rom allmälig wieder in sein Joch hereinzuziehen gedenke. Die meisten Protestanten blieben bis zum Jahre 1700 bei der unrichtigen Zeitrechnung, welche in Rußland noch jetzo gilt. England nahm die verbesserte Zeitrechnung erst 1752, Schweden 1753 an. Dafür gebot aber auch Pabst Gregor XIII. in der Nachtmahlsbulle, 25. März 1584, daß jährlich am Gründonnerstage alle Ketzer und ihre Beschützer von neuem verflucht werden sollten.

Auf dem römischen Stuhle saß noch Clemens VIII., der letzte Pabst, dessen Erwähnung geschehen ist, bis in den Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts hinein, denn er starb erst 1605. Drei Päbste kamen darauf auf den päbstlichen Stuhl, den größten Theil der Zeit, wo die religiös-kirchlichen Bewegungen in Deutschland und der sogenannte dreißigjährige Krieg dauerte. Erst Paul V. bis 1621, dann Gregor XV. bis 1623, endlich Urban VIII. bis 1644. Waltend aber in Rom blieb immer ein und derselbe Geist. Man wollte die Kirchen und Pabstherrschaft, wie sie in den finstersten Jahrhunderten des Mittelalters gewesen, wo möglich wieder herstellen. Jedes Auflehnen gegen die Pabstgewalt in ihrem weitesten Umfange genommen ward in der Nachtmahlsbulle verdammt gleich einer Ketzerei gegen Glauben und Kirche. Weil Rom solche verfaulte und verrostete Dinge wieder herzustellen gedachte, scheuete es das Licht und die Untersuchung, denn dieses Werk konnte nur gedeihen in Nacht und Finsterniß.

Darum mehrten sich die römischen Censuredicte und Bücherverbote. Erst verboten sie von Rom aus die protestantischen Schriften, dann die Schriften wider die bösen Sitten der Geistlichkeit, dann die Schriften wider die Macht und die Freiheit der Kirche. Es gelang ihnen auch, in Spanien und in Italien besonders, das freiere Leben allmälig abzutödten.

In allen Stücken waren die Jesuiten die treuesten Helfer des römischen Stuhles. Galt es die Gewalt der Fürsten und Könige zu mindern, galt es die weltliche Staatsordnung aufzulockern, ihren Untergang vorzubereiten, die Gewalt dagegen des Pabstes über die Welt auf das unmäßigste zu erhöhen, die Jesuiten waren darin die ersten. Katholische Kleriker selbst, die theologische Facultät von Paris, die Sorbonne, erklärte schon damals die Jesuiten laut nicht allein für Kabalenschmiede und Ränkemacher, sondern auch für Feinde und Zerstörer jeder Staatsordnung. Wer diesen Lehren sich widersetzte, für die Freiheit des Staates, für die Einschränkung des Pabstthums auf das Kirchliche handelte und schrieb, der ward auch wohl mit jesuitischen Dolchstichen belohnt. So ergings dem Staatsconsultor der venetianischen Republik, dem gelehrten Fra Paolo Sarpi, der dem weltlichen Einfluß des Pabstes einen unversöhnlichen Haß geschworen. Zwischen der Republik und Pabst Paul V. brachen über die sogenannte Kirchenfreiheit die heftigsten Streitigkeiten aus. Diese Kirchenfreiheit begehrte, daß Kleriker, die ein Verbrechen begangen, nicht vor ein weltliches, sondern vor ein geistliches Gericht gestellt würden. Venedig hatte diese Kirchenfreiheit nicht geachtet, Paul V. sie dafür 1606 in den Bann gethan, Fra Paolo Sarpi gegen das Pabstthum dabei geschrieben. Mehr als einmal ward versucht, ihn zu ermorden.

In dem Werke der Verfinsterung standen die Jesuiten dem



apostolischen Stuhle nicht minder getreulich zur Seite. Man bemerkte, daß sie den gröbsten Aberglauben und den blindesten Fanatismus lehrten, ihn unter den Völkern zu verbreiten suchten, während sie die vornehme Welt durch die leichte Moral, welche sie als die wahrste und beste anempfahlen, für sich zu gewinnen suchten. Die Menschen sollten aufhören, frei und selbstständig zu denken, sich der geistigen Macht des Ordens der Jesuiten unterwerfen, und diese geistige Macht, wenn sie aufgehört frei und selbstständig zu denken und die Dinge richtig von einander zu unterscheiden, sich auch bald in eine weltliche verwandeln und umschlagen lassen. Endlich und zuletzt arbeiteten die Jesuiten überhaupt nur für sich, nicht für den römischen Stuhl. Erhöheten sie denselben über alle andere Erdenmacht, so geschah es nur, weil sie des Pabstes Bundesgenossenschaft zur Erreichung ihrer selbstsüchtigen Zwecke brauchten. Hätten sie diese jemals erreicht, sie würden die Bundesgenossenschaft mit dem Pabste dann wieder haben fallen lassen. Diese Gesellschaft kühner, entschlossener, ja verwegener, in dem Gewande der Frömmigkeit und des Katholicismus einherschreitender, immer in einem Gedanken und in einem Geiste geleiteter Männer zählte am Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts bei dreizehntausend Mitglieder, welche weit durch die Länder Europa's zerstreut, aber auch bis Sina und Japan, bis Ostindien und Amerika kräftig für die Ausbreitung des Katholicismus wirkend, insgesammt doch von Rom, wo stets bei dem Pabste der Jesuiten-General wohnte, den Druck empfingen, der ihr Handeln und ihr Denken leitete. Die Protestanten, die sie auch stets mit den wildesten Schmähungen und Verläumdungen überschütteten, wurden von ihnen als geschworene Feinde betrachtet. Die Jesuiten fühlten zu deutlich, daß ihr Werk nicht gedeihen könnte, so lange die

evangelische Freiheit des Protestantismus in der Welt vorhanden sei. Und diese Jesuiten, obwohl von einigen durchschaut und gewürdiget, standen so hoch im Glauben der katholischen Welt. Ihre Lehre, daß die Protestanten, wollten sie Protestanten bleiben, vernichtet werden müßten durch die Gewalt des Schwertes, fand immer größeren Eingang.

Also standen die Verhältnisse in der Nachbarschaft Deutschlands bei der Wende des Jahrhunderts. Drohende Zeichen umgaben die Protestanten allenthalben, besonders aber in diesem Augenblicke in dem Reiche. Dennoch gedachten sie einer Vereinigung unter sich selbst nicht; immer heftiger, ja wüthender ward der Haß zwischen den Lutherischen und den Calvinischen. Seitens der Ersteren ward er um so heftiger, je mehr sie durch den Calvinismus Boden im Reiche verloren. Moritz, Landgraf von Hessen-Cassel, reformirte 1604 sein Land calvinisch. Unter dieser innern Spaltung ging der Zusammenhang, welcher dem Protestantismus, dem Drohen des Katholicismus gegenüber, jetzo unbedingt nothwendig war, immer mehr verloren. Von offener Gewalt, von heimlichen Kabalen, mit denen die Jesuiten besonders die protestantischen Fürsten von ihrem Glauben zu verlocken suchten, und von richterlichen Sprüchen zugleich waren die deutschen Protestanten bedroht. Denn das oberste Tribunal, das Reichskammergericht, welches im Namen des Kaisers und des Reiches über dem Ganzen waltete, war auch wieder zu einem rein-katholischen Institute gemacht worden und entschied, wenn, wie oft geschah, protestantische Fürsten und Stände verklagt wurden, weil sie sich katholischer Klöster, Stifter und Besitzungen bemächtiget, immer gegen sie. Und die Protestanten mußten doch so, allerdings zuweilen gewaltthätig und selbst gegen den Buchstaben des Religions-Friedens, verfahren, sollte der



Katholicismus in ihren Gebieten, in dem Reiche verschwinden, was zu erwirken die Eifrigen unter ihnen als Gewissenspflicht betrachteten.

Unter diesen Umständen und fühlend, daß es über kurz oder über lang zu einem offenen Bruche kommen müsse, erkennend, daß man entweder die Waffen ergreifen oder vor dem jesuitischen Katholicismus allmälig untergehen müsse, hatte Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz seit den letzten Jahren des verwichenen Jahrhunderts gearbeitet, einen Bund der protestantischen Fürsten und Stände zusammenzubringen. Schon seit dem Jahre 1594 war der Kurfürst dafür in Bewegung, besonders mit Pfalz-Neuburg, Hessen-Cassel, Brandenburg, Braunschweig, Anhalt und Nassau unterhandelnd. Aber langsam und schwerfällig war damals die Natur der Deutschen und besonders der deutschen Protestanten. Der Protestantismus hatte die offensive Kraft verloren und dieselbe war auf den Katholicismus übergegangen. Es kam trotz vieler Besprechungen und Berathungen nichts zu Stande. Auch hatten die Fürsten eine gewisse Scheu gegen Kaiser und Reich aufzutreten, auch wirkte die verderbliche Spaltung fortwährend und nachtheilig ein. Während wohl einige der lutherischen Fürsten mit den calvinischen wegen eines allgemeinen Vertheidigungs-Bündnisses unterhandelten, hielten sich andere und besonders Kursachsens Herr, Christian II., fern von allem, was von Friedrich IV., dem Haupte der Calvinischen, ausging. So hoch stieg die gegenseitige Abneigung, daß Christian II. 1603 behauptete, die Calvinisten hätten ihn wollen ermorden lassen. Also verliefen die ersten Jahre des neuen Jahrhunderts in Spannung, Bewegung, Unruhe, Zank und Streit der Parteien auf den Reichstagen und anderwärts, aber ein Ausbruch erfolgte noch nicht. Höchst willkommen mußte dieser Stand der Dinge den

Jesuiten sein. Traten die Protestanten nicht auf mit offener Gewalt, wehrten sie sich nicht mit den Waffen, so konnten sie hoffen, schrittweise immer weiter zu kommen, nicht einen schnellen, aber einen allmäligen Untergang dem Protestantismus zu bringen.

Und einen Augenblick schien es ihnen also zu gelingen. Kaiser Rudolf II. war zwar eine schwache, doch auch jesuitische Natur. An dem Hofe Philipps II., wo er gelebt, hatte sich auch seiner Seele jener düstere Fanatismus bemeistert, dem gemäß in Spanien durch die Inquisition Alles, was nicht mit dem strengsten römischen Katholicismus übereinstimmte, erbarmungslos abgewürgt ward. Leicht war daher Rudolf II. von den Vettern seines Hauses, von den Jesuiten in Bewegung zu setzen, so wie nur durch Ferdinand von Steiermark das Beispiel gegeben worden, wie viel von dem Landesfürsten mit festem und rücksichtslosen Handeln erreicht werden könnte. Dennoch glaubte Rudolf II., der indessen immer weniger selbst handelte, als durch seine Brüder und Vettern handeln ließ, mit Vorsicht auftreten zu müssen; denn gar zu stark war der Protestantismus in seinen Landen geworden. In dem eigentlichen Oesterreich zogen seit 1599 landesfürstliche Commissionen umher, um die Ausübung des Protestantismus auf den genauen Inhalt der Bewilligungen Maximilians II. einzuschränken und in den Städten den protestantischen Gottesdienst abzustellen. Unklug war nun aber, daß der Kaiser und sein Haus ihre Feindschaft gegen den Protestantismus noch deutlicher als in Oesterreich in den Landen blicken ließ, wo die landesfürstliche Gewalt durch die Stände in engere Grenzen eingeschlossen. In Böhmen erließ der Kaiser 1602 ein Edict, daß die Kirchen der älteren Evangelischen, der Waldenser und der böhmischen Brüder, geschlossen werden sollten. Zugleich wurden auch die



sogenannten Utraquisten bedroht. Denn der Kaiser erinnerte wieder an die Compactaten, die unter Maximilian II. stillschweigend aufgehoben worden. Nach denselben waren die Utraquisten nur durch den Gebrauch des Kelches im Abendmahl von den Katholischen unterschieden. Es waren aber die böhmischen Utraquisten seit der lutherischen Reformation zumeist etwas ganz Anderes, wahre Lutherische, geworden, was Kaiser Maximilian II. eben durch die stillschweigende Aufhebung der Compactaten stillschweigend geduldet. Die Spannung und Unruhe, welche in Böhmen durch die geoffenbarte Gesinnung des Kaisers, die Böhmen zum alten Utraquismus zurückzuführen, entstand, mag als der erste Anfang der böhmischen Religions-Bewegung, welche so inhaltschwer wird, angesehen werden.

Kühner noch, aber auch unkluger ward vom Kaiser der Protestantismus in Ungarn, dem Lande der Freiheit, ja der Unabhängigkeit, angegriffen. Noch dauerte der Krieg mit den Türken und der Friede von Zsitva-Torok war noch nicht geschlossen, als Barbiano, Graf von Belgiojoso, ein ehemaliger Mönch, Commandant des Kaisers in Ober-Ungarn, den Befehlen desselben und seinem wilden Hasse folgend, in Kaschau und Klausenburg 1603 die protestantischen Kirchen schließen, die Prediger durch Soldaten vertreiben ließ. Auf die Klagen antwortete der wilde Kriegsmann, daß er Befehl vom Kaiser habe, den Protestantismus auszurotten. Die Kaschauer und die benachbarten Städte schickten eine Gesandtschaft an den Kaiser nach Prag. Aber sie ward gar nicht vorgelassen und kehrte, des langen Wartens endlich müde, wieder nach Ungarn zurück. Da entstand eine große Bewegung unter den ungarischen Protestanten, welche damals noch die Mehrzahl in der Nation bildeten. In Oesterreich, Böhmen und Ungarn zählte man damals auf einen Katholiken dreißig Anhänger der

Lehre Luthers und Calvins. In dieser Spannung ward am Anfange des Jahres 1604 ein Reichstag zu Presburg von Matthias eröffnet, der seit 1595 seines Bruders, des Kaisers, Statthalter in Oesterreich war. Matthias war von Rudolf II. beauftragt, ungeheure Dinge von diesem Reichstage zu begehren: die Verbannung aller lutherischen und calvinischen Prediger, die Auflösung der protestantischen Gemeinden, die Rückerstattung aller den Katholischen entrissenen Kirchen. Die protestantischen Edlen und Städte-Deputirten dagegen begehrten, daß ihnen freie und öffentliche Ausübung ihres Glaubens reichsgrundgesetzlich zugestanden werde. Matthias, welcher begriff, daß die Forderung des Kaisers nicht durchgesetzt werden könnte, ließ sie fallen und beförderte eine von den protestantischen Ständen gefaßte Bittschrift sammt den übrigen Reichstags-Schlüssen nach Prag. Da machte der Kaiser, Ungarns altes, freies Recht verachtend, aufgeregt von Erzherzog Ferdinand und den Jesuiten, statt die Bittschrift der Protestanten zu beachten, eigenmächtig einen Zusatz zu den Schlüssen des ungarischen Reichstages. In demselben wurden alle früher zu Gunsten des Katholicismus und gegen die sogenannte Ketzerei gegebene Gesetze neu bestätigt und ihre kräftige Handhabung in dem Reiche Ungarn anbefohlen, auch bei harter Strafe kirchliche Sachen wieder auf die Reichstage zu bringen verboten.

Die Protestanten hatten hier noch kein gesetzlich anerkanntes Dasein und durch die Bestätigung aller alten Ketzergesetze sahen sie sich plötzlich, trotz ihrer großen Zahl und ihrer großen Macht, auf das Aeußerste bedroht. Aber ungesetzlich selbst war der eigenmächtige Zusatz, den der Kaiser den Reichstags-Schlüssen angehängt. Es war ein Eingriff in die hergebrachten Rechte des Adels und der Städte. Darum hielten die



Ungarn nicht allein den Protestantismus, sondern auch ihre alten Rechte für bedroht und argwöhnten, der Kaiser wolle auf uneingeschränkte Fürstengewalt hinaus. Da stellte sich Stephan Bocskay von Kis-Maria an die Spitze der zahlreichen Unzufriedenen, die religiöse und politische Freiheit Ungarns gegen den Kaiser verfechten zu müssen glaubten. Mit reißender Schnelle verbreitete sich der Aufstand unter dem Adel und den Städten Ungarns. Ja es schien, als würde dieses Reich dem Kaiser ganz verloren gehen. Denn auf einer Versammlung zu Szerenes ward Stephan Bocskay, den auch Ehrgeiz mit getrieben, an die Spitze dieser Bewegung zu treten, zum Fürsten von Ungarn und Siebenbürgen ausgerufen, dabei auch allen drei Confessionen, der römisch-katholischen, der lutherischen und der calvinischen, völlige Freiheit und Gleichstellung ausbedungen.

Auf dem Puncte, Ungarn zu verlieren, mußte der Kaiser nothgedrungen nachgeben und Matthias beauftragen, einen Frieden mit den Protestanten zu schließen. Die Ausgleichung ward dadurch erleichtert, daß sich Stephan Bocskay mit dem Fürstenthume Siebenbürgen begnügte, welches er indessen nur kurze Zeit besaß, denn schon am Ende des Jahres starb er. Also ward 23. Juni 1606 der Wiener Religions-Friede für Ungarn abgeschlossen. Durch denselben ward allen Magnaten, Landherren, Freistädten und der Krone gehörigen Marktflecken freier Gebrauch und ungehinderte Ausübung ihres Glaubens gestattet, nur sollte es der römisch-katholischen Kirche nicht zum Nachtheil gereichen, d. h. sie in ihrem Besitz von den Protestanten nicht weiter gestört werden. Auch versprach der Kaiser künftig nur nach den alten Gesetzen Ungarns zu regieren und regieren zu lassen. Nicht allein der Kaiser bestätigte diesen Frieden, sondern es gaben auch die Stände von Böh-

men, Mähren, Schlesien und Lausitz ihre Bürgschaft, daß er würde gehalten werden. Seitdem nun in diesem Wiener Religions-Frieden ein Grundgesetz für die religiös-kirchlichen Angelegenheiten aufgestellt worden, kam es auf den Adel und die Städte selbst an, ob sie protestantisch sein wollten. Indessen hat die Staatsgewalt in Ungarn stets auf Seiten des Katholicismus gestanden, der Protestantismus ist mit ungünstigen Augen betrachtet, es ist stets gegen ihn gearbeitet worden. Auch jetzo gleich trat eine vollständige Ruhe in Ungarn nicht ein. Vor der Hand aber war die katholische Gegen-Reformation in Ungarn verunglückt und überhaupt ein Beweis gegeben, daß, wie kräftig auch der Katholicismus und mit wie vielen Mitteln sich emporarbeite, seine Bestrebungen doch nicht immer und allenthalben gelingen würden.

Indessen während dieser Versuch in Ungarn scheiterte, war schon in dem deutschen Reiche ein anderer gemacht und glücklich hinausgeführt worden. Unter den Reichsstädten war Donauwörth eine der unbedeutendern, der Protestantismus in ihr herrschend geworden, doch einige Katholiken und ein Kloster in ihr übrig geblieben. Aber gerade weil sie eine unbedeutendere Reichsstadt war, ward sie von der katholischen Partei herangenommen. Die Gegen-Reformation sollte ja nur langsam und allmälig aufschreiten. Es war gut mit den Kleinen anzufangen, damit die Großen nicht gar zu bedenklich gemacht, nicht zu That und Kraft aufgestachelt würden. Der Abt des Klosters zu Donauwörth hielt plötzlich, was er lange unterlassen, wieder eine katholische Prozession durch die Stadt. Jedesfalles war das ein vorausberechnetes Spiel und man wollte, daß etwas dabei entstehen solle, woran die kleine Stadt sich fassen ließe. Und also geschah es. Die katholische Prozession ward von dem Pöbel der Stadt gestört. Nun erhub der



Bischof von Augsburg Klage bei dem Reichshofrathe, daß die Protestanten Religionsbedrückungen ausübten. Nun ward die Stadt mit Mandaten, Commissionen und Citationen gequält, endlich 3. Aug. 1607 von dem Kaiser, trotz der demüthigen Unterwürfigkeit, welche sie zeigte, die Acht über sie ausgesprochen. Als sie ausgesprochen worden, zeigte die Stadt allerdings einen kecken Trotz, meinend und hoffend, daß die benachbarten Protestanten sie nicht würden sinken lassen. Die Vollziehung der Acht wurde dem Herzog Maximilian von Baiern aufgetragen. Bairische Truppen rückten vor die Stadt und erzwangen gleich bei ihrem Erscheinen 15. Decbr. 1607 die Uebergabe auf Gnade und Ungnade. Herzog Maximilian I. von Baiern behielt die Stadt in Besitz, weil ihm seine Kriegskosten erst von dem Reiche gezahlt sein müßten, ehe er sie herausgeben könne. Wenn es gegen den Protestantismus galt, hegte Maximilian I. über Nichts Bedenklichkeiten. Sogleich ließ er die Einwohner Donauwörths, aller Ordnung und allem Gesetz des Reiches zuwider, auf alle Weise drücken und plagen, daß sie den Protestantismus verlassen sollten, welcher auch allmälig der angewendeten Gewalt weichen mußte. Es trat auch hier die ganz gewöhnliche Weise der katholischen Gegen-Reformation ein, die nur Härte und Druck, Zwang und Gewalt war.

In Donauwörth, wie allerwärts, zeigten sich auch die Jesuiten sehr thätig. Mit dem Laufe der Zeit scheinet ihr Eifer oder ihre Wuth zuzunehmen. In der Predigt und in Schriften behaupten sie, daß der Augsburgische Religions-Friede längst seine Gültigkeit verloren habe. Nicht länger als bis zum Tridentiner Concile habe er als eine Art Interim gelten können. Seitdem aber dort in letzter Instanz die Kirche entschieden habe, müßten sich ihr die Ketzer fügen.

Viele Jesuiten wenigstens reden so; die Gegen-Reformation geht ihnen zu langsam und sie wünschen, daß ein großer Kampf schnelle Entscheidung herbeiführe.

Indessen ward die katholische Partei doch belehrt, daß sie in der Donauwörther Sache zu scharf und zu schneidend aufgetreten sei. Denn diese zufahrende Heftigkeit war es, die wenigstens einen Theil der protestantischen Fürsten dahin brachte, an Wehr und Waffen zu denken. Rudolf II. hatte einen Reichstag nach Regensburg ausgeschrieben, welcher dort am Anfange des Jahres 1608 eröffnet ward. Nicht in Person erschien der Kaiser daselbst; seinen Neffen, den Erzherzog Ferdinand, hatte er als Stellvertreter gesendet, den Erzherzog, der keine Gelegenheit versäumte, den Protestanten seinen bittern und unversöhnlichen Haß sehen zu lassen. Die finstersten Gerüchte liefen um, und die protestantischen Fürsten wollten wissen, daß die katholischen mit Spanien und mit dem Pabste ein Geheimbündniß geschlossen, über sie herzufallen und sich ihrer Länder zu bemeistern.

Daher kamen sie auf den Reichstag in größerer Eintracht als sonst, und begehrten mit starker und entschlossener Sprache, daß der Religions-Friede von neuem bestätiget werde. Auch über Donauwörth redeten sie und verlangten, daß die Stadt zu ihrer Reichsfreiheit zurückgebracht werde. Auch die Hofprozesse, die gegen sie eingeleitet worden, wollten sie niedergeschlagen wissen. Aber dagegen hielten auch die Katholischen steif und fest wie eine Mauer in der Hauptsache zusammen. Nur mit einer Klausel wollten sie den Religions-Frieden bestätigen, mit der Klausel, daß Alles wieder in den Stand gesetzt werde, in welchem es vor dem Passauer Tractat gewesen. Die Protestanten sollten die Kirchen, Klöster und Stifter wieder herausgeben, die sie seitdem, allerdings den Wor-



ten des Religions-Friedens zuwider, eingezogen hatten. Hätten die Protestanten hier nachgegeben, so würde der Katholicismus mit einem Schlage wieder in dem Herzen der reformirten Lande angebaut gewesen sein. Das war der einzige Gedanke, welchen die katholische Partei bei dem Anerbieten, den Religions-Frieden mit dieser Klausel neu zu bestätigen, verfolgte. Sie wollte wieder einen Schritt vorwärts thun, und bei den künftigen Schritten würde sie wenig nach der Bestätigung des Religions-Friedens gefragt haben. Maximilian I. von Baiern begehrte sogar geradezu, daß ihm die Reichsstadt Donauwörth als Unterthanin überantwortet werde. Als selbst katholische Stände sich abgeneigt zeigten, weigerte er sich, eine Pfand-Rechnung abzulegen. Eben so bestimmt aber als die Katholischen sie begehrten, weigerten sich die Protestanten jene verhängnißvolle Klausel anzunehmen. Sie sahen, daß auf dem Reichstage nichts für sie zu machen sei. Denn im Kurfürstenrathe hatten die Katholischen noch gleiche Stimmen, im Fürstenrathe sogar die Stimmen-Mehrheit durch die vielen geistlichen Fürsten des Reiches, die Erzbischöfe und die Bischöfe für sich. Also verließen sie denselben im Monat Mai. Er löste sich nun auf, ohne daß ein Beschluß, ohne daß der gewöhnliche Reichstags-Abschied gefaßt worden. Schon hatte sich die Einheit des Reiches thatsächlich aufgelöst.

Der Reichstag war indessen noch nicht auseinander gegangen, als doch schon wenigstens einige protestantische Fürsten eine Maßregel ergriffen, die aber immer nur erst eine halbe und zweideutige ist und den Stempel des langsamen, unentschlossenen und matten Characters an sich trägt, unter dessen Herrschaft damals besonders die deutschen Protestanten stehen. In dem Kloster Ahausen im Anspachschen sind Friedrich IV. von der Pfalz, Johann Friedrich von Würtemberg, Philipp Lud-

wig von Pfalz-Neuburg, Christian und Joachim Ernst von Brandenburg-Anspach, Georg Friedrich von Baden, Christian von Anhalt zusammen gekommen und haben das Bündniß besiegelt, das von der Ueberschrift des Protocolles den Namen „die Union" empfangen. Die Unirten verpflichteten sich, auf den Reichstagen zusammenzustehen und in einem Sinne zu stimmen, sich einander mit Rath und That, nöthigenfalls auch mit den Waffen beizustehen, wenn sie der Reichsverfassung zuwider angetastet würden. Sie beschlossen auch, sich sogleich in wehrhaften Stand zu setzen und bald, nachdem die Union selbst geschlossen, ward Joachim Ernst von Brandenburg zum obersten Feldhauptmann bestellt. Die Worte des Bündnisses lauten unverfänglicher, als es in der That war. Die Union war der Ausdruck des Entschlusses dieser Protestanten, solche Dinge, wie sie mit Donauwörth vorgefallen, fürderhin nicht mehr zu dulden, sondern dann mit den Waffen aufzutreten. Es waren die kräftigsten Gemüther, die sich bis zu diesem Entschlusse erhoben, und dennoch gingen sie nicht weiter. Mit den Waffen über den Katholicismus herzufallen und Gleiches mit Gleichem zu vergelten, kommt ihnen nicht in den Sinn. Doch haben die Stifter der Union die Absicht, alle protestantische Fürsten und Stände in ihr Bündniß zu ziehen, und jedes Mitglied übernimmt die Verpflichtung, bei andern zu werben. Dem geheimen Zusammenhang, der unter den Katholiken ist, soll ein offener Bund des protestantischen Deutschlands entgegengesetzt werden. Auch mit Heinrich IV. von Frankreich, der lange daran gearbeitet, daß ein solches Bündniß zu Stande kommen möge, mit England, mit Venedig, trat die Union in Verbindung.

Ungemein nahe drängen sich um diese Zeit die wichtigen Ereignisse aneinander. Wenigstens auf einem Puncte der



Welt erhebt sich der Protestantismus wieder zum Angriff. In dem Erzhause war schon seit geraumer Zeit eine Spaltung ausgebrochen. Schon am 25. April 1606 hatten die Erzherzöge, mißvergnügt, daß Kaiser Rudolf II. sich wenig um die Staatsangelegenheiten kümmerte und die Sachen des Hauses in Verfall kommen lasse, Matthias zum Oberhaupte und zur Stütze des Hauses, damit er alle Interessen desselben wahre, ernannt. Dieses Bündniß der Erzherzöge blieb dem Kaiser unbekannt und hatte auch weitere, unmittelbare Folgen nicht. Aber in der Seele des Matthias mögen dadurch ehrgeizige Gedanken, daß er eigentlich, und nicht der schwache Rudolf II., des Gesammt-Hauses Haupt sei, geweckt worden sein. Diese werden in Bewegung gesetzt und entflammt, als er erfährt, daß Rudolf II., Spaniens und des Pabstes Rathe folgend, ihm die Thronfolge zu entziehen und sie auf Ferdinand von Steiermark zu übertragen gedenke, auch mit den Fürsten des Reiches sich deshalb bereits besprochen. Dem drohenden Schlage meinet Matthias nur durch die Gunst der Protestanten, denen er bis jetzt als Statthalter seines Bruders in Oestreich und Ungarn nur hohe Ungunst erwiesen, ausbeugen zu können. Also erregt er Hoffnungen bei den Protestanten Oestreichs und Ungarns und sie setzen Hoffnungen auf ihn. Schon im Herbste 1607 berief er die bedeutendsten Magnaten Ungarns und östreichische Landherren nach Wien und ein geheimes Bündniß gegen den Kaiser ward beschworen. Die protestantischen Oestreicher waren eben erbittert auf Rudolf II., denn sie waren mit einer Klage gegen die Katholischen abgewiesen worden.

Im Januar 1608 kam Matthias von vierunddreißig östreichischen Landherren begleitet nach Preßburg, wohin er einen Reichstag eigenmächtig berufen. Heftige Klagen wurden hier

erhoben, daß der Kaiser den Wiener Frieden nicht erfülle, besonders die Ausländer nicht von den Aemtern und Würden des Reiches entferne. Ja es ward laut von der Absetzung Rudolfs II. und von der Erhebung des Erzherzogs auf den ungarischen Thron gesprochen. Indessen ward nur der Beschluß gefaßt, daß zu pünctlicher Erfüllung des Wiener Religions-Friedens und des Türken-Friedens von Zsitva-Torok mit den Ständen von Oestreich, Böhmen, Mähren, Schlesien, Steiermark, Kärnthen und Krain ein unauflöslicher Bund aufgerichtet, der König zu unweigerlicher Vollziehung desselben angehalten werden sollte. Zwei Dinge scheinen in diesem Schlusse des ungarischen Reichstages für die Zukunft des östreichischen Staatskörpers hervortreten zu wollen. Zuerst soll die oberste Gewalt von dem Fürstenthume hinweg auf die Stände gebracht werden. Dieses Erste drückt sich bereits thatsächlich in dem Schlusse selbst aus. Zweitens soll der Protestantismus herrschend in allen deutschen und slavischen Landen des Hauses Spanien-Habsburg gemacht werden. Ist hiervon auch in dem Schlusse selbst nicht ausdrücklich die Rede, so liegt es doch in den Gedanken der meisten von denen, die diesen Schluß herbeiführen, denn sie sind Protestanten. Alsbald ward nun auch 1. Febr. 1608 das Bündniß zwischen Ungarn und den protestantischen Ständen Oestreichs wirklich geschlossen. So schien der Protestantismus durch die Spaltung, die in dem fürstlichen Hause ausgebrochen, emporkommen zu wollen.

Nun rückte Matthias aus Ungarn in Mähren ein mit ungarischen und östreichischen Streithaufen. Die Mähren traten auch zu ihm über und Kaiser Rudolf II. gerieth in die schwerste Verlegenheit. Denn er konnte nicht zweifeln, daß der Bruder mit den Waffen in der Hand komme, um sich



aller seiner Lande und Herrnthümer zu bemeistern. Schon eilten auch die angesehensten protestantisch-böhmischen Herren zu Matthias, der dem Protestantismus alles Liebe und Gute gelobte, wenn sie nur zu ihm treten und Böhmen zum Preßburger Bunde bringen wollten. Da sah sich auch Rudolf II. genöthiget, eine andere Miene anzunehmen. Auf einem eilends nach Prag berufenen Landtag versprach er alle Religionsbeschwerden abzustellen und dem Protestantismus freien Cultus und Gleichheit mit dem Katholicismus einzuräumen. Geschehen sollte das auf dem nächsten böhmischen Landtage. Auch rüsteten die Böhmen nun, ihren König gegen Matthias zu vertheidigen. Aber viel trauete ihnen Rudolf II. nicht und verständigte sich lieber mit dem Bruder. Am 17. Juni 1608 trat er demselben Ungarn, Mähren und Oestreich ab, versprach auch, ihm die Anwartschaft auf die böhmische Königskrone zu verschaffen. Damit war Matthias zufrieden und es legte sich vor der Hand der Bruderzwist. Länger hätte er dauern, länger von den Ständen genährt werden müssen, sollte alles gewonnen werden, was bei der Aufstellung des Preßburger Bündnisses war gehofft worden. Aber die Brüder Rudolf II. und Matthias versöhnten sich eben darum so schnell, weil sie fühlten, die Fortdauer des Streites mache sie beide abhängig von den Ständen, gefährte den Katholicismus, helfe dem Protestantismus empor.

Tief und innerlich demselben abgeneigt, versuchten sie beide gleich nach diesen Ereignissen sich wieder gegen ihn zu erheben. Auf eine mildere Weise geschah es von Matthias, auf eine härtere und unklugere Weise von Rudolf II., von dem einen aber wie von dem andern ohne Glück. Von Matthias begehrten die protestantischen Stände Mährens und Oest-

reichs urkundliche Versicherung allgemeiner Religions-Freiheit, denn darum hätten sie für ihn gegen Rudolf II. die Waffen erhoben. Matthias weigerte sich und die protestantischen Oestreicher trafen Anstalt zur Gewalt. Also bedrängt, bewilligte er zuerst den Mähren, was sie begehrten, dehnte auch die politischen Freiheiten der mährischen Stände aus. Was er den Mähren versichert, verweigerte er, aller folgerichtigen Handlungsweise zuwider, noch lange den Oestreichern. Es kam hier bis zum Ausbruch eines offenen Waffenstreites zwischen den Landesfürsten und den protestantischen Ständen, die ihm Huldigung und Gehorsam verweigerten, bis er nicht seine früher gegebenen Versprechungen würde erfüllt haben. Ohne Glück in diesem Waffenstreite, auch fürchtend, daß die Ungarn, von Oestreich um Hülfe gerufen, am Ende eingreifen möchten, gab Matthias 27. Febr. 1609 die begehrte Religions-Freiheit urkundlich und besiegelt. Eine ständische Commission sollte fortan alle über Religionssachen entstehende Streitigkeiten unparteiisch entscheiden. Auch in Ungarn hatte Matthias noch auf dem Reichstage von 1608 seine schwere Mühe und Noth. Denn ihr Recht, den König zu wählen, behauptend, mußte er sich nicht allein von den Ungarn erst zum König erwählen lassen, sondern auch eine Wahlcapitulation genehmigen, durch welche die Königsrechte wieder um ein Bedeutendes eingeschränkt wurden. Die protestantischen Stände brachten damals auch die Vertreibung der Jesuiten aus Ungarn in Anregung. Indessen kam sie nicht zum Schlusse, denn die Katholischen beriefen sich nun auch auf den Wiener Religions-Frieden, der ja beiden Parteien und den Instituten beider Parteien völliggleiche Freiheit gewähre. Im Ganzen genommen hatte der Protestantismus hier Siege, wenn auch nicht Siege, so groß als sie anfänglich erwartet worden, erfochten.



Mit noch größerem Unglück, wie mit noch größerem Ungeschick kämpfte Kaiser Rudolf II. Seit er mit seinem Bruder sich auseinander gesetzt, gedachte er der Versprechungen nicht mehr, welche in der Noth den Protestanten gegeben worden. Die Jesuiten hatten sich wieder ganz seines Gemüthes bemeistert und die Räthe Zdenko von Lobkowitz, Slawata und Martinitz wollten nur Unterdrückung des Protestantismus in Böhmen. Als daher zu Prag 26. Jan. 1609 der verheißene Landtag eröffnet ward und die protestantischen Stände, jenem früheren Versprechen gemäß, die Bewilligung einer allgemeinen Religions-Freiheit begehrten, setzte der Kaiser eine bestimmte Weigerung entgegen: nur die katholische Religion und die alten und wahren Utraquisten könnten und sollten in dem Reiche Böhmen geduldet werden. Die Stände aber weigerten sich, irgend eine Berathung anzustellen, bevor nicht der Religions-Beschwerde Gnüge geleistet sei. Rudolf II. löste den Landtag bald auf. Aber am Anfange des Maimonats kamen die utraquistischen Barone und Herren wieder in großer Zahl in die Stadt Prag, schon an Wehr und Waffen denkend und mit den protestantischen Fürsten des eigentlichen deutschen Reiches in Verbindung. Ein abermaliger Landtag ward gehalten, auf dem die protestantischen Stände völlig die Meister spielten. Sie begehrten einen Freibrief, einen sogenannten Majestätsbrief, von Rudolf II. Dieser aber konnte zu keinem Entschlusse, der ihm, ob seiner katholischen Gesinnung, innerlich widerstrebte, kommen.

Wegen seiner Zögerung dachten die Utraquisten immer deutlicher an Wehr und Waffen. Sie erwählten ein Directorium, ernannten den Grafen Heinrich Matthes von Thurn zum obersten Feldherrn, unter dem Cocona von Fels und Johann von Buban befehligen sollten. Es wurden Söldner

für Rechnung der utraquistischen Stände geworben. Wie Böhmen in Bewegung gekommen, meldete sich auch Schlesien. Schlesien, ein ursprüngliches polnisches, allmälig aber zum großen Theil germanisirtes Land, war im 14. Jahrhundert in Lehnszusammenhang mit Böhmen gekommen und ward deshalb auch als ein, jedoch nur mittelbarer Theil des deutschen Reichskörpers betrachtet. Es zerfiel in zwei Theile, in die Erbfürstenthümer, die dem Kaiser als König von Böhmen unmittelbar gehörten, und den Fürstenthümern, in denen der Kaiser nur mittelbarer Gebieter, als Lehnsherr der Fürsten war. Der schlesische Landtag erfreute sich großer Rechte und Freiheiten, die Gewalt des Kaisers in dem Lande war durch den Landtag, durch die Fürsten sehr eingeschränkt. Die Reformation, und besonders das Lutherthum, hatte sich in ganz Schlesien mächtig ausgebreitet. Die katholische Gegen-Reformation hatte bis jetzt nur in den Erbfürstenthümern Ober-Schlesiens einigen Fortgang gewonnen. Das protestantische Böhmen und Schlesien schloß am 25. Juni 1609 ein förmliches Bündniß; mit gemeinsamen Kräften wollte man sich vertheidigen, wenn wegen des Glaubens auf den einen oder den andern Theil ein Angriff erfolge, auch zur Erlangung eines Majestätsbriefes sich einander behülflich sein.

Nun wurden die Umstände für Rudolf II. so drohend, daß selbst der spanische Gesandte, Bathasar de Zuniga, rathen mußte, den Protestanten nachzugeben und den Majestätsbrief, den sie begehrten, zu bewilligen. Rudolf II. unterschrieb am 12. Juli 1609 mit schweren Seufzern den böhmischen Majestätsbrief. In dem böhmischen Reiche, also ist der wesentliche Inhalt desselben, sollen die Anhänger der Confession von 1575, bis eine Wiedervereinigung der Kirche im deutschen Reiche wird erzielt sein, vollkommene Freiheit an



allen Orten und in aller Weise genießen, und diese Freiheit sollen nicht allein die Herren, Ritter und Städte, sondern überhaupt jedermann haben. Die drei Stände, Herren, Ritter und Städte sollen das Recht haben, Defensoren des Majestätsbriefs zu ernennen, an die sich jedermann, sollte dieses Grundgesetz verletzt werden, wenden kann. Die Universität Prag wird den Protestanten übergeben. Der Kaiser erklärt außerdem, daß Alles, was von ihm oder seinen Nachfolgern gegen den Majestätsbrief unternommen werden könnte, im Voraus null und nichtig sei. Etwas später, am 20. Aug. 1609 unterschrieb Kaiser Rudolf II. auch noch einen besondern Majestätsbrief für Schlesien, der fast wörtlich mit dem böhmischen übereinstimmt. Auch in Schlesien wird die Religions-Freiheit auf alle und jede Einwohner des Landes ausgedehnt. Der böhmische Majestätsbrief ward nun auch von den katholisch gebliebenen Ständen des Landes, die auf eine kleine Minderzahl zusammengesunken, bestätiget. Es geschah jedoch nur mit einem Vorbehalt, mit einer Klausel: daß nur in königlichen Städten und Orten die Protestanten zu öffentlichem Gottesdienst berechtiget sein sollten. Dieses behielt sich der katholische Adel doch noch vor, um nicht genöthiget zu sein, öffentlichen protestantischen Gottesdienst in seinen eigenen Dörfern und Orten dulden zu müssen. Es vereinigten sich nun auch die Utraquisten, die Lutheraner und die Brüder vollständig und beschlossen, die verschiedenen Namen, da sie im wesentlichen Glauben einig, abzustellen und sich alle nun „Christen unter beiderlei Gestalt" zu nennen. In der übrigen Welt findet dieses Beispiel der Vernunft keine Nachahmung.

So ist in fast allen östreichischen Landen der Protestantismus im Sieg, im Vorschreiten wieder begriffen, in Ungarn, Böhmen, Mähren, Schlesien, Oestreich. Auch die lange

unterdrückten Stände von Steiermark, Kärnthen und Krain versuchten, seit neun Jahren der freien Religionsübung beraubt, sie wieder zu gewinnen. Bittend wendeten sie sich deshalb an ihren Erzherzog Ferdinand. Dieser aber schlug es rund und bestimmt ab, immer überzeugt, daß er selbst mit Zwang und Gewalt die Seelen retten müsse, so viel er könne. Denn Ferdinand war und lebte immer in dem Glauben, welchen Pabstthum und römische Hochpriesterschaft hatten oder doch zu haben behaupteten, daß nur im Schooße der römischen Kirche das Seelenheil zu gewinnen sei. Da in dem übrigen östreichischen Lande die Bewegung mit dem Jahre 1609 stillstand, konnten Steiermark, Kärnthen und Krain gegen Ferdinand allein nichts erreichen. Sie mußten sich fügen.

Im Allgemeinen war doch mit dem Jahre 1608 wieder eine für den Protestantismus sehr günstige Wendung der Dinge eingetreten. Bewaffnet stand die Union, welche sich weiter über die andern protestantischen Fürsten und Stände auszubreiten suchte, da, um weitere, gewaltsame Angriffe des Katholicismus ebenfalls mit Gewalt abzutreiben. In den meisten östreichischen Ländern hatte der Protestantismus ein öffentliches, durch Grundgesetze anerkanntes Dasein gewonnen. Der Katholicismus erschrak und suchte sich ebenfalls in wehrhaften Stand zu setzen, etwanige Angriffe abzutreiben, zum neuen Angriff bereitet und geschlossen zu sein, da solcher Angriff fast nichts Anders mehr als mit den Waffen in der Hand geschehen zu können schien. Schon seit dem Jahre 1608 bemühete sich Maximilian I. von Baiern, auch unter den Katholischen einen Bund, eine Liga, zu Stande zu bringen. Am 10. Juli 1609 ward der Bundesentwurf zu München unterschrieben zwischen Baiern, den Bischöfen von Würzburg, Regensburg, Passau, Augsburg und Konstanz,



den Aebten von Kempten und Ellwangen, mehrern andern kleinen schwäbischen Prälaten und mehrern von der katholischen Ritterschaft. Bald darauf traten auch die Kurfürsten und Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier hinzu. In der Liga ist weder der schwache Rudolf II., noch der zweideutige Matthias, ja im Anfange selbst Ferdinand von Steiermark nicht. Geistliche Fürsten sind die Hauptstütze des Katholicismus in Deutschland. Die Liga, deren Bundesoberst Maximilian von Baiern, hat im Allgemeinen die Vertheidigung der katholischen Religion zum Zwecke. Klein und unbedeutend in ihren Anfängen giebt sie doch dem Katholicismus Halt und Zusammenhang. Wehr und Waffen werden auch von dieser Seite gerüstet. Kaum kann der Ausbruch eines Kampfes ausbleiben.

In dem deutschen Reiche standen sich die Parteien, als die protestantische Union und die katholische Liga geschlossen, mehr rüstend als gerüstet, mehr den Kampf erwartend als ihn herbeiziehend, da. Die Union suchte sich auszudehnen und gesellte ihren eigentlichen Mitgliedern bald die sogenannten cerraschirenden Stände zu, die, ohne Mitglieder in dem eigentlichen Sinne des Wortes zu sein, doch für die Zwecke des Bundes arbeiteten. Desselbengleichen suchte nun auch die Liga sich zu festigen und zu stärken. Die Union stützte sich besonders auf deutsche, auf germanische Kräfte, denn sie hatte ihre Wurzel in dem Deutschthume, in der Nation selbst, wie der Protestantismus, den sie vertheidigen wollte. Die Liga aber, die den Katholicismus, eine der großen Mehrheit der Nation fremd und feindlich gewordene Sache verfechten wollte, mußte sich auch besonders an die Fremden, an die Undeutschen wenden. Die Fürsten Italiens und Pabst Paul V., besonders aber König Philipp III. von Spanien besendeten

sie, vorzüglich um Geld zu erlangen für den Krieg, der Deutschland wieder mit dem Katholicismus beglückseligen sollte. Zwar von den Fürsten Italiens und von dem Pabste empfing die Liga vor der Hand nichts als leere Versprechungen, aber Philipp III., hoffend, daß sie zu einem Mittel der Vergrößerung der Macht des Hauses Spanien-Habsburg gemacht werden könnte, setzte sogleich seine Geld-Unterstützungen in Bewegung. Denn noch immer waren in Spanien die alten Entwürfe, die Karl V. und Philipp II. gehabt, die Macht des Hauses über alle andere zu erhöhen und nach Möglichkeit aller Staaten-Freiheit Europa's ein Ende zu machen, nicht verschwunden. Indessen verzögerte sich die wirkliche Uebergabe des spanischen Geldes, denn Philipp III. wollte erst ein Glied seines Hauses, den Erzherzog Ferdinand von Steiermark, an die Spitze der Liga schieben, um sie besser nach seinen Planen leiten zu können. Darüber kamen Mißklänge in das Bündniß selbst und Maximilian I. von Baiern legte sogar, unzufrieden mit der Weise des Hauses Spanien-Habsburg, auch wohl sie fürchtend, die Feldhauptmannschaft der Liga auf einige Zeit nieder.

Die Union hatte unterdessen am Hofe Kaiser Rudolfs II. lange und vergeblich durch den Fürsten Christian von Anhalt um die Restitution der Reichsstadt Donauwörth gehandelt. Sie ward mit schönen Worten hingehalten und von einer Zeit zur andern über die hier begangenen Verletzungen aller Reichs-Ordnung vertröstet, bis von den wichtigern Ereignissen, die Deutschland ergriffen, die kleine Sache von Donauwörth in die Nacht der Vergessenheit gestellt ward. Schon 1609 war diese Stadt dem Herzog von Baiern als Pfandschaft vom Kaiser überantwortet, und seitdem ward die katholische Gegen-Reformation von dem Herzog mit der unerbittlichsten Strenge durchgeführt.



Unterdessen schien der für den Protestantismus günstige Zug, der in den letzten Ereignissen immer der Lande Ungarn, Böhmen und Oestreich erschienen, sich weiter fortspinnen zu wollen. Einen Augenblick war es, als sollte der Kampf gegen den Katholicismus, der einmal unvermeidlich, unter sehr günstigen Umständen eröffnet werden. Es war am 25. März 1609 bereits kinderlos Johann Wilhelm, Herzog von Cleve, Jülich und Berg, Herr von Mark, Ravensberg und Ravenstein, gestorben. Auf die reiche Erbschaft hatte nun das Haus Sachsen, und besonders die Ernestinische Linie, wohl die am meisten gegründeten Ansprüche. Indessen ließ das Haus seine Gesammtansprüche durch den Kurfürsten Christian II. vertreten. Der Kurfürst hatte vor dem Kaiser ungeheure, und wie die Verhältnisse des Reiches damals lagen, übergroße Achtung. Darum verfolgte er die Ansprüche des Hauses Sachsen nur auf ordentlichem Wege und meinte durch einen kaiserlichen Spruch zum Ziele zu gelangen. Solche Rechtlichkeit hat das Haus Sachsen zu mehrerenmalen um große Vortheile, die hätten gewonnen werden, gebracht. Kaiser Rudolf II. gab nun auch zwar 27. Juni 1610 dem Gesammthause Sachsen die gewünschte Belehnung. Es mußte indessen dabei eine Verschreibung ausgestellt werden, daß etwaigen Rechten anderer durch die sächsische Belehnung nichts entzogen sein sollte. Niemals hat Sachsen mehr als einen müßigen Titel und ein leeres Wappen von dieser Sache gehabt, weil man nicht rasch, entschlossen und kühn zuzugreifen und zu handeln verstand. Denn als nach mühseligem Verhandeln Sachsen endlich die kaiserliche Belehnung empfing, hatten sich andere längst in Besitz gesetzt. Unter den vielen Bewerbern, die sich noch um die reiche Erbschaft müheten und sie als rechtlich ihnen gebührend in Anspruch nahmen, waren die

bedeutendsten Johann Siegismund, Kurfürst von Brandenburg und Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg. Es fängt damals das Haus Brandenburg an in der politischen Welt von Bedeutung zu werden. Dasselbe blühet in drei Hauptlinien, in Franken, in der Mark Brandenburg, in Preußen. Joachim II., dessen zuletzt gedacht worden, war 1571 gestorben. Hierauf hatte Johann Georg bis 1598 geherrscht, dann Joachim Friedrich bis 1608. Johann Siegismund, sein Sohn, war darauf Herr in Kur-Brandenburg geworden. Derselbe hat, als die Linie in Preußen 1618 ausgestorben, Preußen mit Brandenburg vereiniget. Aber schon früher war von ihm kräftige Hand an eine andere Erwerbung gelegt. Brandenburg und Pfalz-Neuburg waren, während Sachsen unterhandelte, rasch zugefahren und beide hatten von den jülich-cleveschen Landen Besitz genommen. Weil jeder Theil, Kur-Brandenburg sowohl als auch Pfalz-Neuburg, für sich die ganze Erbschaft begehrte, war unter ihnen bitterer Streit, doch bald vertrugen sie sich friedlich zu gemeinsamer Verwaltung und gemeinsamer Benutzung, bis der Streit, wem von ihnen das ganze Erbe gebühre, würde geschlichtet sein. Johann Siegismund war dabei auch, zur Behauptung seiner Besitzergreifung, in die Union getreten, die Union überhaupt durch den Beitritt von Hessen-Cassel und der Reichsstädte Straßburg und Ulm damals gestärkt worden. Wiederum schien der Protestantismus einen bedeutenden Vorschritt gethan zu haben. Hiermit hängt nun eine weitverzweigte Bewegung zusammen.

---

# Gustav Adolf

und

# der dreißigjährige Krieg.

---

Erster Band.

Zweite Abtheilung.

bedeutendsten Johann Siegismund, Kurfürst von Brandenburg und Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg. Es fängt damals das Haus Brandenburg an in der politischen Welt von Bedeutung zu werden. Dasselbe blühet in drei Hauptlinien, in Franken, in der Mark Brandenburg, in Preußen. Joachim II., dessen zuletzt gedacht worden, war 1571 gestorben. Hierauf hatte Johann Georg bis 1598 geherrscht, dann Joachim Friedrich bis 1608. Johann Siegismund, sein Sohn, war darauf Herr in Kur-Brandenburg geworden. Derselbe hat, als die Linie in Preußen 1618 ausgestorben, Preußen mit Brandenburg vereiniget. Aber schon früher war von ihm kräftige Hand an eine andere Erwerbung gelegt. Brandenburg und Pfalz-Neuburg waren, während Sachsen unterhandelte, rasch zugefahren und beide hatten von den jülich-cleveschen Landen Besitz genommen. Weil jeder Theil, Kur-Brandenburg sowohl als auch Pfalz-Neuburg, für sich die ganze Erbschaft begehrte, war unter ihnen bittrer Streit, doch bald vertrugen sie sich friedlich zu gemeinsamer Verwaltung und gemeinsamer Benutzung, bis der Streit, wem von ihnen das ganze Erbe gebühre, würde geschlichtet sein. Johann Siegismund war dabei auch, zur Behauptung seiner Besitzergreifung, in die Union getreten, die Union überhaupt durch den Beitritt von Hessen-Cassel und der Reichsstädte Straßburg und Ulm damals gestärkt worden. Wiederum schien der Protestantismus einen bedeutenden Vorschritt gethan zu haben. Hiermit hängt nun eine weitverzweigte Bewegung zusammen.

---

# Gustav Adolf

und

# der dreißigjährige Krieg.

---

Erster Band.

Zweite Abtheilung.

# Zweites Kapitel.

Was zu Gunsten des Protestantismus jüngst geschehen in dem Reiche selbst sowohl, als auch in den Nachbarländern, besonders aber daß Brandenburg und Pfalz-Neuburg sich in den Besitz der jülich-cleveschen Lande gesetzt, versetzte die eifrigen Katholiken in Angst und Schrecken. Sie wollten sich wieder zu That und Angriff erheben und berechneten nicht allein, was zu ihren Ungunsten, sondern auch, was noch zu ihren Gunsten in den Verhältnissen vorhanden. Zu ihren Gunsten war, daß die protestantische Union immer noch nicht im Stande gewesen, alle protestantische Kräfte des Reiches zu vereinigen. Kursachsen, Hessen-Darmstadt und Braunschweig, auf welche viel ankam, hielten sich standhaft von der Union fern. Grimm gegen die Calvinisten, den die Streitsucht und die Rechthaberei der lutherischen Theologen sorgfältig nährte, Grimm gegen Kur-Pfalz, von dem er in der protestantischen Feldhauptmannschaft gewissermaßen überflügelt worden, Grimm gegen Kur-Brandenburg, in der jülich-cleveschen Erbsache jüngst entstanden, alterthümliche Hochachtung vor Reich und Kaiser, durch die er noch zu dieser reichen Erbschaft zu gelangen hoffte, hielten besonders Kurfürst Christian II. von Sachsen fern von der Sache der Union. Der Katholicismus hatte den Vortheil, in der jülich-cleveschen Sache so auftreten zu können, als wenn es nicht gegen den Protestantismus, nur für die Ordnung des Reichs geschehe. Gelang es aber einmal, im Namen dieser Ordnung, den beiden protestantischen Fürsten

von Brandenburg und Pfalz-Neuburg die jülich-cleveschen Lande zu entwinden und sie darauf in katholische Hände zu bringen, so hatte der Protestantismus doch einen Schlag empfangen, doch eine Niederlage erlitten.

Also ward Kaiser Rudolf II. wieder einmal von seinen Umgebungen in Bewegung gesetzt. Als Kaiser erklärte er Alles für null und nichtig, was Brandenburg und Pfalz-Neuburg gethan. Diese erboten sich nun, die streitige Erbschaftssache im gewöhnlichen Wege des Rechtes entscheiden zu lassen; ein Anerbieten, mit dem es allerdings auch nicht sehr treu und aufrichtig mag gemeint gewesen sein. Der Kaiser seinerseits begehrt nun darauf noch, daß sie die Lande vorher räumen und ihm überantworten sollen. Daran erkennen jene wieder, daß es dem Kaiser um die rechtliche Entscheidung auch nicht zu thun, daß er nur in den Besitz der streitigen Lande kommen will, sie dem Katholicismus zu erhalten, sie für einen katholischen Fürsten oder auch wohl für sich selbst, je nachdem es falle, zu gewinnen. Darum weigern sie sich und die Union kommt in Bewegung. Der Kaiser aber hat für die Ausführung seiner Befehle zum Gewaltboten ernannt Ferdinands Bruder, den Erzherzog Leopold, Bischof von Straßburg und von Passau, einen kriegerischen Mann. Demselben gelang sich der Festung Jülich zu bemeistern. Nun sammelte er der Truppen mehrere und rief selbst die Liga um Hülfe an, als ob es sich hier um die Sache des Katholicismus, welcher der Liga Bundeszweck war, handele. Diese, und besonders ihre rheinischen Mitglieder unterstützten auch den Erzherzog sofort.

Nun aber setzte sich die Union auch in Bewegung. Brandenburg und Pfalz-Neuburg wenden sich an König Heinrich IV. von Frankreich und erhalten das Versprechen kräftiger Unterstützung. Lange schon arbeitet der König daran, daß zwischen ihm und der Union ein Bündniß zu Stande kommen möge. Es ist aber in dem Schooße der Union immer Widerspruch gegen das Bündniß mit Frankreich erhoben worden: man solle sich mit dem selbstsüchtigen und treulosen Nachbar des Reiches, mit Frankreich, das nie mit guten Gesinnungen, immer nur mit eigennützigen Gedanken, in die deutschen Verhältnisse eingegriffen, nicht verbinden. Erst, als der Erzherzog Leopold Jülich genommen, als nun von einer andern Seite Gefahr drohete, die Gefahr, von dem Katholicismus überflügelt zu werden, schwieg dieser Widerspruch und die Union schloß 11. Febr. 1610 ein Bündniß mit Frankreich ab. Dessen nächster und ausgesprochener Zweck war gemeinschaftliche Waffenerhebung, um Brandenburg und Pfalz-Neuburg in dem Besitz der jülich-cleveschen Erbschaft zu erhalten. Indessen lagen bei jedem Theil noch andere Gedanken in dem Hintergrunde. Wäre der Kampf nur einmal zum vollen Ausbruche gekommen, so würde noch um ganz andere Dinge als um Jülich und Cleve gefochten worden sein. Die Protestanten, einmal unter die Waffen gebracht, wären vielleicht zu kühnem Angriff vorgeschritten und hätten keck den Zerfall benutzt, der abermals in die katholische Welt zu kommen drohete, als sich Heinrich IV. von Frankreich mit ihnen, den Protestanten, verbündet. Ein Zerfall der katholischen Welt in sich selbst war dieses Bündniß zu nennen, denn Heinrich IV. gedachte des Krieges und der Waffen keineswegs ob der jülich-cleveschen Erbsache allein.

Seitdem Heinrich IV. durch den Eintritt in den Katholicismus den französischen Thron gewonnen, zeigte er sich in allen Stücken streng katholisch, und ließ nichts hervortreten, was die Vermuthung, sein Uebertritt sei ein wahrer und auf-

richtiger nicht gewesen, hätte begründen können. Wäre nun auch eine Ueberzeugung vom Katholicismus in ihm nicht empor gekommen, was nur Gott gesehen, so durfte er es nicht verrathen. Denn der Thron von Frankreich würde ihm damit sogleich wieder ein unsicherer Besitz geworden sein. Was ihm geboten katholisch zu werden, eben dasselbe gebot, nicht zu verrathen, daß er eine Ueberzeugung vom Katholicismus nicht gewonnen, wenn er sie nicht sollte gewonnen haben. Also tritt äußerlich bei dem König nichts hervor als ein strenges Halten am Katholicismus. Der römische Klerus wird stark begünstiget, selbst die Jesuiten 1603 in das Reich zurückberufen. Sie waren 1594 nach Urtheil und Recht als sehr verdächtig der Anstiftung eines Mordanfalles auf den König und mit Schimpf und Schande verbannt worden. Eine Schandsäule sollte das Andenken ihrer Unthat verewigen. Und doch rief sie der König zurück, theils um dem strengsten, römischen Katholicismus eine Bürgschaft seiner Gesinnungen zu geben, theils auch weil er die Jesuiten fürchtete und sie begütigen zu müssen glaubte. Denn allenthalben hin reichte bereits ihr Einfluß und ihr Arm. Im Dunkeln schlich ihre Macht umher und nicht eben selten waren die Beispiele, daß ihre Feinde plötzlich fielen, wenn sie am sichersten zu stehen wähnten.

Auf den Katholicismus sich stützend und dadurch die Mehrzahl der Franzosen für sich gewinnend, hatte Heinrich IV. mit starker Hand die Großen des Reiches, die in den langen und wilden Religions- und Bürgerkriegen sich an unbändige Unabhängigkeit gewöhnt, die Menschen überhaupt, welche in diesen verwildert und zu steter Störung der Sicherheit des Lebens und des Staates gewöhnt worden, zu Ordnung und Ruhe gebracht. Das war das Hauptverdienst, welches sich Heinrich IV. sammt seinem Minister Sülly um Frankreich gewann. Je größer die Erschütterungen gewesen, je mehr Frankreich unter ihnen gelitten und je verhaßter den Bessern die Wildheit der Vergangenheit geworden, um desto höher ward es dem König angerechnet, daß er Ruhe und Ordnung geschafft. In den dankbaren Augen selbst der Nachwelt ist Heinrich IV. besser und größer erschienen, als er wirklich war. Weder das Leben noch die Staatsverwaltung Heinrichs IV. ist sonst eben sehr löblich. Was das Leben anlangt, so verschwendete der schon alternde König über die Maßen Geld und Kräfte im Spiel und mit Buhldirnen, war hart, argwöhnisch und mißtrauisch am meisten gegen die, von denen er die besten und aufrichtigsten Dienste empfangen. Was den Staat anlangte, so schuf er zwar Ordnung und Ruhe, es wurden dabei aber auch die öffentlichen Freiheiten immer kürzer gemacht, alle Gewalt je länger je mehr in das Königthum gebracht.



Es lebte nun aber in diesem König Heinrich IV. eine große und bittre Feindschaft gegen die beiden Häuser von Spanien-Habsburg, eine Feindschaft, welche allerdings sehr wohl verdient war. Wie hatte doch Kaiser Karl V. gearbeitet, um das französische Reich zu vernichten und dessen beste Theile für sich zu gewinnen, wie hatte sich doch Philipp II. gemüht, Heinrich IV. vom Throne auszuschließen, ihn für sich oder doch für sein Haus zu gewinnen! Selbst unter dem schwachen Philipp III. schienen die alten Entwürfe des spanischen Hofes gegen Frankreich noch fortzudauern. Mit allen Unzufriedenen in Frankreich, deren es noch genug gab, als die Ruhe und Ordnung hergestellt, die königliche Macht fester begründet werden sollte, stand Spanien in Verbindung. Was als offener Angriff früher hervorgetreten, hüllte sich jetzo in das Gewand der Intrigue und Kabale ein, durch welche neue

Empörungen und neue Aufstände in Frankreich angezettelt werden sollten, in denen Spaniens-Entwürfe etwa noch zur Reife gebracht werden könnten. Darum meinte Heinrich IV., bedenklich auch dadurch gemacht, daß unter Philipp III. und Rudolf II. wieder eine enge Verbindung der beiden Linien des Hauses eingetreten, die unter Philipp II. und Maximilian II. gemangelt, dieses Gesammt-Haus durch Krieg beschäftigen, seine Macht theilen und schwächen zu müssen.

Nicht sowohl der König selbst als vielmehr Sülly, sein Minister, hatte sogar den Entwurf gemacht, jenes Gesammt-Haus für Frankreich ganz unschädlich, ganz ungefährlich zu machen. Philipp III. sollte auf den Besitz von Spanien und Indien zurückgeführt, die niederländischen und italienischen Provinzen ihm entrissen, die deutsche Linie um die Kaiserwürde, um Ungarn und Böhmen, sei es möglich, sogar auch um seine anderen Gebiete noch gebracht werden. Europa sollte dadurch eine neue Staatsgestaltung empfangen, die von Spanien-Habsburg befreiten Länder theils zu freien und selbstständigen erhoben, theils mit andern verbunden werden. Sülly meinte, wenn man nur Jedem etwas verspreche, werde Frankreich Bundesgenossen genug finden. Frankreich dagegen sollte sich groß und edelmüthig zeigen, meinte Sülly weiter, und für sich nichts begehren. Heinrich IV. selbst aber dachte weder groß und uneigennützig genug, um für eine Beglückseligung Europa's mit dieser neuen Staaten-Gestaltung Geld und Schätze umsonst aufwenden zu wollen Redete Sülly zu ihm von dieser nothwendigen Uneigennützigkeit, so antwortete Heinrich IV., wie jener selbst berichtet, daß er mit keinem Gedanken daran denke, uneigennützig sein zu wollen.

Des Königs Gedanken gingen überhaupt nicht zu so großen, unendlich schweren, vielleicht sogar unmöglichen Dingen.



Er wollte nur Krieg gegen die beiden Häuser von Spanien-Habsburg, um deren Macht zu schwächen, die französische dagegen weiter auszudehnen. Auf die Niederlande, auf Lothringen, auf den Rheinstrom mochte es der König am meisten abgesehen haben. Er erinnerte sich recht wohl, wie sein Vorfahre Heinrich II. durch das Eingreifen in die deutschen Angelegenheiten, durch den Bund mit den Protestanten Metz, Toul, Verdun und Cambrai gewonnen hatte. Darum, längst auf einen Krieg gegen Spanien-Habsburg rüstend, hatte Heinrich IV. mit der protestantischen Union sich verbündet. Er suchte einen Anfang, eine Veranlassung zum Kriege, nicht um dem Protestantismus, für den er keine Gefühle mehr hatte, aufzuhelfen, sondern um die politischen Entwürfe Frankreichs hinauszuführen. Aber, auch ohne daß der König es wollte und beabsichtigte, mußte es den Protestanten aufhelfen, wenn die beiden katholischen Hauptmächte, Spanien-Habsburg und Frankreich, untereinander in Krieg geriethen. Deshalb mahnte auch Pabst Paul V. den König in einem ernsten Breve, 27. April 1610, von dem Kriege ab. Dieser aber ließ sich hierdurch in seinen Gedanken und Planen nicht irren. Im Frühling 1610, den Verabredungen, die mit Frankreich getroffen worden, gemäß, hatte die protestantische Union in Deutschland zu den Waffen gegriffen. Sie erklärte dabei, daß der Kaiser durch sein Eingreifen in die jülich-clevesche Erbsache das Recht verletzt, sie dagegen den Landfrieden wieder herstellen wollte. Schon wurden die Bisthümer Würzburg, Bamberg, Köln, Mainz, Worms, Speier und Straßburg von ihnen überzogen, schon rückten französische Truppen nach dem Niederrhein, wo Erzherzog Leopold hart bedrängt ward, schon war eine große französische Armee, die Heinrich IV. selbst anzuführen gedachte, nach den

Niederlanden und dem Niederrhein in Bewegung, als ein plötzlicher Fall die Lage der Sachen wesentlich umgestaltete. Heinrich IV. ward 14. Mai 1610 zu Paris von Franz Ravaillac ermordet.

Niemals ist mit Sicherheit ergründet worden, ob das Verbrechen von dem Mörder begangen worden aus freiem und eigenem Antriebe, weil Heinrich IV. einen Krieg beginnen wollte gegen die gut-katholische Macht von Spanien-Habsburg, einen Krieg, der zum Vortheil der Protestanten auslaufen konnte, oder ob er von jemanden, etwa von denen, welche den Vortheil vom plötzlichen Tode des Königs hatten, angefeuert, bestimmt und bedungen worden. Das nur ist sicher und gewiß, daß nie ein Meuchelmord gewesen, der denen, welche einen Lebenden fürchten mußten, zu günstigerer Stunde gekommen ist. Spanien, das kaiserliche Haus, ja der Katholicismus, sie waren alle durch Heinrich IV. mit einer großen Gefahr bedroht worden, wenn auch dieser König gar nicht gegen den Katholicismus selbst auftreten wollte. Und sein Tod änderte sogleich Alles. Heinrich IV. hinterließ einen achtjährigen Knaben, Ludwig XIII. Die Mutter, Maria von Medici, welche der König 1599 in zweiter Ehe geheirathet, übernahm die vormundschaftliche Regierung. Sie war ganz anderer Gesinnung als der König. Sie war dem Katholicismus ergebener, sie war dem Hause Spanien ergeben, sie wollte keinen auswärtigen Krieg, damit sie, eine schwache Frau, nicht darüber im Innern des Reiches die Gewalt verliere. Also ward das Heer aufgelöst, welches Heinrich IV. für den Krieg gesammelt und seine größeren Entwürfe von Frankreich aufgegeben. Nur die nahen Interessen Frankreichs wurden noch festgehalten. Ein solches Interesse war, zu verhindern, daß sich der Kaiser nicht am Niederrheine festsetze. Deshalb ward



den Protestanten noch die Hand zur Eroberung von Jülich gereicht, welche Festung auch am 2. Septbr 1610 in ihre Hände fiel.

Hernach zog sich Frankreich zurück und die deutschen Protestanten sahen sich plötzlich mit ihrer Schilderhebung vereinzelt und verlassen. Die Liga, durch die veränderten Umstände ermuthiget, hatte unter Maximilians I. von Baiern Leitung und Betrieb 22. Aug. 1610 einen Bundestag in München eröffnet, Johann Tscherclas, Freiherrn von Tilly zum Feldmarschall bestellt und die Aufrichtung eines Heeres von zwanzigtausend Mann beschlossen. In dem Stifte Passau lag auch bereits ein anderes, für des Kaisers Dienst geworbenes Heer. Indessen hatte die Union die Waffen der Katholischen nicht eben zu fürchten. Die Katholischen wollten im Ganzen erst rüsten und die Union war bereits gerüstet. Doch bedenklich war die Lage der Dinge allerdings geworden, besonders da man in Frankreich ganz andere Gedanken als die früheren vermuthen mußte. Es kam hinzu, daß Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz, gewissermaßen das Haupt der Union, 19. Septbr. 1610 starb, und durch seinen jüngern Sohn, Friedrich V., nicht sofort ersetzt werden konnte, daß Christian II. von Sachsen, meinend, so noch zu der jülich-cleveschen Erbschaft zu gelangen, um seine Aufnahme in die Liga, obwohl vergeblich, verhandeln ließ. Er handelte vergeblich darum, weil die Liga durch die Aufnahme eines protestantischen Mitgliedes nicht ihren eigentlichen Bundeszweck sich wollte verrücken lassen.

Unter diesen Umständen hätten unter den Protestanten sehr kühne und sehr kräftige Männer sich befinden, die protestantische Partei übe haupt den Entschluß, das Schicksal Deutschlands auf die Spitze des Schwertes zu stellen, haben

müſſen. Es war aber weder das Eine noch das Andere vorhanden, und deshalb knüpften ſie mit Maximilian von Baiern, dem Bundeshauptmanne der Liga, friedliche Unterhandlungen an, welche bald, 24. Octbr. 1610, zum Abſchluſſe eines Tractates führten. Beide Theile gelobten, bis zum Novbr. ihr geworbenes Kriegsvolk zu entlaſſen und ſich nicht zu befehden, oder ſich ſonſt Schaden zuzufügen. Jedoch ſollte beiden Theilen wegen des in Paſſau lagernden Kriegsvolks des Kaiſers nachgelaſſen ſein, ſich ſonſt in wehrhaftem Stande zu halten, bis auch wegen dieſes jedermann volle Sicherheit fühle. Weiter ward in dem Tractate nichts Bedeutendes feſtgeſetzt oder auch nur erwähnt. Es war ein Waffenſtillſtand, von den Proteſtanten begehrt, weil ſie, wie es mittelmäßigen Menſchen immer gehet, eine beſſere Zeit erwarten wollten, ehe ſie einen großen Entſchluß faßten und heran träten an eine große That, von den Katholiſchen genommen, weil ihnen nichts günſtiger als ein Aufſchub des Kampfes ſein konnte. Maximilian I. von Baiern ſagt es in dem Schreiben, darin er den Mitgliedern der Liga den geſchloſſenen Tractat mittheilt, daß ſie eigentlich ungerüſtet und die Proteſtanten, wenn der Krieg ausgebrochen und er den gebotenen Waffenſtillſtand nicht genommen, leicht Alles hätten niederwerfen und überwältigen können. An wie leiſen Fäden hingen doch die Schickſale Deutſchlands und wie leicht hätte es noch zur religiös-kirchlichen Einheit Deutſchlands kommen können! Wo der Katholicismus jüngſt mit Gewalt aufgerichtet, war er noch eine junge, ſchwache Pflanze, die Seelen und die Gemüther vieler Menſchen noch proteſtantiſch. Wäre die proteſtantiſche Union raſch und kühn mit den Waffen zugefahren, das ganze auf undeutſchen Grund und Boden ruhende Gebäude Roms in dem Reiche würde unſchwer haben zuſammengebrochen



werden können. Aber die Proteſtanten verſtanden die Zeit nicht und wußten nicht, ſie zu benutzen.

Wie große Dinge konnten von den Proteſtanten jetzo durch raſche Entſchloſſenheit und zufahrende Kühnheit gewonnen werden, auch nachdem Frankreich zurückgetreten, da in dem kaiſerlichen Hauſe abermals Unfrieden ausgebrochen. Kaiſer Rudolf II., in unbehülflichen Formen erſtarrt, dem Leben ſo entfremdet, daß er oft Jahre lang das Licht der Oeffentlichkeit nicht ſah und die Menſchen auf den Glauben kamen, daß er müſſe geſtorben ſein, konnte doch den Verluſt Ungarns, Mährens und Oeſtreichs nicht verſchmerzen. Bald nach dem Tode Heinrichs IV. begehrte er ſie zurück, verlangte von Matthias, daß er ihm feierliche Abbitte wegen alles Geſchehenen leiſten ſollte. Matthias leiſtete die Abbitte und durfte die Lande behalten, denn der Kaiſer hatte dieſe Forderung dem Anſcheine nach wieder aufgegeben. Aber Rudolf II. haßte den Bruder, der ihn ſo gekränkt und ſo viel entzogen, tief und bitter. Es ſcheint, er wollte den Wiedergewinn der geraubten Lande nur auf günſtigere Zeiten verſparen. Zunächſt, ſo ſcheinet es ferner, hatte Rudolf II., nie ſeine Mittel und Kräfte kennend, einen andern Plan aufgefaßt. Er gedachte, die böhmiſche Krone dem Erzherzog Leopold zuzuwenden, in Böhmen durch Waffengewalt die Uebermacht der Stände zu brechen, den Majeſtätsbrief aufzuheben oder ihn doch einzuſchränken. Vielleicht war dieſer Plan nicht ſowohl von dem Kaiſer als vielmehr von anderen entworfen, er aber doch darauf eingegangen. Das Paſſauer Kriegsvolk brach plötzlich, nachdem es Oberöſtreich durchplündert, in Böhmen ein. Leopold eilte herbei, ſetzte ſich an die Spitze dieſer wilden Banden und bemeiſterte ſich, ehe die Bürger zur Vertheidigung kommen konnten, 12. Febr. 1611 der ſogenannten kleinen

Stadt oder Kleinseite von Prag. Der Kaiser gab sich das Ansehn, als geschehe Alles wider seinen Befehl, als wären die Söldner nur aufrührerisch geworden, weil er aus Geldmangel ihnen den rückständigen Sold nicht zahlen könne. Indessen kam die Stadt Prag, d.e protestantischen Stände Böhmens über diese Vorgänge in die größte Bewegung. Alle vermutheten tiefer liegende Entwürfe und rüsteten. Leopold machte einen vergeblichen Versuch auf die Altstadt; er ward von den Bürgern und ständischen Truppen zurückgewiesen. In der Stadt entstand hierauf die wildeste Unruhe. Der Pöbel fiel über die katholischen Klöster her; es ward gemordet und zerstört. Die Stände aber sendeten an Matthias um Hülfe: der Kaiser wolle ihm den böhmischen Thron entreißen, denselben dem Erzherzog Leopold zuwenden. Und sogleich war Matthias wieder bereit; mit achtzehntausend Kriegern eilte er den Böhmen zu Hülfe. Auf diese Nachricht ließ Rudolf II. sogleich den übelberechneten Plan fallen, bezahlte die Passauer, wozu er erst das Geld zu besitzen geläugnet, gebot ihnen von Prag abzuziehen, was auch am 11. März 1611 geschah. Sie zogen nach Budweis und verliefen sich später. Erzherzog Leopold der seine seltsame Rolle ausgespielt, zog sich in sein Bisthum Passau zurück.

Rudolf II. aber, der in Prag beinahe wie ein Gefangener gehalten ward, demüthigte sich vergeblich vor Matthias. Als derselbe nach Prag, wo sich die böhmischen Stände versammelt, kam, ward der Arme genöthiget, sich durch eine Acte, 22. Juni 1611, auch noch des Herrnthums zu Gunsten seines Bruders zu entäußern, das ihm über Böhmen und Schlesien geblieben. Ein Jahrgehalt war Alles, was ihm übrig blieb von so reichen und großen Gebieten. Matthias aber erlangte die Wahl der böhmischen Stände zum



König auch nur unter schweren Bedingungen. Alle schon vorhandene Freiheiten und Privilegien der Stände mußte er feierlich bestätigen. Sie hatten noch andere und größere begehrt, das Recht sich ohne königliche Berufung zu versammeln, Truppen zu werben und zu halten, mit den Ständen Ungarns, Oestreichs, Schlesiens und Mährens förmliches Bündniß zur Aufrechthaltung ihrer Privilegien zu schließen. Matthias mußte wenigstens versprechen, über diese Dinge auf dem nächsten Landtage mit ihnen zu verhandeln. Die Protestanten müssen mit Nothwendigkeit, so lange die Fürsten hier katholisch sind und der herrschende Jesuitismus täglich mit neuen Angriffen drohet, auf die Einschränkung der fürstlichen Gewalt sinnen. Sonst ist ein innerer Zusammenhang zwischen dem Protestantismus und den ständischen Freiheiten nicht vorhanden. Des armen Rudolfs II. Rolle war nun aber bald ganz ausgespielt. Er war nun weiter nichts mehr als Kaiser der Deutschen. Wer diesem Titel nicht durch eine Erb- und Hausmacht einen Nachdruck geben konnte, besaß in und mit ihm in Wahrheit nicht viel. Rudolf II. war so tief heruntergebracht, daß er die nach Nürnberg berufenen Kurfürsten um Geldunterstützung anging, damit er standesgemäß leben könne. Die Kurfürsten vertrösteten ihn damit auf den nächsten Reichstag, nicht ohne ihm manche Bitterkeit über sein seltsames Regiment zu sagen. Doch entriß ein baldiger Tod 20. Januar 1612 den armen Kaiser weiteren Kränkungen. Er war 60 Jahr alt geworden.

Es geschah besonders durch den Einfluß der Protestanten, daß der um fünf Jahre jüngere Matthias zum König und Kaiser erwählt ward. Sie erwarteten von ihm, daß er ein neuer Maximilian II. für sie werden würde, und Matthias selbst hatte so zu ihnen gesprochen. Indessen wenn auch der

neue Kaiser, was durchaus nicht der Fall, innerlich dem Protestantismus geneigt gewesen, so hätte er doch wenig für ihn thun können, da das Kaiserthum selbst eine bedeutende Kraft in dem Reiche gar nicht mehr war. Was geschehen konnte von Matthias, das war bereits geschehen. Seine Erblande und Böhmen und Ungarn hatten die gesetzlich anerkannte Freiheit des Protestantismus. Matthias hatte sie nur gegeben, weil er nicht anders emporkommen konnte, weil er mußte. Nachdem er zu Allem gelangt, wozu er gelangen wollte, hatte er für den Protestantismus kein Interesse mehr. Es war auch ein Nachtheil für denselben, daß die Spaltungen, welche in dem kaiserlichen Hause bis jetzt gewesen, endeten. Die Erzherzöge fanden sich wieder in gemeinsamen Interessen und Ansichten zusammen. Der Protestantismus drohete in den Erbländern, in Böhmen und Ungarn ihre fürstliche Gewalt immer mehr einzuschränken. Sie fühlten, daß sie demselben entgegentreten müßten.

Nur etwa das Alter, die Schwäche und Unentschlossenheit des Kaisers, die ihn mehr zu milden als zu durchgreifenden Maßregeln trieb, hätte den Protestanten etwa noch ein Vortheil werden können. Aber auch daraus kam ein solcher Vortheil nicht, denn der Katholicismus hatte andere, kräftigere Häupter als der Kaiser war. So, als Matthias und sein Rath Kardinal Kneſel den Versuch machten, die Bestimmung der Liga zu verändern, sie aus einem Bunde für die Ausbreitung des Katholicismus umzugestalten in ein unter dem Kaiser stehendes Bündniß zur Erhaltung des religiösen und bürgerlichen Friedens im Reiche, scheiterte das an dem entschlossenen, immer auf sein Ziel gerichteten Sinne Maximilians I. von Baiern. Der war und blieb der Liga belebende Seele, der unter den größten Schwierigkeiten den Bund zusammenhielt



und, wo nöthig, ihn zur Thätigkeit befeuerte. Die geistlichen Fürsten und Herren allein würden ohne Maximilian in Schlaffheit und Unthätigkeit dem Untergange des Katholicismus zugesehen haben, denn sie pflegten viel zu zählen und zu rechnen, um Geld zu mäkeln und zu knausern.

Für die Protestanten aber war der günstige Augenblick, noch einen großen Schlag auf den Katholicismus zu führen, unbenutzt vorbeigegangen. Was sie mit den Waffen zu erreichen verabsäumt, wollten sie durch Reden, Unterhandlungen und Schlüsse nachholen, ein Weg, auf dem nichts gewonnen werden konnte. Auf dem Reichstage, den Matthias zu Regensburg 13. Aug. 1613 eröffnete, begehrten die Fürsten der Union die Aufhebung des geistlichen Vorbehalts, die Aufhebung des Rechtes der Stimmenmehrheit auf den Reichstagen, besonders in Religions-Sachen, und aus Protestanten und Katholiken gleichmäßig zusammengesetzte Reichsgerichtshöfe. Schlüsse, die diese Dinge in dem Reiche gesetzlich gemacht, würden dem Katholicismus sicher binnen nicht langer Zeit den Untergang gebracht haben. Deshalb widerstanden die katholischen Stände, jetzo noch im Besitze der Stimmenmehrheit, weil so viele Erzbischöfe und Bischöfe mit auf den Reichstagen waren, auf das Aeußerste. Es gelang ihnen um so mehr Alles zu hintertreiben, da die eifrigsten Lutheraner, besonders Hessen-Darmstadt und die beiden Häuser Sachsen zu den Katholischen standen. In dem Kurfürstenthum Sachsen war 2. Juli 1611 Christian II. gestorben und Johann Georg I. gefolgt. Also ward der Reichstag am 22. Octbr. 1613 aufgelößt.

Um diese Zeit war Kaiser Matthias gesonnen, den Krieg gegen die Türken und gegen Sulten Ahmed I. wieder zu eröffnen, ob nicht ganz Ungarn wieder gewonnen werden könnte.

Die verwirrte Lage des türkiſchen Reiches ſchien zu einem ſolchen Verſuche einzuladen. Der Reichstag von 1613 hatte auch ſchon dem Kaiſer eine geringe Hülfe zu dieſem Kriege bewilliget. Da ſie ſo gering ausgefallen, wendete ſich Matthias an die Stände Ungarns, Böhmens und Oeſtreichs. Aber einmüthig wollten ſie von einem ſolchen Kriege nichts wiſſen, ſeine Nothwendigkeit nicht begreifen, Gelder nicht bewilligen. Darum erneuerte der Kaiſer 1. Juli 1615 den Frieden von Zvitſa-Torok auf zwanzig Jahre, hatte auch ſchon früher, 6. Mai 1615, den klugen und rüſtigen Bethlen Gábor, den die Stände von Siebenbürgen 1613 zu ihrem Fürſten erwählt, anerkannt. Ein Krieg mit den Türken würde den Proteſtantismus wieder in eine günſtige Lage verſetzt haben. Aber dieſe Bundesgenoſſenſchaft wollten und wünſchten ſie ſelbſt nicht. Ahmed I. aber ſtarb nicht lange darauf, 22. Novbr. 1617, Muſtafa beſtieg den Thron, ward aber bald, ſchon am 26. Febr. 1618 geſtürzt und Osman auf denſelben erhoben. Osman wendete ſeine Waffen gegen Polen und der alten Entwürfe gegen Deutſchland ward vor der Hand von den Türken nicht mehr gedacht.

Daß es aber ſo war, mußte doch eine Ungunſt im Stande der allgemeinen Weltverhältniſſe für den Proteſtantismus genannt werden. Und ſolche Ungunſt kam um dieſelbe Zeit noch von andern Seiten her. Scheint es doch faſt, wenn man die Geſchichte der letzten Jahrzehnte betrachtet, als habe die Weltregierung für beide Religions- und Kirchenparteien ein Gleichgewicht in der Gunſt und Ungunſt der Dinge zu halten gedacht, damit keine die andere ganz überflügeln und überwältigen, und die beiden Haupt-Verſchiedenheiten der Auffaſſung des Chriſtenthums, Katholicismus und Proteſtantismus, in dem deutſchen Reiche, dem Herzen Europa's,



gemiſcht neben einander beſtehen ſollten. Daher der ſtete Wechſel der Dinge und der Ereigniſſe, welcher bald die eine, bald die andere Partei begünſtiget und fördert. Die Häuſer Kur-Brandenburg und Pfalz-Neuburg hatten zwar gemeinſchaftlichen Beſitz vom jülich-cleveſchen Erbe genommen, ſich aber über daſſelbe noch nicht gehörig auseinandergeſetzt. Es war die Rede davon, den Prinzen Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg mit der brandenburgiſchen Prinzeſſin Anna Sophia zu vermählen und ihm die brandenburgiſchen Rechte auf die Erbſchaft als Mitgift zu geben. Hierdurch würde jene dem Hauſe Brandenburg aber doch ganz verloren gegangen ſein; deshalb mag der Kurfürſt Johann Siegismund dem ganzen Plane wenig geneigt geweſen ſein. Es ſollen nun beide, der Kurfürſt und der Prinz, einſtmals in einen heftigen Wortwechſel gerathen, dieſer von jenem, wie denn die Sitten der Zeit wild und roh ſind, einen Schlag ins Geſicht erhalten haben.

Wie es ſich nun auch immer mit dieſer Erzählung verhalte, Unfrieden iſt wegen der Erbſchaft ſicher zwiſchen beiden geweſen. Da kommt der Prinz nach München zu Maximilian I., dem Vetter ſeines Hauſes: denn die Häuſer von Baiern und von der Pfalz, zwieſpältig im Glauben geworden, ſind ſich doch nahe verwandt. Hier gewinnt er die Prinzeſſin Magdalena, Schweſter des Baiern-Herzogs, lieb und eine Vermählung zwiſchen ihnen wird verabredet, zu der Wolfgangs Vater, Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg, ein ſtrenger Lutheraner, endlich in der Hoffnung, daß die künftige Tochter zum Lutherthume könne bekehrt werden, ſeine Einwilligung giebt. Aber ſchon hatte der Baiern-Herzog und die Jeſuiten an Wolfgang gearbeitet und ihn nach langem Widerſtreben erſt wankend in ſeinem proteſtantiſchen Glauben

gemacht, dann ihn sogar zum heimlichen Uebertritt 14. Juli 1613 bewogen. Der alte, ehrwürdige Vater ward hintergangen und getäuscht, die Vermählung am 11. Novbr. 1613 vollzogen. Als Statthalter seines Vaters in die jülich-cleveschen Lande zurückgekehrt, kam nun Wolfgang in immer bitteren Streit mit Brandenburg, bis von beiden Seiten Fremde auf deutschen Boden gezogen wurden. Brandenburg rief zuerst Truppen der niederländischen Republik, mit welchen die Union schon 6. Mai 1613 ein förmliches Bündniß geschlossen, und bemeisterte sich der Festung Jülich. Wolfgang rief aus den spanischen Niederlanden Spinola und spanische Truppen, jagte die Brandenburger aus Düsseldorf. Die Spanier bemeisterten sich Aachens, unterdrückten die Protestanten daselbst, die auch der Kaiser in die Acht gethan, ja sie kamen über den Rheinstrom und besetzten Wesel. So tummelten sich schon die Fremden mit frecher Willkühr auf dem Boden des Vaterlands, weil der Streit um Glauben und Kirche die nationale Einheit zerrissen. Wolfgang aber, von jungem Glaubenseifer ergriffen, sprach 25. Mai 1614 zu Düsseldorf seinen Uebertritt öffentlich aus. Heftig zürnte der alte Vater und der Sohn suchte ihn durch die Versicherung zu begütigen, daß die Glaubens- und Gewissens-Freiheit der Unterthanen doch von ihm solle geachtet werden. Philipp-Ludwig aber starb 12. Aug. 1614 aus Kummer und Schmerz. Abermals war das Gewicht des Katholicismus in dem Reiche gestiegen. Sie hatten doch wieder eine Fürstenstimme mehr.

Die Jesuiten triumphirten, daß Wolfgang aus reiner Ueberzeugung übergetreten sei. Es fügte sich aber seltsam, daß der Jesuit Jacob Raihing, Wolfgangs Hofprediger, der seines Herrn Verfahren in diesem Lichte dargestellt, selbst zum Protestantismus übertrat und theologischer Professor in



Heidelberg ward. Eine trübe und düstere Stimmung wollte man seit dem Uebertritt an dem Pfalzgrafen bemerken, der von demselben auch nicht alle Vortheile gewann, die er erst mochte gehofft haben. Denn der Bund mit den Katholischen brachte ihn in den Alleinbesitz der jülich-cleveschen Lande nicht. Er mußte zu Xanten 1614 einen Theilungstractat mit Brandenburg schließen. Es konnte derselbe aber nicht ausgeführt werden, weil Spanier und Niederländer sich weigerten, den Boden des Reiches zu räumen. Sicher aber aus Ueberzeugung geschah es, daß Johann Siegismund von Brandenburg öffentlich und feierlich 25. Febr. 1613 das Lutherthum verlassen und zum Calvinismus übergetreten war. In den Ländern des Kurfürsten entstanden darüber die größten Bewegungen und wenig fehlte, so wären die Lutherischen in Brandenburg und Preußen bis zu offenem Aufruhr gegen den calvinisch gewordenen Landesfürsten losgebrochen. Johann Siegismund entsagte aber dem fürstlichen Reformationsrecht, welches protestantische und katholische Fürsten damals ausübten, und gelobte 5. Febr. 1615 die Unterthanen bei dem Augsburgischen Glaubensbekenntniß sonder Zwang und Drang zu lassen. Aber das immer weitere Umsichgreifen des Calvinismus schwächte und verwirrte die ganze protestantische Partei. Im Uebrigen starb Kurfürst Johann Siegismund unter den folgenden Ereignissen 23. Decbr. 1619 und sein ebenfalls eifrig calvinischer Sohn Georg Wilhelm folgte ihm in dem Kurfürstenthume und im Herzogthume Preußen.

Nach diesen Ereignissen zogen sich nun einige Jahre noch hin, die große und schlagende Ereignisse nicht in ihrem Schooße tragen. Eine Art von Ruhe waltet in ihnen über dem Reiche, aber eine bange, gewitterschwere Ruhe, die schon zuweilen von dem fernen Donner des nahenden Unwet-

ters unterbrochen wird. Offener Kampf der Waffen muß zu irgend einer Zeit, es sei über lang oder es sei über kurz, zum Ausbruch kommen. Der Katholicismus will, was er verloren hat, zurückerobern und achtet nicht darauf, wie viel Jammer, Noth, Blut und Thränen darüber sein werden, wie das Vaterland dabei eine Beute der Fremden, der Undeutschen wird werden müssen. Der Katholicismus erscheint als von allen deutsch-nationalen Gefühlen losgerissen. Spanien, Italien, jetzt auch Frankreich sind die Stützpuncte, auf denen er Deutschland wieder überwältigen will. Nur sind die Kräfte des Katholicismus auf einige Zeit gelähmt. Dem kaiserlichen Hause ist die Liga deshalb unangenehm, weil sie eine freie und selbstständige Macht in dem Reiche geworden, weil die Leitung dieser Liga an Maximilian I. gekommen. Das Haus machte den Versuch, einen andern katholischen Bund zu Stande zu bringen, der unter Erzherzog Maximilian, Bruder des Kaisers, stehen sollte. Man suchte daher die alte Liga aufzulockern und ihre Glieder zu dem neuen Bunde, der entstehen sollte, herüberzuziehen. Es gelang damit auch soweit, daß 1616 die alte Liga als aufgelößt betrachtet werden mußte. Maximilian I. von Baiern hatte bereits die Hauptmannschaft derselben niedergelegt. Zu Stande aber kam das neue Bündniß nicht. Durch diese Spannung zwischen Oestreich und Baiern kam ein Stocken in die Unternehmungen des Katholicismus. Die Gesinnungen aber in demselben blieben, wie sie früher gewesen, es blieb der Entschluß, loszuschlagen, loszubrechen, so wie man Kraft genug habe, so wie die Gelegenheit sich günstig zeige. Freilich war es weniger der alternde Kaiser Matthias, der solcher Gedanken und Entschlüsse voll war, als andere, Maximilian I. von Baiern vornehmlich und Ferdinand von Steiermark, die immerfort



als die Häupter des deutschen Katholicismus betrachtet werden müssen. Weil nun aber der Name und der Schatten der Kaisergewalt sich noch in Matthias Hand befindet, so geschahen allerdings von da aus noch einige Schritte, welche wie Milde und Versöhnlichkeit aussahen.

Die protestantische Sache liegt, da auch Johann Georg I. von Sachsen bei der zweifelhaften und zweideutigen Weise seines Vorgängers verharrt, in den Händen der Union, an deren Spitze Kur-Pfalz steht. Kurfürst Friedrich V., ein schwacher, unentschlossener, haltloser Mann, hat sich 1613 mit einer königlichen Prinzessin, mit Elisabeth von England, Tochter Jacobs I., der nach dem Tode der großen Elisabeth die Krone von England und Schottland auf seinem Haupte vereiniget, vermählt und seine Seele ist dadurch mit hohen und stolzen Gedanken erfüllt worden, denen seine innere Kraft nicht entspricht. Im Jahre 1614 hat er die Regierung der Kur-Pfalz selbst übernommen. Die Union bat den Kaiser, doch noch eine friedliche Vergleichung aller religiösen Streitigkeiten in dem Reiche zu versuchen. Wenn es darüber, sagte sie, zu Verhandlungen komme, so würde sie ihre friedliebenden Gesinnungen, ihre deutsche Weise erhärten. Würde aber auch dieser Antrag verworfen und Alles auf die Faust gesetzt, so würden es diejenigen, welche das Vaterland den Fremden Preis gäben, nicht sie, vor Gott dereinst zu verantworten haben.

Um etwas deutscher und patriotischer ist, mitten in der religiösen Erbitterung, die Gesinnung der Protestanten doch immer noch. Ihr friedlicher Antrag frommt zu nichts und selbst Kaiser Matthias kann nichts thun, denn die katholischen Fürsten und Stände suchen Ausflüchte aller Art, daß es nicht einmal zu dem ernstlichen Anfange friedlicher Verhandlungen kam. Die Protestanten aber fassen und begreifen ihre Gegner

noch immer nicht. Sie haben die Erkenntniß nicht gewonnen, daß es gewisse Lagen giebt, wo man nicht ausreicht mit den gewöhnlichen Mitteln, wo nicht anders als durch rasche Kühnheit die Erhaltung, der Sieg und die Ausdehnung gewonnen wird. Kein über die Mittelmäßigkeit sich erhebender Geist ist unter ihnen, keiner, der dem ewigen Reden und Wiederreden, Ueberlegen und Wiederüberlegen ein Ende mache. Kaiser Matthias erließ zwar an beide im Reiche bestehende Bünde 3. April 1617 den Befehl sich aufzulösen. Aber niemand fragte darnach. Die Protestanten erneuerten ihre Union 23. April 1617 auf drei Jahre, die Gesinnung erkennend, welche in den Katholischen war. Im Mai desselben Jahres erneuerte Maximilian I. von Baiern die Liga, nur den Namen derselben vermeidend.

Nicht lange darauf feierten die Protestanten 31. Octbr. 1617 zum erstenmale das hundertjährige Jubelfest der Reformation und verabsäumten dabei nicht, ihren glühenden Haß gegen das Pabstthum unverholen zu Tage zu legen. Die Jesuiten beeiferten sich mit Schimpfen und Schmähungen zu antworten, und von beiden Seiten gab sich eine große Roheit kund. Die Bildung der Nation war seit einem Jahrhundert nicht allein aufgehalten, sondern sogar zurückgedrängt worden, als das ganze Leben sich um die Entscheidung theologischer Fragen drehete, von denen nur ein Theil fruchtbringend für den Geist werden, der andere ganz unfruchtbar für denselben bleiben mußte. Roheit und Verwilderung griffen immer weiter um sich, um bald furchtbar zu Tage zu treten. Der römische Stuhl aber hatte den Protestanten schon im Voraus auf ihr Jubelfest geantwortet. Durch eine Bulle Pabst Pauls V. vom 12. Juni 1617 war ein Jubeljahr ausgeschrieben worden, das die katholische Kirche am 10. Novbr. 1617 feierlich beging.



Die lärmenden, tobenden und bitteren Worte, welche von beiden Seiten bei dieser Gelegenheit fielen, waren die Boten der bitteren Thaten, welche bald darauf folgten. Nicht ging das Jahr 1617, wo das Reformationsjubiläum der Protestanten und das Jubeljahr der Katholischen die Stimmung noch verbittern zu müssen schien, die schon früher bitter genug gewesen, vorüber, ohne wichtige Ereignisse, die den Ausbruch fast mit Nothwendigkeit herbeiziehen mußten, in seinem Schooße zu bringen. Der Zwiespalt, der in dem kaiserlichen Hause früher gewesen, war mit Rudolfs II. Tode erloschen. Matthias, alt, lebenssatt, schwach, kinderlos, wie es auch seine beiden Brüder, die Erzherzöge Maximilian und Albrecht waren, mußte daran denken, die Stellung zu sichern, die das Haus seit Karl V. und Ferdinand I. in der Welt behauptete. Diese beruhete nicht sowohl auf den Erblanden, auf Oestreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, Tirol und Vorder-Oestreich, als auf dem Besitze der Kronen, von Böhmen, Ungarn und Deutschland, wo in den beiden ersten die Stände, in dem letzten die Kurfürsten das Wahlrecht besaßen. Leicht konnten diese Kronen verloren gehen, sorgte man nicht in Zeiten. Darum verständigten sich alle Glieder des Hauses, auch Philipp III. von Spanien eingeschlossen, diese Wahl-Kronen noch bei Lebzeiten des Kaisers Matthias auf Ferdinand von Steiermark zu bringen, in dessen Jugend und Kraft die Hoffnungen der deutschen Linie des Gesammthauses fast allein beruheten.

Diesen, den Mann, welcher sich bis jetzt nur durch rücksichts- und erbarmungslosen Feuereifer für den Katholicismus ausgezeichnet, stellte Kaiser Matthias zuerst den böhmischen Ständen vor, damit sie ihn zu ihrem künftigen König wählten. Nicht so ganz fest und bestimmt stand das Wahlrecht der

böhmischen Stände da, daß sie überhaupt in der Regel hätten wählen können, wen sie wollten. Sie hatten sich in der Ausübung dieses Rechtes, das sie seit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts besaßen, doch, zwar nicht immer, aber gewöhnlich an das einmal herrschende Haus gehalten und aus demselben gewählt. Als einer, der schon ein gewisses Erbrecht auf den böhmischen Thron habe, ward ihnen Ferdinand von Steiermark vorgestellt. Es waren größtentheils Evangelische, die ihn wählen sollten und es kann auf den ersten Anblick befremdend erscheinen, daß unter diesen nur Heinrich von Thurn und Colonna von Fels sind, die Ferdinands, den man als geschworenen Feind des Protestantismus kennt, Wahl und Einsetzung aufzuhalten und zu verzögern suchen. Alle andere wählen ihn, also daß 23. Juni 1617 Ferdinand, nachdem er alle Rechte und Freiheiten des Landes, auch den Majestätsbrief anerkannt und beschworen, zum König von Böhmen gekrönt werden kann.

Zwei Dinge indessen erklären diese, für die erste Betrachtung, befremdende Erscheinung. Die Protestanten haben zuerst ein starkes Rechtsgefühl, Ferdinand hat doch schon ein gewisses Recht auf die böhmische Krone und es soll ihm dieses ohne die höchste Noth nicht gekürzt werden. Sie meinen ferner durch ihre Briefe und Privilegien, durch Ferdinands Schwüre und durch ihre eigene Kraft auch gegen den erzrömisch-katholischen Sinn ihres künftigen Königs vollkommen gesichert zu sein. Indessen erheben die Jesuiten sogleich ein gewaltiges Triumphgeschrei über Ferdinands Wahl und Krönung. Die protestantischen Böhmen scheinen dadurch bald zur Besinnung und zur Reue gebracht worden zu sein. Sie erwogen, wie rücksichtslos Ferdinand in seinen steierischen Erblanden sich über Alles hinweggesetzt, um dem Katholicismus



einen Triumph zu bereiten. Eine düstere und besorgliche Stimmung verbreitete sich daher schnell über die böhmischen Protestanten. Gemehrt und gesteigert ward sie sofort durch den Umstand, daß Kaiser Matthias sein Hoflager von Prag hinweg nach Wien am Ende des Jahres 1617 verlegte, keinen wirklichen Statthalter über Böhmen verordnete, die Landesverwaltung sieben katholischen und nur drei evangelischen Herren überließ.

Ferdinand aber war nicht lange in Böhmen geblieben, sondern nach Ungarn gegangen, wo Matthias auf den 18. März 1618 einen Reichstag ausgeschrieben, dem er, schon matt und krank, nicht in Person beiwohnen konnte. Seine Gewaltboten redeten hier nicht von Ferdinands Wahl, sondern nur von Anerkennung, Einsetzung und Krönung zum künftigen König, als ob ein Wahlrecht der ungarischen Stände gar nicht Statt habe. Aber gerade dadurch wurden die ungarischen Stände aufmerksam und bedenklich gemacht. Die Katholischen fürchteten, daß das kaiserliche Haus die politischen Freiheiten und Rechte umzubrechen gedenke, die Protestanten, daß es nicht allein dieses, sondern auch den Umsturz des Wiener Religions-Friedens, gegen welchen in der Zwischenzeit so Manches geschehen, beabsichtige. Darum bestanden sie darauf, daß der Kaiser zuerst ihr vollkommen freies Wahlrecht anerkenne, Ferdinand sich im Voraus zu unverletzlicher Erhaltung ihrer Freiheiten und Rechte, der Wahlcapitulation des Kaisers und des Wiener Religions-Friedens verpflichte. Weder das Eine noch das Andere konnte von dem kaiserlichen Hause umgangen werden. Und nun verhandelten die Stände über Ferdinands Wahl. Sie setzten für denselben eine abermalige Wahlcapitulation auf, darin nicht allein aller politischen Rechte und Freiheiten, sondern auch der religiös-kirchlichen

ausdrücklich und ausführlich gedacht war. Der Wiener Religions-Friede soll unverbrüchlich gehalten und die Ausübung der Religion, welche sie wollen, den Baronen, Magnaten, Edelleuten, königlichen Freistädten, Marktflecken, Dörfern frei sein, auch Niemand, wes Standes er immer sei, von dem Könige oder von den Grundherren im Genusse dieser kirchlichen Freiheit gestört oder gehindert werden. Hierauf ward Ferdinand 16. Mai 1618 zum künftigen König Ungarns gewählt. Es verliefen noch beinahe acht Wochen, ehe seine Krönung vor sich gehen konnte. Und in dieser Zeit brach die lange religiös-kirchliche Spannung, welche zwischen Katholicismus und Protestantismus bestand, zuerst in Böhmen in eine klar auflodernde Flamme aus.

Den dritten Thron, welchen die anderen Glieder des kaiserlichen Hauses für Ferdinand von Steiermark in dieser Zeit auch noch zu gewinnen suchten, den Thron des deutschen Reiches, vermochten sie doch nicht ihm zu verschaffen. Viel ward darüber von Seiten des kaiserlichen Hauses mit den bedeutendsten Fürsten des Reiches verhandelt, um sie für den Gedanken zu stimmen, noch bei Matthias Lebzeiten die Wahl eines künftigen Königs zu veranstalten und sie auf Ferdinand von Steiermark fallen zu lassen. Die katholischen Kurfürsten und Sachsen zeigten sich auch geneigt; die Union fürchtet, daß er gelingen möchte. Im Mai 1618 sollte ein Kurfürstentag deshalb gehalten werden.

Daher suchte die Union Spaltung unter die Katholiken zu bringen und trug durch Kur-Pfalz und Friedrich V. dem Herzog Maximilian I. von Baiern die kaiserliche Krone an, obwohl dieser selbst schon Ferdinand von Steiermark zum künftigen Kaiser vorgeschlagen. Mit diesem Anerbieten beabsichtigte die Union sicher weiter nichts als die Baiern und ihre Freunde



von dem kaiserlichen Hause und von Ferdinand von Steiermark zu entfernen und so dessen Wahl zum künftigen König und Kaiser zu hintertreiben. Sie beachsichtigte sicher nicht, sich in Ferdinand einen Feind zu entfernen und dafür in Maximilian I. von Baiern einen anderen zu geben. Deshalb, weil er getäuscht werden sollte, ward auch dem Herzog zu verstehen gegeben, daß er mit seiner Wahl aber warten möchte, bis Matthias gestorben; denn es sei ungesetzlich bei Lebzeiten eines Kaisers schon einen zukünftigen zu wählen. Friedrich V. von der Pfalz scheint sogar für sich selbst an das Kaiserthum gedacht zu haben. Die Schlinge, welche den Katholischen gelegt werden sollte, war viel zu grob, als daß der kluge Maximilian I. sie nicht hätte sehen sollen. Aber die Unterhandlungen mit den Pfälzern setzte er fort und am Anfange des Jahres 1618 war Friedrich V. deshalb sogar persönlich in München. Der Herzog unterhandelte nur, um besser hinter alle Entwürfe der Widerpart zu kommen. Das Interesse des Katholicismus begehrte, daß Ferdinand Kaiser würde, und dieses Interesse stand für Maximilian höher als das eigene. Darum dachte er an das Kaiserthum für sich selbst nicht. Der ausgeschriebene Kurfürstentag kam indessen gar nicht zu Stande, denn die böhmischen Unruhen traten dazwischen und zogen die allgemeine Aufmerksamkeit nach einer andern Seite hin.

# Drittes Kapitel.

Wie in dem Reiche der Deutschen die Flamme des Krieges ausbrechen will, welcher im Wesentlichen, ob sich auch andere Dinge einmischten, ob auch nicht allen, die in ihm eine bedeutende Rolle spielen, immer nur der Glaube und die Kirche Zweck der Bestrebungen und Bemühungen ist, doch um Glauben und Kirche gestritten wird, ist vom hohen Norden Europa's her der Retter des Protestantismus aus gegenwärtigen und zukünftigen Gefahren schon ein bedeutender Mann geworden, der seine Thatkraft, seine Klugheit, seinen Edelmuth und seine reine Gesinnung schon vielfach erprobt, dessen Name mit Achtung und mit Ehren genannt wird, der unter den Großen und Gewaltigen der Erde leuchtet wie ein glänzender Stern, an welchem, wie er nach kurzem aber inhaltsreichem und segensvollem Leben wieder aus dem irdischen Dasein geschieden, selbst die erbittertsten Feinde den Makel, den sie an ihm so gern gefunden, nicht zu finden vermochten. Gustav Adolf war dieser Retter und dieser Mann.

An dem Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts war an dem Reiche Schweden die Gefahr, sich den Katholicismus gewaltsam aufgedrängt zu sehen, vorübergezogen. Karl IX. hatte 1604 den Thron bestiegen und Gustav Adolf, sein Sohn, war zum rechtmäßigen Erben des Thrones von dem Reichstage erklärt worden. Lange war mit diesem Schritte gezögert worden; nur ungern verletzten die Schweden den Buchstaben des Rechtes, welchem gemäß dieser Thron Siegismund, dem Könige von Polen, gebührte. Nur weil man die Wahl hatte vor dem jesuitischen Katholicismus, mit dem Siegismund auf das innigste zusammengewachsen war, unterzugehen oder ihn, diesen Buchstaben, zu verletzen, verletzte man ihn endlich. König Karl IX. selbst hatte auch noch lange Bedenklichkeiten, ob er mit Recht auf dem Throne sitze, zumal da, auch wenn nach dem Reichsgesetze von 1604 Siegismund von Polen durch seinen katholischen Glauben unfähig für den Thron von Schweden werde, derselbe doch dessen Stiefbruder, dem Herzog Johann, zu gebühren schien, der treu im Lutherthume ausgeharrt. Diese Bedenklichkeiten und Gewissenszweifel geben ein ehrenvolles Zeugniß über Karl IX. Es war doch weniger Herrschsucht als Sorge für den Protestantismus, als Ueberzeugung, daß es einmal so unabweisbare Nothwendigkeit für Schweden sei, was ihn angestachelt gegen Siegismund, und ihn bewogen, sich an den Thron hinzudrängen. Noch im Jahre 1606 wollte er die Regierung zu Gunsten Johanns niederlegen. Dieser aber trug keine Lust und keinen Beruf nach der hohen königlichen Stellung in sich und begnügte sich mit dem ihm schon früher verheißenen Herzogthum Ostgothland. Nun erst, nachdem Johann rein freiwillig zurückgetreten, ließ sich Karl IX. zu Upsala 1607 zum König krönen. Bei dieser Krönung empfing der junge Gustav Adolf das Herzogthum Finnland, der zweitgeborne Sohn Philipp das Herzogthum Südermannland.

Was aber von der Widerpart gegen das neue Königshaus versucht ward, mißlang, es mochte auf ungeradem oder auf geradem Wege versucht werden. Vergebens predigten die Jesuiten jungen Schweden, die in Italien und Polen studiert, Aufruhr und Empörung oder noch ärgere Dinge. Einer ihrer Jünger, Petrus Petrosa, der sich in den Dienst des Königs

geschlichen, überfiel ihn einst, da er allein war, mit dem Meuchelmörderdolche. Doch mißlang das Bubenstück und der Verbrecher fand auf dem Hochgerichte den verdienten Lohn. Mit geraden und ehrlichen Waffen kämpfte König Siegismund fort, aber auch auf diesem Wege war nichts zu erreichen. Der Krieg, mit furchtbarer Grausamkeit in Esthland und Liefland geführt, brachte Siegismund nicht weiter. Zwar gewannen die Polen bei Kirchholm in der Nähe Rigas 27. Septbr. 1605 eine Schlacht, aber Siegismund konnte den Sieg nicht verfolgen, denn es brachen in Polen selbst heftige Bewegungen gegen den König aus. Sie entstanden, weil der Adel Polens zu gewahren glaubte, daß Siegismund darauf sinne, uneingeschränkte Königsgewalt zu begründen. In der That scheint er daran gedacht zu haben. Auch dieses trägt dazu bei, daß seine Entwürfe gegen Schweden nicht hinausgeführt werden können. So arbeitet der Mensch gegen sich selbst und zerstört durch einen seiner eigenen Entwürfe den andern, wenn es der Wille der Gottheit ist, daß er ihn nicht hinausführen soll.

Zu derselben Zeit, wo er noch immer den Katholicismus nach Schweden zu bringen gedachte, arbeitete König Siegismund auch an einem andern riesenmäßigen Entwurfe noch, der für die Schweden Veranlassung ward, sich auf der Bühne großer Begebenheiten zu zeigen. Seitdem, einige Zeit nach der Reformation, der Katholicismus sich zu neuer Thätigkeit erhoben, hatte Rom auch daran gedacht, das russische Reich zu gewinnen. Von Pabst Gregor XIII. war der Jesuit Anton Possevin zu dem Zaren Iwan Wasiljewitsch gesendet, damit er für diesen Zweck arbeite. Aber so entschieden war die Feindschaft der Russen und des morgenländischen Katholicismus gegen den römischen, daß der Jesuit nicht einmal das Recht



der öffentlichen Glaubensverehrung gewinnen konnte, welche den evangelisch-lutherischen Christen nicht verweigert ward. Nicht lange nun nach dem Ableben dieses Zaren Iwan Wasiljewitsch 1584 begann das russische Reich in eine furchtbare Verwirrung zu sinken. Feodor Johannowitsch, sein ältester Sohn, gelangte zuerst zur Herrschaft, führte sie aber mehr dem Namen als der That nach. Der That nach war sie bei dem Bruder seiner Gemahlin Irina, Boris Godunow genannt. Dieser ließ den Stiefbruder des Zaren, Demetrius geheißen, ermorden, um sich selbst den Weg zum Throne zu bahnen. Es starb nun auch 1598 mit Feodor Johannowitsch das alte Herrschergeschlecht der Rurick aus, und Boris Godunow brachte es dahin, daß er zum Zaren gewählt ward. Der neue Zar von Rußland war der erste Fürst Europa's, der Karl IX. als König von Schweden anerkannte. Denn es war Rußlands Interesse, daß Siegismund Schweden nicht gewinne. Zu schwer lag damals schon die polnische Macht auf Rußland; große und schöne Theile des alten und eigentlichen Rußlands waren an Polen verloren gegangen.

Auch bei Boris Godunow suchten die Jesuiten sich anzubauen, aber sie empfingen die bittere Antwort vom Zaren, daß jetzo Moscau das wahre, rechtgläubige Rom sei. Da es also in Güte mit der sogenannten Bekehrung des Zaren und der Russen nicht gehen wollte, ward ein anderer Weg versucht. Ein gemeiner Russe, Jury Opretjew geheißen, trat auf und behauptete, er sei Demetrius, Sohn des Zaren Iwan Wasiljewitsch, der nicht ermordet worden. Er kam nach Polen und als er dort im Stillen katholisch geworden, sein Reich, wenn er es durch polnische Hülfe gewönne, katholisch zu machen gelobte, waren die Jesuiten, der apostolische Legat Rangoni und König Siegismund für ihn Feuer und

Flamme. Auch Pabst Clemens VIII. säumte nicht, den apostolischen Segen über ihn auszusprechen. Der Betrüger, von den Polen unterstützt, von vielen Russen als der wahre Demetrius angesehen, bemeisterte sich, als Boris Godunow 1605 gestorben, Moscaus und ward als Zar anerkannt. Aber die Neigung, die er thörigt für die Polen und den Katholicismus offenbarte, der Hohn und Schimpf, mit dem er den nationalen Klerus behandelte und die Großen Rußlands erbitterte, führte die Russen bald von der Täuschung, in welcher sie geschwebt, zurück. Wie ein Mann erhub sich 17. Mai 1606 Moscau gegen den falschen Demetrius und die Polen. Der Betrüger fand in dem blutigen Aufstande den Untergang.

Aber die Leiden Rußlands waren noch nicht geendet. Die Russen wählten den alten Wassilji Schuisky zum Zaren. Bald indessen stand in Polen, als sei er dorthin aus dem Blutbade von Moscau entronnen, 1608 ein zweiter falscher Demetrius auf. Und wiederum mit polnischer Hülfe erschien er auf russischem Boden, den Bürgerkrieg entzündend. Ein Theil der Großen Rußlands, des Volkes überhaupt erkannte diesen neuen falschen Demetrius an, die Einen bewogen durch den Glauben, daß er wirklich Demetrius, der Bruder Feodors Johannowitsch sei, die Andern, um in seinem Namen, im Bürgerkriege, zu zerstören, zu rauben, zu morden. Und Siegismund, die Polen, die Jesuiten standen immer hinter dem tollen und wirren Getreibe, um Rußland noch an Polen und den Katholicismus zu bringen. Der falsche Demetrius ward von den Polen auf das Aeußerste unterstützt. Die polnischen Truppen wütheten aber mit der entsetzlichsten Barbarei gegen die Russen, die, treu dem Zaren Wassilji, Nationalität und Glauben gegen den Betrüger und die Polen verfechten wollten. Diese Polen waren auf eigene Faust, vom Fürsten Sapieha geführt, nach Rußland gekommen, König Siegismund nahm Anfangs an diesen Dingen keinen öffentlichen und unmittelbaren Antheil.



Nicht ruhig aber konnten die Schweden sehen, wie sich in ihrer Nachbarschaft der Katholicismus einen neuen Sieg bereiten wolle. Also trat Karl IX. auf und schloß mit Wassilji Schuisky einen Bund zur Vertheidigung des alten griechischen Glaubens gegen den Katholicismus und zur Vertheidigung der russischen Nationalität gegen Polen. Unter dem tapfern Jacob de la Gardie ward ein kleiner schwedischer Heerhaufe nach Rußland gesendet, wo er sich im März 1609 mit dem Fürsten Scopin-Schuisky vereinigte, welcher den Thron Wassiljis und die Nationalität gegen die Polen unter Sapieha und die Anhänger des falschen Demetrius vertheidigte. Also schon geraume Zeit vorher, ehe sie in Deutschland erscheinen, traten die Schweden als Verfechter fremder Rechte auf. Und sie traten in einer Weise auf, welche das Staunen der Welt erregte und ihre Augen gewaltig auf das kleine, aber heldenmüthige Volk zog. Nord-Rußland ward befreit, Moscau, das auf dem Puncte stand, in die Hände Sapieha's und des falschen Demetrius zu fallen, gerettet.

Indessen war es den Schweden nicht bestimmt, die Rolle der Retter und Befreier auf diesem Boden hinauszuführen. Rußland selbst hinderte sie daran. Die Verwirrung in diesem Reiche stieg mit reißender Schnelligkeit, also daß Alles unterzugehen drohete. Siegismund von Polen hatte lange hinter dem wirren Spiele gestanden, das in Rußland getrieben ward und seine Zeit erwartet. Endlich brach er mit einem eigenen königlichen Heere, noch im Jahre 1609, in Rußland ein. Auch er kündete sich als Retter und Befreier aus den Wirren an, in welche Rußland gefallen. Sein Gedanke aber

war allein, sich selbst auf den Thron von Rußland zu zwingen und dem Katholicismus auch hier den Weg zu bereiten. Nun verließen die Polen unter Sapieha fast alle den falschen Demetrius und stellten sich zu ihrem König. Dieser bewog einen Theil der Großen und der Städte Rußlands, seinen Sohn Wladislas als Zaren anzuerkennen, wobei versprochen ward, daß der Glaube der Griechen von demselben angenommen werden sollte. Siegismund hatte es hierbei nur auf eine Täuschung der Russen abgesehen. Er wollte sich nur erst in den Besitz des Reiches setzen, dann mit seinen eigentlichen Entwürfen hervortreten. Nun spaltete sich Rußland, bis jetzt gespaltet in zwei sich mit Wuth bekämpfende Parteien, sogar auf einige Zeit in drei, die eine für Wladislas, die andere für Wassilji, die dritte für den falschen Demetrius.

Die Verwirrung Rußlands ward so ungeheuer, daß die Schweden daran verzweifeln mußten, mit ihrer geringen Macht über sie hinwegzukommen. Daher zog Jacob de la Gardie mit ihnen, heftig von den Polen gedrängt, ab von Moscau, wo er bis jetzt mit den getreuen Russen den Zaren Wassilji gegen die Polen und die Empörer rüstig geschützt. Die Schweden machten einen heldenmüthigen, bewundernswerthen Rückzug in das nördliche Rußland, wo sie sich wieder festsetzten. Kaum waren sie abgezogen, als Moscau von Wassilji abfiel und ihn 17. Juli 1610 zur Abdankung nöthigte. Auch Moscau erkannte nun Wladislas als Zaren an, und Zar Wassilji ward als Gefangener nach Polen geführt, wo er später, 12. Septbr. 1612, verstorben. Der falsche Demetrius aber ward schon 11. Decbr. 1610 erschlagen, und die Herrschaft des Wladislas hätte in Rußland emporkommen können, wenn von polnischer Seite treu und aufrichtig gehandelt worden. Bald aber gewahrten die Russen, daß sie



schändlich betrogen werden sollten. Siegismund sendete den Prinzen Wladislas nicht, verzögerte dessen Uebertritt zum griechischen Kirchenthume, suchte sich und Polen in den Besitz so vieler Städte als möglich zu bringen, und so die Unterjochung von ganz Rußland allmälig herbeizuführen. Mit frechem Uebermuthe betrugen sich die nach Moscau gesendeten Polen. Aber da erhub sich auch Moscau wieder im März 1611 gegen sie und befreite sich. Die Russen setzten einen obersten Reichsrath ein, um den Krieg gegen Polen zu führen und die nationale Unabhängigkeit zu behaupten.

Die Schweden, die sich während dieser Ereignisse nach Nord-Rußland zurückgezogen, hatten sich rüsten müssen für den Fall, daß Rußland wirklich an Polen käme. Für diesen nun erforderte die Klugheit auch die schwedische Macht zu steigern, und deshalb war von Jacob de la Gardie der Plan entworfen worden, schwedische Herrschaft in dem nordwestlichen Rußland anzubauen, wodurch auch der geographische Zusammenhang zwischen Finnland einer, Esthland und Liefland auf der andern Seite gewonnen ward. Schon hatten die Schweden die wichtige Festung Kexholm am Ladoga-See genommen und sich bis an den Fluß Wolchow ausgebreitet. Unterdessen machte sich Moscau und Rußland wieder von den Polen frei, die Umstände veränderten sich dadurch und König Karl IX. von Schweden faßte einen anderen Gedanken, den Gedanken, einen seiner Söhne auf den Zarenstuhl von Rußland zu bringen. Diesem Entwurfe wurden viele Menschen in Rußland, auch Ljäpunow, einer der Reichsverweser, welche die Russen jetzo über sich gestellt, geneigt. Denn sie meinten, daß zum Zaren am besten ein Ausländer genommen werde, der ohne verwandtschaftliche und persönliche Verbindungen, ohne Verwandte und Genossen, ohne Feinde und Neider unter den

Russen stehen könne. Aber den Polen Wladislas wollten sie nicht, denn uralter Haß war zwischen Russen und Polen und den Russen als strengen Anhängern des morgenländischen Katholicismus der römische Katholicismus der Polen auf das Aeußerste verhaßt. Es war damals ein großer Schicksalsmoment und Schweden mußte einen raschen Entschluß fassen. Rückte Jacob de la Gardie schnell auf Moscau, versicherte sich der Stimme der Vornehmen, schlug die Polen vollends aus dem russischen Boden hinaus, so würde der Zarenthron wohl an Gustav Adolf oder an Philipp, seinen Bruder, gefallen sein.

Aber es fehlte an diesem raschen Entschlusse, welcher den Weltzuständen eine ganz andere Gestaltung hätte geben können. Die Schweden hielten das Unternehmen für schwer und meinten, sich nach allen Seiten hin decken und vorsehen zu müssen. De la Gardie bemeisterte sich der wichtigen Stadt Nowgorod am Wolchow und schloß mit ihr 17. Juli 1611 einen förmlichen Tractat über die Wahl eines schwedischen Prinzen, entweder Gustav Adolfs oder Philipps. Es soll, wenn das Reich dem Beschlusse Nowgorods beitreten wird, eine ewige Freundschaft und ein ewiger Bund zwischen Rußland und Schweden aufgerichtet werden. Auch wird den Russen von Jacob de la Gardie in Schwedens Namen versprochen, daß der griechische Glaube und Gottesdienst frei und ungekränkt fortbestehen, mit Stillschweigen dagegen übergangen, ob der schwedische Prinz, der zum Zaren würde gewählt werden, zur griechischen Kirche übertreten sollte oder nicht. Also ward doch noch Alles auf die Einwilligung der anderen Theile des russischen Reiches ausgesetzt. In Moscau, dem Haupte des Reiches, mußten die Schweden die Stimmen für den Prinzen ihres Hauses suchen. Unterdessen brachte de la Gardie doch



eine große Deputation aus dem nordwestlichen Rußland zusammen, welche in Stockholm um einen solchen bitten sollte. Es kam indessen die Botschaft, daß König Karl IX. gestorben und hierdurch trat eine neue Verzögerung ein.

Nicht ohne noch andere Bewegungen waren die letzten Lebenstage König Karls IX. dahingegangen. Noch immer zuckte eine gewisse Unruhe und Bewegung durch das schwedische Reich, welche der König wohl zu beachten hatte. Zum Theil kam sie auch davon her, daß er kein Freund des Adels war und die großen Privilegien desselben vielfach einzuschränken suchte. Wollte er doch auf einem Reichstage zum Gesetz erheben, daß jeder Edelmann seines Adels verlustig gehen solle, der seine Kinder nicht so erziehe, daß sie entweder gelehrte Kenntnisse erwürben oder zum Kriegsdienste gebraucht werden könnten. Die Stände nahmen aber dieses Gesetz nicht an. Ob solcher Abneigung des Königs gegen das Adelsthum waren doch immer noch viele Edle im Stillen Siegismund geneigt. Sie dachten, unter dem fernen, in Polen lebenden König hätten sie freier und unabhängiger walten und schalten können. Karl IX. ward von ihnen nur der Bauernkönig genannt.

Dieser Bauernkönig stand indessen hoch über den engen Ansichten seiner Zeit. Das Wesentliche trennend von dem Unwesentlichen erkannte er, daß der große Unterschied zwischen den Lutherischen und Calvinischen nicht vorhanden sei, welchen die Zeitgenossen gefunden haben wollten. Daher setzte er einen guten Theil seines Lebens daran, eine Vereinigung zwischen ihnen herbei zu führen, gewann aber damit weiter nichts, als daß die streng-lutherische Priesterschaft Schwedens, am Buchstaben klebend, Bitterkeit gegen ihn faßte und er heimlicher Neigung zu der Ketzerei der Calvinisten beschuldiget ward.

Zu dem Aerger, welchen der König hierüber empfinden mußte, kamen kurz vor seinem Tode noch heftige Streitigkeiten mit Christian IV., König von Dänemark. Noch immer konnten es die Dänen-Könige nicht vergessen, daß ihre Vorfahren auch über Schweden geherrscht. Darum suchte Christian IV., kühner Entwürfe voll, eine Veranlassung zum Kriege mit Schweden und erklärte ihn zu Ostern 1611. Die Dänen brachen in Schweden ein und eroberten durch Verrätherei die wichtige Stadt Kalmar. Erbittert darüber forderte der alte, aber ritterliche König Karl IX. Christian IV. zum persönlichen Zweikampfe heraus, empfing aber eine schnöde und unwürdige Antwort. Dieser lästige Dänenkrieg trug auch dazu bei, daß von Karl IX. in den russischen Verhältnissen rasche und kühne Entschlüsse nicht gefaßt wurden. Er wollte sich nicht in ein weitaussehendes Unternehmen im Osten einlassen, während Schweden selbst im Westen von den Dänen bedroht und angegriffen war. In der Mitte nun dieses neuen Krieges starb König Karl IX. 30. Octbr. 1611. In seinem Testamente fand sich, daß er den Ständen zwischen Johann von Ostgothland, seinem Neffen, und Gustav Adolf, dem Sohne, die Wahl freistellte, obwohl letzterer längst als Erbe und Thronfolger anerkannt worden.

Indem König Karl IX dieses Testament hinterließ, durch welches er seines eigenen Sohnes, Gustav Adolfs, Erbrecht wieder zweifelhaft machte, brachte er noch einmal dem strengen Rechte, welches für Herzog Johann, den Neffen, sprach, seine Huldigung dar. Indessen wurden die Bestimmungen der Weltregierung doch erfüllt und der Thron entging dem wackeren Jüngling Gustav Adolf nicht. Denn, als Herzog Johann selbst, von Karl IX. immer geehrt und gehalten wie der eigene Sohn, auch erzogen von denselben Lehrern,



11. Decbr. 1611 den Reichstag zu Nyköping eröffnet, erklärte er, daß zwar seine in unreifer Jugendzeit abgegebene Thronentsagung ihn nicht binden könne, daß er aber diesem Throne jetzo freiwillig entsage. Also wich nun Johann von Ostgothland in vollkommener Freiheit und Selbstständigkeit dem um fünf Jahre jüngeren Gustav Adolf. Zwei Dinge mögen den Herzog Johann hierzu bewogen haben. Das Gefühl seiner Schwäche und die Anerkennung der höheren Talente und der größeren Kraft Gustav Adolfs, deren das Reich von Schweden jetzo eben dringend bedurfte. Dann aber auch die Liebe, welche er zu Maria Elisabeth, Tochter Karls IX., gefaßt hatte. Diese Liebe, vom königlichen Vater sorgsam gehegt und gepflegt, ward 1612 durch das heilige Eheband gekrönt. Im Uebrigen sah Herzog Johann kein langes Leben; er starb bereits im Jahre 1618. Also war das Haupthinderniß der Thronbesteigung Gustav Adolfs entfernt, und da er eben das achtzehnte Jahr angetreten und zu seiner Mündigkeit gekommen, trat er am 26. Decbr. 1611 die Regierung des Reiches selbst an. Indessen mußte der junge König dabei geloben, ohne die Zustimmung des Reichsrathes nichts zu unternehmen, die Privilegien des Adels, die sein Vater vielfach verkürzt, nicht allein bestätigen, sondern sie auch so erweitern, daß sie unter minder energischen Königen leicht gefährlich werden konnten. Das strenge Lutherthum, welches in Schweden herrschte, legte Gustav Adolf auch noch den Königs-Schwur auf, keines anderen Glaubens öffentliche Ausübung zu dulden, anderen Glaubensgenossen kein öffentliches Amt zu verleihen, wobei indessen Niemand, so lange er sich ruhig verhält, in seinem Gewissen und in seinem stillen Glauben gestört und verletzt werden soll.

Mit der Thronbesteigung nun beginnt das wahre Leben

Gustav Adolfs, das zuerst in einem engeren Kreise sich bewegend, bald eine größere, für ganz Europa bedeutungsvolle und inhaltsschwere Wichtigkeit empfängt. Hinter ihm lag eine wohlgenutzte Jugendzeit, die von den Lehrern Johann Scykte und Otto von Mörner geleitet worden. Schöne Kenntnisse, besonders solche, die dem Staatsmann, dem Fürsten, dem Feldherrn unabweisbar nothwendig sind, hatte sich der königliche Jüngling erworben. Holländisch, Deutsch, Französisch und Italienisch redete er wie ein Eingeborener. In die Wissenschaft der Regierung hatte ihn der eigene Vater eingeweiht und die größten Hoffnungen zu dem Sohne gefaßt. War von wichtigen Dingen die Rede, die für und von Schweden in Zukunft geschehen sollten, pflegte Karl IX., auf den Sohn deutend, zu sagen: „der wird es schon vollenden." In die Wissenschaft des Krieges hatte er sich selbst geführt, vielfach den Unterricht benutzend, den ihm fremde Kriegshauptleute, die oft und gern an den einfachen Hof Karls IX. kamen, geben konnten. Als siebenzehnjähriger Jüngling wohnte er schon allen Gefahren und Gefechten des Dänen-Krieges bei, Geschick und Muth in gleichem Maße erweisend.

Betrachten kann man Gustav Adolf als Menschen, als Christen, als Fürsten und als Feldherrn. Das sind die vier Stellungen, in welche ihn Gott hineingewiesen. Als Mensch erscheinet er rein und sittlich. Doch das Wahre muß auch von dem Helden gesagt werden. Diese Reinheit und Sittlichkeit war eine vollkommene und vollendete nicht. Die schöne Margarethe Cabeljau gebar schon 1616 einen natürlichen Sohn, Gustav Gustavson, später Graf von Wesaberg. Eine andere Liebe mit der schönen Ebba Brahe dagegen scheint eine reinsittliche gewesen zu sein. Er gedachte den Thron mit ihr zu theilen; es sind Liebeslieder übrig geblieben, die er auf sie



dichtete. Die strenge Mutter trat dazwischen und wollte des Sohnes Ehe mit einer unfürstlichen Frau nicht dulden. Gustav Adolf gehorchte und Ebba Brahe ward an Jacob de la Gardie verheirathet. Nachdem der König seine Ehe, von welcher nachmals wird gesprochen werden, geschlossen, scheint er das Eheband treu gehalten und frei von den Verirrungen geblieben zu sein, in welche so Hohe wie Niedere leicht verfallen. Sonst besaß Gustav Adolf, der Mensch, ein kräftiges Streben nach jeglichem Wissen, das zum Guten führt, einen ernsten Willen, es in das Leben hinüberzuführen, eine Kraft der Ausführung und Vollziehung, wie sie in Wenigen gefunden wird, ein richtiges Auge für die Verhältnisse und die Personen, die ihn umgaben. Besonders bemerkt man, wie der König die Talente der Menschen zu entdecken und jeden auf seine richtige Stelle zu bringen versteht. So ziehet er gleich den berühmten Axel Oxenstierna an sich heran, den großen Staatsgeist desselben erkennend. Gustav Adolf denkt und handelt immer frei und selbstständig; keine Persönlichkeit gewinnt einen überwiegenden Einfluß auf ihn, aber Anderer Rath, ist derselbe tüchtig, weiß er wohl zu achten. Gustav Adolf ist einer der vollendetsten Menschen, die jemals im Leben erschienen, ein Mann, in dem sich die menschliche Natur rein und kraftvoll ausgeprägt hat.

Wendet man sich auf Gustav Adolf, den Christen, so tritt ein nicht minder erfreuendes Bild dem Beobachter entgegen. Gustav Adolfs reines und wahres Christenthum spiegelt sich in seinem Leben ab. Es ist nicht ein todter Glaube, der in seiner Brust wohnet, er gehet in die gesunde und reine Gesinnung, in die frohe und kräftige That über. Den Protestantismus — oder, wie man ihn eigentlich wohl hätte nennen sollen, den evangelischen Katholicismus hält er für die

allein wahre und allein rechte Auffassung des Christenthums. Daher hält er es für eine heilige Pflicht, denselben aufrecht zu erhalten und ihn auszubreiten. Eine solche Ausbreitung aber muß und darf nur auf Lehre und Ueberzeugung gebaut sein. Der König kennt die in Rom unbekannte Weisheit, daß ein Glaube nicht frommt, der durch Gewalt aufgeprägt und durch Gewalt festgehalten wird. Als durch den Frieden von 1617 ein kleiner Theil Rußlands unter schwedische Botmäßigkeit kommt, wird zwar ein evangelischer Bischof nach Wiburg gesetzt und auf die Bekehrung der griechischen Unterthanen zum Lutherthume gewiesen, sie soll aber mit Glimpf und durch Predigt allein Statt finden. Im Uebrigen werden die Unterthanen griechischen Glaubens, wenn sie bei ihrer alten Ueberzeugung verharren wollen, in ihrer religiös-kirchlichen Freiheit vollkommen geschützt. In dem katholischen Polen aber werden die griechischen Christen in aller Weise gedrückt und geplagt. In Lappland sorgte der König mit dem größten Eifer für die Ausbreitung des evangelischen Christenthums, welche bis auf seine Herrschaft sammt der ganzen Bildung dieses armen Volkes arg vernachlässiget worden. Es wurden Seminarien und Schulen angelegt, Erbauungsbücher in die lappische Sprache übersetzt. Auch in die finnische Sprache läßt der König die heilige Schrift übersetzen, die Esthen und Letten mit Erbauungsschriften in ihren Sprachen versehen, damit der Protestantismus in die Herzen der Menschen tief eindringe.

Indessen trat gegen den römischen Katholicismus eine strenge und unverkennbare Abneigung hervor. In dem Reiche Schweden soll nach Möglichkeit auch die letzte Spur jenes römischen Katholicismus verschwinden, und da es nun einmal so weit gekommen, daß die Schweden im Protestantismus einig geworden, können gegen die letzten Reste des Katholicismus auch strengere Maßregeln genommen werden und auf keinen Fall darf derselbe in das Reich zurückkehren. Der Protestantismus ist das ewige Grundgesetz Schwedens, wer es verletzt, den trifft die Strafe des Hochverrathes am Reiche. Im Jahre 1617 erscheint eine strenge Verordnung des Königs gegen den römischen Katholicismus. Wer seine Kinder katholischen Lehranstalten anvertraute, sollte mit Verweisung und Confiscation seines Vermögens bestraft werden, wer aus freier Wahl katholische Schulen besuchte, auf immer verwiesen sein, wer zum Pabstthume abfiel, alle Rechte eines Schweden verlieren und als todt angesehen werden, wer die Jugend zum Abfall verführte, als Hochverräther bestraft werden. Ja es ward allen römischen Katholiken befohlen, das Reich zu räumen, ja drei junge Männer, die von dem Glauben der Väter abgefallen, wurden als Hochverräther zum Tode verurtheilt und 1624 wirklich hingerichtet. Mit seiner sonstigen milden Denk- und Handlungsweise stimmt das im Uebrigen nicht zusammen und man möchte vermuthen, daß in der höchsten Strenge des Befehls von 1617 und diesem Todesurtheil Gustav Adolf mehr dem Volkswillen ein Opfer gebracht als seiner freien und eigenen Ueberzeugung gefolgt sei.



So viel bleibt indessen sicher und gewiß, daß die Abneigung des Königs gegen den römischen Katholicismus sehr stark und bestimmt ist. Den Jesuiten ist sogar der Eintritt in das schwedische Reich ganz verboten. Wie der König in Deutschland erschienen, sein Geist gereifter ist, sieht man, daß er sich zu dem Grundsatze der Toleranz weiter erhebt. Eine, freilich auch schon durch Staatsrücksichten verbotene Bedrückung und Vergewaltigung der römischen Katholiken tritt nirgends hervor. Wenn er Kaiser der Deutschen geworden, so würde den Katholischen schwerlich Druck mit Druck ver-

golten worden sein; nur auf reinem Wege möchte er für die Ausbreitung des Protestantismus Sorge getragen haben.

Was Gustav Adolf, den Fürsten und den König, anlangt, so erscheinet er auch in dieser Beziehung in einem nicht weniger glänzenden Lichte. Er hat von dem Königthume die höchsten und edelsten Vorstellungen, die er, wie Alles, was sich frei und kräftig in seiner Seele, in seinem gesunden Geiste gestaltet, in die That und die Wirklichkeit hinüberzuführen sucht. Das Königthum ist ihm ein hohes von Gott auf seine Brust gelegtes Amt, das nicht mit roher Gewalt gehandhabt werden muß, sondern mit Liebe und mit Gerechtigkeit. Es gehört zum unsterblichen Ruhme dieses Königs, daß er, der größte Krieger des schwedischen Thrones, auch der am wenigsten gewaltthätige seines Stammes war. Seine Gerechtigkeit ist streng und unerbittlich. Ein ungerechtes Urtheil kann den sonst sanften Mann fast zur Heftigkeit hinreißen. Den königlichen Richtern läßt er einst 1618 wissen, so fern sie ihm selbst oder sonst jemandem zu Gunsten urtheilten und nicht nach dem strengsten Rechte, so wolle er ein Exempel statuiren, die ungerechten Richter an den Stuhl, ihre Ohren an den Pranger nageln lassen. Noch saß König Gustav Adolf nicht selten persönlich zu Gericht, dabei ihm die Gerechtigkeit stets zur Seite.

Der hohen Bedeutung gemäß, in welcher Gustav Adolf das Königthum auffaßte, arbeitete er darauf hin, daß die Staatslasten von allen Ständen des schwedischen Volkes gleichmäßig möchten getragen werden. Doch wurden dabei von ihm bestehende Rechte, besonders die Rechte des Adels, den er als vorzüglichen und geborenen Diener des Reiches und des Königthumes betrachtete, wohl geehrt. Es kann auch das Leben des Staates nicht in Sicherheit bestehen, es



bricht eine ungeheure Verwirrung in dasselbe hinein, wenn man von dem Bestehenden ganz absehen und das durch die Zeit gewordene Recht schnell und plötzlich vernichten zu können meint. Denn es wird ja hierdurch überhaupt aller Besitz und aller Bestand zweifelhaft und unsicher. Die revolutionaire Ansicht der neuesten Zeit, welche unter dem Vorwande allgemeinen Wohles das Glück und die Rechte aller Einzelnen schonungslos zertritt, diese das Leben auflockernde und allmälig zerstörende Weisheit, ist dem großen König freilich unbekannt. Besonders für den Adel ist Gustav Adolfs Regierung die Sühne langer bürgerlicher Zwietracht für Schweden. Das sonder Recht von seinen Vorgängern dem Adel Entnommene wird zurückgegeben, und die flüchtig gewordenen Anhänger Siegismunds können zurückkehren, so wie sie nur den neuen Stand der Dinge anerkennen.

Bei dieser freien Anerkennung der Rechte Anderer weiß doch Gustav Adolf auch, daß ein Reich weder innerlich gedeihen, noch nach Außen zu große Dinge hinausführen kann, wenn es unter einem vielköpfigen Herrnthume steht, wenn Hohe und Niedrige, Verständige und Unverständige, wie es eben der Zufall fügt, in den Stand gesetzt werden, in die Sachen eines Reiches einzusprechen. Daher läßt er sein Königthum zwar nicht uneingeschränkt, aber fest, stark, bestimmt und im Wesentlichen den Gang, welcher genommen werden soll, allein bestimmend auftreten. Die Reichstage, welche im Uebrigen 1617 von ihm zuerst eine feste Form erhalten, sind darauf beschränkt, die königlichen Vorschläge anzuhören, welche sie dann annehmen oder verwerfen können. In der Noth und unter dem Drange der Verhältnisse schreibt Gustav Adolf auch wohl eigenmächtig und ohne den Reichstag zu hören, Steuern aus. Selten aber äußert sich unter

den Schweden hierüber Unzufriedenheit. Alles ist überzeugt, daß das, was von dem König ausgehe, nur zu Heil, Nutz und Frommen gereichen könne. Die größten Lasten, welche die Beschützung oder die Ehre und Erweiterung des Reiches des protestantischen Interesse unabweisbar nothwendig machen, werden von der Nation mit großer Bereitwilligkeit getragen. Der König und die Nation, sie erscheinen immer als Eins, von einem Gedanken bewegt, von einem Geiste durchdrungen, zu gleichen Opfern und Anstrengungen beide bereit. Also können mit an sich selbst geringer, aber wohlgeordneter Kraft die größten Dinge begonnen und glücklich hinausgeführt werden.

In der ganzen Führung des Reiches und als König entwickelt Gustav Adolf eine ungemeine Thätigkeit, eine allumfassende Sorglichkeit, einen strengen Ordnungsgeist. Während die Werke des Krieges mit Eifer und Kraft betrieben sind, werden die Werke des Friedens nicht vergessen. Handel, Verkehr, Städteleben, Schifffahrt, Bergbau und Ackerbau, Alles nimmt die Aufmerksamkeit Gustav Adolfs in Anspruch und in Alles greift er mit wohlthätiger und fördernder Hand ein. Und die geistigen Seiten und Beziehungen des Lebens entgehen ihm eben so wenig als die materiellen Wissenschaften. Künste, Erziehung, religiöse und sittliche Bildung gelten ihm als die Fundamente des Lebens. In Schweden und in Finnland werden viele Seminarien und Schulen, für Liefland und Esthland wird 1631 die Universität Dorpat gegründet. Die strenge Ordnung, welche der König in den Finanzen eingeführt hat, macht es allein möglich, die Werke des Krieges und die Werke des Friedens mit gleich kräftiger Hand zu fördern.

Betrachtet man zuletzt Gustav Adolf als Feldherrn und Kriegsfürsten, so offenbaret sich am meisten ein außerordentliches Genie. Er versteht mit den kleinsten Mitteln die größten Zwecke zu erreichen, stets die schwächste Seite des Feindes aufzufinden und ihm die Vortheile zu entwinden, die er durch Ueberzahl, Stellung oder andere Verhältnisse eben haben mag. Er ist einer der größten Tactiker seiner Zeit, unerschöpflich an Erfindungen, die, wie der Krieg schnell dahinschreitet, alle im Augenblick gemacht werden müssen. Die Kolonnen seines Heeres formirt er weit dünner an Mannschaft als es damals gebräuchlich und sie erhalten dadurch eine weit größere Leichtigkeit. Zwischen der Reiterei steht in der Regel Fußvolk, deren Feuer oftmals die feindliche Reiterei in Unordnung und Verwirrung bringt, um so mehr als die schwedischen Regimenter viel schneller feuern als die Truppen anderer Mächte. Oftmals steht, den Feinden unerwartet, Artillerie hinter Reiterei und Fußvolk, deren Reihen sich plötzlich öffnen, so daß der Feind, wenn er es eben am wenigsten erwartet, unter den Kugelregen der Kanonen geräth. Das sind die sogenannten maskirten Batterien, deren Erfinder der König selbst ist. Die Feldkanonen einer schwedischen Armee sind klein, damit sie leichter beweglich wären und es wird fast nur mit Kartätschen aus ihnen geschossen. Die Artillerie ist im Verhältniß des Heeres immer sehr bedeutend und ihre Furchtbarkeit entscheidet oftmals den Sieg.



Ein schwedisches Heer besteht aus einem zwiefachen Bestandtheile. Zuerst die fremden, nur für den Krieg, welcher eben geführt werden soll, geworbenen Truppen. Dazu werden meist andere Germanen, Deutsche, Niederländer, Engländer und Schotten, Franzosen nur wenn sie Protestanten sind, genommen. Die fremden Regimenter, über deren Wildheit und Zuchtlosigkeit oftmals bitter geklagt wird, sind regelmäßig und gleichförmig uniformirt. Der zweite Hauptbestand-

theil des Heeres wird von den einheimischen Truppen gebildet. Sie sind Schwedens nationale Armee, in welcher die Kraft des Reiches hauptsächlich beruht. Die eingeborene Armee entsteht durch Werbung oder Recrutirung, seit dem Jahre 1628 nur noch durch die letztere. Die Verpflichtung zum Kriegsdienste ging gleichmäßig über Dorf-, Stadtbewohner und Adel und ruhete auf dem Grundbesitz. Es ward dabei eine Stellvertretung gestattet, Menschen von schlechtem Rufe aber überhaupt nicht aufgenommen. Die Freiausgehenden zahlten eine Summe, wofür den Ausgehobenen Waffen und Kleidung angeschafft wurden. Die Dienstzeit war zwanzig Jahre. Die nationale Miliz, welche nach dem Jahre 1625 die Form eines wirklichen stehenden Heeres annimmt, zählte oft gegen 40,000 Mann Fußvolk. Dazu kam die Reiterei, welche der Adel bildete, und die sogenannten Landreiter. Der Roßdienst des Adels verschwindet aber in demselben Maße als das nationale Heer ein stehendes wird. Bei der nationalen Armee konnte die gleichmäßige Uniformirung noch nicht in demselben Grade durchgesetzt werden, die Bewaffnung aber war gleichmäßig und vortrefflich.

Beide Theile der Armee, welche zuweilen bis auf 100,000 Krieger anwuchs, wurden durch die sogenannten Kriegsartikel Gustav Adolfs, gegeben im Jahre 1621, zusammengehalten. Diese Kriegsartikel sind eines der merkwürdigsten Denkmäler seines außerordentlichen Geistes. Sie weisen den Krieger zuerst auf Gott. Ehrfurcht gegen das höchste Wesen wird allen zur heiligsten Pflicht gemacht, der Gottesdienst soll mit Anstand und Aufmerksamkeit begangen werden. Raufen, Saufen und Unzucht sind bei schwerer Strafe verboten. Feile Weiber werden in einem schwedischen Heere nicht geduldet, wohl aber christliche Ehefrauen. Allenthalben soll strenge Ordnung, Zucht und Sittlichkeit herrschen, selbst in Feindes Land der Soldat sich, ohne Befehl der Obern, nichts erlauben. So lange der König selbst lebt und seine Heere führt, zeigen sich auch die Schweden, wie durch Tapferkeit, so durch strenge Mannszucht vor den wilden Kriegsbanden jener Zeit auf das vortheilhafteste aus. Nachmals freilich reißt die allgemeine Verwilderung auch die schwedischen Heere fort.



Die Kriegsartikel prägen ferner einen strengen Gehorsam, eine fast eiserne Disciplin ein. Aber nur im Dienste ist der Soldat diesem unerbittlichen Gesetz unterworfen, im Uebrigen ist er ein freier Mann und kein blinder Sclave seiner Vorgesetzten. Das edle und freie Selbstgefühl des Menschen, in dem die moralische Kraft eines Heeres beruht, wird nicht verletzt. Stockschläge und alle entehrende Züchtigungen sind aus dem schwedischen Militair-Straf-Gesetzbuche schon verbannt. Handlungen der Feigheit werden mit den strengsten Strafen, nicht selten mit dem Tode belegt. Niemand soll aus der Schlacht oder dem Sturme weichen, so lange die Faust noch den Säbel führen kann, keine Schanze verlassen werden, wenn sie nicht dreimal bestürmt worden, keine Festung übergeben werden, so lange noch Lebensmittel da sind und die Gegenwehr nicht geradehin unmöglich geworden ist. Die Kriegsartikel des Königs, die Strenge und Genauigkeit, mit der er sie zu handhaben verstand, geben dem schwedischen Heere einen Halt und einen Zusammenhang, eine Kraft und eine Energie, welche, wo andere Verhältnisse nicht gar zu ungünstig einwirkten, auch über einen überlegenen Feind den Sieg sicherten. So zeigt Gustav Adolf, von welcher Seite man ihn auch betrachte, allenthalben das Bild eines guten, ausgezeichneten, die Stellungen, in welche ihn Gott gewiesen,

die Pflichten, welche ihm geworden, mit reinem und großem Sinn erfüllenden Mannes. Kurz, aber glänzend, schnell vorübergehend, aber segensvoll war seine Wirksamkeit auf Erden. Seinen hohen Tugenden und seiner Kraft sahen selbst die politischen und religiösen Feinde sich gezwungen, ihren Zoll zu geben. Bei den Befreundeten aber war jede Zunge seines Ruhmes voll. Nach seinem Tode trugen viele Deutsche Gustav Adolfs Bild, mit Lorbeeren umkränzt, lebenslang auf der Brust.

Aber selten hatte ein König unter schwierigeren Verhältnissen als Gustav Adolf die Regierung eines Reiches angetreten. Schon waren Schweden und Finnland, Liefland und Esthland durch lange und blutige Kriege erschöpft. Und nach drei Seiten hin sollte und mußte doch fortgekämpft werden. Auf der einen war der dänische Krieg, um so bitterer, je geringer die haltbaren Gründe, um derenwillen er ausgebrochen. Auf der andern Seite war der Krieg mit Polen. Obwohl derselbe bei Karls IX. Tode eben durch einen Waffenstillstand unterbrochen, war doch kein Friede zu hoffen, denn Siegismund wies alle Vorschläge zu einer friedlichen Ausgleichung zurück. Dieses polnischen Krieges lange Dauer war nicht ohne Einfluß auf die Verhältnisse Deutschlands. Schon seit dem Jahre 1614 standen die deutschen Protestanten mit dem König in Verbindung. Bei seinem großen Eifer für die Glaubenssache wäre Gustav Adolf wohl zeitiger, als es geschehen, in Deutschland erschienen, wenn der polnische Krieg ihm nicht die Hände gebunden hätte. Auf der dritten Seite war Schweden in seltsame und verworrene Verhältnisse mit Rußland hineingerathen, die ebenfalls nicht ohne Kämpfe, Mühen und Anstrengungen ehrenvoll beendet werden konnten. In der Kraft seines Geistes, in seinen Talenten, in seiner Einigkeit mit der schwedischen Nation, aber auch in dem ritterlichen, kriegerischen, kühnen Geiste derselben fand der König die besten Mittel gegen die drohenden Gefahren. In dem übrigen Europa war der Geist der Ritterlichkeit bereits abgestorben, in Schweden lebte er noch in ziemlicher Kraft. Schon unter Karl IX. hatte Schweden das Ansehn eines militairischen Staates genommen. Die Gedanken an Ehre, Ruhm und Sieg lebten in jeglicher Brust. Der Glanz der Thaten gehört nicht dem König allein, auch nicht allein den großen Feldherren, die aus seiner Schule hervorgingen. Er gehört gewissermaßen der gesammten schwedischen Nation an.



Am schnellsten kam Gustav Adolf aus dem dänischen Kriege heraus. Als Christian IV. seinen Friedensantrag schnöde zurückgewiesen, stellte sich der König an die Spitze der Seinen. Gleich beim Wiederausbruche des Krieges kam Gustav Adolf in schwere Gefahr, die ihn beinahe der Welt entrissen. Die drei Südprovinzen Schwedens Halland, Blekingen und Schonen gehörten damals noch zu Dänemark und Schweden war fast ganz von der Ostsee ausgeschlossen. Die Schweden waren in Schonen eingebrochen, wurden aber auf dem Rückzuge von den Dänen überfallen. Auf dem Eise des Sees Widsjo ward eine Schlacht 11. Febr. 1612 geschlagen, in welcher die Schweden sieglos blieben. Der König kam mit dem Rosse unter das Eis und wäre ertrunken, wenn ihn nicht der Kammerjunker Peter Banner und der Reiter Thomas Laosson heraufgezogen. Letzterer erhielt zum Lohn den Bauernhof Igelstadt im Kirchspiele Romfertuen, den seine Nachkommen noch heute besitzen. Im Uebrigen führte der wilde und grausame Krieg keine weiteren Ereignisse von Bedeutung herbei. Die Bauern Schwedens waren in demselben des Königs beste Bundesgenossen. Aus den Wäldern heraus fielen sie oft mit starker Faust auf den Feind. Als die Flotte der Dänen einst

Stockholm bedrohete, erhuben ſich die Delakarlier, Guſtav Adolf konnte herbei eilen und Schwedens Hauptſtadt retten. Da begriff Chriſtian IV., daß nichts für ihn in Schweden zu gewinnen ſei und endete durch einen Frieden 18. Januar 1613 den nutzloſen Krieg. Indeſſen blieb Spannung und Bitterkeit zwiſchen Dänemark und Schweden übrig. In dem Laufe dieſes Krieges hat der König an die naturgemäße Vereinigung Schwedens und Norwegens, die erſt durch die Ereigniſſe der allerneueſten Zeit herbeigeführt worden, gedacht und die Norwegen, jedoch vergeblich, aufgefordert, ſich von Dänemark abzuwenden und mit Schweden zu vereinigen.

Was Siegismund von Polen anlangte, ſo war er wenigſtens bei dem Regierungsantritte des Königs nicht eben gefährlich. Zwar ließ es der König von Polen nicht an Aufreizungen und Verſuchen, innere Unruhen in Schweden zu Wege zu bringen, fehlen, aber mit den Waffen konnte und wollte er nicht ſogleich aufſchreiten. Denn noch immer beſchäftigte ihn ein größerer Entwurf, der Entwurf ſich Rußlands zu bemeiſtern. Alle ſeine Sachen ſtellte Siegismund mit dem größten Ungeſchick an. Er hätte ſeinen Sohn Wladislas auf den Zarenſtuhl Rußlands bringen können. Aber es war ihm an dieſem Vortheil nicht genug, er wollte Rußland für ſich ſelbſt gewinnen und verlor darüber das Eine wie das Andere. Fortkämpfend gegen die Ruſſen, welche im Octbr. 1612 noch die polniſche Beſatzung auf dem Kremlin Moscaus zur Capitulation nöthigten, vermochte er nicht auch gegen Schweden gleichzeitigen Krieg zu führen und verlängerte daher mit bitterem Herzen den Waffenſtillſtand mit Guſtav Adolf bis zum Jahre 1616. Hiermit führte Siegismund, der Erbfeind, ſelbſt herbei, daß dieſer Zeit gewann, ſich in ſeinem jungen Reiche zu befeſtigen.



So blieben für Guſtav Adolf vor der Hand nur noch die Verhältniſſe mit Rußland übrig, in deren Beendigung ein großer und ſcharfer Geiſt, eine klare Einſicht in die Gegenwart und in die Zukunft erwieſen worden iſt. Er erkennet, daß Rußland, wenn es auch jetzo darniederliegt und ſich nicht regt, doch ein Rieſe iſt, der über kurz oder über lang aufſtehen und den Nachbarn, alſo auch Schweden, furchtbar werden könnte. Darum muß Rußland ſo weit als möglich von der Oſtſee hinweggedrängt werden. Von dieſem Gedanken war ſein Benehmen gegen Rußland geleitet. Als die Nachricht von dem Tode Karls IX. zu Jacob de la Gardie nach Nowgorod gekommen, veranlaßte er die Städte des nordweſtlichen Rußlands, die von ſchwediſchen Truppen beſetzt waren, Karl Philipp, Guſtav Adolfs Bruder, zum Zaren zu erkieſen, weil Guſtav Adolf ſelbſt nun König von Schweden geworden und nicht füglich auch Zar von Rußland ſein konnte. Eine ruſſiſche Geſandtſchaft erſchien deshalb in Stockholm.

Guſtav Adolf aber zögerte lange mit irgend einer Antwort, nicht weil er, wie zuweilen behauptet worden, eiferſüchtig geweſen auf den Glanz und die Größe, welche dem Bruder bevorzuſtehen ſchien, ſondern weil das Unternehmen groß und ſein Ausgang zweifelhaft und ungewiß war. Nur ein kleiner Theil Rußlands, in dem ſchwediſche Truppen ſtanden, hatte ſich für den Prinzen von Schweden ausgeſprochen. Es war Grund zu der Annahme da, daß dieſes Ausſprechen nicht immer ein freiwilliges geweſen, daß es von Jacob de la Gardie hervorgerufen, ja abgenöthiget worden. Und die Einwilligung des bei weitem größten Theiles von Rußland ſollte erſt noch gewonnen werden und ſie war mehr als zweifelhaft. Guſtav Adolf kannte die ſtarken Nationalgefühle der Ruſſen, wußte, daß ſie ſich ungern einem Fremden unterwürfen. Nahm der König

einmal die Gabe an, welche dem Bruder von einem Theile des nordwestlichen Rußlands gebracht ward, so erforderte die Ehre, daß die Sache hinausgeführt werde. Es konnte dann Schweden in Kämpfe, Anstrengungen und Gefahren hineingestürzt werden, die bei der bedenklichen Stellung zu Dänemark, bei der Feindschaft des Königs von Polen sorgfältig vermieden werden mußten. Gustav Adolf hatte weniger des Bruders als Schwedens Interesse im Auge, wie er pflichtgemäß mußte und war entschlossen, auch wenn sein Bruder Zar würde, die Russen doch von der Ostseeküste hinwegzudrängen. Endlich erklärte sich Gustav Adolf gegen die Russen soweit, daß Karl Philipp ihren heimischen Boden betreten sollte. Aber es war damals schon das Ereigniß vor sich gegangen, welches der König erwartet hatte. Ein Russe hatte den alten Zarenstuhl bestiegen, Michael Romanow, den, 21. Febr. 1613, ein großer Nationalrath zu Moscau erwählt.

Seitdem war alle ernste Aussicht für den Prinzen von Schweden verschwunden und er betrat auch den russischen Boden gar nicht. Gustav Adolf aber kämpfte seitdem gegen Rußland und seinen neuen Zaren nur noch um eine feste und sichere Grenze für Schweden, die nicht anders als auf Rußlands Kosten gewonnen werden konnte. Der König gedachte erst sich bis Nowgorod und Pleskow auszudehnen, ermäßigte aber seine Ansprüche klug, als er gewahrte, daß die Russen einen entschlossenen Widerstand entgegensetzten. Die Verhältnisse mit Polen, auch wohl ein Blick auf die bedrängte Lage des Protestantismus in Deutschland, für den er 1615 einen allgemeinen Bettag in seinem Reiche angeordnet, veranlaßten ihn einen billigen Frieden mit Rußland zu Stolbova 27. Febr. 1617 abzuschließen. Rußland trat Ingermannland mit Kexholm und vier bedeutende Festungen an Schweden ab. Der



Grund, auf dem Petersburg nun steht, ward schwedisch. Festungen, Moräste und Seen, der Peipus- und der Ladoga-See, trennten nun Schweden von Rußland und schienen Ersteres gegen Letzteres zu sichern. Sie haben es nicht auf ewig gesichert. Zar Peter der Große fand den Weg über den Wall, den Gustav Adolf aufgebaut zu haben glaubte. Aber der Zar würde diesen Weg nicht gefunden haben, wenn nicht die Thorheit eines seiner Nachfolger, des unbesonnenen Karls XII., ihm denselben nicht erst erschlossen.

Seiner Mäßigung verdankte es Gustav Adolf, daß er unter allen folgenden Verhältnissen unbeunruhiget von den Russen gelassen ward. Karl Philipp aber hat nicht lange darauf seine Lebensrolle ausgespielt. Er starb am 21. Juni 1622 und war der letzte Prinz von Schweden, dem ein besonderes Herzogthum gegeben worden.

Erst nach dem Ausgange des russischen Krieges setzte sich Gustav Adolf feierlich die schwedische Krone auf das Haupt und gedachte einer Vermählung. Im Jahre 1618 unternahm er unbekannt eine Reise nach Deutschland und sah Marien Eleonoren, Tochter des Kurfürsten Johann Siegismund von Brandenburg. Sie gewann sein Herz; doch wurde die Vermählung erst nach des Vaters Tode, am 25. Novbr. 1620, geschlossen.

Die Zeit ist jetzo herangekommen, wo in Deutschland der Ausbruch des lange vorbereiteten Kampfes erfolgt. Gustav Adolf von Schweden nimmt an den Schicksalen, an Glück und Unglück seiner Glaubensbrüder den innigsten Antheil. Aber er ist nicht im Stande, ihnen gleich bei dem Ausbruche dieses Kampfes die starke und helfende Rechte zu reichen. Denn gerade zu dieser Zeit bedrohet ihn wieder der polnische Krieg. Der Waffenstillstand mit Polen war im Jahre 1616

abgelaufen. Mit großem Geräusch kündete König Siegismund, thöricht, wie er war, eine Unternehmung gegen Schweden an, als wollte er selbst den Gegner warnen und belehren. Seinen großen Reden aber fehlte der Nachdruck der That, und die Heldenthaten der Polen beschränkten sich auf Barbareien gegen die wehrlosen Bauern von Lief- und Esthland. Gustav Adolf wünschte sehnlich von dieser Seite freie Hand zu bekommen und schloß 1618 bereitwillig einen neuen Waffenstillstand mit Polen, der bis 1620 dauern sollte. Eine friedliche Auskunft für die Dauer war von Siegismund nicht zu gewinnen. Er gab seine Ansprüche auf den schwedischen Thron nicht auf, glaubte sie um so weniger aufgeben zu müssen, als Herzog Johann am 5. März 1618 gestorben. Mit Rußland schließt er zu Divilina 11. Decbr. 1618 einen Waffenstillstand auf vierzehn Jahre, wie es schien, Rußland fahren lassend, um sich ausschließlich gegen Schweden wenden zu können. Darum konnte Gustav Adolf, meinend, daß er zunächst für Schweden und für sich sorgen, sich erst dieses Feindes erledigen müsse, jetzo nichts für die deutschen Protestanten thun. Er selbst kündete 1620 den Waffenstillstand auf und gedachte seinen Gegner durch die Waffen zu einem bestimmten Frieden zu bringen.



# Viertes Kapitel.

Während Gustav Adolf also noch beschäftiget war mit seinen eigenen Angelegenheiten, Kaiser Matthias alt, satt und lebensmüde seinen Hofsitz zu Wien aufgeschlagen, Ferdinand von Steiermark sich in Ungarn befand, beschäftiget die Hindernisse wegzuräumen, die seiner Königswahl entgegenstanden, brach in Böhmen ein Feuer aus, welchem die Flamme des dreißigjährigen Krieges entsprang.

Was der Grund dieses entsetzlichen, Deutschland bis nahe an den Rand des Unterganges führenden Brandes gewesen, darnach kann kaum jemand fragen. Der nächste Grund und die nächste Veranlassung wird nicht von dem Protestantismus, und besonders nicht von dem deutschen Protestantismus, gegeben. Es hat derselbe seine offensive Stellung und Haltung aufgegeben, sie freilich mehr gezwungen als freiwillig aufgegeben. Der Wunsch und das Verlangen, sich auszudehnen, sich auszubreiten, findet allerdings noch Statt, und jede Gelegenheit, die sich darzu bietet, wird ergriffen, wo es an Kraft und Entschlossenheit, sie zu ergreifen, nicht gebricht. Aber der Gedanke, den ganzen Katholicismus, oder auch nur den Katholicismus in dem deutschen Reiche, noch zu zerstören, ist nicht vorhanden und selbst die Hoffnung hierauf ist immer schwächer und schwächer geworden. Es fehlt dem Protestantismus an gemeinsamen Gedanken, an planvollem Zusammenhang. Er wird, wo nicht durch andere Dinge, doch schon durch die tiefe Spaltung gehindert, welche zwischen Lutherischen

und Calviniſchen beſteht. Es muß erſt eine große, faſt Allen Untergang und Vernichtung drohende Gefahr kommen, ehe wieder ein gemeinſames Handeln, ein gemeinſames Denken auch nur auf Abwehr und Vertheidigung erweckt werden kann. In dieſem Zuſtande kann die nächſte und unmittelbare Veranlaſſung zum Ausbruche des Waffenſtreites nicht von der Seite des Proteſtantismus kommen.

Anders iſt die Geſinnung, welche ſich in der katholiſchen Welt zu dieſer Zeit findet. Der Katholicismus, in dieſem Augenblicke einiger und geſchloſſener in ſich ſelbſt als der Proteſtantismus, ſcheinet zum Bewußtſein gekommen zu ſein, daß ihm doch die größere Macht in Europa geblieben. Die Glieder der romaniſchen Völker ſind bei dem Katholicismus geblieben oder zu demſelben zurückgebracht worden. Von den Slaven haben auch die meiſten, ſo viele derſelben überhaupt zum römiſchen Katholicismus gehört hatten, bei demſelben ausgeharrt, nur in die germaniſche Völkerwelt iſt die Reformation mit kräftigen und gewaltigen Zügen eingedrungen. Aber gerade ſie iſt ſchon durch ihre geographiſche Lage zu größerer Abſonderung und Entfernung beſtimmt. England, Schottland, der ſcandinaviſche Norden, Deutſchland ſind durch weite Meere von einander getrennt. Und der Katholicismus hat doch auch hier, beſonders in dem deutſchen Reiche, ſeine Anhaltepuncte fortbehauptet, welche mit Geſchick und Umſicht, mit kluger Berechnung benutzt, den völligen Untergang abgewehrt haben.

Im Gefühle und im Bewußtſein dieſer größeren Kraft, von Rom aufgeſtachelt, von den Jeſuiten befeuert, von ſeinen Prieſter-Fürſten mit der Ueberzeugung erfüllt, daß die Wiedervernichtung des Proteſtantismus und überhaupt alles Nicht-Katholiſchen, ſo weit es nur erreichbar, eine heilige



Glaubens- und Gewiſſenspflicht ſei, hat ſich in dieſen Zeiten der Katholicismus faſt allenthalben zum Angriff erhoben. Von Polen aus denkt Siegismund an die Vernichtung des griechiſchen Kirchenthums in Rußland und des proteſtantiſchen in Schweden. In Ungarn, wo Gewalt nicht angewendet werden kann, arbeiten die Jeſuiten, und beſonders der Jeſuit Pazmann, der 1616 Erzbiſchof von Gran geworden, mit ungeheurem Eifer daran, beſonders die adeligen Familien durch Ueberredung wieder für den Katholicismus zu gewinnen, und kann ſich rühmen, ſchon bei fünfzig derſelben, wie er es nennt, bekehrt zu haben. In Frankreich hat der römiſche Katholicismus die Regierung auch wieder, wie es ſcheint, ganz für ſich gewonnen. Wenn das Toleranzedict von dem fanatiſchen Pöbel gebrochen, die Proteſtanten auf das wildeſte gemißhandelt werden, ſo ſiehet ſie darüber hinweg. Sie ſelbſt gebietet 15. Juni 1617, daß in Bearn, der Provinz, die mit der Krone noch nicht vollſtändig vereiniget und wo der öffentliche katholiſche Kultus aufgehört hatte, die katholiſchen Kirchen und Kirchengüter wieder herausgegeben, der katholiſche Kultus wieder hergeſtellt würde. Nicht minder hat in England der Katholicismus wieder das Haupt zu erheben verſucht und an König Jacob I. zu kommen getrachtet. Er hat die Hoffnungen indeſſen nicht erfüllt, welche im Anfange ſeiner Regierung, als auf den Sohn Maria Stuarts, geſetzt worden und es iſt daher, obwohl vergebens, verſucht worden, ihn aus dem Wege zu räumen. Durch Pulverminen hat der König mitſamt dem proteſtantiſchen Parlament in die Luft geſprengt werden ſollen. Ein Frevel, deſſen die Jeſuiten und ihre Jünger bezüchtiget werden.

Es weht ein einiger und allgemeiner Geiſt durch den Katholicismus, der am lebendigſten in ſeinen Häuptern, Führern

und Lenkern erscheint. Es heißt dieser Geist Angriff auf den Protestantismus, Angriff heute in dieser, morgen in jener Gestalt, wie sich eben die Veranlassungen und Gelegenheiten finden. Den Geist, welcher den Katholicismus durchzieht, kennen die Protestanten, oder doch die unter ihnen, welche überhaupt zu rechnen und zu erwägen verstehen, wohl. Wie sollte er ihnen auch unbekannt sein. Tritt er doch jeden Tag, bald in größeren, bald in kleineren Dingen hervor. In dieser Stimmung mußten die Protestanten achtsam auf alle Schritte sein, welche katholischerseits geschahen.

In Böhmen hatte sich bei den sogenannten Utraquisten bald bittere Reue eingestellt, daß sie Ferdinand von Steiermark zum König gewählt. Mit dem Leben des Kaisers Matthias ging es stark zum Ende und sie mußten nun erwarten, daß der Mann, welcher beim Antritt der Regierung seiner Erblande einst erklärt, daß er lieber sterben, als Ketzerei hier dulden werde, wirklicher König in Böhmen werde. Sie mußten zweifeln, ob der Majestätsbrief und die Schwüre, die Ferdinand auf denselben gethan, ein hinlänglicher Schutz gegen des Herzens Gesinnung und Absicht sein würden. Waren sie es nicht, so mußte das böhmische Reich in eine ungeheure Verwirrung hinein gerathen. Die Bedenklichkeiten der Utraquisten mußten um so schwerer werden, je höheres Triumphgeschrei die Jesuiten anstimmten, die laut versicherten, bald werde Alles in Böhmen sich anders gestalten und die Ketzerei zu Grabe geläutet werden, je mehr schon jetzo einzelne Verfügungen der Regierung einen dem Protestantismus feindlichen Sinn zu erkennen gaben.

Diesen Sinn offenbarte die Regierung, welche jetzo noch im Namen des Kaisers handelte, aber schon von dem Geiste Ferdinands geleitet ward, in mehreren Entscheidungen, welche



die protestantischen Kirchen in den Städten Braunau und Klostergrab betrafen. Braunau gehörte zur Abtei gleiches Namens, der als Abt damals Wolfgang Salender von Prossowitz vorstand. Grundherr von Klostergrab war der katholische Erzbischof von Prag Johann Lohelius. Nach den Worten des Majestätsbriefes selbst konnte es nun gar nicht zweifelhaft sein, daß die Protestanten zu Braunau und Klostergrab das Recht, Kirchen und öffentlichen Gottesdienst zu haben, besaßen. Denn es gab derselbe überhaupt Allen in Böhmen dieses Recht. Es war aber für nöthig befunden worden, diesen Majestätsbrief auch noch von den katholischen Ständen Böhmens, die auf eine geringe Minderzahl herabgeschmolzen, bestätigen zu lassen. Diese nun hatten, wie bereits angeführt, den Majestätsbrief nur mit einer Klausel bestätiget: daß das Recht, solchen öffentlichen Gottesdienst zu haben, nur in königlichen Orten Statt haben sollte. Die katholischen Stände wollten sich damit die Freiheit machen, wenigstens ihre eigenen und unmittelbaren Unterthanen an der Ausübung des protestantischen Kultus zu hindern. Es konnte nun wohl als in etwas zweifelhaft angesehen werden, ob solche Orte, die der Kirche angehörten, Königs-Orte wären oder Herren-Orte. Waren sie Ersteres, so hatten Braunaus und Klostergrabs Bürger das Recht, protestantische Kirchen zu haben, und ihre geistlichen Herren durften es ihnen nicht wehren. Waren sie Letzteres, so hatten sie dieses Recht. In dem alten Brauche Böhmens waren nun solche Städte, Orte und Dörfer, welche der Kirche gehörten, immer zugleich auch als königlich angesehen worden. Es waren also Braunau und Klostergrab, als sie protestantische Kirchen aufstellten, in ihrem auf dem Majestätsbriefe und auf dem alten Brauch Böhmens ruhendem Rechte. Dieser alte Brauch war indes-

sen, wie jedes solches altes Herkommen, so ganz fest, sicher und bestimmt nicht.

Die geistlichen Herren von Braunau und Prag wollten den protestantischen Gottesdienst in Braunau und Klostergrab nicht dulden. Es war schon mehrjähriger Streit darüber und die Regierung hatte bereits einigemal zu Ungunsten der Städte entschieden, wobei immer eine klare Auslegung des Majestätsbriefes umgangen ward. Die Defensoren des Majestätsbriefs hatten indessen die beiden Städte bis jetzo doch geschützt. Aber am Anfange des Jahres 1618 ließ der Erzbischof, gestützt auf einen neuen kaiserlichen Befehl, die eben fertig gewordene Kirche zu Klostergrab niederreißen. In Braunau sollte die ebenfalls jüngst erst aufgerichtete Kirche geschlossen werden. Die Stadt widersetzte sich, aber es erschien eine kaiserliche Commission. Die Kirche ward wirklich gesperrt und der öffentliche protestantische Kultus verboten, acht Männer von Braunau, die bei dem Widerstande am thätigsten gewesen, gefangen gesetzt.

Unter den Umständen, wie sie waren, erregten diese Vorgänge bei den böhmischen Protestanten eine große und allgemeine Bewegung. Sie erschienen ihnen als eine klare Verletzung des Majestätsbriefes und kaum können sie auch als etwas Anderes angesehen werden. Es konnte kaum zweifelhaft sein, daß das volle Recht sich auf Seiten der Protestanten befunden. Was gegen Braunau und Klostergrab geschehen, mußte ihnen als der Anfang eines offenen Gewalt-Krieges gegen den Majestätsbrief erscheinen, zumal wenn es mit anderen Vorgängen in Verbindung gebracht wurde und wenn man an die Gesinnungen und an das Leben Ferdinands, an das Geschrei der Jesuiten sich erinnerte. Und daß Entwürfe gegen den Majestätsbrief wirklich vorhanden gewesen, mag fast als sicher angesehen werden.



So wie nun die Defensoren des Majestätsbriefes von den Vorgängen in Braunau und Klostergrab benachrichtiget waren, beriefen sie eine Versammlung der utraquistischen Stände nach Prag. Durch den Majestätsbrief waren sie berechtiget zur Wahrnehmung der ihnen durch denselben gewordenen Rechte die Stände ihrer Glaubensgenossen zu einer solchen Versammlung zu berufen. Allerdings erhielt das Reich Böhmen durch solche Befugnisse ein seltsames Ansehn und mochte leicht in große Verwirrung hineingerathen, wenn die Regierung und das zum größten Theil protestantisch gewordene Volk in offenen Widerstreit durch Absichten, Plane und Entwürfe kam wie sie jetzo Statt fanden, da die Regierung auf Umsturz des Protestantismus, der größte Theil der Stände auf Erhaltung und Erweiterung desselben sinnt. Zahlreich befand sich besonders der utraquistische Adel in Prag, wo der Katholicismus ebenfalls so zusammengeschrumpft, daß keine einzige Hauptkirche mehr in den Händen der Katholiken sich befand. Diese Ständeversammlung ward unter dem Einfluß der besorglichsten Stimmung Böhmens gehalten. Laut ward davon gesprochen, daß der Kaiser und Ferdinand den Majestätsbrief vernichten wollten, daß fremdes Kriegsvolk in das Land werde gebracht werden, um es mit Zwang und Waffen wieder katholisch zu machen.

Die Utraquisten fertigten zunächst eine Botschaft an die königlichen Statthalter ab, begehrten die volle Aufrechterhaltung des Majestätsbriefes und die Freilassung der gefangenen Braunauer. Hierauf erfolgte eine Antwort, welche den Utraquisten der Besorgniß noch mehr erregen mußte. Die Statthalter umgingen jede Erläuterung des Majestätsbriefes und seiner Klausel, damit der Rechtspunct gar nicht zu Erörterung komme. ein Verfahren, durch welches am Ende jeder Artikel des großen Freibriefes thatsächlich wieder

sen, wie jedes solches altes Herkommen, so ganz fest, sicher und bestimmt nicht.

Die geistlichen Herren von Braunau und Prag wollten den protestantischen Gottesdienst in Braunau und Klostergrab nicht dulden. Es war schon mehrjähriger Streit darüber und die Regierung hatte bereits einigemal zu Ungunsten der Städte entschieden, wobei immer eine klare Auslegung des Majestätsbriefes umgangen ward. Die Defensoren des Majestätsbriefs hatten indessen die beiden Städte bis jetzo doch geschützt. Aber am Anfange des Jahres 1618 ließ der Erzbischof, gestützt auf einen neuen kaiserlichen Befehl, die eben fertig gewordene Kirche zu Klostergrab niederreißen. In Braunau sollte die ebenfalls jüngst erst aufgerichtete Kirche geschlossen werden. Die Stadt widersetzte sich, aber es erschien eine kaiserliche Commission. Die Kirche ward wirklich gesperrt und der öffentliche protestantische Kultus verboten, acht Männer von Braunau, die bei dem Widerstande am thätigsten gewesen, gefangen gesetzt.

Unter den Umständen, wie sie waren, erregten diese Vorgänge bei den böhmischen Protestanten eine große und allgemeine Bewegung. Sie erschienen ihnen als eine klare Verletzung des Majestätsbriefes und kaum können sie auch als etwas Anderes angesehen werden. Es konnte kaum zweifelhaft sein, daß das volle Recht sich auf Seiten der Protestanten befunden. Was gegen Braunau und Klostergrab geschehen, mußte ihnen als der Anfang eines offenen Gewalt-Krieges gegen den Majestätsbrief erscheinen, zumal wenn es mit anderen Vorgängen in Verbindung gebracht wurde und wenn man an die Gesinnungen und an das Leben Ferdinands, an das Geschrei der Jesuiten sich erinnerte. Und daß Entwürfe gegen den Majestätsbrief wirklich vorhanden gewesen, mag fast als sicher angesehen werden.



So wie nun die Defensoren des Majestätsbriefes von den Vorgängen in Braunau und Klostergrab benachrichtiget waren, beriefen sie eine Versammlung der utraquistischen Stände nach Prag. Durch den Majestätsbrief waren sie berechtiget zur Wahrnehmung der ihnen durch denselben gewordenen Rechte die Stände ihrer Glaubensgenossen zu einer solchen Versammlung zu berufen. Allerdings erhielt das Reich Böhmen durch solche Befugnisse ein seltsames Ansehn und mochte leicht in große Verwirrung hineingerathen, wenn die Regierung und das zum größten Theil protestantisch gewordene Volk in offenen Widerstreit durch Absichten, Plane und Entwürfe kam wie sie jetzo Statt fanden, da die Regierung auf Umsturz des Protestantismus, der größte Theil der Stände auf Erhaltung und Erweiterung desselben sinnt. Zahlreich befand sich besonders der utraquistische Adel in Prag, wo der Katholicismus ebenfalls so zusammengeschrumpft, daß keine einzige Hauptkirche mehr in den Händen der Katholiken sich befand. Diese Ständeversammlung ward unter dem Einfluß der besorglichsten Stimmung Böhmens gehalten. Laut ward davon gesprochen, daß der Kaiser und Ferdinand den Majestätsbrief vernichten wollten, daß fremdes Kriegsvolk in das Land werde gebracht werden, um es mit Zwang und Waffen wieder katholisch zu machen.

Die Utraquisten fertigten zunächst eine Botschaft an die königlichen Statthalter ab, begehrten die volle Aufrechterhaltung des Majestätsbriefes und die Freilassung der gefangenen Braunauer. Hierauf erfolgte eine Antwort, welche den Utraquisten der Besorgniß noch mehr erregen mußte. Die Statthalter umgingen jede Erläuterung des Majestätsbriefes und seiner Klausel, damit der Rechtspunct gar nicht zu Erörterung komme. ein Verfahren, durch welches am Ende jeder Artikel des großen Freibriefes thatsächlich wieder

vernichtet werden konnte. Wegen der Braunauer Gefangenen und der Kirchen von Braunau und Klostergrab verwiesen sie an den Kaiser selbst, als gehöre die Sache gar nicht vor sie, da sie doch vor sie gehörte, wenn sie überhaupt, Recht und Gesetz in dem Lande zu handhaben, aufgestellt waren. Die utraquistischen Stände ließen nun eine Eingabe an den Kaiser abgehen, in der an Abstellung der Bedrückungen in Braunau, Klostergrab und anderwärts ernstlich gemahnt, die Vorgänge in jenen beiden Städten als offener Bruch des Majestätsbriefes bezeichnet wurden. Hierauf waren die Stände wieder auseinandergegangen, die Defensoren jedoch beauftragt worden, sich auch an die Stände der böhmischen Nebenlande, Mährens, Schlesiens und der Lausitz zu wenden und sie um Verwendung bei dem Kaiser zu bitten. In den Kirchen waren Gebete für die Aufrechterhaltung der bedroheten Glaubens-Freiheit angeordnet. Die Stände hatten beschlossen auf den 21. Mai 1618 wieder in Prag zusammenzukommen, um zu erfahren, welche Antwort ihnen von dem Kaiser würde geworden sein. Es erfolgte aber eigentlich gar keine Antwort. Es ward nur den Statthaltern ein kaiserliches Rescript vom 21. März 1618 zugefertiget, daß den Utraquisten zu erkennen gegeben werden sollte, daß ihre jüngste Versammlung eine ungesetzliche gewesen, die Anstifter derselben zur Verantwortung gezogen, dergleichen Zusammenkünfte nicht wieder gehalten werden sollten. Dieses Rescript ward von den Statthaltern am 29. März den Defensoren des Majestätsbriefes mitgetheilt.

Was dieses Schreiben besagen wollte, darüber konnte Niemand zweifelhaft sein. Es sollten den Böhmen die Mittel, auf die wirkliche Vollziehung des Majestätsbriefes bestehen und über sie wachen zu können, entzogen werden. Ward eine



Versammlung der utraquistischen Stände, die allein mit Nachdruck sprechen konnte, als Aufruhr bezeichnet, so konnte man über die Klagen der Defensoren und die Klagen aller einzelnen Utraquisten ja leicht hinwegsehen, wenn der Majestätsbrief weiter und weiter verletzt werden sollte. Zunächst sollte also die Macht und Freiheit, denselben zu vernichten, geschaffen und gebildet werden.

Die Defensoren erschraken über das kaiserliche Rescript um so mehr, als sie selbst, welche die letzte Versammlung der utraquistischen Stände veranlaßt, darin ziemlich deutlich als Empörer und Rebellen bezeichnet wurden, und die katholischen Böhmen immer mehr das Haupt erhoben, schon laut verkündend, daß mehrere hohe Köpfe, besonders der Grafen von Thurn und Schlick, der Herren von Lobkowitz und Budowa würden herunter müssen, daß manches schöne Gut in andere Hände kommen und mancher jetzo arme Gesell reich werden würde. Die Defensoren faßten sich jedoch sogleich und entgegneten den Statthaltern am 31. März, daß die letzte Versammlung keineswegs eigenmächtiges Wesen genannt werden könne, da das Recht dazu in dem Majestätsbriefe begründet, daß das dort Geschehene nicht gegen den Kaiser und König gelaufen, sondern nur auf Erhaltung gesetzlich anerkannter Rechte. Das in dem kaiserlichen Rescript ihnen Mitgetheilte betreffe nicht sie allein, sondern die sämmtlichen utraquistischen Stände, und es könne daher auch nicht von ihnen allein darüber gerathschlagt und entschieden werden.

Ob nun wohl der Kaiser neue Abmahnungsschreiben wegen der utraquistischen Stände-Versammlung erließ, so kam sie doch am 21. Mai 1618 wieder zusammen, zahlreich besonders von dem Adel besucht. Die Städte waren meist den kaiserlichen Abmahnungsschreiben gehorsam gewesen. Kaiser Mat-

thias scheint über das bestimmte und feste Auftreten des utraquistischen Adels doch besorgt worden zu sein. Zwar wird den Utraquisten nichts nachgegeben und nicht von den Entwürfen, welche gegen den Majestätsbrief gefaßt gewesen zu sein scheinen, abgegangen, es soll aber doch mit etwas freundlichen Worten Alles verdeckt werden. Ein abermaliges kaiserliches Rescript wird den Ständen sofort mitgetheilt, in dem ihre Versammlung, nicht mehr als eine ungesetzliche, ja aufrührerische bezeichnet, auf einige Zeit für aufgeschoben erklärt wird, wobei indessen doch auch gesagt ist, daß sie, die Utraquisten, sich um fremde Sachen nicht kümmern sollten. Hiermit kann nur Braunau und Klostergrab gemeint sein. Hatten die Defensoren und die Utraquisten sich um diese, als um fremde Sachen, nicht zu kümmern, so hatten sie sich auch um gar nichts zu kümmern. Auf die Beschwerdeschrift der Utraquisten aber erfolgte wiederum keine Antwort.

Der kaiserliche Hof wollte mit dieser etwas gelinden Antwort offenbar weiter nichts als Zeit gewinnen. Ferdinand hatte in Ungarn, unterstützt von Somogyi, Palfy, Esterhazy und Niclas Forgacs, schon einen Heerhaufen von sechstausend Mann zusammengebracht, der gegen Böhmen verwendet werden sollte. Es war wohl auf einen gewaltigen Schlag gegen die böhmischen Utraquisten abgesehen, aber man hielt sich noch nicht für hinlänglich gerüstet. Das neue kaiserliche Rescript, statt die Utraquisten zu begütigen, zur Ruhe zu bewegen, setzte sie nur in große Bewegung, da sein Zweck so klar und offen dalag. Die Häupter der Utraquisten, Matthias von Thurn, Kolonna von Fels, Wilhelm von Lobkowitz, Wenzel von Raupowa, Ulrich von Kinski und die Grafen von Schlick, mögen jetzo auf die Ueberzeugung gekommen sein, daß ihnen und dem Majestätsbriefe Gewalt bevorstehe, der sich durch



nichts Anderes als durch Gewalt begegnen lasse. Sie wollen nicht geduldig abwarten, bis die Rüstungen Ferdinands zu Ende sind, sie wollen sich in den Besitz der Regierung Böhmens setzen, sich des Landes bemeistern, damit sie Kraft zum Widerstande gewönnen. Daher muß die kaiserliche Statthalterschaft gestürzt und ein utraquistisches Regiment aufgerichtet werden. Sie glauben in Lagen und Verhältnissen zu sein, aus denen sich nur durch eine Revolution herauskommen ließe.

Die gesuchte Veranlassung, die kaiserliche Statthalterschaft zu stürzen und die Revolution zu beginnen, ist leicht gefunden. Am 23. Mai begeben sich die Utraquisten in starken, bewaffneten Haufen auf das Prager Schloß. Eben sind nicht alle Mitglieder der Statthalterschaft, sondern nur der Oberst-Burggraf Adam von Sternberg, Diepold von Lobkowitz, Jaroslas von Martiniz und Wilhelm Slawata anwesend. Von diesen waren Martiniz und Slawata den Utraquisten besonders verhaßt. Sie hatten ihre heftige Feindschaft gegen den Protestantismus niemals verhelt, waren nicht in die Sitzung gekommen, als der Majestätsbrief in das böhmische Landrecht eingetragen ward, wurden beschuldiget, gegen ihre Unterthanen mit den härtesten Gewaltthaten zu verfahren, um sie zum Katholicismus zu zwingen. Hinter Allem, was zu Ungunsten der Reformation geschah, wurden immer Martiniz und Slawata vermuthet. Und gerade solche Männer, Männer, deren ganzes Benehmen eine fortlaufende Protestation gegen den Majestätsbrief war, hatte der Kaiser mit unter die Statthalter Böhmens gestellt! Mit heftigen und drohenden Reden fuhren die Utraquisten besonders auf Martiniz und Slawata los, daß sie besonders den Majestätsbrief verletzten, sie es wären, von denen das kaiserliche Rescript, in dem die Utraquisten wie Rebellen und Empörer behandelt würden, ausgegangen.

Unter dem Zanke und Lärm, der darüber entstand, schrien Thurn, Fels und Wilhelm von Lobkowitz, daß man sich solcher Erzfeinde mit Gewalt entledigen müsse. Wilhelm von Ruppa schrie, man solle sie nach alter böhmischer Sitte zum Fenster hinausstürzen. Das Zumfensterhinausstürzen des Feindes kommt schon in den hussitischen Bewegungen vor. Alsbald wurden Martiniz und Slawata von den Wüthenden gefaßt und sammt dem Geheimschreiber Fabricius zum Fenster hinausgestürzt. Sie fielen achtundzwanzig Ellen tief in den trockenen Schloßgraben. Slawata, der sich in der Todesangst an das Fenster angehalten, war in die Hand gehauen und verletzte sich im Falle das Haupt. Martiniz und Fabricius fielen ohne Schaden auf den weichen Erdboden nieder. Sie entrannen sogleich. Die Utraquisten sendeten ihnen vergeblich mehrere Schüsse aus dem Fenster nach. Slawata aber fiel in die Gewalt der Utraquisten, die nun doch seines Lebens schonten.

Nicht eben dieser Fenstersturz, sondern die Dinge, welche unmittelbar darauf geschahen und welche von den Häuptern der Utraquisten im Voraus berechnet worden sind, bilden das geschichtlich Bedeutende. Das kaiserliche Regiment in Böhmen braucht von den Utraquisten nicht erst gestürzt zu werden, es ist schon durch den Fenstersturz aufgelöst. Die utraquistischen Stände kamen gleich nach demselben abermals zusammen, machten ein Bündniß unter einander, ihre Religions-Freiheit gegen jede ungerechte Gewalt zu vertheidigen, bemeisterten sich der Herrschaft, indem sie dreißig Directoren zur Leitung der Vertheidigung und Führung aller Geschäfte im Innern des Landes und nach Außen zu aufstellten. Das Directorium bestand aus je zehn Männern eines jeden böhmischen Standes, der Herren, Ritter und der Städte. Es



ward beschlossen, ein Heer aufzustellen und Matthias von Thurn empfing die Stelle des obersten Feldhauptmannes Diese Schritte geschahen doch hauptsächlich nur von den utraquistischen Ständen. Indessen stimmten auch mehrere katholisch gebliebene Stände denselben bei.

An den Kaiser aber erließen die Utraquisten alsbald eine Rechtfertigungsschrift. Was sie gethan, sei das Werk gesetzlicher Abwehr gegen ungesetzliche Frevel. Aber ihm, dem Kaiser, wolle man treu bleiben, die Vertheidigung, welche gerüstet werde, die Regierung, welche eingesetzt worden, solle auch des Kaisers Hoheit über Böhmen schirmen. In der That war die Revolution nicht gerade gegen Matthias gerichtet. Der Kaiser, lange schon ohne Lebenskräftigkeit, war ja alt und ging auf der Grube. Ihn wollten die Utraquisten nicht von dem Throne entfernen, seinen nahen Tod meinten sie erwarten zu können. Aber für die Zukunft wollten sie sich sichern. Ferdinand von Steiermark sollte wieder entsetzt, ein anderer, ein protestantischer König gewählt werden. Um dieses dereinst zu können, um Kraft zur Vertheidigung zu haben, wenn sie ob dieses Entwurfes, der für die Widerpart leicht zu durchschauen, sollten angegriffen werden, war ihnen nothwendig gewesen, sich schon jetzo in den Besitz der Staatsgewalt zu setzen, in welchem sie sich, auch wider des Kaisers Willen, zu behaupten gedachten.

Darum rüsteten sie nicht allein selbst mit großem Eifer, sondern forderten auch die böhmischen Nebenlande, Schlesien, Mähren und die Lausitz zu Förderung ihrer Sache und zu Hülfe auf, wenn sie angegriffen werden sollten, sondern sie trachteten auch mit Oestreich und mit Ungarn in Verbindung zu kommen. In Ungarn mahnten sie den Palatin, den obersten Reichsbeamten, und die Magnaten an das im Jahre 1609

geschlossene Bündniß. Sie sollten Ausschreibung ungarischer Mannschaften nicht gestatten, im Gegentheil Böhmen unterstützen, wenn es etwa zu den Waffen kommen sollte. Auch die Union in dem deutschen Reiche ward von den Utraquisten besendet und an die Glaubensverwandtschaft gemahnt. Die Mühen der Böhmen blieben wenigstens nicht ganz vergeblich. Auch die Mähren stellten unter Friedrich von Teuffenbach ein Heer auf und schienen gemeinsame Sache mit den Böhmen machen zu wollen. Die Fürsten und Stände Schlesiens wollten zwar nicht sofort die bewaffnete Hülfe leisten, um welche sie angegangen wurden. Indessen rüsteten auch sie, um für den äußersten Nothfall doch nicht zu fehlen. Sie boten dem Kaiser ihre Vermittelung an, sagten aber dabei, daß der böhmische Majestätsbrief allerdings arg verletzt worden und daß kein Zweifel daran sein könnte, daß in den Puncten, über welche der Streit begonnen, das Recht auf Seite der Utraquisten gewesen sei. Auch in Ungarn und Oestreich verbreitete sich unter den Protestanten Bewegung und Unruhe. Bethlen Gabor, der Fürst von Siebenbürgen, schien zu lauern und zu warten, wo das kaiserliche Haus oder die Gewalt der Ereignisse ihm einen Riß eröffne, durch den er, in Ungarn eindringend, sich dieses Reiches bemeistern könne. Es schien den Böhmen, wenn die Sachen auf die Spitze des Schwertes getrieben würden, an Freunden und Bundesgenossen nicht fehlen zu können. Darum waren sie kühner geworden und mit ihren Entwürfen für die Zukunft bestimmter hervorgetreten. Auf ewige Zeiten waren von ihnen, 1. Juni 1618, die Jesuiten aus dem böhmischen Reiche, das sie binnen acht Tagen zu verlassen hätten, als Erbfeinde des Protestantismus, Anstifter von Zwietracht und Spaltung, Ränkemacher und Kabalenschmiede, verbannt worden. In dem neuen Stande



der Dinge, den sie in Böhmen zu begründen hofften, sollte die Herrschaft bei dem Protestantismus sein, jede Möglichkeit einer künftigen Gefahr für denselben entfernt werden.

Was die Absicht der Häupter der Utraquisten war, die Aufrichtung eines großen protestantischen Reiches, dessen Herz und Mittelpunct Böhmen sein sollte, das würde, wäre es gelungen, für die Zukunft der europäischen Welt von der größten Wichtigkeit und Bedeutung geworden sein. Gerade in dem Herzen Europas wäre dadurch eine große protestantische Macht entstanden, die, halb dem germanischen und halb dem slavischen Geschlecht angehörend, nach allen Richtungen, nach Deutschland, nach Polen, nach Ungarn, für die Ausbreitung der Reformation hätte wirken können. Mit der Entstehung einer solchen Macht, eines solchen Reiches, das, wenn auch nur durch den Verlust von Böhmen, Mähren, Schlesien und der Lausitz, auf Kosten des kaiserlichen Hauses entstanden, wäre auch der Fall oder die Bedeutungslosigkeit der deutschen Linie des Hauses Spanien-Habsburg damals entschieden worden. Mit deren Fall aber oder mit deren Bedeutungslosigkeit war eine Hauptstütze des Katholicismus in Europa zerbrochen. In solche Plane und Entwürfe aber paßten die Jesuiten nicht. Darum mußten sie auf ewig aus Böhmen verbannt werden.

Die Ereignisse in Böhmen enthielten für den, der sie zu würdigen verstand, Dinge von der größten, ja von der ungeheuersten Wichtigkeit. Die Gefahr, welche seinem Hause und dem Katholicismus drohete, entging auch dem Kaiser Matthias, wie hinfällig er immer schon war, nicht. Aber seine Mittel und Kräfte waren gering, das Heer war noch nicht gebildet, erst in seiner Bildung begriffen und vielfach behindert. Die Stände Oestreichs wollten nichts zu dem böhmischen Kriege zahlen und geben. Sie schienen eher entschlos-

sen, auf der Böhmen Seite zu treten, wenn sich das Glück der Waffen günstig zeige. Also versuchte Matthias zuerst, was sich mit Worten erreichen ließe und antwortete den Böhmen, daß ihm himmelschreiendes Unrecht zugefügt werde, wenn man sage, daß es von ihm auf Vernichtung der Landesfreiheiten und besonders des Majestätsbriefes abgesehen gewesen. Alle Mißverständnisse sollten durch eine bald nach Böhmen zu sendende kaiserliche Commission ausgeglichen werden. Nun sollten aber die Böhmen auch die kaiserliche Regierung wieder einsetzen lassen, die Waffen niederlegen und alle Rüstungen einstellen, weil nirgends ein Feind zu finden sei, wobei jedoch auch der Kaiser versprach, keine weiteren Werbungen zu veranstalten, das bereits geworbene Kriegsvolk wieder zu entlassen. Ein kaiserlicher Rath, Eusebius Khan, ward nach Prag gesendet, um noch besonders mit Matthias von Thurn und Kolonna von Fels zu unterhandeln.

Die Utraquisten aber nahmen die kaiserlichen Anträge nicht an und konnten sie, da die Sachen einmal so weit gekommen, nicht annehmen. Denn was enthielten sie weiter, als daß die Böhmen in die Verhältnisse und in den Stand, aus dem sie durch eine Revolution sich reißen zu müssen geglaubt, einfach zurückkehren sollten. Sie sollten entwaffnen und empfingen keine Bürgschaft, daß, wenn sie es gethan und sich wehrlos gemacht, das alte Spiel gegen den Majestätsbrief nicht werde von Neuem begonnen werden. Solche Anträge wiesen die Häupter der Utraquisten um so mehr von sich, als sie ihre kriegerische Verfassung in kurzer Zeit auf guten Fuß gestellt. Es war ihnen viel rüstiges Kriegsvolk aus Deutschland zugelaufen. Der Graf von Thurn zog gegen die drei Städte Krummau, Budweis und Pilsen, welche in Böhmen allein dem Kaiser treu geblieben, nachdem dessen Anträge gehört und verworfen worden. Damit war der offene Waffenstreit ausgebrochen. Krummau ergab sich, Budweis aber und Pilsen konnten nicht genommen werden.



Nun rüstete aber auch der Kaiser mit größerem Eifer. Karl Longueval von Bouquoi ward als Heerbefehlshaber angestellt, ein Zögling des großen spanischen Feldherrn Spinola, unter dem Heinrich Dúval, Graf von Dampierre, commandiren sollte. Sie waren Ausländer; kaum konnte der Kaiser wagen, Eingeborenen den Heerbefehl anzuvertrauen. So zweifelhaft und unsicher war in den eigenen Erblanden die Stellung des Kaisers geworden. Matthias that, was er thun konnte, und sein Verfahren gegen die Böhmen war keineswegs Zeugniß einer friedlichen Gesinnung. Wie hätte der Kaiser sie auch haben können, da der Gedanke der Häupter der Utraquisten, sich von dem kaiserlichen Hause ganz loszureißen, fast unzweideutig dalag! Er wollte den Böhmen ja nur die Waffen entwinden; das und nichts weiter besagten seine Anträge. Indessen mochten die Maßregeln des Kaisers dem König Ferdinand allerdings nicht kräftig und entschlossen genug vorkommen.

Nachdem er in Ungarn zum König gekrönt worden, kam derselbe nach Wien zurück. Indem viele andere erschrocken waren über den Abfall der Böhmen und die große Gefahr, welche dem kaiserlichen Hause bevorzustehen schien, äußerte Ferdinand eher Freude über alle diese Vorgänge. In einem Gutachten, das er dem Kaiser überreichte, sprach er seine Gesinnungen offen aus. Man solle Gott danken, daß von den Böhmen selbst durch die Revolution Veranlassung und Grund gegeben worden, mit dem Majestätsbriefe und mit dem Protestantismus durch einen Schlag zu Ende zu kommen. Aus diesen beiden sei die Revolution hervorgegangen und sattsam

werde man vor der Welt entschuldiget sein, wenn man nun auch beide mit einander niederbreche. In demselben Sinne sprach sich auch Ferdinands Geistesverwandter, Herzog Maximilian I. von Baiern, aus. Aber es kam nun freilich erst darauf an, der böhmischen Revolution auch mit den Waffen Meister zu werden. Matthias war schon bettlägerig und es schien dem König, daß die Maßregeln nicht durchgreifend und kräftig genug wären. Auch wünschte Ferdinand jetzo schon, in den vollen Besitz der Macht zu kommen. Das lange Leben des Kaisers ward ihm unangenehm und er beschloß, mit Matthias zu thun, wie von diesem mit Rudolf gethan worden.

Als Ferdinand den Gedanken faßte, sich noch bei Lebzeiten des Kaisers der Gewalt in Ungarn, Böhmen und seiner Nebenlande sammt Oestreichs zu bemeistern, war er der Unterstützung Spaniens und des Pabstes sicher. Denn diesen Mächten galt es in dem gegenwärtigen Augenblick besonders, daß die Sache des Katholicismus mit Kraft und Entschlossenheit geführt werde. Eine solche Kraft und Entschlossenheit trauete man besonders dem König Ferdinand zu. Von ihm war es bekannt genug, daß er kein anderes Gefühl habe, keinen anderen Gedanken hege, als den Protestantismus zu unterdrücken, möchten auch die Mittel dazu so gewaltsam, ja so blutig sein, wie sie immer wollten.

Am 20. Juli 1618 ließ Ferdinand den Kardinal Klesel, der eigentlich die Regierungsmaßregeln des Kaisers leitete, in Verhaft nehmen und ihn auf das Bergschloß Ambras in Tirol bringen. Als es geschehen, trat Ferdinand vor das Krankenlager des Kaisers, seine That, die ein Eingriff in die Regierung und Souverainetäts-Rechte des Kaisers war, nicht entschuldigend, nur dem Kranken kurz und bestimmt als Grund derselben angebend, daß Klesel die Regierung sträflich und zum



Schaden des Hauses verwaltet. Und es war doch immer der Kaiser selbst gewesen, der geredet und gehandelt, der Klesels Mund und Klesels Hand in Bewegung gesetzt. Schmerzlich fühlte es Matthias in diesem Augenblicke, daß er nicht mehr Herr und Gebieter sei, und sein Schmerz ward durch die Erinnerung der Unthaten, mit denen er einst seinem Bruder Rudolf entgegengetreten, verbittert. In der heftigsten Aufwallung verstopfte er sich mit der Bettdecke den Mund, um nicht in die bittersten Klagen und Verwünschungen auszubrechen. Daß er, der kranke Mann, nichts weiter als klagen könne, fühlte er tief. Die Kraft, den König Ferdinand zu strafen, ihm entgegenzutreten, war nicht mehr in ihm. Anna, die Kaiserin, wendete sich an Ferdinand mit dem Vorwurfe: „sie sehe nur zu klar, daß der Kaiser ihm zu lange lebe und daß er seines Beförderers und Wohlthäters überdrüßig sei."

Was fragte Ferdinand aber nach den Vorwürfen und den Klagen des ohnmächtigen Weibes. Sein Zweck war erreicht. Die Staatsgewalt kam nach Klesels Entfernung nun vollends ganz in seine Hände. Nur dem Scheine nach war der kranke Matthias in seinen letzten Lebenstagen besser als Rudolf gestellt, indem bis zu seinem baldigen Tode die Staatshandlungen noch unter seinem Namen vor sich gingen. Alsbald wurden nun entschlossenere Maßregeln gegen die Böhmen ergriffen. Das kaiserliche Heer unter Dampierre und Bouquoi empfing Befehl in Böhmen einzurücken und es zu überziehen wie Feindes Land. Man hoffte, die Böhmen leicht niederzuwerfen. Wären Ferdinands Waffen jetzo schon vom Siege gekrönt worden, so würde gewiß die Vernichtung des Majestätsbriefes, die nach dem später kommenden Siege erfolgte, nicht ausgeblieben sein. Ferdinand hatte ja gleich den böhmischen Aufstand als eine schöne Ver-

anlassung, den Majestätsbrief zu vernichten, beinahe mit Freuden begrüßt.

Aber die Hoffnung auf eine rasche Unterwerfung der Böhmen ging nicht aus. Dampierre ward vom Grafen Thurn bei Caslau und Lomnitz geschlagen und Bouquoi konnte ebenfalls kaum Stand vor den Böhmen halten. Kaum hatte das kaiserliche Haus noch Etwas in Böhmen, was es sein nennen konnte. Budweis hielt sich noch, Pilsen aber fiel am 21. Novbr. 1618 auch noch in die Gewalt der utraquistischen Stände. Sie hatten den Grafen Ernst von Mannsfeld mit viertausend deutschen Söldnern in Dienst genommen und ihn zum General der Artillerie ernannt. Auch die Fürsten und Stände Schlesiens hatten sich endlich ziemlich offen für die Böhmen ausgesprochen und ein Hülfsheer über die Grenze gehen lassen. Indessen hatten sie sich dabei von den Böhmen die Versicherung geben lassen, daß dieses Heer nur zur Vertheidigung des Majestätsbriefes, nicht zum Angriff verwendet werden sollte. Denn bis jetzt war der Gedanke einer völligen Trennung von dem kaiserlichen Hause nur in den Häuptern der böhmischen Utraquisten aufgekommen. Die Sachen der Böhmen hatten sich indessen durch die Mannsfeldischen Truppen und die schlesische Hülfe doch um etwas gehoben. Sie schienen dem weiteren Gang der Dinge mit Vertrauen entgegensehen zu können. Der Winter vom Jahre 1618 und 1619 verstrich, ohne daß auf der einen und auf der anderen Seite etwas Bedeutendes geschehen wäre.

Es versuchten noch Mehrere die Flamme des Krieges, die bereits im Ausbrechen begriffen, wieder zu löschen. Die Fürsten und Stände Schlesiens, die Stände von Oestreich, welche alle Theilnahme am böhmischen Kriege verweigerten und dem kaiserlichen Hofe gegenüber behaupteten, daß er ganz



unrechtmäßig sei, Fürsten des deutschen Reiches, und besonders der Kurfürst von Sachsen, suchten eine Versöhnung und Vermittelung herbeizuführen. Die so von mehreren Seiten beiden Theilen, dem kaiserlichen Hofe und den böhmischen Utraquisten gemachten Anträge wurden von ihnen nicht von der Hand gewiesen. Die Utraquisten gingen auf sie ein, um Zeit zu gewinnen und die Zukunft besser vorbereiten zu können. Der kaiserliche Hof und besonders Ferdinand, der König, scheinet die Vorschläge zur Vermittelung und Aussöhnung jetzo mit etwas mehr Aufrichtigkeit als die böhmischen Utraquisten, jedoch nur für den Augenblick, angenommen zu haben. Denn die Waffen, mit denen die Böhmen rasch niedergeschlagen werden sollten, sind ja unglücklich gewesen, und so schien nichts Anderes übrig zu sein, als sie durch Unterhandlungen zu bewegen, die Waffen niederzulegen. Um das zu gewinnen würde Ferdinand nun wohl eine abermalige Bestätigung des Majestätsbriefes nicht verweigert haben. Aber er hätte sie gewiß nur mit dem Entschlusse, auf das Frühere sobald als möglich zurückzukommen und allmälig jenen Freibrief zu vernichten, gegeben. Seine Treue also und seine Aufrichtigkeit betraf nicht das Wesen der Sache, nicht das, um welches den böhmischen Protestanten es allein zu thun sein konnte, sondern nur den augenblicklichen Frieden, welcher den Unfrieden für die Reformation bringen und bereiten sollte. Zu sehr war die Feindschaft Ferdinands gegen dieselbe bekannt, als daß die Böhmen hier an eine Aufrichtigkeit, die auf das Wesentliche gehe, hätten glauben sollen. Indessen hatten die vielen Vermittelungs- und Versöhnungs-Versuche doch herbeigeführt, daß bestimmt worden, es solle auf den 14. April 1619 ein Friedens-Congreß zu Eger eröffnet werden. Es war eine ungünstige Aussicht

für die Protestanten, daß die Leitung desselben dem Herzog Maximilian I. von Baiern aufgetragen worden, dessen Gesinnungen gegen die Reformation und den Protestantismus kaum weniger scharf und schneidend als die Gesinnungen Ferdinands selbst hervorgetreten. Er hatte auch die Leitung des Vermittelungsgeschäftes nicht eher übernommen, als bis ihm vom Kaiser Matthias und von Ferdinand versprochen worden, daß ihm dabei nichts wider das Interesse der katholischen Kirche angemuthet werden solle.

Indessen kam jener Friedenstag gar nicht zu Stande. Denn Kaiser Matthias starb am 20. März 1619 und Alles nahm sofort eine andere Gestalt an. Ferdinand ward nun Herr aller Lande seines Hauses. Denn der eigentliche Erbe derselben, Erzherzog Albrecht, der letzte von den Söhnen Kaiser Maximilians II., der nunmehro noch am Leben war, hatte zwar dem Erbrechte nicht entsagt, aber doch Ferdinand zu seinem Stellvertreter und Nachfolger ernannt, auch die östreichischen Stände, diesen zu huldigen, angewiesen. Dadurch aber brachte der Tod des Kaisers Matthias eine neue Wendung in den Stand der Dinge, daß in den Häuptern der böhmischen Utraquisten sogleich der bestimmte Entschluß entstand, sich mit Ferdinand in gar keine Unterhandlungen weiter einzulassen, ihn gar nicht mehr als König anzuerkennen, weil unter ihm nur neue Angriffe auf den Protestantismus zu befürchten, die Revolution dagegen, welche sie begonnen, nun ganz zu vollenden und sofort Hand an den Aufbau des großen protestantischen Reiches zu legen, das sie in ihren Gedanken und Entwürfen sich bereits früher gebildet. Diese Entwürfe schienen gelingen zu müssen; so schwierig waren die Verhältnisse, unter denen Ferdinand die Herrschaft antrat. In Ungarn, wo Ferdinand sogleich nach dem Tode des Kaisers Matthias,



29. März 1619, einen Reichstag zu Presburg eröffnen ließ, waren Katholiken wie Protestanten nicht für ihn gestimmt. Man wollte gefunden haben, daß er und seine Räthe dem Grundsatze folgten, daß der Ehre und Macht des Königs Alles aufgeopfert und der allerhöchste Wille nicht mit schonender Güte, sondern mit Gewalt durchgesetzt werden müsse. Der katholische Adel fürchtete den Untergang seiner politischen Rechte und Freiheiten durch Ferdinand, der protestantische noch außerdem den Untergang seiner Glaubens- und Gewissens-Freiheit. Nach Möglichkeit oft ward der Wiener Religions-Friede von der Regierung verletzt. Darum hatten sich besonders protestantische Edle an Bethlen Gabor, den Fürsten von Siebenbürgen, gewendet und suchten seinen Ehrgeiz und seine Religiosität in Bewegung zu setzen, daß er zu ihren Gunsten und mit Waffengewalt in die ungarischen Angelegenheiten eingreife. Denn Bethlen Gabor war Protestant, aber ein so mild und tolerant gesinnter Protestant, daß er zum König eines Landes wie Ungarn, wo Katholicismus und Protestantismus gesetzlich neben einander bestanden, wohl zu taugen schien. Bethlen Gabor, einer der ausgezeichnetsten Männer dieses Jahrhunderts, kräftig, verständig, besonnen, nicht ohne nach hohen Dingen strebenden Sinn, gelockt durch den Glanz einer königlichen Krone, dazu auch noch gereizt durch Ferdinand und seine Räthe, die den Anschlag gefaßt, ihn von Siebenbürgens Fürstenstuhle herunterzudrängen und den Jesuitenfreund Georg Drugeth von Homonna darauf zu bringen, rüstete sich, die verworrenen Verhältnisse zu benutzen, in Ungarn einzudringen und sich des königlichen Thrones daselbst mit Hülfe der Protestanten und aller Unzufriedenen zu bemeistern.

Während in Böhmen die Utraquisten den Plan zur Gründung eines neuen Reiches, das ganz auf dem Protestantis-

für die Protestanten, daß die Leitung desselben dem Herzog Maximilian I. von Baiern aufgetragen worden, dessen Gesinnungen gegen die Reformation und den Protestantismus kaum weniger scharf und schneidend als die Gesinnungen Ferdinands selbst hervorgetreten. Er hatte auch die Leitung des Vermittelungsgeschäftes nicht eher übernommen, als bis ihm vom Kaiser Matthias und von Ferdinand versprochen worden, daß ihm dabei nichts wider das Interesse der katholischen Kirche angemuthet werden solle.

Indessen kam jener Friedenstag gar nicht zu Stande. Denn Kaiser Matthias starb am 20. März 1619 und Alles nahm sofort eine andere Gestalt an. Ferdinand ward nun Herr aller Lande seines Hauses. Denn der eigentliche Erbe derselben, Erzherzog Albrecht, der letzte von den Söhnen Kaiser Maximilians II., der nunmehro noch am Leben war, hatte zwar dem Erbrechte nicht entsagt, aber doch Ferdinand zu seinem Stellvertreter und Nachfolger ernannt, auch die östreichischen Stände, diesen zu huldigen, angewiesen. Dadurch aber brachte der Tod des Kaisers Matthias eine neue Wendung in den Stand der Dinge, daß in den Häuptern der böhmischen Utraquisten sogleich der bestimmte Entschluß entstand, sich mit Ferdinand in gar keine Unterhandlungen weiter einzulassen, ihn gar nicht mehr als König anzuerkennen, weil unter ihm nur neue Angriffe auf den Protestantismus zu befürchten, die Revolution dagegen, welche sie begonnen, nun ganz zu vollenden und sofort Hand an den Aufbau des großen protestantischen Reiches zu legen, das sie in ihren Gedanken und Entwürfen sich bereits früher gebildet. Diese Entwürfe schienen gelingen zu müssen; so schwierig waren die Verhältnisse, unter denen Ferdinand die Herrschaft antrat. In Ungarn, wo Ferdinand sogleich nach dem Tode des Kaisers Matthias,



29. März 1619, einen Reichstag zu Presburg eröffnen ließ, waren Katholiken wie Protestanten nicht für ihn gestimmt. Man wollte gefunden haben, daß er und seine Räthe dem Grundsatze folgten, daß der Ehre und Macht des Königs Alles aufgeopfert und der allerhöchste Wille nicht mit schonender Güte, sondern mit Gewalt durchgesetzt werden müsse. Der katholische Adel fürchtete den Untergang seiner politischen Rechte und Freiheiten durch Ferdinand, der protestantische noch außerdem den Untergang seiner Glaubens- und Gewissens-Freiheit. Nach Möglichkeit oft ward der Wiener Religions-Friede von der Regierung verletzt. Darum hatten sich besonders protestantische Edle an Bethlen Gabor, den Fürsten von Siebenbürgen, gewendet und suchten seinen Ehrgeiz und seine Religiosität in Bewegung zu setzen, daß er zu ihren Gunsten und mit Waffengewalt in die ungarischen Angelegenheiten eingreife. Denn Bethlen Gabor war Protestant, aber ein so mild und tolerant gesinnter Protestant, daß er zum König eines Landes wie Ungarn, wo Katholicismus und Protestantismus gesetzlich neben einander bestanden, wohl zu taugen schien. Bethlen Gabor, einer der ausgezeichnetsten Männer dieses Jahrhunderts, kräftig, verständig, besonnen, nicht ohne nach hohen Dingen strebenden Sinn, gelockt durch den Glanz einer königlichen Krone, dazu auch noch gereizt durch Ferdinand und seine Räthe, die den Anschlag gefaßt, ihn von Siebenbürgens Fürstenstuhle herunterzudrängen und den Jesuitenfreund Georg Drugeth von Homonna darauf zu bringen, rüstete sich, die verworrenen Verhältnisse zu benutzen, in Ungarn einzudringen und sich des königlichen Thrones daselbst mit Hülfe der Protestanten und aller Unzufriedenen zu bemeistern.

Während in Böhmen die Utraquisten den Plan zur Gründung eines neuen Reiches, das ganz auf dem Protestantis-

mus stehen sollte, gefaßt, war bei einem Theile wenigstens der Großen Ungarns ein beinahe gleicher Entwurf entstanden. Ein gemäßigter Protestant sollte auf den Thron erhoben, die Herrschaft ebenfalls dem Hause Karls V. und Ferdinands I. entrissen werden. Unter so trüben Verhältnissen hatte das Königthum Ferdinands in Ungarn begonnen. Indessen hatte es hier doch begonnen, die Herrschaft ohne Widerspruch angetreten werden können; die Revolution war noch nicht ausgebrochen, sie sollte erst ausbrechen. In Böhmen aber konnte von dem thatsächlichen Antritt einer Regierung nicht die Rede sein. Ferdinand hatte kaum einen Fuß in diesem Reiche mehr. Die Stadt Budweis hielt sich noch, Dampierre stand noch mit einem kleinen Heerhaufen in Böhmen, alles Andere war von den Utraquisten eingenommen und beherrscht.

Diese gingen genau von denselben Grundsätzen aus, von denen anderwärts und früher die Katholischen auch ausgegangen. Es war in Frankreich Heinrich IV. von den Katholiken nicht als König angenommen worden, obwohl das Erbrecht unzweideutig für ihn sprach, weil er Calvinist war und so lange er es war. Die Revolution gegen ihn war als Recht, das wahre und wirkliche Recht angesehen worden als das Unrecht. In derselben Weise war für die böhmischen Utraquisten das Recht, welches Ferdinand durch seine frühere Wahl erlangt, für ihn wieder vernichtet worden durch den Eifer, den er für den Katholicismus und gegen den Protestantismus offenbart. Die Revolution Böhmens gegen ihn war nach den Ansichten der Utraquisten das Recht und Ferdinands Recht dagegen das Un-Recht geworden. Denn bei beiden Religions- und Kirchen-Parteien, in beider Gesinnung, in beider Ueberzeugung, stand über dem Recht, das auf menschlichen Dingen und Vorgängen beruhete, ein anderes und höheres, durch



das es nicht allein aufgehoben und vernichtet werden konnte, sondern sogar aufgehoben und vernichtet werden mußte. Und dieses andere und höhere Recht war der Glaube und die Kirche. Sie zu schützen und zu erhalten, zu mehren und zu erweitern, wird von beiden Parteien als das erste und oberste Recht, das erste und oberste Gesetz angesehen. Jeder, der die Gewalt dazu hat, folgt diesem Grundsatze, und hier wird er von den Katholiken gegen den Protestantismus, dort von den Protestanten gegen den Katholicismus angewendet. Doch wird er von den Protestanten immer noch nicht mit der Schärfe, Härte und Bestimmtheit ausgedrückt und angewendet, wie auf katholischer Seite. Die Jesuiten sind es ja, welche lehren, daß ein katholisches Volk nicht allein das Recht habe, einen ketzerischen König abzusetzen, sondern ihn sogar zu tödten. Die böhmischen Utraquisten begnügen sich nachmals, den katholischen König Ferdinand abzusetzen, und nie gehet der Protestantismus so weit, zu behaupten, daß die Feinde der Kirche und des Glaubens auch noch getödtet werden müßten.

In Böhmen war dem neuen König Ferdinand eine entschlossene Gesinnung, ihn nicht mehr anzuerkennen und seine frühere Wahl zu widerrufen, entgegengetreten. Die böhmischen Utraquisten empfanden die bitterste Reue über diese Wahl. Sie glaubten, mit dem Manne, der geschworen, lieber bettelnd sein Brod vor den Thüren zu suchen, als eine Verletzung des römischen Kirchenthumes zu dulden, durch keine Verträge und durch keine Schwüre, zu denen er sich etwa bereitwillig zeigen möchte, wohl und sicher zu fahren. Denn sie meinten, und meinten es sicher nicht ohne Grund und nicht ohne Recht, daß durch solche neue Schwüre Ferdinand nur sichern Fuß in Böhmen zu gewinnen suche, um das alte Spiel gegen

den Majestätsbrief von neuem beginnen zu können. Als daher gleich nach dem Tode des Kaisers Matthias Ferdinand an die Böhmen schrieb und sich erbot, alle bestehende Landes-Freiheiten zu bestätigen, achteten die Böhmen so wenig darauf, daß sie selbst eine Antwort nicht von sich gaben. Es hatte auch in dem Schreiben Ferdinand seines Herzens eigentliche Gesinnung gewissermaßen schon dadurch kund gegeben, daß er die Statthalterschaft wieder einzusetzen gebot, die durch den Fenstersturz hinweggeräumt worden. Es sollten also Slawata, Martiniz und Lobkowitz, die sich stets als geschworene Feinde des Majestätsbriefes und des Protestantismus erwiesen, sogleich wieder in die Gewalt über Böhmen eingesetzt werden, damit sie, durch den Fenstersturz und ihre gewaltsame Absetzung erbittert, die unterbrochenen Bestrebungen sofort wieder aufnehmen könnten.

Dieser ungeschickte Zusatz im königlichen Schreiben verrieth die Gesinnungen so deutlich, daß es vergeblich blieb und vergeblich bleiben mußte, wenn Ferdinand nun wirklich am 1. April 1619 alle Ordnungen, Majestäten, Privilegien, Freiheiten und Begnadigungen, welche die Stände der Krone Böhmens in religiösen und politischen Sachen jemals erlangt, mit den feierlichsten und bindendsten Ausdrücken bestätigte. Die Böhmen sahen darin weiter nichts als einen Versuch, ob sich mit Worten über die gegenwärtigen Gefahren hinwegkommen und die Königsgewalt über das Land, die der Stützpunct zum Umbruche des Protestantismus werden mußte, sonder Mühe, Gefahr und Kosten wieder erlangen lasse. Von den Böhmen ward Ferdinand ohne Antwort gelassen. Von den protestantischen Fürsten und Ständen Schlesiens aber lief auf die Mahnung zur Huldigung und zum Gehorsam zwar eine am 1. Mai 1619 erlassene Antwort ein, aber sie lautete



nicht viel besser als das Schweigen der Böhmen: eine einfache und nur mit Worten gegebene Bestätigung der Religions-Privilegien genüge nicht. Es müßten erst alle Beschwerden über die zeitherigen Verletzungen derselben abgestellt, Sicherheiten für die Zukunft gegeben und das Kriegsvolk von dem Könige entlassen werden. Schlesien könne auch in der Huldigung dem Hauptlande Böhmen nicht vorgreifen, werde die weiteren Schritte desselben daher erwarten. Nur zu deutlich gab diese Antwort zu erkennen, wozu sich Schlesien eigentlich neige. In Mähren waren die Gesinnungen für Ferdinand kaum günstiger, und so schien das ganze böhmische Reich aus seinem Gehorsam scheiden, eine neue Bahn einschlagen zu wollen.

Wie Böhmen verloren war und Schlesien auf dem Puncte stand verloren zu gehen, so ward auch Mähren der Gewalt des Königs Ferdinand entrissen. In Mähren, wo der Protestantismus nicht in demselben Maße durchgegriffen wie in Böhmen, bestand seit längerer Zeit eine Spaltung unter den Ständen. In damaliger Zeit ist überhaupt, und auch in den Ländern des östreichischen Staates immer nur von denen die Rede, welche das Recht haben, auf den ständischen Versammlungen zu erscheinen, von den Herren, den Rittern und den Magistraten der Städte. Die Stände theilen die Staatsgewalt mit dem Landesfürsten, hier in einer mehr, dort in einer weniger eingeschränkten Weise. Die Masse der Menschen kommt wenig in Betracht; sie wird von denen in Bewegung gesetzt, in deren Händen sich die Gewalt befindet. In den slavischen Ländern, wie Böhmen ein solches ist, kann von dieser Masse noch weniger als anderwärts die Rede sein, weil die Leibeigenschaft in dem Bauersmanne den Gedanken an freie und selbstständige Bewegung längst schon niederge-

drückt. Spaltung herrschte unter den Ständen Mährens. Die katholischen wollten Ferdinand anerkennen, die protestantischen, daß Mähren sich zur böhmischen Sache stelle. Da entschied Matthias von Thurn durch rasches Eindringen mit dem böhmischen Heere in Mähren. Die mährischen Stände schlossen nun eine Union mit den Böhmen und die Revolution, die in dem Hauptlande vor sich gegangen, ward nun auch in dem Nebenlande nachgebildet. Die Regierung Ferdinands ward gestürzt und ein Directorium von vierundzwanzig Mitgliedern eingesetzt, die Landesgewalt in die Hände der Protestanten gebracht, die Jesuiten aus Mähren vertrieben, welche bereits auch in Schlesien dasselbe Schicksal erfahren.

Bei den Vorgängen in Mähren erscheinet auch zum erstenmale Albrecht von Waldstein oder Wallenstein, nachmals so bedeutend und so berühmt, schon in einer nicht unbedeutenden Rolle. Von protestantischen Eltern im Jahre 1583 geboren, aber von einem katholischen Ohm den Jesuiten übergeben und von denselben bald zum römischen Glauben gebracht, gewann er durch die Hand der reichen Wittwe Wickova den Besitz großer Güter in Mähren, trat im Jahre 1617 in die Dienste Ferdinands von Steiermark, für den er zu einem Kriege gegen Venedig zweihundert Reiter auf eigene Kosten stellte. Früher, unter Kaiser Rudolf II. hatte er auch im Türkenkriege mitgefochten. In jenem Kriege, der höchst unbedeutend war und in demselben Jahre noch endete, konnte Wallenstein freilich keine großen Lorbeeren gewinnen, aber die Gunst Ferdinands hatte er durch entschlossenes und zuversichtliches Wesen gewonnen, von dem der Erzherzog ein Freund war. Wallenstein erhielt durch Ferdinands Gunst die Stelle eines Obersten der mährischen Miliz. Seine erste Gemahlin war verstorben und Wallenstein schloß mit Isabelle Katharina von Harrach, Tochter eines kaiserlichen Geheim-Rathes und Kämmerers, eine zweite Ehe. Diese verhalf ihm zu dem Titel eines Grafen. In dieser Stellung ward Wallenstein von dem Ausbruche der Revolution in Böhmen gefunden. Die Böhmen sollen nun Wallenstein die Stelle eines obersten Feldhauptmannes angetragen haben. Das kann nur in Berücksichtigung der Stellung und ganz besonders der Reichthümer Wallensteins geschehen sein, da von einem Feldherrn-Rufe desselben keine Rede sein kann. Es beweist indessen aber doch, daß Wallenstein schon als ein bedeutender Mann angesehen ward. Wie die Revolution in Böhmen ausbrach, wie Matthias Graf von Thurn in Mähren einrückte, sprach sich Wallenstein mit aller Festigkeit und Bestimmtheit für die Sache des kaiserlichen Hauses aus. Er hatte sich nach Olmütz geworfen, ward aber von Thurn genöthiget, flüchtig zu werden. Die mährische Miliz ging zu den Böhmen über. Die Stände des Landes entsetzten ihn seiner Stelle als Obersten der Miliz; um so fester schloß sich Wallenstein an Ferdinand an.



Für diesen stand es in dem eigentlichen Oestreich kaum minder bedenklich als in den Ländern des böhmischen Reiches. In Ober-Oestreich, welches von dem Schauplatze des ausgebrochenen Krieges entfernter lag, verweigerten die Stände, die Administration des Landes in Ferdinands Hände zu geben und übernahmen diese selbst. Denn, behaupteten sie, also sei es bei ihnen des alten Brauches und Herkommens, daß die Stände des Landes selbst administrirten, bis der Fürst gekommen, die Freiheiten bestätiget und die Huldigung empfangen. Dieses Zögern in der wirklichen Anerkennung Ferdinands hatte nur darin seinen Grund, daß die Stände mit den Böhmen bereits in Verbindung getreten, daß sie auf Abfall von dem kaiserlichen Hause sannen. Indessen fanden

solche Gedanken doch nur bei den protestantischen Ständen Statt. Zwischen ihnen und den katholischen war eine tiefe und bittere Spaltung eingetreten. In Nieder-Oestreich herrschte diese Spaltung in noch höherem Grade, so daß es zu gemeinschaftlichen Berathungen gar nicht mehr kam. Das Land war schon zu Zeiten des Kaisers Matthias mit wilden ungarischen Banden besetzt, die mit Raub, Mord und Brand, besonders gegen die Evangelischen, entsetzlich wütheten. Nach dem Tode des Kaisers war zwar am 25. März 1619 ein Landtag zu Wien zusammengekommen. Aber es war auf demselben nichts als Zank und Streit unter den Ständen selbst. Der katholische Theil wollte die begehrte Erbhuldigung sofort leisten, der protestantische aber verlangte vorerst Abstellung der Beschwerden, Bestätigung aller politischen und religiösen Freiheiten, selbst Bestätigung der im Jahre 1608 mit Böhmen geschlossenen Föderation. Auch begehrten sie, daß die fremden Truppen aus dem Lande geschafft und mit den Böhmen Friede geschlossen werde.

Die ganze Haltung, welche die Protestanten in den östreichischen Landen genommen, hatte allerdings etwas Revolutionaires, etwas der fürstlichen Macht durchaus Feindseliges. Es entsprang aber diese Feindseligkeit keineswegs dem Protestantismus selbst und ruhete nicht in der Art und Weise desselben an sich selbst. Sie ging nur aus den Umständen und Verhältnissen hervor, in welche die Protestanten der östreichischen Lande durch Ferdinand gestellt waren. Als geschworener Feind des Protestantismus wendete er seine ganze landesfürstliche Gewalt auf die Unterdrückung desselben. Den Protestanten erschien ihr Glaube und ihre Kirche als das Letzte und Höchste, was sie zu vertheidigen hatten. Der Fürst griff diese an und so mußten sie entweder auf die Einschränkung



der fürstlichen Gewalt, oder, wo diese ungenügend und unzureichend schien, selbst auf Vernichtung derselben sinnen. Wo sich der Fürst gleich selbst an die Spitze der Reformation stellte, sich mit den Unterthanen nicht in einen Zwiespalt brachte, über welchen am Ende nur mit Gewalt hinwegzukommen war, diente die Reformation sogar dazu, die fürstliche Gewalt zu mehren, zu befestigen und zu sichern.

Ferdinand aber war nicht gesonnen, diesen Zwiespalt auch nur zu mindern, geschweige ihn aufzuheben. Vergebens rieth ihm einer der Edlen Oestreichs, aufgefordert, sein Gutachten von sich zu geben, Erasmus Freiherr Tschernembel, keine Jesuiten zu dulden, fanatischen Priestern keinen Einfluß auf die Staats-Angelegenheiten zu verstatten, das gegen ihn aufgeregte Mißtrauen durch Verstattung eines völlig freien Kirchenwesens aufzuheben. Nicht in dem Augenblicke der größten Gefahr ward Ferdinand seinen früheren Gesinnungen, dem Geiste, den Lehren der Jesuiten ungetreu. Das jüngst für die Protestanten gewordene Recht, die Majestätsbriefe, die Kirchen- und Glaubens-Freiheit, konnte in seiner Seele niemals zum Rechte werden und war in dieser nie vorhanden gewesen. Von ihm selbst wurden die Protestanten gezwungen, auch sein Recht als aufgehoben und vernichtet anzusehen. Er war mit den Ständen von Nieder-Oestreich noch nicht auseinander gekommen, weil er nichts bewilligen und nichts bestätigen wollte, als ihm eine große Gefahr dicht vor die Augen trat. Der Graf von Thurn war, nachdem er Mähren für die böhmische Sache gewonnen, mit sechszehntausend Böhmen in Oestreich eingebrochen und lagerte sich am 5. Juni 1619 in der Vorstadt von Wien. Die Protestanten in der Stadt kamen alsbald in die größte Bewegung und nahmen eine drohende Stellung gegen den König an. Der Graf von Thurn

aber benutzte die Lage der Dinge und die Gunst der Verhältnisse nicht zu einem entscheidenden Schlage. Er hätte in die Stadt, wo er schon Einverständnisse mit den Bürgern hatte, dringen und sich selbst der Person Ferdinands bemeistern können. Es wäre dadurch dem Katholicismus sein Haupt entzogen worden und die Sachen desselben hätten in Schwäche und Verwirrung gerathen müssen. Aber der Graf von Thurn will, wie die Protestanten immer, zu gewaltsamen Mitteln, wenn sie nicht gerade durch eine ganz unabweisbare Nothwendigkeit und durch die Pflicht der Selbsterhaltung geboten zu sein scheinen, seine Zuflucht nicht nehmen. Welche Entschlossenheit und welche Keckheit, welches Absehen von der Art und Weise, wie etwas gewonnen wird, wenn es nur überhaupt gewonnen wird, erscheinet dagegen auf Seiten des Katholicismus, besonders wo er von dem Geiste der Jesuiten geleitet wird! Da sind Versprechungen und Schwüre, Vertrag, Herkommen und Gesetz, erworbenes oder angeerbtes Recht, Leben und Tod, Alles zusammen oder einzeln, nichts, wenn es die Sache der Kirche gilt.

Der Graf von Thurn nimmt den König nicht gefangen, weil er es nicht will, und er will es nicht, weil er eine solche Gewaltthat für die Sache des Protestantismus nicht als unabweisbar nothwendig ansieht, weil er dieser Sache so wenig, als es nur immer geht, den Stempel der Gewalt aufdrücken will. Er trat also in Unterhandlung mit den Ständen: sie sollten eine Union mit Böhmen schließen, eine Union, welche eine völlige Gleichheit zwischen Katholiken und Protestanten in den unirten Landen hervorbringe, und einen Zustand erzeuge, in dem man vor den Jesuiten Ruhe und Sicherheit habe. Eine solche Union zu schließen, sind nicht allein die protestantischen Stände Nieder-Oestreichs, von denen die Böhmen mit



Sehnsucht erwartet worden sind, wohl geneigt, sondern selbst die katholischen zeigen sich nicht abgeneigt. Indessen mag die Geneigtheit, welche von ihnen gezeigt ward, allerdings mehr durch die drohende Nähe der Böhmen erzeugt als aus dem eigenen Innern gekommen sein. Die Stände stehen auf dem Puncte, die Union zu schließen. Ferdinand soll dazu seine landesfürstliche Genehmigung geben und es erscheint deshalb am 11. Juni 1619 eine ständische Deputation auf der Hofburg. Ferdinand ward heftig gedrängt, seine Zustimmung zu diesem Bunde Oestreichs mit Böhmen zu geben. Freilich konnte sie nicht wohl von ihm gegeben werden. Die Entwürfe und Plane der Häupter der Utraquisten konnten ihm nicht unbekannt sein. Sie gingen zu deutlich daraus hervor, daß ihm auf seine Anträge, die Freiheiten und Privilegien zu bestätigen, gar keine Antwort ertheilt worden. Eine Einwilligung in den böhmischen Bund hieß kaum weniger als eine Entäußerung des Herrnrechtes über Oestreich. Also setzte Ferdinand standhafte Weigerung dem Verlangen der Stände entgegen. Es kam darüber zu dem heftigsten Wortwechsel und besonders zeichnete sich Andreas Thonradel, Herr von Obergassing, durch die harten Worte, die er brauchte, aus. Nach späteren Berichten soll er sogar gewagt haben, den König anzufassen. Der Augenblick war jedes Falles kritisch und setzte die Standhaftigkeit Ferdinands auf eine harte Probe. Denn die Stände und die Bürger von Wien waren in der größten Aufregung, die Böhmen nah und Ferdinand fast sonder allen Schutz, wenn es noch zu Gewalthandlungen kommen sollte. Da erschien der Oberst Saint Hilaire, von Dampierre dem König zu Hülfe gesendet, mit fünfhundert Reitern in der Stadt durch ein Thor, welches der Graf von Thurn nicht hatte sperren können. Der Ungestüm der Stände hatte nun

mit einem Schlage ein Ende, ja sie stoben angstvoll aus dem Schlosse, aus der Stadt hinaus. Sogleich änderten sich die Umstände; die katholischen Einwohner Wiens ermuthigten sich und griffen nun auch zu den Waffen. Immer aber hätte der Graf von Thurn durch rasche und zufahrende Entschlossenheit mit seiner so überlegenen Streitkraft der Sache eine andere Wendung geben können. Auch blieb er in seiner Stellung noch mehrere Tage, und beschoß Wien, daß die Kugeln die Hofburg erreichten. Dieses konnte indessen zu nichts führen, nur ein verwegener Gewaltstreich, zu dem der Graf nicht entschlossen, konnte hier frommen. Der Unentschlossenheit, in welcher Thurn geschwebt haben mag, machten Nachrichten aus Böhmen unerwartet ein Ende. Mannsfeld hatte sich am 10. Juni 1619 unvorsichtig und mit unzulänglicher Macht bei Zeblot in ein Treffen mit Bouquoi eingelassen, in dem er eine gänzliche Niederlage erlitt. Der Schreck vergrößerte den Directoren zu Prag die Gefahr, in welcher sie nun schwebten. Zunächst ihre persönliche Sicherheit ins Auge fassend, boten sie die gesammte böhmische Macht gegen Bouquoi auf, riefen auch den Grafen von Thurn von Wien zurück. Derselbe hub darauf am 22. Juni die Einschließung Wiens auf und zog nach Böhmen zurück. Der Sieg aber, über den die Directoren von Prag so heftig erschrocken, hatte in seinen Folgen nichts zu bedeuten. Dampierre und Bouquoi waren weder stark genug, um einen entscheidenden Schlag zu führen, noch auch in gehöriger Eintracht.

Ferdinand konnte nun sicher nach Frankfurt a. M. reisen, wohin der Kurfürst von Mainz den Königswahltag auf den 10. Juli ausgeschrieben. Den kaiserlichen Thron, den seine Ahnen so lange besessen, wollte sich Ferdinand nicht entgehen lassen. Große Gedanken knüpfte er an dieses Kaiserthumes



Besitz für die Kirche sowohl und den Glauben, dem er mit dem größten Eifer ergeben, als auch für seine weltliche Stellung. Es mag in Ferdinands Seele sich zeitig der Gedanke gestaltet haben, daß der Protestantismus sich nicht würde unterdrücken lassen, wenn nicht dem Kaiserthume eine größere Macht und ein größerer Umfang gegeben werde. Mit diesem Gedanken hatte es auch seine vollständige Richtigkeit. So lange das Reich so vielköpfig war, wie jetzo, so lange die Fürsten und Stände so unabhängig, wie jetzo, war an die allgemeine Unterdrückung des Protestantismus in dem Reiche nicht zu denken. Schon sein religiöser Eifer forderte daher den König auf, an große Umwälzungen zu denken. Politische und religiös-kirchliche Entwürfe mußten in seiner Seele sich mit innerer Nothwendigkeit zusammenfinden. Es kam zunächst darauf an, die Kaiserwahl auf sich zu leiten.

Indessen schied Ferdinand von seinen Erblanden und den Königreichen, die er durch Wahl gewonnen, unter den trübsten Aussichten, die für die großen Entwürfe seiner Seele wenig versprachen. Böhmen war offen von ihm abgefallen, die böhmischen Nebenlande und Oestreich schienen auf dem Puncte zu stehen, einen gleichen Weg zu betreten. Selbst in Steiermark, Kärnthen und Krain war Unruhe und Bewegung, Bewegung nicht minder in Ungarn. Die Protestanten, theils die, welche es noch waren, theils die, welche jüngst erst äußerlich zum Katholicismus zurückgebracht worden, in vielen jener Lande die Mehrzahl der Menschen bildend, hatte Ferdinand als seine Feinde zu betrachten, die sich seines Herrnthumes, wo es noch nicht geschehen, bei der ersten günstigen Gelegenheit zu erledigen gedachten.

# Fünftes Kapitel.

In den letzten Lebenstagen des Kaisers Matthias war die Aufmerksamkeit der Menschen auf die Ereignisse in den östreichischen Landen hauptsächlich gerichtet gewesen. Allenthalben ward die hohe Wichtigkeit und Bedeutung derselben gefühlt. Indessen stärker und bestimmter ward sie auf katholischer Seite gefühlt als auf der protestantischen. Denn auf der erstern war man, besonders durch die Vorgänge in Böhmen, in Furcht gesetzt, auf der andern von Hoffnungen bewegt worden. Es pflegt aber der Mensch heftiger von der Furcht aufgeregt zu werden als von der Hoffnung. So geschiehet, daß während dieser Vorgänge der Katholicismus sich thätiger und lebendiger zeigt als der Protestantismus. Es hat sich der erstere seit einiger Zeit im Glück und im Angriff befunden. Unerwartet ist ihm die böhmische Revolution entgegengetreten und das Glück, dessen immer günstigere Gestaltung gehofft worden, scheinet plötzlich in um so größeres Unglück umschlagen zu wollen, als stolze Zuversicht einen solchen Gang der Dinge kaum noch für möglich gehalten. Je unerwarteter der Schlag von Böhmen her dem Katholicismus ist, je wichtiger er in seinen Folgen zu werden drohet, um desto größer wird Angst und Besorgniß. Ein Gefühl, das Gefühl, daß man zusammenstehen, innig zusammenstehen müsse, wenn der Tag des Unterganges nicht nahe herantreten sollte, bemeistert sich der katholischen Fürsten und Stände Deutschlands. Wenn die Böhmen ihre Sache hinausführen, wenn die deutsche Linie des Hauses



Spanien-Habsburg entweder seiner Lande ganz verlustig gehet, oder sie nur unter so schweren, von den protestantischen Ständen vorgeschriebenen Bedingungen erhält, daß ihr alle Mittel, gegen den Protestantismus aufzutreten, abgeschnitten und benommen, wenn in dem ganzen Süd-Osten des Reiches, in Böhmen, Mähren, Schlesien, Lausitz, Oestreich, Steiermark, Kärnthen und Krain der Protestantismus obsiegen sollte, so ist dem Katholicismus in allen übrigen Theilen des Reiches kaum noch ein langes Leben zu prophezeien. Diese Ueberzeugung hat die Katholiken Deutschlands durchdrungen und sie handeln derselben gemäß.

Gewissermaßen an der Spitze derselben steht Herzog Maximilian I. von Baiern, ein Mann, der in der Regierung seines Landes sich mit Verstand, Umsicht und Kraft benimmt, dem in allen anderen Stücken der Geist der deutschen Biederkeit, der Mäßigung und der Gerechtigkeit innewohnet, der aber, wenn es die Sache des Katholicismus gilt, wenn es gilt, gegen Protestanten zu handeln, gänzlich verlassen wird von diesen schönen Eigenschaften. Maximilian I. ist eine ursprünglich reine und deutsche Natur, deren sich die Jesuiten ganz bemeistert haben. Gegen die Protestanten giebt es in Maximilians Seele keine Billigkeit und kein Recht, kein Versprechen, keine Treue und keinen Schwur, nichts überhaupt, das nicht verletzt werden dürfe, ja verletzt werden müsse, wenn es von dem katholischen Interesse verlangt und begehrt wird. Sein scharfer und durchdringender Verstand hat ihn die böhmischen Ereignisse sogleich im richtigen Lichte sehen lassen. Er schreibt an Philipp III. von Spanien, an den römischen Stuhl, an alle Katholische, deren Gewicht ihm bedeutend erscheint, um sie aufmerksam zu machen auf die große Gefahr, sie zu Thaten und Anstrengungen zu befeuern.

Und seine Bemühungen blieben nicht erfolglos. Die katholische Liga beschloß auf dem Convente von Oberwesel schon am 26. Januar 1619 die Erneuerung des Bündnisses auf sechs Jahre. Wie sich in dem Verlaufe der Zeit die Sachen in Böhmen und in Oestreich immer bedenklicher gestalteten, dachten auch die Mitglieder der Liga immer ernstlicher an Krieg und Waffen. Maximilian I. war entschlossen, die deutsche Linie des Hauses Spanien-Habsburg nicht fallen zu lassen, weil mit ihrem Falle auch das Schicksal des Katholicismus in dem ganzen Reiche sich ungünstig wenden zu müssen schien. Maximilians Entschluß ward von den Mitgliedern der Liga getheilt und mußte von ihnen getheilt werden. Die geistlichen Fürsten und Herren, aus denen sie zum größten Theil bestand, mußten ja für das Haus Kaiser Ferdinands I. und für das katholische Herrnthum desselben schon deshalb mit der ängstlichen Sorge wachen, weil ihr eigener Fortbestand als Fürsten, als Herren im Reiche damit verknüpft war. Brach dieses Haus zusammen, so ging es mit dem ganzen deutschen Katholicismus zu Ende, und war es mit diesem zu Ende gegangen, so war es auch aus mit ihrer fürstlichen Stellung und mit ihrer fürstlichen Macht.

Indessen würde der Entschluß der Liga eine günstige Entscheidung der verworrenen Lage der Dinge für den Katholicismus schwerlich herbeigeführt haben, wenn ihm bei der protestantischen Union ein ähnlicher entgegengetreten wäre, wenn in derselben der ernste Wille gewesen, die Sache der Böhmen, weil sie zugleich die Sache des Protestantismus sei, zu ergreifen und sie mit den Waffen zu beschützen. Die Union hatte seit der Zeit, da ihrer zuletzt gedacht worden, geruht und gerastet. Die sehr günstigen Umstände, welche sich durch den Ausbruch der böhmischen Revolution darstellten, waren gänzlich



unbenutzt geblieben, ja man hatte mit keinem Gedanken, sie zu benutzen, gedacht. Ein rasches und kräftiges Auftreten mit den Waffen in dieser Zeit hätte dem Katholicismus in diesem Augenblicke Untergang bringen müssen. Aber ein solches Auftreten liegt ganz außerhalb des Gedankenkreises der deutschen Protestanten. Viel zu groß ist ihre Achtung vor dem Bestehenden, vor dem Gesetz, vor Treu und Glauben, vor dem Reiche und seiner Ordnung, als daß sie so verwegene und dem Herkömmlichen und Gesetzlichen auf den Nacken tretende Entschlüsse, wie sie nothwendig waren, um dem Protestantismus, dem deutschen National-Glauben, über den fremden Glauben, den Katholicismus, noch zu einem äußerlichen und vollständigen Triumphe zu verhelfen, nicht selbst als die schwersten Verbrechen hätten ansehen sollen. Diese Achtung des Bestehenden, des Herkömmlichen und Gesetzlichen ist ganz der Würde und Hoheit des deutschen Characters gemäß. Mit wie viel größerer Leichtigkeit aber setzt sich dagegen die katholische Partei über die Mittel und Wege, auf denen etwas gewonnen wird, hinweg! Wie hat man hier immer nur hauptsächlich das im Auge, daß überhaupt etwas gewonnen und erreicht wird! Die protestantische Union, welche für das eigentliche Reich die böhmische Revolution unbenutzt vorübergehen läßt, hat auch den Entschluß, dieselbe um jeden Preis und mit allen Kräften zu vertheidigen, nicht gefaßt. Nur ist der Fürst, der gewissermaßen als das Haupt der Union betrachtet werden konnte, Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, zeitig, bald nach dem Prager Fenstersturze, mit den Häuptern der Utraquisten in Zusammenhang getreten und fördert ihre Sache wo er kann. Aber seine Gedanken sind nicht die Gedanken auch der Mitglieder der Union, wie die Gedanken Maximilians von Baiern auch die Gedanken der Mitglieder der Liga sind.

Die Fürsten und Stände des Reiches waren von der Aufmerksamkeit auf den Gang der Sachen in Böhmen und seinen Nebenlanden abgezogen worden durch den Tod des Kaisers Matthias, welcher die Frage, wer nun den kaiserlichen Thron besteigen sollte, aufbrachte. Es war dem protestantischen Interesse gemäß, König Ferdinand nicht auf denselben gelangen zu lassen. Denn zu deutlich hatte er sich stets als einen Erzfeind der Reformation und des Protestantismus erwiesen. Gelang es Ferdinand nicht, die Kaiserwahl auf sich zu lenken, so war ein neuer Schlag seiner Sache beigebracht. Zwar nicht die Macht, aber doch das Ansehn des Kaiserthums galt noch etwas in der Welt. Sahen die Böhmen, daß Ferdinand auch das Kaiserthum, welches die freie Wahl des Reiches seit so langer Zeit bei seinem Hause behalten, verlor, so mußte der Muth, ihm entgegenzutreten, wachsen und steigen.

Das Interesse des Protestantismus also begehrte die Ausschließung Ferdinands von dem Throne. Kein Erbrecht sprach hier für ihn, selbst eine Rücksicht der Billigkeit, weil doch seine Ahnen schon seit so langer Zeit den deutschen Kaiserthron besessen, konnte hier von ihm in Anspruch genommen werden. Denn das Reich hatte ein vollkommenes und durch nichts eingeschränktes Wahlrecht. Mit dem Interesse des Protestantismus stimmte die Lage der Sachen genau zusammen. Das protestantische Deutschland verlangte einen protestantischen Kaiser. Protestantisch war Deutschland jetzo noch in der Mehrzahl seiner Bewohner, obwohl bereits, und zwar durch die gewaltsamsten Maßregeln, ein Theil der Menschen in den Schooß des römischen Kirchenthums zurückgetrieben worden. Die Nation selbst war in ihrer Mehrzahl protestantisch und naturgemäß war es also, daß ein protestantischer Kaiser über sie gestellt ward. Auch die Mehrzahl der weltlichen Fürsten, der, welche allein Fürsten des Reiches hätten sein sollen, wenn die Gestaltung dieses Reiches in früheren Jahrhunderten eine natur-, vernunft- und staatsgemäße gewesen, war es ebenfalls. Aber die Gestaltung dieses Reiches in früheren Jahrhunderten, die jetzt als das Herkömmliche und Gesetzmäßige bestand, war eben nicht natur-, vernunft- und staatsgemäß gewesen. Das Reich hatte in den Erzbischöfen, Bischöfen und Prälaten Fürsten, die es niemals hätten werden sollen. Indem sie nun aber einmal als solche dastanden, war es herbeigeführt, daß zwischen der Nation und ihren Fürsten ein richtiges Verhältniß nicht mehr bestand. Die Nation war in ihrer Mehrheit protestantisch, die Fürsten aber waren es in ihrer Mehrheit nicht, weil unter ihnen der Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten so viele waren.



Dieses Verhältniß, ein Verhältniß, das niemals hätte entstehen sollen, das nicht entstanden wäre, wenn das römische Kirchenthum des Mittelalters nicht seine eigene Natur auf das härteste verkannt, sich nicht zu einer weltlichen Macht zu machen gestrebt, dieses Verhältniß, das schon in so vielen anderen Puncten sich der Reformation höchst nachtheilig erwiesen und der kirchlichen Vereinigung der deutschen Nation im Schooße des evangelischen Katholicismus hindernd entgegengetreten ist, macht sich auch bei der Kaiserwahl in derselben Weise bemerkbar. Von den Kurfürsten sind drei, Mainz, Köln und Trier, geistlich-katholische Fürsten, die Ferdinands Sache als ihre eigene betrachten. Die Sache der Mehrzahl der deutschen Nation, die im Protestantismus ruhet, ist sie freilich nicht. Was kümmert das diese geistliche Fürsten, die auf weiter nichts als auf Rom und den Katholicismus achten! Eine andere Kurstimme hat das Königreich Böhmen und diese befindet sich in den Händen Ferdinands selbst, wenn man ihn

als rechtmäßigen König Böhmens betrachtet. So bleiben für die Wahrung der National-Sache, des Protestantismus, in dem Kurfürstenrathe nur die drei Stimmen von Sachsen, Brandenburg und Kur-Pfalz übrig. Die Mehrzahl, die bei weitem größere Mehrzahl der Nation, die protestantische, ist in dem Kurfürstenrathe nur durch eine Minderzahl von Stimmen repräsentirt. Von diesen protestantischen Kurfürsten nun hatte Johann Georg I. von Sachsen schon vorlängst das Versprechen gegeben, seine Wahlstimme auf Ferdinand fallen zu lassen. Als Grund dieses Verfahrens wird gewöhnlich nur die Ergebenheit Sachsens gegen das kaiserliche Haus angeführt. Es gehet indessen in anderen Dingen diese Ergebenheit nicht so weit, daß das Interesse des Protestantismus dabei aufgegeben würde. Also mögen wohl andere Gründe Statt gefunden haben. Der Kurfürst verspricht Ferdinand im Voraus seine Stimme, weil er voraussieht, daß Ferdinands Wahl so nicht abgewendet werden könne, da die katholischen Kurfürsten-Stimmen ihm sicher sind. Abgewendet könnte diese Wahl nur werden durch ein gewaltsames Auftreten gegen die geistlichen Kurfürsten. Jedes gewaltsame Auftreten aber, jedes Handeln gegen das Herkömmliche und gesetzlich Bestehende, selbst wenn dieses auf einem schlechten und unnatürlichen Boden stehet, ist dem Kurfürsten zuwider, und mit ihm, hier mehr, dort weniger, der gesammten protestantischen Welt. Kur-Brandenburg folgt im Ganzen genommen demselben Zuge wie Kur-Sachsen.

Nur Friedrich V. von Kur-Pfalz hat einen Versuch gemacht, die Wahl Ferdinands abzuwenden. Aber auch sein Versuch schreitet auf dem Wege der Ordnung und des Gesetzes einher. Mit Mainz, Kur-Sachsen und Kur-Brandenburg hat er viel und lange unterhandelt, damit ein anderer,



wenn auch ein anderer katholischer König als Ferdinand gewählt werde. Man solle, rieth er eifrig seinen Mit-Kurfürsten, endlich einmal den Kaiser aus einem andern Stamme wählen, damit das kaiserliche Haus nicht das Reich als sein Erbe betrachten lerne. Maximilian I. von Baiern oder auch den Herzog von Savoien schlug er als König vor. Am liebsten wäre es Friedrich V. von der Pfalz gewesen, wenn, da wegen der geistlichen Kurfürsten nun einmal keine Hoffnung war, einen protestantischen Kaiser zu erhalten, Maximilian I. von Baiern auf den deutschen Thron hätte gebracht werden können. Denn dadurch wäre höchstwahrscheinlicherweise das Haus Baiern und das Haus Oestreich, die beiden bedeutendsten unter den weltlichen Fürsten des Reiches, die katholisch geblieben, in einen tödtlichen Haß gegen einander gesetzt worden. Dieser Zwiespalt der katholischen Kräfte Deutschlands mußte dann wohl dem Protestantismus zu Gute kommen. So rechnete Friedrich V. von der Pfalz und darum strebte er, seine Rechnung zur That zu machen.

Es gelang aber nicht, denn was er wollte, lag zu deutlich auf der flachen Hand, als daß die katholische Partei es nicht hätte wahrnehmen sollen. Maximilian I. von Baiern selbst zeigte niemals eine klare Geneigtheit, auf den Entwurf Friedrichs V. einzugehen. Er unterhandelte nur, wie früher, um besser alle Gedanken der Widerpart zu erfahren. Die geistlichen Kurfürsten blieben Ferdinand treu. Sachsen und Brandenburg sahen, daß, wenn man nicht mit Gewalt aufschreiten wollte, was sie nicht wollten, Ferdinand genommen werden müsse. So geschah, daß Mainz, Köln, Trier, Sachsen und Brandenburg für Ferdinand stimmten, Kur-Pfalz sich nun auch der Mehrheit der Stimmen anschloß und Ferdinand am 28. Aug. 1619 zum deutschen Kaiser gewählt ward.

Er hatte dabei nicht einmal nöthig gehabt, sich, als König von Böhmen, wie er es reichsgesetzlich konnte, die Stimme zu geben, da die Mehrheit bereits für ihn entschieden.

Die Böhmen hatten wenigstens versucht, die Wahl Ferdinands zum Kaiser der Deutschen zu hindern. Zuerst schrieb das Directorium an den Kurfürsten von Mainz. Sie protestirten im Voraus, wenn Ferdinand die böhmische Wahlstimme würde ausüben wollen, denn das Wahlrecht hafte nicht auf der Person des Königs, sondern auf dem Reiche Böhmen und seinen Ständen. Nun sei aber Ferdinand, geben sie zu verstehen, gar nicht mehr als König von Böhmen zu betrachten. Die deutschen Fürsten sollten daher die Kaiserwahl aufschieben, bis das Kurfürsten-Collegium wieder durch einen rechten König von Böhmen vollständig gemacht worden. Da der Kur-Erzkanzler die böhmische Eingabe ganz von der Hand wies, wendeten sich die Böhmen mit einem ähnlichen Schreiben an das gesammte Kur-Kollegium. In diesem zweiten Schreiben traten sie viel deutlicher gegen Ferdinand auf und behaupteten, daß seine Königswahl in Böhmen in so ungesetzlicher Weise vor sich gegangen, daß sie gar nicht als rechtsgültig und rechtskräftig angesehen werden könnte. Sie sei durch Drohungen und andere unziemliche Mittel erreicht worden. Auch könne dem alten Herkommen gemäß ein König, wie doch geschehen, gar nicht von den Ständen Böhmens allein erwählt werden. Er müsse zugleich mit von den Ständen der böhmischen Nebenlande erwählt sein. Die Edlen Berka von Duba, Smilo von Michalowitz und Johann von Arnoltstein sind auf den Königswahltag der Deutschen gesendet worden, um der böhmischen Interessen zu wahren. Die Böhmen werden indessen zu Frankfurt gar nicht gehört. Die Kurfürsten, auch die protestantischen, mit Ausnahme Friedrichs V. von der Pfalz, sind der böhmischen Sache ungeneigt. Selbst die protestantischen sind es, weil die Böhmen mit einer Revolution gegen die fürstliche Gewalt aufgetreten sind. Soll diese Revolution auch zum Vortheil des Protestantismus ausschlagen, ungern siehet man es doch von Seiten der protestantischen Fürsten, daß sie offenbar auch mit gegen die fürstliche Gewalt, die hier sich in Ferdinand darstellt, gerichtet ist. Die böhmischen Abgeordneten legen eine vergebliche Protestation gegen Ferdinands Wahl ein. Am 9. Septbr. 1619 ward derselbe herkömmlich gekrönt.



Unterdessen hatten die Böhmen zu Prag einen Landtag eröffnet, zu dem sie auch die Stände von Mähren, Schlesien und der Lausitz zogen. Aber nur Protestanten bildeten den Landtag und da derselbe somit nicht alle in diesen Landen zur Standschaft Berechtigten, sondern nur die protestantischen Stände umfaßte, konnten seine Handlungen freilich nicht, schon aus diesem Grunde nicht, als vollkommen recht und gesetzmäßig betrachtet werden. Die Protestanten, welche allerdings die Mehrzahl der Stände in den böhmischen Landen bilden, einmal auf den revolutionairen Weg gestoßen, gehen in demselben fort und betrachten sich allein als den Staat, nehmen sich somit auch das Recht, diesen Staat nach ihrem Willen und nach ihren Interessen zu gestalten. Auf diesem Landtage nun ist es, daß der Entwurf, in dem Herzen Europa's ein neues, auf dem Protestantismus ruhendes Reich aufzubauen, klar hervortritt. Die Stände der vier Lande schließen am 31. Juli 1619 eine immerwährende Föderation unter einander. In dem Eingange der Bundesurkunde berufen sie sich auf das ihnen schon von Matthias ertheilte Recht, solche Föderation aufzurichten. Da sie aber wegen bösen Practiken nicht vollständig habe in das Leben geführt werden können,

da auf Zerstörung des Friedens der Lande, auf Umsturz der Majestätsbriefe und Privilegien, auf Unterdrückung der protestantischen Religion gearbeitet, ja die Lande sogar auf die grausamste Weise mit den Waffen heimgesucht worden, besonders von dem König Ferdinand, wollten sie nunmehro besagte Föderation für immer und ewige Zeiten aufrichten zum Schutz aller Länder, Stände und Einwohner derselben ohne Unterschied des Glaubens, zu Aufrechthaltung durchgehender Gleichheit, der Privilegien, Freiheiten und wohlhergebrachter Gewohnheiten.

Die Protestanten sind klug genug, den Katholischen in diesen Landen nicht eine Zukunft, in welcher nun sie gedrückt und verfolgt würden, zu eröffnen. Deshalb wird mehreremals von der Freiheit und Gleichheit gesprochen, welche für Alle Statt finden soll. Aber ob sie auch das zu halten mögen gesonnen gewesen sein, so soll doch die Gewalt in dem neuen Reiche bei den Protestanten sein, der Katholicismus sich mit einer Stellung begnügen müssen, welche mehr eine tolerirte als eine herrschende ist.

In den Bundesartikeln selbst, deren einhundert sind, wird gleich von vorn herein des Königs ohne weiteren Zusatz gedacht. Der König soll in diese Föderation eingeschlossen sein, so fern er die Majestätsbriefe, Privilegien und diese Föderation selbst in guter Obacht hält, keine Jesuiten und Ausländer um sich hat, und solche weder innerhalb noch außerhalb des Staates als seine Diener und Beamte braucht. Schon an diesen Bestimmungen bemerkt man in der Versammlung, welche zum bei weitem größern Theile aus Adel besteht, ein Streben nach großer Freiheit, nach Selbstständigkeit und Einschränkung der königlichen Macht, welches sich nun in den anderen Schlüssen noch weit mehr offenbart. Mit dem König aber,



dessen Erwähnung gethan wird, ist offenbar nicht Ferdinand gemeint, welchen die Böhmen schon in der Eingabe an die deutschen Kurfürsten als ordnungswidrig gewählt und nicht als ihren König betrachteten, der in dem Eingange der Bundesurkunde bereits ziemlich deutlich als ein Tyrann bezeichnet ward, sondern der neue, erst zu wählende König.

Die übrigen Artikel des aufgerichteten Bundes sind in so weit von einer großen geschichtlichen Wichtigkeit, als in ihnen die Plane und Entwürfe der Häupter der böhmischen Utraquisten ganz offen an den Tag treten und man das Bild dessen empfängt, was geworden und entstanden wäre, wenn ihnen die Sache glücklich ausgegangen. Zuerst haben sie es darauf abgesehen, den Protestantismus der Augsburgischen und Böhmischen Confession zur herrschenden Kirche in dem neuzubildenden Reiche zu machen, neben welcher der Katholicismus eine ziemlich demüthige Stellung annehmen soll. Darum bleiben die Jesuiten auf ewige Zeiten aus dem Reiche verbannt, sollen unter keinem Vorwand zurückgeführt werden. Schlichen sie sich in einen anderen Orden ein, so sollen dessen Güter eingezogen und dessen Privilegien vernichtet sein. Neue Orden dürfen ebenfalls in die unirten Lande nicht gebracht, Fremde als Bischöfe, Aebte und dergleichen in der römischen Kirche der unirten Lande nicht angestellt werden. Alle verfallene katholische Klöster und Kirchen werden sammt Gut und Einkommen dem Protestantismus zu Kirche und Schule überwiesen. Der Majestätsbrief wird auch auf Mähren und Lausitz ausgedehnt und seine Bedeutung für künftige Zweifel sicher gestellt. Er giebt die Freiheit des protestantischen Cultus überhaupt allen und jeden Menschen in den unirten Landen ohne eine denkbare Einschränkung. Alle Römisch-Katholische haben die Haltung des Majestätsbriefes zu beschwören und

zu geloben, alle demselben entgegenlaufende Schlüsse des römischen Kirchenthums nicht anzuerkennen. Die Römisch-Katholischen, die weder das noch diesen Bund selbst beschwören wollen, haben sofort das Land zu räumen. Katholische Prälaten, die das nicht thun wollen, verlieren das Recht, auf den Landtagen zu erscheinen. Alle Gerichtsbarkeit Römisch-Katholischer über Protestanten, geistliche sowohl als auch weltliche, hört auf. Alle höhere Staatsämter, die Oberst-Burggrafschaft und die Burggrafschaften Böhmens, die Landes-Hauptmannschaft Mähren, die Ober-Haupt-Mannschaft Schlesiens, die Landvoigteien der Lausitz können in Zukunft nur noch mit Protestanten besetzt werden. In welchen Städten die Rathsstellen bis jetzt nur in den Händen der Römischen gewesen, da sollen sie künftig zwischen Katholiken und Protestanten getheilt sein, der Bürgermeister muß aber stets evangelischen Glaubens sein. In Prag aber und in allen andern Städten, „wo die Menge der Evangelischen ist", wie die Urkunde sagt, sollen Stellen und Aemter auf ewige Zeiten nur mit Evangelischen besetzt werden dürfen. Alle Gewohnheiten und Privilegien, die entgegenstehen, werden für null und nichtig erklärt. Dieses nun ausgenommen solle eine Gleichstellung zwischen Evangelischen und Katholischen Statt finden. Aber man siehet sogleich, daß der Katholicismus doch eigentlich nicht mehr gleichgestellt war. Er wird fortan nur noch als tolerirt in dem Reiche erscheinen, die Macht und Gewalt wird bei dem Protestantismus sein, wenn diese Schlüsse zur Verwirklichung gebracht werden können.

Ein anderer Theil aber der Bundesurkunde betrifft nicht die religiös-kirchlichen, sondern die politischen Verhältnisse der Lande. Der Adel Böhmens benutzt die Gelegenheit und die Zeit, wo die anordnende Macht ganz in seinen eigenen Hän-



den ruhet, die Gewalt des künftigen Königs so viel als möglich einzuschränken. Es sind zum guten Theil Menschen von slavischem Stamme, welche diese Artikel aufsetzen. Das Beispiel ihrer Brüder, des Adels in Polen, scheint vor ihren Seelen zu stehen. Es ist als wollten sie ein Reich bilden wie das polnische, in dem das Königthum sehr wenig und die Stände, unter denen ja der Adel wieder die bedeutendste Rolle spielt, sehr viel sind.

Die böhmische Krone soll von nun an nur durch vollkommen freie Wahl der Stände vergeben werden und niemals, außer wenn die Stände es selbst nothwendig erachten, bei Lebzeiten eines Königs ihm ein Nachfolger designirt werden. Zu einer Königswahl werden künftig die übrigen Lande von Böhmen berufen; es darf kein König, außer von den vereinigten Ständen, gewählt werden. Die angesehenen Staatsämter werden von den Ständen besetzt und der König hat nur das Bestätigungsrecht. Auch soll derselbe weder Krieg anfangen, noch Truppen werben, noch Festungen aufrichten, noch Besatzungen einlegen, noch Gelder aufnehmen dürfen ohne die Einwilligung der Stände. Was von denselben auf die königlichen Vorträge beschlossen worden, dabei soll es immer verbleiben; Einwendungen, die wieder von Seiten des Königs dagegen gemacht werden, brauchen von den Ständen, wenn sie es nicht wollen, auch nicht beachtet zu werden. Kein königlicher Befehl, der wider die Rechte der Stände und den Inhalt dieses Bundes läuft, soll von den Beamten vollzogen werden und Niemand ist gehalten, einem solchen Gehorsam zu leisten. Wenn ein König dem Majestätsbrief oder diesen Bundesartikeln zuwider handelt, so sind die Stände aller ihrer Verpflichtungen quitt und ledig, und was sie dann auch gegen ihn vornehmen sollten, darf nicht als Beleidigung der

königlichen Majestät angesehen werden. Die katholischen Stände sollen aller dieser Rechte und Freiheiten auch theilhaftig sein, dafern sie auf den Majestätsbrief und diesen Bund selbst schwören.

Zu dessen Aufrechthaltung soll in jeglichem Lande ein Defensorium errichtet werden. An die Defensoren seines Landes hat sich jeder zu wenden, der in dem Majestätsbriefe oder in diesem Bunde verletzt zu sein glaubt. Die Defensoren haben sich dann an den König zu wenden, damit die geschehene Unbill abgestellt werde. Wird sie in Gutem nicht abgestellt, so kommt eine General-Versammlung der Defensoren aller böhmischen Lande zusammen. Das Recht, diese zu berufen, stehet den Defensoren des eigentlichen Königreichs Böhmen zu. Die General-Versammlung hat nun noch alle denkbare Mittel anzuwenden, um die Sache in Glimpf beizulegen. Kann das nicht erreicht werden, so ist der Fall der Defension, der Vertheidigung, da, d. h. die Stände haben, da der König den Bund gebrochen und nun gar nicht mehr ein gesetzmäßiger König ist, das Recht, zu den Waffen zu greifen. Hiezu soll eine bewaffnete Macht und zwar nicht aus fremdem geworbenen Volk, sondern aus Einheimischen aufgerichtet werden. Selbst die Bauern sollen in den Waffen geübt werden, diese Waffen jedoch in Aufbewahrung der Obrigkeit sein. Ein General soll über den ganzen Bund, ein General-Lieutenant über jedes einzelne Land bestellt werden, damit jedes für sich gerüstet sei, den Angriff eines innern oder äußern Feindes so lange aufzuhalten, bis die Hülfe von den andern Ländern gekommen ist. Die Defensoren haben auch die nöthige Munition anzuschaffen und können zu dem Behuf Steuern und Contributionen erheben. Katholischen Stiftern, welche sich weigern, die Haltung des Majestätsbriefes und des Bundes zu beschwören,



sollen die Güter sogleich zum Besten des Defensionswerkes eingezogen werden. Die General-Versammlung der Defensoren versammelt sich alle Jahre einmal.

Diese Schlüsse nun sind eine nicht unwichtige Erscheinung in der Geschichte. Eine Kühnheit und Entschlossenheit, wie sie bei den Protestanten des eigentlichen Deutschlands jetzo durchaus nicht zu finden ist, tritt bei diesem böhmischen Reichstage, der zum guten Theile aus Slaven besteht, hervor. Ueber alle bestehende Verhältnisse und Rechte setzen sie sich keck hinweg. Es giebt für sie nur ein Rechtes, die Vertheidigung, Aufrechterhaltung, Herrschaft des Protestantismus. Wenn in den deutschen Protestanten in entscheidenden Momenten dieselbe Gesinnung gewesen, der Katholicismus hätte in dem Reiche untergehen müssen. Die Schlüsse sind aber auch in politischer Beziehung von Wichtigkeit. Sehr bedeutend erweiterten die Stände dem Königthume gegenüber ihre Gewalt, so bedeutend, daß von diesem kaum mehr als ein Schatten übrig blieb. Neben die königliche Regierung stellten sie in dem Defensorium noch eine andere von jener ganz unabhängige Gewalt. Ein ganz seltsamer Staat, einer, der kaum besser als der polnische, würde dadurch entstanden sein. Es war nicht gerade klug von den Böhmen, daß sie in einer Zeit, wo Kraft und Zusammenhang in dem Staate sein mußte, der nur durch ein starkes Königthum gegeben werden kann, dieses Uebermaß von Freiheit aufstellten. Die fürstliche Gesinnung überhaupt mußte durch dieses Uebermaß ständischer Freiheit gegen die Böhmen aufgeregt werden. Auch darum fand die böhmische Sache bei den deutschen Protestanten so geringen Anklang, weil sie zu heftig an die fürstliche Gesinnung gestoßen. Auch das konnte sie denselben nicht empfehlen, daß sie mit den Türken in Verbindung traten. Ein

böhmischer Abgeordneter, Heinrich Bitter, befindet sich an dem Hofe des Sultans, und, wie wenigstens der kaiserliche Gesandte berichtet, wollen die Böhmen sich der hohen Pforte für Hülfe gegen Ferdinand II. steuerpflichtig machen. Diese Nachricht muß indessen mit großem Mißtrauen betrachtet werden. Es kann leicht ersonnen sein, um die Böhmen bei den deutschen Protestanten verhaßt zu machen. Unterhandlungen aber zwischen Böhmen und der Pforte mögen allerdings Statt gefunden haben.

Der so seltsam gestaltete neue Staat scheint sich indessen noch erweitern zu wollen. Bereits am 16. Aug. 1619 traten auch die evangelischen Stände von Oestreich wieder mit Böhmen und seinen unirten Landen in eine Föderation. Sie ist zu Angriff und Vertheidigung gegen alle, welche die religiösen oder politischen Freiheiten eines der föderirten Lande verletzen würden, bestimmt. Jedes Unions-Land ist dann gehalten, dem bedrängten mit Hülfe beizuspringen. Die katholischen Stände, welche sich darum melden werden, sollen, wenn sie die Unions-Gesetze auch ihrerseits zu halten geloben, mit in die Föderation aufgenommen und des Schutzes derselben theilhaftig sein. Auf jedem Landtage soll die Föderation verlesen werden, damit sie immer jung und frisch in den Gemüthern bleibe, auch alle fünf Jahre eine Generalversammlung aller unirten und föderirten Lande gehalten werden. Schon in ihren ersten Tagen erweitert sich so der Bund und die Häupter der böhmischen Utraquisten mögen die kühnsten Erwartungen gefaßt haben. In dem Bündniß zwischen Böhmen und Oestreich wird des Königs Ferdinand gar nicht weiter gedacht. Es ist aber klar, daß es nur gegen ihn gerichtet ist und daß es weiter nichts als eines glücklichen Weiterganges der Sache bedarf, um abermals den Verlust eines Landes für den König herbeizuführen.



Unterdessen ist der böhmische Landtag mit derselben Kraft und Entschlossenheit, mit welcher er angefangen, weiter fortgegangen. Sie kommen leicht darüber hinweg, Ferdinand am 19. Aug. seines Rechtes auf die böhmische Krone für verlustig zu erklären, weil er gar nicht in ordnungsmäßiger Weise gewählt worden, sich widerrechtlich noch bei Kaiser Matthias Lebzeiten der Regierung bemeistert, sich als einen Erzfeind des protestantischen Glaubens, einen Erzfreund der Jesuiten erwiesen, den Majestätsbrief gebrochen, mit Spanien sich zu bösen Planen verbündet, Böhmen und Mähren sonder alles Recht mit wilden Kriegsbanden habe überziehen lassen. Hierauf kommt die Frage auf, wer zum König von Böhmen gewählt werden sollte. Denn man will bei dem Königthume stehen bleiben und obwohl mehrere Stimmen begehren, daß man Böhmen für eine Republik erklären solle, so gehen sie doch nicht durch. Eine Republik aber zu dieser Zeit und unter diesen Umständen würde nur eine vollständige Herrschaft der Stände geworden sein. Mehrere Fürsten werden vorgeschlagen und genannt.

Die Böhmen mußten mit Nothwendigkeit einen solchen Fürsten zum König wählen, der mit seiner eigenen Macht ihnen ein bedeutender Stützpunct werden konnte. Denn ein großer Kampf mit dem Katholicismus war vorauszusehen und unvermeidlich. Die Bewegung, in welche die katholische Welt schon durch den Anfang der böhmischen Sachen gekommen, läßt einen solchen und einen nicht leichten Kampf voraussehen. Nicht allein einen Fürsten, der schon selbst eine bedeutende Macht besitzt, sondern auch einen erfahrenen, umsichtigen, vor allen Dingen aber thätigen, entschlossenen, kriegerischen und hochsinnigen Mann muß man zum König wählen. Denn nur mit Entschlossenheit, mit Krieg und Kraft wird er sich

die böhmische Krone und den Böhmen den Stand der Dinge, den sie in ihrer Union aufgestellt haben, zu erhalten im Stande sein. Dieses begriffen die Böhmen nicht vollständig und das war der erste Nagel zu ihrem Sarge. Sie vergriffen sich zweitens in der Person, welche sie nahmen, und verrechneten sich in den Verhältnissen und das war der zweite Nagel des Sarges.

Unter den Genannten befand sich zuerst der Herzog von Savoien, Christian IV., König von Dänemark dann und Johann Georg I. endlich, Kurfürst von Sachsen. Man siehet aber von allen Dreien ab; von dem ersten Fürsten schon aus dem Grunde, weil er katholisch ist, von dem zweiten, weil er nach uneingeschränkter Fürstengewalt strebe und zu kriegerischen Sinnes sei. Der böhmische Adel will einen zu thatenrüstigen und kriegerischen Fürsten nicht, weil von einem solchen allerdings zu fürchten, daß er die engen Schranken, welche die Union um die königliche Gewalt gezogen, sich nicht lange würde gefallen lassen. Dabei vergißt derselbe Adel aber, daß ein thätiger und kriegerischer Mann allein die Revolution retten und sie zum thatsächlichen Recht machen konnte. Der Mensch, welcher sich nach allen möglichen und denkbaren Seiten hin mit einem Uebermaß von Vorsicht sicher stellen will, wird in der Regel darüber Alles verlieren. Von dem dritten Fürsten, von dem Kurfürsten von Sachsen, kann schon aus dem Grunde wenig auf dem böhmischen Königswahltage die Rede sein, weil er um die Krone gar nicht geworben. Auch würde sie Johann Georg I. wohl abgewiesen haben, wenn sie ihm von den Böhmen geboten worden. Es lag durchaus nicht in seiner Weise, in revolutionairer Weise aufzuschreiten, selbst wenn Glanz und Größe dem Hause Sachsen damit gewonnen werden könnte. Für



die Böhmen war es schlimm, daß Johann Georg I. von Sachsen nicht ein ganz anderer Mann war, als er es nun einmal war. Wenn ein kriegerischer, nach Glanz und Größe eifriger Fürst auf dem Kurstuhle Sachsens saß und die Böhmen ihn zum König wählten, so stand ihre Sache wohl fest und sicher. Die Kräfte Sachsens waren bedeutend, nachbarlich lagen Böhmen und Sachsen nebeneinander und würden durch die Erhebung des Kurfürsten auf den böhmischen Thron in Eins zusammengeflossen sein, das neue protestantische Reich damit sofort einen noch größern in sich zusammenhängenden Umfang gewonnen haben. Aber selbst wenn der Kurfürst ein solcher Mann gewesen, hätte der Adel Böhmens ihn schwerlich gewählt, denn einen Fürsten von Kraft und wahrhaft hohen Sinn wollten sie eben nicht. Sie wollten überhaupt zwei Dinge, welche ungemein schwer zu vereinigen waren, einen Fürsten, der sie nach Außen zu kräftig vertheidige, im Innern aber sich die übermäßigen Freiheiten und Rechte der Stände gefallen lasse.

Sie glaubten, daß Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz der Mann sei, der alle ihre Erwartungen erfüllen werde und wählten ihn am 26. Aug. 1619 zum König. Weil sie das von ihm hofften, sahen sie darüber hinweg, daß Friedrich V. Calvinist war und sie, die Wählenden, größtentheils Lutherische. Es ist leicht, die Gründe zu sehen, welche die Wahl gerade auf den Kurfürsten von der Pfalz wendeten. Wenig trug dabei aus, daß der Kurfürst seit dem Ausbruche der Revolution mit den Böhmen in freundliche Verbindung getreten und ihre Sache mit Rath und That mehrfach unterstützt. Die Böhmen sahen auf zwei Dinge. Zuerst darauf, daß Friedrich V., der Tochtermann König Jacobs von England und Schottland, mit dessen Prinzessin Elisabeth

die böhmische Krone und den Böhmen den Stand der Dinge, den sie in ihrer Union aufgestellt haben, zu erhalten im Stande sein. Dieses begriffen die Böhmen nicht vollständig und das war der erste Nagel zu ihrem Sarge. Sie vergriffen sich zweitens in der Person, welche sie nahmen, und verrechneten sich in den Verhältnissen und das war der zweite Nagel des Sarges.

Unter den Genannten befand sich zuerst der Herzog von Savoien, Christian IV., König von Dänemark dann und Johann Georg I. endlich, Kurfürst von Sachsen. Man siehet aber von allen Dreien ab; von dem ersten Fürsten schon aus dem Grunde, weil er katholisch ist, von dem zweiten, weil er nach uneingeschränkter Fürstengewalt strebe und zu kriegerischen Sinnes sei. Der böhmische Adel will einen zu thatenrüstigen und kriegerischen Fürsten nicht, weil von einem solchen allerdings zu fürchten, daß er die engen Schranken, welche die Union um die königliche Gewalt gezogen, sich nicht lange würde gefallen lassen. Dabei vergißt derselbe Adel aber, daß ein thätiger und kriegerischer Mann allein die Revolution retten und sie zum thatsächlichen Recht machen konnte. Der Mensch, welcher sich nach allen möglichen und denkbaren Seiten hin mit einem Uebermaß von Vorsicht sicher stellen will, wird in der Regel darüber Alles verlieren. Von dem dritten Fürsten, von dem Kurfürsten von Sachsen, kann schon aus dem Grunde wenig auf dem böhmischen Königswahltage die Rede sein, weil er um die Krone gar nicht geworben. Auch würde sie Johann Georg I. wohl abgewiesen haben, wenn sie ihm von den Böhmen geboten worden. Es lag durchaus nicht in seiner Weise, in revolutionairer Weise aufzuschreiten, selbst wenn Glanz und Größe dem Hause Sachsen damit gewonnen werden könnte. Für



die Böhmen war es schlimm, daß Johann Georg I. von Sachsen nicht ein ganz anderer Mann war, als er es nun einmal war. Wenn ein kriegerischer, nach Glanz und Größe eifriger Fürst auf dem Kurstuhle Sachsens saß und die Böhmen ihn zum König wählten, so stand ihre Sache wohl fest und sicher. Die Kräfte Sachsens waren bedeutend, nachbarlich lagen Böhmen und Sachsen nebeneinander und würden durch die Erhebung des Kurfürsten auf den böhmischen Thron in Eins zusammengeflossen sein, das neue protestantische Reich damit sofort einen noch größern in sich zusammenhängenden Umfang gewonnen haben. Aber selbst wenn der Kurfürst ein solcher Mann gewesen, hätte der Adel Böhmens ihn schwerlich gewählt, denn einen Fürsten von Kraft und wahrhaft hohen Sinn wollten sie eben nicht. Sie wollten überhaupt zwei Dinge, welche ungemein schwer zu vereinigen waren, einen Fürsten, der sie nach Außen zu kräftig vertheidige, im Innern aber sich die übermäßigen Freiheiten und Rechte der Stände gefallen lasse.

Sie glaubten, daß Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz der Mann sei, der alle ihre Erwartungen erfüllen werde und wählten ihn am 26. Aug. 1619 zum König. Weil sie das von ihm hofften, sahen sie darüber hinweg, daß Friedrich V. Calvinist war und sie, die Wählenden, größtentheils Lutherische. Es ist leicht, die Gründe zu sehen, welche die Wahl gerade auf den Kurfürsten von der Pfalz wendeten. Wenig trug dabei aus, daß der Kurfürst seit dem Ausbruche der Revolution mit den Böhmen in freundliche Verbindung getreten und ihre Sache mit Rath und That mehrfach unterstützt. Die Böhmen sahen auf zwei Dinge. Zuerst darauf, daß Friedrich V., der Tochtermann König Jacobs von England und Schottland, mit dessen Prinzessin Elisabeth

er sich 1613 vermählt hatte. England war die bedeutendste protestantische Macht in der Welt und die Böhmen meinten, daß ihnen Englands Hülfe nicht entgehen könnte, nähmen sie Jacobs Tochtermann zum König. Zweitens aber achteten die Böhmen darauf, daß Kur-Pfalz gewissermaßen als das Haupt der protestantischen Union in dem Reiche anzusehen war. Sie hofften, daß, wählten sie das Haupt derselben zum König, ihnen die Hülfe der gesammten Union ebenfalls kaum fehlen könne. So hielten sie den Kurfürsten durch die Verhältnisse, in denen er stand, für ungemein passend. Er brachte ihnen, wie es schien, die Hülfe Englands und der ganzen protestantischen Union des Reiches mit. Auf der anderen Seite aber war Friedrich V. bekannt als ein sanfter und guter Mann, der sehr wenig selbstständig, energisch und entschlossen. Die Böhmen erwarteten, daß ein solcher Fürst, zumal da er kriegerische Talente und Eigenschaften auch nicht besaß, mit dem äußeren Glanze der Königskrone zufrieden sein und nicht streben würde, die allzuengen Schranken, mit welchen sie das Königthum durch die Union umzogen, zu durchbrechen. Also meineten sie, sich nach allen Richtungen hin sicher gestellt zu haben. Nun täuschten sich aber die Böhmen, wie der Fortgang der Ereignisse bewieß, in den Hoffnungen, welche auf Jacob von England und die deutsche Nation gestellt worden, und es blieb ihnen nichts zurück als der schwache und haltlose Friedrich, der für die großen Dinge, denen er vorstehen sollte, nicht taugte.

Es hätte sich nun aber für die Böhmen, da sie Johann Georg I. von Sachsen nicht wählen konnten, wohl ein ganz anderer Ausweg gezeigt, wenn sie denselben nur hätten ergreifen wollen. Dieser Ausweg war, Bethlen Gabor, den Fürsten von Siebenbürgen, zum König zu wählen, der,



wenn er auch nicht unmittelbar um die böhmische Krone geworben, sie doch, hochstrebenden Sinnes, wie er war, würde angenommen haben, wenn er gewählt worden. Bethlen Gabor war einer der ausgezeichnetsten Fürsten dieser Zeit, von einem Geiste der Mäßigung und Ordnung, wie wenige, beseelt, geschickt und erfahren in den Geschäften, voll kriegerischer Gesinnung und voll kriegerischer Einsicht, von ihm das Heer seines Fürstenthums organisirt beinahe wie das schwedische. Wenn Bethlen Gabor die böhmische Krone nicht zu behaupten und diese Sache nicht durchzustreiten vermochte, so vermochte es niemand. Selbst den katholischen Ständen Böhmens hätte er noch immer der willkommenste König sein müssen. Denn er war so toleranter Gesinnung, daß er einst in Presburg allen Gottesdienst, den lutherischen, den calvinischen, den katholischen vor sich halten ließ.

Der Fürst von Siebenbürgen hatte seine Zeit erwartet, um in die Weltverhältnisse einzugreifen und sie für seine Macht, seine Größe und seinen Glanz zu benutzen. Gegen zwanzigtausend Streiter hatte er sich für diesen Entwurf bereitet. Von den Böhmen um Hülfe angegangen, von den Häuptern des protestantischen Adels von Ungarn ebenfalls aufgefordert brach er im Monat August, wie er meinte, daß die Dinge für ihn reif wären, mit seinem Heere auf und betrat den Theil Ungarns, der damals dem Hause Spanien-Habsburg gehörte. An die Böhmen schreibt der Fürst gleichzeitig einen merkwürdigen Brief. In demselben verspricht er ihnen, dafern er, wie er erwarte, in Ungarn kein aufhaltendes Hinderniß finde, im Monat September in Mähren zu sein. Sie möchten sich nur bis dahin halten und sich in keine Tractate mit dem Feinde einlassen, er werde ihre Sache unter seinen kräftigen Schutz nehmen. Dieser Brief scheinet

geschrieben zu sein, um die böhmische Königswahl auf sich zu lenken. Nicht umsonst stellt er sich den Böhmen als den Mann dar, von welchem sie den besten und sichersten Schirm erwarten könnten. Von den Dingen, die er versprochen, erfüllt Bethlen Gabor aber nichts, weil auch seine Erwartungen von den Böhmen hintergangen worden sind. Der Fürst von Siebenbürgen war nun während der letzten Vorgänge zu Prag in Ungarn eingebrochen, dessen Königskrone ihm auch von dem Sultan der Osmanen zugesagt worden. Die Ungarn der kaiserlichen Armee gingen haufenweise zu ihm über, der protestantische Adel Ungarns empfängt den Fürsten mit offenen Armen, die Städte eröffneten ihm ihre Thore, die katholische Priesterschaft, die Jesuiten ergreifen allenthalben die Flucht, die Anhänger Ferdinands müssen schweigen und sich verbergen. Im Septbr. versammelt er eine Art von Reichstag zu Kaschau, der indessen nur von Protestanten besetzt. Dort wird das Nachspiel von dem, was in Prag vorgegangen, aufgeführt und erklärt, daß König Ferdinand die Bedingungen gebrochen, zu welchen er sich bei seiner Wahl eidlich verpflichtet, daß die katholischen Stände die Reichsdecrete willkührlich auslegten, daß es um kirchliche und politische Freiheit geschehen sei, wenn man nicht zu den Waffen greife. Weiter ward indessen jetzo noch nicht vorgeschritten. Das ganze Land sollte erst in Bethlen Gabors Gewalt sein und noch war das wichtige Presburg einzunehmen.

Unterdessen war bei demselben die Nachricht eingetroffen, daß Friedrich V. von der Pfalz in Böhmen zum König gewählt worden. Bethlen Gabor, der kriegerische und stolzsinnige Fürst, der Mann von hohem Geiste und von Entschlossenheit, war ein solcher nicht, wie die Böhmen ihn begehrten. Von einem Bethlen Gabor fürchteten sie, daß er die



übermäßige Gewalt der Stände sich nicht lange werde gefallen lassen. Der Fürst sendet nun zwar noch achttausend Mann nach Mähren, aber er kommt nicht mit seiner ganzen Macht, wie er würde gethan haben, wenn er erwählt worden. Die Böhmen haben seine Erwartungen getäuscht, einen andern an die Stelle gesetzt, die er einzunehmen gedacht, und er fängt an kalt für ihre Sache zu werden. Ungewiß geworden, was er thun sollte, da selbst die ungarische Krone für ihn ohne Werth war, wenn er sich nicht mit der böhmischen verbinden konnte, bleibt er in Ungarn, gewinnt am 16. Octbr. 1619 die wichtige Stadt Presburg und läßt nun durch den Palatin einen allgemeinen Reichstag ausschreiben, der auch, trotz des Verbotes Ferdinands, ziemlich zahlreich besucht ward.

Um die Zeit, wo dieser Reichstag zu Presburg eröffnet ward, hat Bethlen Gabor bereits die amtliche Nachricht, daß nicht er, sondern Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz zum König von den Böhmen erwählt worden ist. Das Directorium hat den Fürsten davon in einem eigenen Schreiben in Kenntniß gesetzt, in dem sie sich seiner Hülfe und Unterstützung anempfehlen. Bethlen Gabor aber, der in seinem Schreiben an die Böhmen so kräftig aufgetreten, der so große Erwartungen von sich erregt, zu so kühnen Unternehmungen entschlossen schien, ändert nun sein Benehmen. Wenn er mit Kühnheit und Entschlossenheit auftreten, wenn er Alles an ein Spiel setzen sollte, dessen Ausgang auch nicht mit einiger Sicherheit, höchstens nur mit Wahrscheinlichkeit als ein günstiger gedacht werden konnte, so mußte es für ihn selbst, nicht für einen Anderen geschehen. Darum will er von nun an gegen den Kaiser, dessen Macht und den gesammten Katholicismus sich nicht so stellen, daß er dabei, selbst als Fürst von Siebenbürgen, den Untergang finden könnte. Es mag hinzugekommen sein, daß

der kluge Bethlen Gabor erkannte, wie von den Böhmen gerade der unrechte Mann als König aufgestellt worden, von dessen Geiste, von dessen Kraft so gut wie nichts zu erwarten war. Diese Betrachtung forderte ihn zu um so größerer Vorsicht auf.

Auf dem Reichstage zu Presburg nun reden die lutherischen und calvinischen Stände wieder mit großem Ungestüm davon, daß Ferdinand abgesetzt und der Fürst von Siebenbürgen zum König erwählt werden müsse. Es scheinet allein in des Fürsten Hand gelegen zu haben, daß es wirklich geschehe. Aber statt es zu fördern, hintertreibt er es und begnügt sich mit dem Titel eines Fürsten und Herrn von Ungarn, als wolle er sich die Möglichkeit einer Aussöhnung mit Ferdinand doch offen erhalten. Seine Meinung und Hoffnung ist gewesen, daß die Protestanten in Böhmen, Mähren, Schlesien, Lausitz, Ungarn und Oestreich alle zusammmenstehen, unter seinem Herrnthume zusammenstehen sollen. Dann will er mit Kraft und Entschlossenheit sich an ihre Spitze stellen. Die Krone von Ungarn allein scheint kaum einen Werth für ihn zu haben. Er meinet, daß sie schwerlich würde behauptet werden können, wenn er nicht zugleich auch König von Böhmen sei. Darum steht der sonst so kühne und energische Bethlen Gabor auf einmal wie halb, unentschlossen und zweideutig da. Auf dem Presburger Reichstage wird auch noch ein großes Bündniß zwischen Ungarn, Böhmen nebst seinen Nebenlanden und Oestreich niedergeschrieben. Bethlen Gabor verhindert selbst, daß es zu einer Wahrheit und Wirklichkeit werde. Von Böhmen begehrt er eine Grenzfestungssteuer, von Oestreich verlangt er Abtretung eines Theiles des Landes, damit es mit Ungarn vereinigt werde, worauf weder Böhmen noch Oestreich eingehen kann und will. Dagegen unterhandelt er mit der



hohen Pforte und gewinnt von derselben das Versprechen, daß er als Ungarns König anerkannt werden sollte. Thatsächliche Hülfe aber gewinnt er nicht und es scheinet, er selbst hatte Abneigung gegen solche thatsächliche Bundesgenossenschaft der Pforte. In dem Schreiben an die Böhmen wenigstens redet er in dem Tone des Hasses und der Verachtung von diesen Erzfeinden des christlichen Stammes. Nicht auf diesem, auf der eigenen Kraft, die indessen nur dann auftreten konnte, wenn sie sich auf die Vereinigung der böhmischen, östreichischen und ungarischen Protestanten stützte, hatte er sich aufzurichten gedacht. Gesandte der östreichischen, böhmischen und ungarischen Stände befinden sich am Ende des Jahres 1619 an der hohen Pforte des Sultans Osman. Wohl erhielten sie das Versprechen thatsächlicher Hülfe. Aber eine solche Hülfe konnten die Stände im Ernste nicht einmal selbst wünschen. Sie kam auch nicht. Die alte Kühnheit und Großartigkeit war mit Suleiman dem Großen in das Grab gegangen.

Man kann sagen, daß die Böhmen, indem sie den Fürsten von Siebenbürgen nicht zum König wählten, ihrer Sache im Voraus eine tödtliche Wunde beigebracht hatten. Der Mann aber, welcher von ihnen zu seinem und ihrem Unglück erwählt worden, Kurfürst Friedrich V., hatte sich, seitdem auf dem böhmischen Landtage die Sache die Wendung nahm, daß seine Wahl mit ziemlicher Sicherheit vorauszusehen war, ängstlich und ungewiß gezeigt. Er sendete den Herrn von Dohna nach England, um Rath zu holen, um Hülfe und Unterstützung zu suchen. Es war aber nochmals nichts von Jacob I. zu gewinnen. Er hätte dem Tochtermanne wohl gern die Königskrone gegönnt, wenn sie nur auf einem andern Wege zu gewinnen gewesen. Was aber die Böhmen gethan

gegen Ferdinand, erschien dem Könige von England allein in dem Lichte einer frechen Revolution, zu welcher er seine Hände nicht bieten wollte. In Jacobs Augen war der unbedingte Gehorsam der Menschen gegen die Heiligkeit und Göttlichkeit des Königthums eine so feste und bestimmte Pflicht daß sie um keinen Preis und unter keinem Verhältniß gebrochen werden durfte. Solche Gedanken und Grundsätze verkündete Jacob I. laut in England selbst und er hatte deshalb mit seinen Parlamenten vielfache Noth. Nicht einmal den königlichen Titel seines Tochtermannes wollte er nachmals anerkennen.

Bevor aus England die trübe Botschaft kam, daß wenigstens von dem König nichts, gar nichts zu erwarten sei, hatte Friedrich V. am Anfange des Septembers einen Tag der Union nach Rothenburg berufen. Aber auch hier traten Zweifel und Ungewißheit ihm entgegen, trübe Boten, daß die deutschen protestantischen Fürsten keineswegs zu dem Entschlusse, Alles an das Gelingen der böhmischen Sache zu setzen, kommen würden. Baden, Anhalt und Brandenburg-Anspach riethen zur Annahme der böhmischen Königskrone, Hessen, Würtemberg und Culmbach widerriethen sie. Von den Kurfürsten des Reiches läuft ein ernstes Abmahnungs-Schreiben ein: Pfalz möge die große Gefahr erwägen, in welche es sich durch die Annahme der böhmischen Krone setze, erwägen, in welche Verwirrung dadurch auch das Reich der Deutschen gestürzt werden müsse, eingedenk sein der Pflicht, die ein Kurfürst gegen den andern habe, eingedenk sein der Treue, die dem Kaiser gebühre. Die Vorgänge in Böhmen werden in diesem Schreiben als vollkommen widerrechtlich und gefährlich für die fürstliche Macht, weil sie den ohnedieß zur Freiheit geneigten Unterthanen ein böses Beispiel gäben, betrachtet. Schlüßlich



wird sogar dem Kurfürsten von der Pfalz, wenn er sich sollte gelüsten lassen, die böhmische Krone zu nehmen, gedroht, daß das Reich schwerlich ruhig und müßig der Unbill zusehen werde, welche der Kaiser von den Böhmen erfahren. Sachsen räth insbesondere von dem gewagten und widerrechtlichen Schritte ab. Mit noch größerem Nachdrucke geschieht das natürlich von Maximilian I., dem Baier-Herzog. Auch in seinen nächsten Umgebungen findet Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz weit mehre, die abriethen, als solche, die zurathen wollten. Die Mutter Louise Juliane, Tochter des großen Wilhelms von Oranien, bebte vor der großen Gefahr zurück, in welche der schwache Sohn sich zu stürzen gedachte. Die geheimen Räthe machten nicht allein aufmerksam auf die große Gefahr, da ein Kampf gegen die halbe katholische Welt vorauszusehen war, auf die Verwirrung, welche in Böhmen herrsche, wo Alles befehlen und Niemand gehorsamen wolle, sondern sie stellten auch die Rechtmäßigkeit der Absetzung Ferdinands, ohne welche die Rechtmäßigkeit der Wahl des Kurfürsten nicht gedacht werden konnte, gar sehr in Zweifel. Auch der Hofprediger Scultetus, welchem sonst wohl ein starker Antheil an dem Entschlusse des Kurfürsten beigeschrieben worden, behauptet auf das Bestimmteste, dazu nichts beigetragen zu haben. Auch war er in der That um die Zeit, da über Annahme oder Nichtannahme der böhmischen Krone verhandelt ward, gar nicht am Hofe anwesend.

Der Entschluß ist also wohl mehr in dem Kurfürsten selbst entstanden, als ihm durch die Umgebungen eingebracht worden. Höchstens mag die stolze Gemahlin Elisabeth, lüstern nach dem Glanze einer Königs-Krone, was sie theuer genug hat büßen müssen, einigen Antheil an dem Entschlusse des Gemahls gehabt haben. Friedrich V. hält die Wahl

der Böhmen um so lieber für eine an ihn gerichtete Stimme Gottes, als damit den stolzen Gefühlen seiner Brust geschmeichelt wird. Die böhmische Gesandtschaft ist unterdessen beim Kurfürsten eingetroffen. Sie haben von den Ständen besonders den Auftrag, auf recht genauer und feierlicher Bestätigung aller alten Freiheiten und Privilegien und vorzüglich der neuen Freiheiten und Rechte, welche sich die Stände jüngst selbst in der Union gegeben, zu bestehen. Man siehet aus der mitgegebenen Instruction, wie sehr viel den Ständen daran gelegen ist. An der böhmischen Grenze zu Waldsassen nimmt Friedrich V. die Königskrone mit Dank an und verspricht noch vor seiner Krönung und längstens binnen vier Wochen alle jene Freiheiten und Rechte, die alten wie die neuen, und namentlich die letzte Union, feierlich zu bestätigen und zu beschwören. Darauf eilt er nach Prag, um in den Besitz seines Reiches zu kommen.



## Sechstes Kapitel.

Nicht selten werden die wichtigsten Dinge in der Welt durch ein Etwas, was den Menschen als Zufall erscheinet, entschieden. Einen solchen Zufall aber, wenn man darunter ein blindes Ungefähr, das bewußtlos durch die Welt schreitet, versteht, giebt es nicht. Das Große wie das Kleine geschiehet für die Entwürfe und Zwecke der höchsten und liebenden Weisheit mit dem menschlichen Geschlechte und in diesem Ganzen, welches Niemand zu durchdringen und zu überschauen vermag, ist das Kleine dem Großen und das Große dem Kleinen dienstbar. Ein solches Etwas, das in der Ansicht, welche die Erscheinungen und Ereignisse des Menschenlebens betrachtet als eine seelenlose, von einem höheren Hauche nicht belebte Masse, Zufall genannt wird, tritt auch in den letzterzählten Begebenheiten hervor. Fast genau in denselben Stunden wird von dem Reichstage der Deutschen zu Frankfurt a. M. Ferdinand II. zum König und Kaiser der Deutschen erwählt, Friedrich von den Böhmen zu Prag zu ihrem König. Die Nachricht von der böhmischen Königswahl kann auf dem deutschen Reichstage noch nicht eingetroffen sein, als Ferdinands Wahl vor sich geht. Wenn nun aber die Böhmen sich mit ihrer Königswahl mehr geputet und die Nachricht von Friedrichs Ernennung bereits zu Frankfurt a. M. gewesen, wie hier die Wahl vorgenommen ward, so wäre dadurch wohl ein großer Eindruck auf die protestantischen Kurfürsten gemacht worden. Sie hätten dann wohl Ferdinand ihre Stimmen

nicht gegeben, und ward Ferdinand nicht Kaiser, so wurde in der Lage der Dinge doch Vieles zu seinem Ungunsten umgestaltet. Und an leisen Fäden hing in dieser Sache Gelingen und Mißlingen. Ward Ferdinand nur um ein Weniges aus der Gunst der Verhältnisse, in der er stand, in die er kam, verdrängt, so war damit für Friedrich und für Böhmen viel gewonnen. Aber die Nachricht von Friedrichs Königswahl war zu spät gekommen, Friedrich von der Pfalz selbst, zwar vermuthend, daß er von den Böhmen würde gewählt werden, aber noch nicht wissend, daß es bereits geschehen, hatte Ferdinanden seine Stimme gegeben. Wie nun die Nachricht kam, erregte sie freilich eine große Sensation, aber der Augenblick, in dem sie einen gewaltigen, zu andern Entschlüssen treibenden Eindruck auf die Protestanten hätte machen können, war vorüber.

Man kann es Zufall nennen, daß es so kam, und man kann in diesem Zufall nichts weiter als ein blindes und leeres Spiel der Dinge sehen, aber man wird damit nicht eine wahre und rechte Anschauung gewonnen haben. Daß es so gekommen, das gehöret hinein in den Plan der Weltregierung, welche den Katholicismus in einem Theile Deutschlands erhalten wissen will, während der andere ihn nicht mehr haben, ihn als das Fremde, Un-Germanische und Un-Deutsche von sich gewiesen haben soll. Auf die seltsamste Art und Weise erhält sich Katholicismus in einem weit größeren Maßstabe als bei anderen Germanen bei den Deutschen. Er erhält sich wider den Wunsch, den Willen, den Glauben, die Ueberzeugung des bei weitem größern Theiles der deutschen Nation.

Man muß sich immer daran erinnern, daß vier bis fünf Jahrzehnte nach dem Anfange der Reformation diese bereits ziemlich vollständig Sache der Nation geworden, so daß die



freiwilligen und wahren Anhänger des römischen Katholicismus bis auf ein Zehntheil, bis auf ein Zwölftheil, in der ganzen Masse der Nation zusammengeschmolzen waren, welches in den nächsten Jahrzehnten sicher auch noch von der Reformation würde gewonnen worden sein, wenn nicht ganz eigenthümliche und ganz seltsame Zustände und Ereignisse dazwischen getreten, durch welche allmälig mehr als die Hälfte der Deutschen und der Slaven, welche zu dem Reiche gehörten, zum römischen Kirchenthume zurückgedrängt wird, also daß die Deutschen von allen Germanen die einzigen werden, bei denen sich der römische Katholicismus in einem sehr bedeutenden Grade erhält. Das kann nur geschehen sein für einen großen Welt-Zweck, um dessenwillen der Jammer, die Thränen und die Noth, mit der es geschah, mit welcher der Katholicismus wieder in die deutsche Nation eindrang und ihre kirchlich-religiöse Einheit, die sich im Protestantismus oder vielmehr im evangelischen Katholicismus eben gestalten wollte, wieder aufhub und zerriß. Welches aber dieser Welt-Zweck ist, wer möchte das mit Sicherheit bestimmen und angeben zu wollen sich erdreisten. Liegt derselbe doch wohl auch heute noch im Schooße der dem Menschen dunkeln Zukunft.

Unterdessen hatte Friedrich V., der eben vor Kurzem sein dreiundzwanzigstes Lebensjahr überschritten, mit seiner Familie feierlichen Einzug in Prag gehalten und war von den Böhmen mit großem Jubel willkommen geheißen worden. Schon am 4. Novbr. 1619 fand seine Krönung Statt. Ehe nun die wichtige Frage, ob ein protestantisches und selbstständiges Königreich Böhmen bestehen sollte oder nicht, mit den Waffen entschieden werden konnte, versuchten beide Parteien ihre Kräfte im Federkriege. Friedrich erließ eine weitläuftige Schrift, um

die Rechtmäßigkeit seiner Schritte zu beweisen, oder sie doch zu entschuldigen und in einem milderen Lichte erscheinen zu lassen. Ein Recht der Unterthanen, ihren Fürsten abzusetzen, wenn er früher bewilligte Religions-Freiheiten vernichten zu wollen scheine, kann und mag Friedrich nicht beweisen. Nur stillschweigend nimmt er ein solches Recht an und redet in der Schrift mehr von sich als von den Böhmen: wie er sich zu der böhmischen Krone nicht gedrängt, sie nicht genommen aus eitler Hoffahrt, sondern um der Aufrechterhaltung des evangelischen Glaubens willen, damit Böhmen nicht dem Reiche der Deutschen ganz entfremdet, Böhmens und der allgemeine Friede erhalten werde. Man siehet, Friedrich will die protestantischen Mächte, von denen er Hülfe erwartet, darauf leiten, die Staats-Sache über die Religions-Sache zu vergessen, nur Eins ins Auge zu fassen, die Aufrechthaltung und Verbreitung der evangelischen Kirche, und über die Revolution, welche die Böhmen gemacht und welche ihn erhoben, hinwegzusehen. Die böhmischen Stände machen zugleich eine sehr weitläuftige Rechtfertigungsschrift wegen aller ihrer Schritte bekannt.

Kaiser Ferdinand II. aber setzt eine noch viel weitläuftigere Schrift entgegen. Weitläuftigkeit gehört überhaupt schon damals zum deutschen Character. Der Kaiser befindet sich, den Böhmen gegenüber, allerdings zuerst was die Religions-Privilegien anlangt, im Vortheil. Denn ein ganz klares und ganz unzweideutiges Auftreten gegen dieselben war ja von ihm noch nicht geschehen, er hatte ja den Majestätsbrief, wie die Böhmen durch den Fenstersturz die Revolution begonnen, noch nicht für vernichtet erklärt. Die Bewegungen und die Dinge, welche gegen die Evangelischen geschehen, ließen noch eine andere Erklärung zu, es ließ sich noch behaupten, daß es



auf einen Umsturz der evangelischen Kirche nicht abgesehen gewesen. Es war daher nicht schwer für den Kaiser die Behauptung auszusprechen, daß er nichts gegen sie im Sinne geführt und nichts gegen sie gethan, ja daß er es nicht einmal habe thun können, da bis auf den Ausbruch der böhmischen Revolution die Herrschaft nicht bei ihm, sondern bei dem Kaiser Matthias gestanden. Daß diese nur eine Namens-Herrschaft gewesen, daß die Böhmen nicht sowohl wegen der wenig bedeutenden Dinge, die wirklich geschehen, als vielmehr wegen der großen und sehr begründeten Furcht, die sie vor seinem jesuitischen Geiste hatten, aufgestanden, darauf ging Ferdinand nicht ein und durfte nicht darauf eingehen, da es ihm in dieser Schrift, bestimmt die protestantischen Mächte und Fürsten zu täuschen, darauf ankam, diese auf die Meinung zu bringen, daß es sich hier, bei dieser böhmischen Revolution, nicht sowohl um eine Glaubens- und Kirchen-, als vielmehr um eine Staats-Sache handele. Wie richtig indessen die Furcht der Böhmen war, bewieß sich ja nach dem Siege auf das vollständigste. Alle alte und alle neue Versprechungen wurden von dem Kaiser sofort vergessen, der Majestätsbrief cassirt, der Protestantismus mit den blutigsten und ungeheuersten Gewaltthaten ausgetilgt. Wenn die böhmische Revolution nicht dazwischen gekommen wäre, würde Ferdinand einen langsamern Weg gegangen sein, den Weg, welchen er vor dem Ausbruche derselben betreten, den langsamen, schrittweisen.

Besonders aber stellte der Kaiser die Staats-Sache in den Vordergrund und behauptete, daß Böhmen von jeher ein Erbreich gewesen, da doch das ganze kaiserliche Haus erst jüngst bei Ferdinands Wahl das Wahl-Recht der Böhmen ausdrücklich anerkannt. Besonders die sogenannte goldene Bulle Kaiser Karls IV. sollte das erhärten. In derselben wird die Kur,

oder das Recht, den deutschen Kaiser zu wählen, für erblich und fortgehend auf den ältgeborenen Sohn erklärt. Da nun, schließt der Kaiser, eine Kur auf Böhmen ruhe, so verstehe es sich von selbst, daß Böhmen ein Erbreich und kein Wahlreich sei. Indessen war Böhmen, obwohl eine deutsche Kur darauf ruhete, doch nie wie die übrigen Kurlande betrachtet worden und konnte nicht so betrachtet werden, weil es mit dem deutschen Reiche stets nur in lockerem Zusammenhange gestanden. Keines Falles aber hatte Kaiser Karl IV. das Recht haben können, Böhmen, welches sein Vater und er erst durch völlig freie Wahl der böhmischen Stände empfangen, durch die goldene Bulle ohne Weiteres und ohne Zustimmung dieser Stände als ein Erbreich zu erklären.

Wenn nun aber auch dieser Beweis Niemandem bewieß, was er ihm nach den Absichten des Kaisers beweisen sollte, so erreichte Ferdinand II. doch im Ganzen genommen bei den protestantischen Fürsten Deutschlands seinen Zweck. Sie glaubten seinen Versicherungen, daß er nichts gegen die evangelische Kirche Böhmens im Sinne gehabt und habe, und nun mußte ihnen die böhmische Revolution als ein frecher Aufstand gegen die fürstliche Macht erscheinen, erschien ihnen um so mehr so, je größer die Rechte waren, welche sich die Stände während dieser Revolution genommen, je mehr sie den neuen König eingeschränkt hatten. Das Ganze kam ihnen wie eine Rechtsverletzung vor, zu der sie die Hände nicht bieten könnten. Die Protestanten in ihrer Mehrzahl stehen nicht auf dem Standpuncte, auf den sich die Katholischen gesetzt, daß vor dem Interesse der Kirche jedes andere Recht, Versprechen, Bewilligung, Schwur, Eid, Billigkeit, überhaupt Alles verschwinde. Der Katholicismus dagegen setzt sich auf der einen Seite über alles Menschliche hinweg und



benutzt auf der andern alles Menschliche, um seinen Triumph zu sichern.

Der Schriftwechsel der beiden Parteien war nicht so unbedeutend, als er für den ersten Anblick erscheinen möchte. Die deutsch-protestantischen Fürsten wurden von Friedrichs Schrift nicht überzeugt, daß die Revolution für die Erhaltung des Protestantismus eine unbeweisbare Nothwendigkeit gewesen, weil ein solcher Beweis überhaupt nicht gegeben werden konnte, da Ferdinand am Anfange seiner, im Uebrigen doch unzweideutigen, Bestrebungen gegen den Majestätsbrief von den Böhmen mit ihrer Revolution gefaßt und unterbrochen worden. Daß das gewöhnliche Recht, besonders aber die fürstliche Würde und Macht dabei verletzt worden, ließ die deutsch-protestantischen Fürsten darüber hinwegsehen, daß Ferdinands Gesinnung doch unzweideutig, daß ein Triumph der Böhmen, auf welchem Grund und Boden er sich auch immer erheben möge, die glänzendsten Aussichten für den gesammten Protestantismus erschließe. Sie sahen um so eher darüber hinweg, je mehr sich bei ihnen auch der Neid gegen den Kurfürsten von der Pfalz regen mochte, der hoch über sie alle erhöht ward, wenn die böhmische Sache glücklich hinausging. Auch der alte Zwiespalt zwischen den Calvinischen und den Lutheranern griff bedeutend ein. Die Böhmen haben einen calvinistischen Fürsten zum König gewählt und das ist genug, um die böhmische Revolution den strengen Lutheranern zu einer fremden, ja feindlichen Sache zu machen. Die Gelehrten singen den Fürsten das alte Lied von dem calvinischen Widerchrist, der, beim Lichte besehen, am Ende noch schlimmer sei als der römische, in die Ohren. Den dürfe man nicht unterstützen, sagen die Einen, und das höchste, was die Calvinisten begehren könnten, wäre, daß die Lutherischen par-

oder das Recht, den deutschen Kaiser zu wählen, für erblich und fortgehend auf den ältgeborenen Sohn erklärt. Da nun, schließt der Kaiser, eine Kur auf Böhmen ruhe, so verstehe es sich von selbst, daß Böhmen ein Erbreich und kein Wahlreich sei. Indessen war Böhmen, obwohl eine deutsche Kur darauf ruhete, doch nie wie die übrigen Kurlande betrachtet worden und konnte nicht so betrachtet werden, weil es mit dem deutschen Reiche stets nur in lockerem Zusammenhange gestanden. Keines Falles aber hatte Kaiser Karl IV. das Recht haben können, Böhmen, welches sein Vater und er erst durch völlig freie Wahl der böhmischen Stände empfangen, durch die goldene Bulle ohne Weiteres und ohne Zustimmung dieser Stände als ein Erbreich zu erklären.

Wenn nun aber auch dieser Beweis Niemandem bewieß, was er ihm nach den Absichten des Kaisers beweisen sollte, so erreichte Ferdinand II. doch im Ganzen genommen bei den protestantischen Fürsten Deutschlands seinen Zweck. Sie glaubten seinen Versicherungen, daß er nichts gegen die evangelische Kirche Böhmens im Sinne gehabt und habe, und nun mußte ihnen die böhmische Revolution als ein frecher Aufstand gegen die fürstliche Macht erscheinen, erschien ihnen um so mehr so, je größer die Rechte waren, welche sich die Stände während dieser Revolution genommen, je mehr sie den neuen König eingeschränkt hatten. Das Ganze kam ihnen wie eine Rechtsverletzung vor, zu der sie die Hände nicht bieten könnten. Die Protestanten in ihrer Mehrzahl stehen nicht auf dem Standpuncte, auf den sich die Katholischen gesetzt, daß vor dem Interesse der Kirche jedes andere Recht, Versprechen, Bewilligung, Schwur, Eid, Billigkeit, überhaupt Alles verschwinde. Der Katholicismus dagegen setzt sich auf der einen Seite über alles Menschliche hinweg und



benutzt auf der andern alles Menschliche, um seinen Triumph zu sichern.

Der Schriftwechsel der beiden Parteien war nicht so unbedeutend, als er für den ersten Anblick erscheinen möchte. Die deutsch-protestantischen Fürsten wurden von Friedrichs Schrift nicht überzeugt, daß die Revolution für die Erhaltung des Protestantismus eine unbeweisbare Nothwendigkeit gewesen, weil ein solcher Beweis überhaupt nicht gegeben werden konnte, da Ferdinand am Anfange seiner, im Uebrigen doch unzweideutigen, Bestrebungen gegen den Majestätsbrief von den Böhmen mit ihrer Revolution gefaßt und unterbrochen worden. Daß das gewöhnliche Recht, besonders aber die fürstliche Würde und Macht dabei verletzt worden, ließ die deutsch-protestantischen Fürsten darüber hinwegsehen, daß Ferdinands Gesinnung doch unzweideutig, daß ein Triumph der Böhmen, auf welchem Grund und Boden er sich auch immer erheben möge, die glänzendsten Aussichten für den gesammten Protestantismus erschließe. Sie sahen um so eher darüber hinweg, je mehr sich bei ihnen auch der Neid gegen den Kurfürsten von der Pfalz regen mochte, der hoch über sie alle erhöht ward, wenn die böhmische Sache glücklich hinausging. Auch der alte Zwiespalt zwischen den Calvinischen und den Lutheranern griff bedeutend ein. Die Böhmen haben einen calvinistischen Fürsten zum König gewählt und das ist genug, um die böhmische Revolution den strengen Lutheranern zu einer fremden, ja feindlichen Sache zu machen. Die Gelehrten singen den Fürsten das alte Lied von dem calvinischen Widerchrist, der, beim Lichte besehen, am Ende noch schlimmer sei als der römische, in die Ohren. Den dürfe man nicht unterstützen, sagen die Einen, und das höchste, was die Calvinisten begehren könnten, wäre, daß die Lutherischen par-

teilos in diesem Kampfe blieben. Die Andern aber rathen ihren Fürsten sogar, für den Kaiser und das gewöhnliche weltliche Recht zu den Waffen zu greifen. Denn schon damals hat ein Theil der lutherischen Gelehrten die höchste Ansicht von der fürstlichen Gewalt aufgefaßt und vertheidiget sie. Ein schweigender und duldender Gehorsam der Menschen wird von ihnen gepredigt; in der heiligen Schrift wollen sie die Lehre von demselben gefunden haben.

Also standen die Sachen der Böhmen in so weit schlecht als die, welche von ihnen als die ersten und nächsten Bundesgenossen betrachtet werden mußten, die zu solchen Bundesgenossen sich zu machen, auch alle Aufforderung in sich selbst hätten fühlen sollen, wenn sie den Dingen auf den Grund gesehen, ihr Wesen erfaßt, und das im Auge behalten, was hier allein im Auge behalten werden mußte, wenn man nicht einzelnen vor einem Gegner, der mit allen Mitteln kämpfte, zu Grunde gehen wollte, anderer Gesinnung waren, als sie den Verhältnissen und den Gesinnungen der Widerpart gegenüber hätten sein sollen. Auf ihre eigene Kraft konnten die Böhmen eben keine große Rechnung stellen. Die Revolution hatte die öffentlichen Angelegenheiten in Verwirrung gebracht und die Bande des Gehorsams vielfach aufgelöst. Die Masse des Volkes, von der Leibeigenschaft niedergehalten, war einer Begeisterung selbst für die höchsten Interessen des Lebens kaum fähig, und dem in der Schnelle aus demselben gebildeten Heere fehlte es beinahe an Allem, wodurch der Krieger tüchtig werden kann. Um Söldner in bedeutender Zahl zu werben, dazu fehlte es an Geld. Dazu waren in allen vier böhmischen Landen Katholische in nicht zu verachtender Zahl übrig geblieben, ein innerer Feind bei der Noth von Außen her.



Es war aber die böhmische Revolution, ihr Gelingen oder ihr Mißlingen, eine allgemeine europäische Sache. Gelang sie, so war dem Protestantismus ein entscheidendes Uebergewicht im mittlern Europa gesichert, mißlang sie, so kehrte eben dieses Uebergewicht zum Katholicismus zurück. Das Gefühl und die Ueberzeugung, daß dem so sei, hatte sich mit größerer Stärke in der katholischen als in der protestantischen Welt festgesetzt. Und damit war das Schicksal der Böhmen fast bereits entschieden, noch ehe es zum Kampfe kam. Nur wenn die Revolution schnell eine größere Ausdehnung, über Ungarn, Oestreich und die steierischen Lande gewonnen und unter die Leitung eines energischen Kopfes gekommen, hätte sie noch gelingen mögen.

Als Friedrich zu Prag angelangt, kam es besonders darauf an, wie sich die nächsten und benachbarten Protestanten, die Deutschen auf der einen und Ungarn mit Bethlen Gabor auf der anderen Seite, gegen die Böhmen in dem bevorstehenden Streite erweisen würden. Denn von den fernern protestantischen Mächten war wenig zu erwarten, schon aus dem Grunde, weil sie fern waren. Eben so kam es für Ferdinand besonders darauf an, wie sich die deutschen Katholiken gegen ihn erweisen würden. Denn auch er konnte auf die fernern katholischen Mächte auch schon aus dem Grunde, weil sie ferner lagen, weniger rechnen. Aber Alles fällt hier, sowohl was die Fernen als was die Nahen betrifft, zum Nachtheil Friedrichs und der Böhmen aus. Frankreich, Polen und Spanien sind die katholischen Hauptmächte Europa's. Nur von Frankreich her kann Kaiser Ferdinand II. unmittelbare Hülfe kaum erwarten. Zwar ist auch die Regierung Ludwigs XIII. streng katholisch, aber sie ist fortwährend von Mißtrauen gegen das Haus Spanien-Habsburg bewegt, von

jenem Mißtrauen, welches durch die Angriffe Karls V. und Philipps II. nur zu wohl begründet war. Unmittelbar etwas thun, um Ferdinand II. aufrecht zu erhalten, das wird Frankreich schwerlich. Auch hat Frankreich in der ganzen Sache weiter nichts gethan, als daß es den Herzog von Angoulème und die Grafen Bethune und Chateauneuf an die deutschen Fürstenhöfe sendete und sie aufforderte, sich neutral zu verhalten. Besser schon stand es für den Kaiser in Polen. Siegismund III. hatte einzig den Triumph des Katholicismus im Auge und gern hätte er viel für ihn gethan. Aber zu derselben Zeit, wo der böhmische Krieg ausbricht, geräth Polen mit der Pforte in einen Krieg, der erst im Jahre 1621 endet. Die Kräfte Polens sind hierdurch nach einer andern Seite gezogen. Auch ist der polnische Adel einem feindlichen Auftreten gegen Böhmen sehr abgeneigt. Denn was der böhmische Adel gegen königliche Gewalt unternommen hat, die Freiheit, welche er sich zu verschaffen sucht, das gefällt den Polen wohl. Also sind Siegismund III. nicht allein durch die Türken, sondern auch durch seinen Adel, der keinen Krieg gegen Böhmen will, die Hände gebunden und er kann wenig thun. Indessen sendet er dem Kaiser doch nach Ungarn und nach Oestreich einige Tausend Kosaken, wildes Raubgesindel, zu Hülfe, läßt Schlesien durch eben solches Gesindel theils verwüsten, theils bedrohen, sucht die schlesischen Protestanten bald durch Ueberredung, bald durch Drohen zu bestimmen, sich von den böhmischen Sachen fern zu halten.

Eine viel bessere Hülfe versprach Spanien. Zwischen den beiden Linien des Hauses Spanien-Habsburg, der spanischen und der deutschen, war wieder ein inniger Zusammenhang eingetreten. Verwandtschaft und gleiche Bestrebungen für die Autocratie und den römischen Katholicismus in jesuitischer



Gestalt führten Philipp III. und Ferdinand II. nahe zusammen. In den Niederlanden steht unter dem kriegberühmten Spinola ein spanisches Heer und es wird bestimmt, in Deutschland für den Kaiser und für den Katholicismus aufzutreten, wenn sich die Umstände darnach gestalten, das heißt, wenn man die protestantische Union würde berücken können. Es würden indessen diese Spanier und die ganze Geneigtheit, die in den katholischen Großmächten für die Sache des Kaisers war, demselben gar wenig gefrommt haben, wenn es auf der andern Seite besser für Friedrich von der Pfalz gestanden.

Wenn aber Ferdinand II. von den fremden katholischen Mächten eben nicht viel sich zu versprechen hatte, so hat Friedrich von den fernern protestantischen Mächten gar nichts zu erwarten. Was zuerst Schweden und Gustav Adolf anlangte, so war er, wie bereits früher bemerkt, außer Stand, sich jetzo um die Angelegenheiten Deutschlands zu kümmern. Die Verhältnisse mit Polen halten ihn noch immer in der Heimath gefesselt. Der Waffenstillstand mit Polen läuft im Jahre 1620 ab und der König muß des Wiederausbruches des Krieges gewärtig sein. Gustav Adolf war im Uebrigen gerade in den verhängnißvollsten Zeiten, im Sommer 1620, in Deutschland, am Hofe George Wilhelms, des Kurfürsten von Brandenburg, um dessen schöne und edle Schwester Maria Eleonora kennen zu lernen, die er zur Gemahlin sich erkoren. Nicht allein Neigung des Herzens trieb ihn zu dieser Verbindung, es war auch eine gewisse Vorahnung der Ereignisse, die da kommen würden. Der König wollte in Deutschland Freunde und Bundesgenossen gewinnen, wenn er hier dereinst vielleicht würde handeln müssen. Seine Vermählung mit Maria Eleonora ward zu Stockholm am

25. Novbr. 1620, kurze Zeit nach dem großen Schlage bei Prag, begangen. In den großen Verhältniſſen dieſer Augenblicke aber zählt Schweden noch nicht mit. Bleibt Schweden gezwungen ruhig, ſo verharrt Chriſtian IV. von Dänemark und ſein Reich bei dieſen Dingen in freiwilliger Ruhe. Zwar fordert Chriſtian IV. den Kurfürſten von Sachſen in einem Briefe, der im Monat März 1620 geſchrieben iſt, auf, die Sache des Proteſtantismus in Böhmen nicht fallen zu laſſen, aber bald lautet es anders. Eine kaiſerliche Botſchaft iſt bei Chriſtian IV. eingetroffen und ſagt, wie allenthalben bei den Proteſtanten ſo auch hier, daß es ſich nicht um den Proteſtantismus im böhmiſchen Reiche handele, den der Kaiſer nicht ſchädigen wolle, ſondern nur um die Staats-Sache. Ein im Monat April von dem König an den Kaiſer geſchriebener Brief bezeichnet nun das Thun der Böhmen als „Unweſen" und wünſcht, daß es gelingen möge, Frieden und Ordnung wieder herzuſtellen.

Die proteſtantiſche Hauptmacht England, deſſen König Jacob I. noch obenein durch die Bande der nächſten Verwandtſchaft mit Friedrich von Böhmen vereinet, verharrt bei den großen Ereigniſſen in faſt völliger Thatenloſigkeit. In England ſelbſt begannen ſchon damals die Bewegungen, welche gegen das Ende des dreißigjährigen Krieges in Deutſchland zu einem Kampfe des größern Theiles der engliſchen Nation auf der einen, dem königlichen Hauſe der Stuarts auf der anderen Seite führten. Der Kampf brach aus, weil die Nation argwöhnte, die Stuarts hätten es auf Autocratie und Katholicismus, die über England kommen ſollten, abgeſehen. Schon Jacob I. regte dieſe Furcht auf, die unter ſeinem Sohne Karl I. ſo ſtieg, daß ein Kampf nicht ausbleiben konnte. Das proteſtantiſche England wünſchte, hoffte, daß



Jacob I. in Deutſchland für ſeinen Tochtermann, für den Proteſtantismus auftreten ſollte. Er aber in ſeiner halben Neigung zum Katholicismus, in ſeiner noch größeren Neigung zum autocratiſchen Königthume, gegen welches die Böhmen ſich ja auch erhoben, that nichts. Leere Worte waren Alles, was Friedrich von England empfing. Nur mit Mühe war ſelbſt die Erlaubniß, Werbungen in England halten zu dürfen, über Jacob I. zu gewinnen.

So ſtanden die Verhältniſſe mit den ausheimiſchen und fernern Mächten für den Kaiſer doch ſchon um ein Bedeutendes beſſer als für Friedrich von der Pfalz und Böhmen. Aber mehr noch als auf jene kam es auf die in der Nähe und Nachbarſchaft ſtehenden Gewalten an. Hier nun ſtellte ſich ein entſchiedenes Uebergewicht auf die Seite des Kaiſers. Ihm wurden treue, ausdauernde, ſich ſelbſt aufopfernde Bundesgenoſſen, während Friedrich nach vergeblichem Hoffen ſich von Allen verlaſſen ſah. Eine erſte Stütze konnte für Friedrich und die Böhmen Bethlen Gabor, der Fürſt von Siebenbürgen, werden. Es ſchien auch, als würde er es werden, aber die Hoffnung löſte ſich alsbald in nichts auf. Bethlen Gabor rückte im Herbſt des Jahres 1619 aus Ungarn in Oeſtreich ein und ſchien den Böhmen die Hände bieten zu wollen. Die Böhmen unter dem Grafen von Thurn brachen ebenfalls aus ihrem Lande nach Oeſtreich hinein und beide Heere, mehr als ſechszig tauſend Streiter ſtark, ſtanden im Angeſichte von Wien. Des Kaiſers Generale, Dampierre und Buquoy, hatten Böhmen räumen und ſich auf Wien zurückziehen müſſen. Kaiſer Ferdinand befand ſich eben damals, von der Frankfurter Kaiſerwahl zurückgekehrt, um die öſtreichiſchen Stände zur Huldigung zu bewegen, auch in der Stadt, und ſah ſich ſo durch das Heer von Böhmen und Siebenbürgen zum zwei-

ten Male in dem Sitze seiner Väter bedroht. Der entscheidende Schlag aber, welchen man nun erwartet, erfolgt nicht, Bethlen Gabor zieht am Anfange des Decembermonats wieder nach Ungarn zurück und die Böhmen unter dem Grafen von Thurn suchen ebenfalls wieder ihre Heimath auf. Als gleich darauf der Kaiser Verbindung mit Bethlen Gabor zu gewinnen sucht, wird sie von diesem keinesweges abgewiesen und friedliche Unterhandlung am Ende des Jahres zwischen dem Kaiser und dem Fürsten von Siebenbürgen angeknüpft. Deutlich siehet man, wie sich Bethlen Gabor für die Böhmen, weil sie nicht ihn zum König gewählt, weder aufopfern, noch selbst etwas für sie wagen will.

Während sich dieser Bundesgenosse so unsicher und zweideutig erwieß, hatte Friedrich bei dem andern Bundesgenossen, auf den er gezählt, nicht mehr gefunden als eben solche Unsicherheit und Zweideutigkeit. Die deutschen Protestanten zeigen weder die Gesinnung noch den Willen, auf den die Böhmen gerechnet. Bald nach der böhmischen Königswahl sind die niedersächsischen Stände zusammengekommen und haben den Beschluß, sich zu waffnen, gefaßt. Von den Grafen und Herren des westphälischen Kreises ist dasselbe geschehen. Es scheint doch, als begriffen die Protestanten die Wichtigkeit des Augenblickes, als wollten sie Böhmen nicht fallen lassen. Friedrich hatte nun auch die Einberufung eines Unions-Tages zu Stande gebracht. Das Einberufungs-Schreiben, von Kur-Pfalz, Würtemberg, Hessen-Cassel, Baden und Anhalt unterzeichnet, stellte der Böhmen Angelegenheit deutlich als die Sache des gesammten Protestantismus dar. Nicht allein die eigentlichen Unions-Mitglieder, sondern überhaupt alle protestantische Fürsten und Stände waren auf den Tag nach Nürnberg geladen. Ein sehr großer Theil derselben fand sich



nun auch entweder persönlich oder durch Abgeordnete am Anfange des Monats Decbr. auf demselben ein. Friedrich war eigens deshalb aus Böhmen gekommen. Es fehlten ihm aber alle Eigenschaften, welche die Menschen hinreißen und zu großen Entschlüssen bestimmen konnten.

Unendlich viel aber kam in diesem Augenblicke auf die Beschlüsse der Union an. Klar und unzweideutig war es eben damals für jeden, der überhaupt etwas sehen konnte und sehen wollte, daß die katholischen Fürsten und Stände, welche in die Liga zusammengetreten, sich für den Kaiser rüsteten, daß sie gegen die Böhmen auftreten wollten. Der Kaiser für sich allein mit seiner eigenen Macht war nicht im Stande, Böhmen zu überwältigen. Der größere Theil der Lande, die er einst sein genannt, Oestreich, Ungarn, Böhmen, befand sich in mehr oder weniger offen ausgesprochenem Aufstande gegen ihn. Es konnten Hülfsmittel von ihm aus allen diesen Landen nicht gewonnen werden. Sie selbst waren ihm feind, und daß er diese Feindschaft mit seinen eigenen Heerhaufen, die Dampierre und Bouquoy befehligten, nicht würde niederwerfen können, hatte ein langer und vergeblicher Kampf bereits sattsam erwiesen. Wenn aber die Liga für ihn zu den Waffen griff, neigte sich die Gunst der Zustände, den Böhmen gegenüber, wieder auf seine Seite und Böhmen stand in großer Gefahr. Es gab nur ein Mittel, das Gleichgewicht wieder herzustellen. Die protestantische Union mußte für Böhmen unter die Waffen treten.

Daß Jenes geschehen würde, darüber hätte der Tag zu Nürnberg nicht zweifelhaft sein sollen. Ferdinand, von dem Gefühle durchdrungen, daß er verloren sei, wenn die Liga nichts für ihn thue, hatte schon lange mit Maximilian I. von Baiern, dem Haupte derselben, Verbindungen angeknüpft. Wie er

nach Frankfurt a. M. zur Kaiserwahl zieht, ist er erst in München und gleich nach der Wahl ist er wieder dort zu finden. In Maximilian von Baiern findet der Kaiser den rechten Mann. Ueber alles Andere stehet ihm der Triumph des Katholicismus: Böhmen muß dem Kaiser erhalten werden, weil der Sieg des Protestantismus im mittlern Europa sicher ist, wenn er es verliert. Zwischen der ersten und der zweiten Zusammenkunft mit Ferdinand und während der Kaiserwahl, im August 1619, hat der Baier-Herzog einen Bandestag zu Eichstädt gehalten, und die geistlichen Herren, welche den größern Theil der Mitglieder der Liga bilden, sind leicht für des Kaisers Sache gewonnen und von Maximilian I. bestimmt worden, sich zu waffnen und zu rüsten, damit der Nothfall die Liga nicht unvorbereitet finden möge. Sind die geistlichen Fürsten doch schon um ihrer selbst willen genöthiget, die Sache Ferdinands mit allem Eifer zu ergreifen. Denn geht er unter, bricht auch wohl der Katholicismus in dem Reiche noch ganz zusammen, und was soll denn mit ihnen werden. Indessen darf hierbei nie vergessen werden, daß es nicht allein irdische Interessen sind, welche die Bewegung der ganzen katholischen Partei entscheiden. Der Glaubens-Eifer hat daran stets auch einen, nicht unbedeutenden Antheil.

Als nun Ferdinand II., nachdem er zum Kaiser der Deutschen gewählt worden, zum zweitenmale mit Maximilian I. zusammenkam und die Umstände viel drohender geworden, schlossen beide 8. Octbr. 1619 einen Vertrag mit einander. Der Herzog versprach, förmlich an die Spitze der Liga zu treten, deren Mittel und Kräfte für die Rettung des Kaisers zu bereiten, dieser dagegen sollte verpflichtet sein, dem Herzog alle Schäden zu vergüten, die er etwa während des Kampfes erreichen möchte, und ihm alle Kriegskosten richtig zu



vergüten. Der Kaiser mußte sich mit seinem ganzen Hab und Gut hierfür verbürgen, auch versprechen, das dem Feinde von den östreichischen Landen Entrissene so lange, bis er vollkommen befriediget worden, dem Herzog zur Nutznießung zu überlassen. Nicht gerade aufopfern will sich Maximilian I. von Baiern für den Kaiser. Es möchte ihm dafür geringer Dank werden, so wie man seiner nicht weiter bedürfte. Wie nun Friedrich von der Pfalz die böhmische Krone wirklich genommen und die Waffen ergriffen werden mußten, wenn der Katholicismus im mittlern Europa nicht seine Sache verlieren sollte, denkt Maximilian I. und die Liga immer ernstlicher an die Kriegsbereitung. Auch die fremden katholischen Mächte werden von dem Baier-Herzog zum Handeln aufgefordert. Pabst Paul V., so heftiger Eiferer für den römischen Katholicismus, als es nur von einem römischen Bischof erwartet werden konnte, legt auch etwas später, 16. Januar 1620, eine allgemeine Schatzung auf die Kirchen Italiens, mit welchem Gelde auch nachmals die katholische Sache in Deutschland unterstützt worden ist. Der spanische Hof giebt Spinola Befehl, sich bereit zu halten.

So weit waren die Angelegenheiten gediehen, als beinahe zu derselben Zeit, im Anfange des Decembers 1619, die Union einen Tag zu Nürnberg, die Liga einen zu Würzburg eröffnete. In Zweifel und Ungewißheit, was sie thun sollten, sind die protestantischen Stände, welche überhaupt kamen, gekommen. Von den bedeutendern Fürsten sind, außer Friedrich V. selbst, Würtemberg, Baden, Hessen, Anspach in Person, Brandenburg, Braunschweig und Baireuth nur durch Abgeordnete erschienen. Außer Friedrich V., dessen persönliche Verhältnisse hier so unmittelbar berührt werden, wissen sie nicht, ob die Aufrechterhaltung der böhmischn Revolution

auch wohl für die Aufrechterhaltung des Protestantismus in Böhmen unbeweisbar nothwendig sei. Sie wissen es nicht, weil sie den Sachen nicht auf den Grund sehen. Ungern selbst wollen sie sich davon überzeugen, weil ihnen dann die Verpflichtung, eine Revolution vertheidigen zu müssen, die offenbar zugleich auch mit gegen die fürstliche Gewalt gerichtet, entgegentreten würde. Kaiser Ferdinand II. ist klug genug gewesen, zu begreifen, daß es bei dieser Stimmung der Fürsten der Union nichts weiter bedürfe als einiger schöner Worte, um die Ruhe der Union zu gewinnen, welche, wie die Umstände waren, schon die günstige Entscheidung für ihn enthielt.

Darum erschien ein kaiserlicher Botschafter, Johann Georg, Graf von Hohenzollern, auf dem Unionstage mit einem Schreiben Ferdinands II., welches sehr wichtig ist. Er versichert darin, daß er nie gegen die Religions-Privilegien Böhmens etwas unternommen, noch etwas gegen sie im Sinne geführt. Zum Beweis beruft er sich auf die feierliche Bestätigung der Religions-Privilegien, die er den Böhmen nach dem Ableben des Kaisers Matthias gethan. Diese Bestätigung war allerdings ertheilt worden, wie bereits angeführt, aber nur in der Noth und weil Ferdinand II. auf diese Weise am schnellsten in den Wiederbesitz Böhmens zu kommen gedacht, um das alte Spiel gegen den Majestätsbrief von neuem beginnen zu können. Da nun, fährt der Kaiser in seinem Schreiben fort, die Religions-Angelegenheit hier ganz außer Betracht bleibt, ist das Unterfangen der Böhmen nur als eine freche Rebellion zu betrachten, welche in Güte zu beschwichtigen sich der Kaiser alle, jedoch vergebliche Mühe gegeben hat.

Nun aber kommt die Hauptsache. Der Kaiser und die Katholischen des Reiches werden also wider die rebellischen



Böhmen zu den Waffen greifen müssen. Die Protestanten müssen in Ruhe gewiegt werden, bis man gesiegt hat und die Reformation in Böhmen vernichtet werden kann. Sie werden sich ohne eine Bürgschaft, daß eben gegen die Reformation in Böhmen nichts werde unternommen werden, nicht in Ruhe wiegen lassen. Also giebt man ihnen diese Bürgschaft in Gestalt eines feierlichen Versprechens mit dem festen Vorsatze, es nicht zu halten. Der Kaiser verspricht in seinem Schreiben der Union „aufrichtig und eygentlich", auch künftig die Religion in Böhmen nicht im Geringsten zu turbiren und dem Majestätsbriefe in keiner Weise zuwider zu handeln. Das Versprechen ist mit gänzlichem Umsturz nicht allein des Majestätsbriefes, sondern auch jeder kirchlich-religiösen Freiheit überhaupt erfüllt worden. Zum Ueberfluß wird der Union auch noch versprochen, daß alle Religions-Beschwerden in dem eigentlichen Reiche abgestellt werden sollten, schlüßlich aber die Protestanten ersucht, dem kaiserlichen Worte ja mehr als den treulosen und rebellischen Böhmen zu vertrauen. Friedrich V. ist nicht der Mann, der diesen Künsten entgegenarbeiten und die Wahrheit, welche sich die Union auch gar nicht gern zugänglich machen wollte, aufdecken, eine Begeisterung für sich, die Böhmen und die Reformation, hätte herbeiführen können.

Die Zweifel und Ungewißheiten, welche die Fürsten und Stände der Union schon früher gehegt, werden durch das Schreiben und die Versprechungen des Kaisers und durch die Künste, welche der kaiserliche Botschafter noch außerdem in Bewegung setzt, um ein Bedeutendes gesteigert. Hohenzollern versichert, es sei dem Kaiser besonders um Aufrechterhaltung des guten Friedens, um Austilgung des schädlichen Mißtrauens, das zwischen Katholischen und Protestanten obwalte, zu thun. Die Mehrung dieser Zweifel und Ungewißheiten

erkennt man aus der Antwort, die dem Kaiser von der Union gegeben wird. Sie nehmen zuerst mit Dank, aber doch nicht ohne einiges Mißtrauen blicken zu lassen, ob es damit auch aufrichtig gemeint, das Anerbieten des Kaisers, die Religions-Beschwerden abzustellen und das eingerissene Mißtrauen nach Möglichkeit auszutilgen, an. Sie stellen auf, wodurch das etwa erreicht werden könne und gedenken dabei auch Donauwörths, das nun über zehn Jahre, allen Ordnungen und Gesetzen des Reiches zum Hohn, dem Baier-Herzog überlassen. Darauf kommen sie auf die wichtigern Angelegenheiten und hier ist es besonders, wo ihre Zweifel und Ungewißheiten hervortreten. Sie verlangen von Ferdinand II., daß er für die Entwaffnung der Katholischen sorgen solle, sonst müßten sie zu ihrer Vertheidigung ebenfalls gerüstet bleiben. Es ist aber klar, daß Ferdinand II. Böhmen nicht erdrücken kann, wenn die Liga entwaffnet. Die Union wünscht also wohl, daß Böhmen stehen bleiben möge, nur will sie selbst nichts dafür thun. Wegen der böhmischen Angelegenheit selbst äußert sich die Union seltsam: die Vorgänge in Böhmen wären ihr unangenehm, unangenehm, daß sie nicht durch friedliche Unterhandlungen beigelegt worden, unangenehm, daß der Kaiser Truppen gegen Böhmen zusammengezogen. Sie, die Union, würde, wenn es zum Kampfe komme und etwa die königliche Würde in Böhmen, sonderlich in deren Erblanden, angegriffen werden sollte, einen evangelischen Stand nicht sinken lassen, sondern demselben „mit erlaubter Defension und Rettung" beispringen. Hiernach scheinet es, als wolle die Union doch die Sache der Böhmen im Nothfall selbst mit gewaffneter Hand unterstützen. Die Widersprüche, Zweideutigkeiten und Ungewißheiten des Schlusses aber geben ein deutliches Bild von der unentschlossenen Stimmung der Fürsten und Stände.



Nur mit rascher That konnte den Böhmen geholfen werden. Die Union, wenn sie gerettet werden sollten, mußte beschließen, sie unter allen Verhältnissen zu vertheidigen, die Vertheidigungs-Anstalten mußten auf der Stelle bereitet werden. Vielleicht hätte es nur eines solchen energischen Auftretens bedurft, um die Liga zurückzuschrecken. Aber weit sind die Fürsten und Stände der Union von einem solchen energischen Auftreten entfernt. Nachdem sie den nurerwähnten Schluß dem Kaiser mitgetheilt, wird eine Unions-Botschaft an Maximilian I. gesendet.

Nicht schwankend, zweideutig und unbestimmt hat unterdessen der Bundestag der Liga zu Würzburg gehandelt und es dabei selbst nicht verhelt, daß es Böhmen sei, darum man handele. Maximilian I. hat kaum nöthig gehabt, die Bundes-Mitglieder in Eifer und Feuer hineinzutreiben. Schon von selbst sind sie darin. Es wird beschlossen, auf das Schleunigste ein Heer von 25,000 Streitern aufzustellen und selbst das Gut der heiligen Kirche, wenn es die Noth erfordert, nicht zu schonen, alle katholische Stände und Gemeinheiten, besonders aber die reichen Prälaturen in Schwaben, sei es auch mit Zwang, noch in die Liga hereinzuziehen. Die Leitung des Ganzen wird einmüthig in die Hände Maximilians I. gelegt und ihm nach Möglichkeit in allen Stücken freie Hand gelassen, damit die Kräfte der Liga rechtzeitig zuschlagen könnten.

Diese Schlüsse der Liga, welche allein der Union den Blick in die Zukunft hätten eröffnen können, waren gefaßt, der katholische Bundestag auch schon auseinander gegangen, als sich die Botschafter von Nürnberg bei dem Baiern einstellten. Diese begehrt, daß allen Religions-Beschwerden der Protestanten ein Ende gemacht und die Liga die Waffen niederlege

Binnen zwei Monaten erwarte man hierauf eine völlig befriedigende Antwort. Würde sie nicht gegeben, so werde sich die Union zu bewahren und die wahre und allein seligmachende Religion zu beschützen wissen. Böhmens wird in dieser Botschaft nicht ausdrücklich gedacht. Friedrich von der Pfalz aber wird in dem Schreiben stets König von Böhmen genannt, und wenn die Liga, wie hier begehrt wird, die Waffen niederlegt, so bleibt er es ja wohl auch. Die Union schien wieder zu bessern Entschlüssen gekommen zu sein. Die Botschaft an Maximilian I. lautete fast drohend und energisch. Der Herzog von Baiern aber wußte, daß hinter dieser fast drohenden und energischen Sprache nur Zweifel, Unentschlossenheit und Halbheit standen. Geschickt benutzte er den Umstand, daß die Union selbst der Liga zwei Monate Zeit zu einer entscheidenden Erklärung gelassen. Diese Zeit konnte zu den Rüstungen benutzt werden. War man dann gerüstet, so konnte eine kühnere Sprache geführt werden. Also antwortete Maximilian I. nur, und immer noch in den mildesten Tönen, die er finden konnte, daß die Abstellung der Beschwerden, deren Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit er wolle dahin gestellt sein lassen, nicht von ihm, sondern von dem Reiche abhange, daß die Entwaffnung der Liga ebenfalls nicht von ihm, sondern von dieser selbst abhange, wobei er aufrichtig genug war, es gleich im Voraus zu sagen, daß eine solche Entwaffnung schwerlich von der Liga würde beschlossen werden. Im Uebrigen wolle er einen Bundestag berufen und der Union die verlangte Erklärung binnen zwei Monaten zukommen lassen. Unter diesen Vorgängen war Friedrich V., der eine fast trübselige Rolle in ihnen gespielt, wieder nach Böhmen zurückgegangen. Alle Hoffnung, daß die Union, oder doch ein Theil derselben für ihn entscheiden werde, war noch nicht verloren.



Eine solche Unterstützung war um so dringender nothwendig, als in Böhmen selbst die Lage der Dinge übel war und durch die Thorheit Friedrichs immer übler gemacht ward. Der Mangel an Umsicht und Einsicht, welchen die böhmischen Herren schon durch die Wahl dieses Königs bewiesen, tritt allenthalben hervor. Sie meinen durch die Aufstellung eines neuen Königs genug gethan zu haben. Der müsse sie nun mit Hülfe der Union beschirmen, unterdessen könnten sie ruhig schlafen, banquetiren und gute Tage haben. Wenn sie Geld geben sollten, klagten sie, daß sie nichts besäßen und so konnte das Heer nicht ordentlich besoldet werden. Es fehlte demselben in der Regel an nichts wenigerm als an Allem. Friedrich that in Beziehung auf den Krieg, was er thun konnte. Auf eigene Kosten verstärkte er das Heer um 7000 Mann. In anderen Dingen aber verfuhr er ohne Sinn und Verstand.

Ein Versuch, den er noch am Ende dieses Jahres machte, das böhmische Lutherthum auf calvinischen Fuß umzugestalten, regte die böhmischen und die deutschen Lutheraner auf das Heftigste auf. Im Jahr 1620 erlassen lutherische Prediger Böhmens einen Angst- und Hülferuf an die Deutschen. Der Glaube der Calvinischen ist darin auf völlig gleiche Linie mit dem türkischen gestellt. Daß der reine, lutherische Glaube an den calvinischen Widerchrist, siebenmal schlimmer als der papistische, verkauft werde, möchten die Deutschen nicht dulden. Heftig klagen sie über Ränke, Kniffe und Schwänke der Calvinischen, die unter dem Vorwande, daß sie das Pabstthum vernichten wollten, nur auf den Untergang des allein seligmachenden Christen-Glaubens, der im Lutherthume wohne, sännen. Es hat die Lutherischen auch heftig verletzt, daß die Calvinischen bei Herauswerfung der katholischen Heiligenbilder

aus den Kirchen das Bild des Heilands auch mit herausgewiesen. Die deutschen Lutheraner haben aber nicht nöthig von den böhmischen aufgeregt zu werden. Ein Schrei des Unwillens ist so überlaut bei ihnen hervorgebrochen. Von allen Seiten rathen die Prediger und Gelehrten den Fürsten, um Gotteswillen nichts beizutragen für den Triumph des calvinischen Widerchrists. Die Fürsten und Stände aber waren schon an sich selbst dazu sehr geneigt. Wie konnte die Sache des gesammten Protestantismus gedeihen, wenn die Protestanten selbst sein Wesen so hart verkannten. Friedrich V. verwirrte und erbitterte anderwärts und in Böhmen die Gemüther durch solche calvinische Bestrebungen, während er den böhmischen Adel dadurch verletzte, daß er den Oberbefehl über das Heer nicht einem Böhmen, wie dem Grafen von Thurn, der wohl darauf Ansprüche hatte, sondern einem Deutschen, dem Fürsten Christian von Anhalt, übertrug. Unterdessen ward die Aussicht auf ausheimische Hülfe in demselben Maße geringer als sie nothwendiger ward.

Auf der einen Seite ward Bethlen Gabor, der Fürst von Siebenbürgen, immer unzuverlässiger, zweideutiger und seltsamer. Auf dem Presburger Reichstage war endlich von den Botschaftern Friedrichs für die böhmischen Lande mit Oestreich und mit Ungarn 15. Januar 1620 ein Bündniß abgeschlossen worden. Kein Theil soll fürderhin einen Krieg, es möge derselbe offensiver oder defensiver Natur sein, ohne den anderen beginnen. Jeder Theil hat dem andern, wenn er angegriffen wird, sofort beizuspringen. Keiner darf für sich allein Waffenstillstände oder andere Tractate mit einem Feinde schließen. Welcher Fürst diesen Bund aufgeben oder verletzen wird, dessen Stände sind des Eides der Treue quitt und ledig. Das naheste und engste Verhältniß soll zwischen den conföderirten Landen



eintreten, Streitigkeiten unter ihnen stets nur auf friedlichem Wege und auf der alle fünf Jahre abzuhaltenden General-Versammlung geschlichtet werden. Offenbar war diese Conföderation böhmischer Seits mit der Erwartung geschlossen, daß nun Bethlen Gabor, der in der Urkunde „Fürst oder König von Ungarn" genannt wird, offen gegen den Kaiser auftreten, sich des ungarischen Reiches eben so bemeistern sollte, wie Friedrich mit dem böhmischen gethan. Auch scheinet, außer Ungarn wollte Friedrich noch Oestreich dem Fürsten ebenfalls überlassen. Aber schon sind Gesandte Ferdinands II. mit den besten und schönsten Versprechungen eingetroffen: Alle politische Freiheiten sollen künftig pünctlich gehalten, die Beschwerden der ungarischen Protestanten nach dem Sinne des Wiener Religions-Friedens abgestellt werden. Für Bethlen Gabor brachten sie den Titel eines Fürsten mit. Der Siebenbürge hatte, wie es scheint, seitdem ihm nun einmal die böhmische Krone entgangen war, alle seine früheren Entwürfe aufgegeben oder war wenigstens zweifelhaft und ungewiß geworden. Am Tage darauf, nachdem der Bund mit Böhmen geschlossen worden, schließt Bethlen Gabor einen Tractat mit dem Kaiser, der als ein Schlag für die böhmische Sache betrachtet werden muß.

Bethlen Gabor schloß mit Kaiser Ferdinand II. einen Tractat, der besonders für den ersten Anblick in jeder Beziehung seltsam erscheint. Es soll zwischen dem Kaiser einerseits und den Ungarn andererseits ein Waffenstillstand eintreten. Während desselben soll ein ungarischer Reichstag gehalten und auf demselben alle Beschwerden der Ungarn abgestellt werden. Dieser Waffenstillstand soll auch auf Böhmen und die andern föderirten Provinzen ausgedehnt und der Fürst wird seine besten Dienste dazu anwenden, damit allenthalben die Waffen niedergelegt und ein billiger

und gerechter Friede gewonnen wird. Dem Abschlusse des Tractates voraus sind gegenseitige Versprechungen gegangen. Ferdinand II. verspricht dem Fürsten die schlesischen Herzogthümer Oppeln und Ratibor und vier ungarische Gespannschaften zur Einverleibung mit dem Fürstenthum Siebenbürgen für ewige Zeiten, acht andere zu lebenslänglichem Besitz. Dagegen hat Bethlen Gabor gelobt, alle andere Theile Ungarns wieder zu räumen und erklärt, daß er nur zu den Waffen gegriffen, um die Rechte, Freiheiten und Privilegien der Reiche von Ungarn und Böhmen zu schützen. Dieses wolle er auch fernerhin, aber ohne selbstsüchtige Entwürfe, weshalb er auch die ihm feierlich angebotene Krone Ungarns abgelehnt und gesonnen sei, seinen Zweck, der nur die Aufrechthaltung der Freiheiten obengenannter Reiche sei, lieber durch friedliche Unterhandlungen zu erreichen. Deshalb habe er die von dem Kaiser ihm gemachten Anerbietungen bereitwillig angenommen, werde und wolle nicht Fleiß und Anstrengung scheuen, um die in Ungarn, Oestreich und Böhmen zwischen Kaiser und Ständen entstandenen Zwistigkeiten durch heilsame Unterhandlungen in Gutem beizulegen.

Seltsam in aller Beziehung erscheint dieser Tractat, wenn man sich fragt, was Bethlen Gabor mit demselben beabsichtigte, da er doch etwas überhaupt damit beabsichtigen mußte. Es scheinet, er meinte, durch seine Dazwischenkunft werde es noch möglich sein, den Ausbruch des Krieges zwischen Böhmen und dem Kaiser abzuwehren. Es war ihm, da er selbst einmal nicht König in Böhmen geworden, ziemlich gleichgültig, wer es dort nun überhaupt sei, ob Ferdinand, ob Friedrich, wenn nur der protestantische Glaube in diesem Reiche erhalten ward. Auch Ungarn hatte nun keinen Werth mehr für ihn. Ein uns aufbehaltenes, dem König Friedrich von



Böhmen eingereichtes Gutachten über die damalige Lage der Dinge ist eben derselben Ansicht über Bethlen Gabor und seine Entwürfe. Eigentlich, wird in demselben gesagt, habe er König von Böhmen und Ungarn werden wollen. Daß er König von Böhmen nicht geworden, sei nicht allein der Grund seines zweideutigen Benehmens gegen Böhmen, sondern auch der Grund seines zweideutigen Benehmens in Ungarn. Denn er habe gemeint, und wohl mit Recht, daß er gegen Türken, Polen und den Kaiser selbst Ungarn nicht werde vertheidigen können, wenn er nicht zugleich auch König von Böhmen sei. Die Ansicht, welche in dieser Schrift Bethlen Gabor zugeschrieben wird und welche er sicher auch hatte, muß nun sein zweideutiges und besonders für den ersten Anblick auch seltsames Benehmen uns erklären. Er ist nun persönlich bei der ganzen Sache nicht weiter interessirt. Es kann ihm nur noch auf die Aufrechterhaltung des Protestantismus in Ungarn und Böhmen ankommen. Bethlen Gabor selbst ist Calvinist. Der Kaiser hat die Gesinnungen und die Gedanken des Fürsten wohl durchschaut und sie eben so wohl schnell benutzt. Er verspricht, alle Freiheiten und Privilegien Ungarns von neuem sicher zu stellen, versprach gewiß auch, wie es ja bei den deutschen Protestanten bereits geschehen, die kirchlich-religiösen Freiheiten Böhmens nicht zu schädigen. Hierdurch wollte er nicht allein Waffenruhe von dem Fürsten gewinnen, sondern auch erreichen, daß neue Zweifel und Ungewißheiten in die Seelen aller derer kommen möchten, die etwa noch geneigt, sich für der Böhmen Sache zu erheben. Denn wer soll sich noch für sie erheben, wenn von einer friedlichen Ausgleichung zwischen dem Kaiser und den Böhmen die Rede ist. Ja es beabsichtigt der Kaiser sicher damit auch, sogar nach Böhmen selbst, zwischen die Stände und Friedrich Mißtrauen und Spannung zu werfen.

Denn eine friedliche Ausgleichung zwischen dem Kaiser und Böhmen ist ja wohl in keiner anderen Weise als dadurch zu erreichen, daß die Böhmen den neugewählten König Friedrich wieder fallen lassen. Daß eine gütliche Vereinigung wirklich erreicht werden könnte, glaubt Ferdinand II. selbst sicher nicht. Aber durch die Aussicht darauf will er unter alle seine Gegner Ungewißheit, Zweideutigkeit und Mißtrauen werfen, bis die Liga mit ihren Rüstungen fertig und er Böhmen mit denselben niederwerfen kann. Als Sieger wird und will er aller gethanen Versprechungen vergessen.

Die ungarischen Stände scheinen gleich vom Anfange herein die auch nur vorübergehende Meinung des Fürsten, daß in friedlicher Weise von Ferdinand etwas zu erreichen sei, nicht getheilt zu haben. Sie erklären den Waffenstillstand und Tractat, den Bethlen Gabor mit dem Kaiser geschlossen, für unvereinbar mit der Föderation, in welche man eben erst mit den Böhmen getreten. Und als der Fürst doch mit dem Kaiser abgeschlossen, beschließen sie ihrerseits, daß man auf alle Fälle gerüstet bleiben, für Freiheit, Religion und Vaterland leben und sterben wolle, mit den deutschen Fürsten, mit Böhmen, selbst mit der Pforte Verbindungen angeknüpft werden müßten. Für das Innere Ungarns wollen sie, daß die katholische, calvinische und lutherische Kirche in voller Freiheit und Gleichheit neben einander bestehen, nur Jesuiten in keiner Weise in dem Lande geduldet werden sollten. Die Ausführung und Handhabung dieser Schlüsse ward dem Fürsten überwiesen. Damit ging im Februar der ungarische Reichstag auseinander, jedoch nur um bald wieder zu Neusohl zusammenzukommen.

Die Wendung der Angelegenheiten in Ungarn war aber für Friedrich von Böhmen ein nicht geringer Nachtheil. Denn



an die Stelle eines offenen Feindes, welchen der Kaiser in dem Fürsten von Siebenbürgen bis jetzt gehabt, durch welchen er von einer Seite her beschäftiget und bedrängt worden, war nun ein seltsamer Vermittler getreten, der die Waffen ruhen ließ, den Kaiser von dieser Seite vor der Hand nicht weiter bedrängte. Bethlen Gabor begann nun in der That sein Friedens-Vermittelungs-Geschäft, welches zu keinem Ende führen konnte, nach Kaiser Ferdinands II. Absicht auch zu einem solchen Ende nicht führen sollte. Denn er wollte immer nur mit den Böhmen unterhandeln, nicht mit ihrem neuen König Friedrich, den er nie anerkannte. Böhmen wollte er wieder haben, Friedrich sollte weichen. Darauf wollten die Böhmen nicht eingehen und so mußten sich alle friedliche Unterhandlungen zerschlagen. Indessen verlief eine geraume Zeit unter dem fruchtlosen Hin- und Herverhandeln und Kaiser Ferdinand erreichte damit wenigstens, daß unter alle denen, die ihm entgegenstanden, die Halbheit, die Unentschlossenheit, der Zweifel und die Ungewißheit größer ward.

Trübe und finster war das Jahr 1620 für Friedrich V. heraufgezogen. Des Kaisers Sachen aber nahmen eine immer günstigere Gestaltung an. So günstig war die Wendung der Dinge für ihn geworden, daß er, beinahe zu derselben Zeit, wo Bethlen Gabor sein fruchtloses Vermittelungsgeschäft begann, schon ziemlich offen mit seinen Gedanken hervortrat. Am 29. Januar 1620 machte er eine weitläuftige Schrift gegen die Böhmen bekannt. Noch einmal spricht der Kaiser in derselben aus, daß die Böhmen sonder allen Grund, indem ihre Privilegien und Freiheiten, namentlich der Majestätsbrief, nie von ihm verletzt worden, eine freche Revolution gegen ihn begonnen. Da sie nun alle friedliche Anträge, die er entweder selbst gethan oder durch andere thun lassen, alle Einigungs-

und Versöhnungs-Versuche zurückgewiesen, zu einer neuen Königswahl vorgeschritten, die null und nichtig an sich selbst sei, so werde er seiner Rechte mit Zwang und Gewalt wahren, die unter dem Deckmantel der Religion gemachte Revolution zu strafen wissen. Noch einmal wird das Versprechen ausgesprochen, daß nichts desto weniger die Religions-Privilegien, und besonders der Majestätsbrief, unverkürzt würden von ihm erhalten werden. Am Schlusse der Schrift wendet sich der Kaiser an die deutschen Fürsten: sie möchten das von den Böhmen gegebene ärgerliche Beispiel frechen Aufstandes der Unterthanen gegen die fürstliche Gewalt wohl bedenken und dasselbe zu eigenem Schaden nicht etwa unterstützen. Nichts liege dem Kaiser mehr am Herzen als die Aufrechterhaltung des hochtheuren Religions-Friedens und der allgemeinen Ruhe. Diese täuschungsvollen Reden waren sichtbar darauf berechnet, die Besorgnisse der deutschen Protestanten, als handle es sich in Böhmen auch um den Protestantismus, immer mehr zu zerstreuen und sie auf so lange Zeit, bis Kaiser und Liga mit den Waffen würden sprechen können, in Ruhe zu wiegen.

Nur zu gut gelangen auch diese Künste bei den deutschen Fürsten. Es ward aber auch dafür Alles in Bewegung gesetzt. Durch den Landgrafen Ludwig von Hessen-Darmstadt, den er ganz für sich gewonnen, hatte der Kaiser Verbindungen mit Johann Georg I., Kurfürsten von Sachsen, noch ehe jene Schrift erschien, anknüpfen lassen. Die wiederholte Versicherung, daß es sich in Böhmen nicht um Kirche und Glauben handele, sondern nur um eine Staats-Sache, wirkte bei dem Kurfürsten um so mehr, als die Erhebung Friedrichs auf den böhmischen Thron seinen Neid erregt, der Triumph des Calvinismus, auf den dieser zu denken schien, ihn erbitterte, endlich in seinem Herzen eine strenge Achtung vor dem



gewöhnlichen Rechte wohnte. Auch mag wohl sein, daß jetzo schon die Lausitz dem Sachsen versprochen worden, wenn er nicht allein neutral bleiben, sondern selbst für den Kaiser und gegen Böhmen zu den Waffen greifen wolle. Hierüber muß indessen erst spätere nähere Verständigung getroffen werden. Vor der Hand gewinnt der Kaiser die Sicherheit, daß der Kurfürst, den eine Streitmacht, die fast allein die Liga in Schach hätte halten können, bedeutend macht, neutral in dem bevorstehenden Kampf bleiben wird. Das Beispiel Sachsens wird wohl den ganzen ober- und niedersächsischen Kreis bestimmen. Die protestantische Union ist dann in sich selbst gebrochen und kaum weiter zu fürchten. Diese Umstände haben den Kaiser ermuthiget, mit der harten Erklärung gegen die Böhmen, deren eben gedacht worden, hervorzutreten.

Der Kurfürst von Sachsen hatte zu einer näheren Vereinigung mit dem Kaiser und damit die ober- und niedersächsischen Stände wenigstens zur Neutralität in dem bevorstehenden Kampfe bewogen würden, noch eine Bedingung gesetzt. Der Kaiser und die Katholiken müßten diesen Ständen den ruhigen und sichern Besitz der geistlichen Güter, welche zum Theil trotz des geistlichen Vorbehalts in protestantische Hände gekommen, garantiren und gewährleisten. Auch hierüber wurden dem Kurfürsten befriedigende Erklärungen gegeben. Es sollte eine Versammlung der angesehensten Reichsfürsten zu Mühlhausen gehalten, auf derselben die geforderte Gewährleistung in bestimmter Form gegeben werden. Weder dem Kaiser noch den Häuptern der katholischen Partei kam es auf einige Versprechungen mehr oder weniger an. Erlangte man dadurch nur, daß man in eine Lage und Verfassung hineinkam, welche die Macht schaffte, sich über diese Versprechungen hinwegsetzen zu können, so wie man das nur selbst wollte.

Um Sachsen, die Union, beinahe Alle, die etwa noch eine halbe Lust hatten, für Böhmen und Friedrich V. aufzutreten, in Ruhe zu bringen, brauchte man nur noch einige recht feierliche Angelöbnisse zu geben. Sie waren ja so ehrlich zu meinen, daß es damit ehrlich gemeint sei. Zuerst antwortete nun die Liga, nachdem die zweimonatliche Frist bereits verlaufen, am Anfange des März-Monats, auf die Anforderungen der Union. In dieser Antwort wird zunächst die Waffenrüstung der Katholischen dargestellt als nur bestimmt zur Vertheidigung, auch nicht von ihnen, sondern von protestantischer Seite begonnen. Beweglich stellen sie die Noth dar, welche besonders die Lande der geistlichen Herren vom Durchzuge der Truppen protestantischer Fürsten erlitten. Um des lieben Friedens selbst willen und so lange die Widerpart dasselbe thue, so lange die Unruhen in Böhmen, Ungarn und Oestreich fortdauerten, von denen ja das ganze Reich bedroht sei, müßten sie unter den Waffen bleiben. Damit ist die erste Forderung der Union, daß die Liga entwaffnen solle, umgangen und abgewiesen. Was die zweite betrifft, sofortige Abstellung aller Religions-Beschwerden, so wundert sich die Liga in ihrer Antwort gewaltig darüber, daß von ihr die Entscheidung so verworrener Angelegenheiten begehrt werde, die doch nur von der gesammten Reichs-Versammlung entschieden werden könnten. Doch versprach sie mittelbar ihre guten Dienste, denn es ist ihr auf der ganzen Welt nichts lieber und theurer als die Aufrechterhaltung des Friedens im Reiche und die Vertilgung alles bösen Mißtrauens.

Die Union mußte damals so schon als innerlich aufgelößt betrachtet werden. Die Einen fürchteten in der böhmischen Sache nur den calvinischen Widerchrist zu unterstützen und meinten so, daß sie sich aller Theilnahme fern halten müßten,



die Andern glaubten, daß der Protestantismus bei dieser Angelegenheit ganz ungefährdet sei. Ja nicht Neutralität allein, Hülfe sogar konnte man von einem der mächtigsten protestantischen Fürsten des Reiches erwarten. Johann Georg I. von Sachsen war dazu geneigt, nur mußte man ihn noch durch besondere Versprechungen bestimmen und gewinnen. In demselben Monat März ward eine Zusammenkunft zu Mühlhausen zwischen Baiern, Köln und Mainz einer-, Kur-Sachsen und Hessen-Darmstadt andererseits gehalten. Erstere, die Katholischen, stellten hier dem Kurfürsten für sich und den ganzen ober- und niedersächsischen Kreis eine Versicherungs-Urkunde zugleich für sich und im Namen aller katholischen Stände überhaupt aus, daß sie in gemeldeten Kreisen die Protestanten, dafern sie es nur in der böhmischen Sache und künftigen ähnlichen Fällen mit Kaiser und Reich halten würden, in den Besitz der eingezogenen geistlich-katholischen Stifter und Güter nicht allein nicht schädigen, sondern darin sogar beschützen wollten, wobei sie jedoch für die Zukunft den geistlichen Vorbehalt für fortbestehend und bindend erklären. Dieselben katholischen Stände, welche, der Union gegenüber, so eben erklärt, daß sie ja in Reichs-Sachen nichts für sich entscheiden könnten, geben sogleich darauf, dem Sachsen gegenüber, doch eine solche Entscheidung, sattsam hierdurch schon ihre List und Zweideutigkeit zu erkennen gebend. Die protestantischen Fürsten und Stände aber wollen diese nicht sehen und der Kurfürst von Sachsen, dessen Entschluß wohl ganz Ober- und Nieder-Sachsen folgen wird, ist mit der gegebenen Entscheidung vollkommen zufrieden. Seit dieser Zeit mag Johann Georg I., beruhiget wegen der katholischen Stifter, die Sachsen eingezogen, durch diese Erklärung, beruhiget wegen der Sache des ganzen Protestantismus durch viele

andere und feierliche Erklärungen, gelockt von der Aussicht, einen Theil des böhmischen Reiches zu gewinnen, auch beunruhiget durch eine nahe Verbindung, die sich zwischen Friedrich von Böhmen und Sachsen-Weimar gestaltet, sich entschlossen haben, für den Kaiser die Waffen zu ergreifen.

Die Mühlhauser Versammlung erläßt ein drohendes Schreiben an den neuen König von Böhmen: er soll dem Reiche Böhmen, das dem Kaiser wider Gott und Recht genommen, entsagen und es sofort wieder räumen. Sie, die zu Mühlhausen versammelten Fürsten, werden nicht dulden, daß das Recht gekränkt werde, daß von Böhmen aus ein Brand entstehe, der vielleicht sogar dem türkischen Erzfeind Thor und Thür zum Reiche erschließen könne. So redete nun die Liga jetzo eine ganz andere Sprache als noch vor kurzer Zeit. Nicht zur Vertheidigung ist sie unter die Waffen getreten, sondern um dem Kaiser Böhmen wieder zu gewinnen. Sie kann den früher aufgestellten Vorwand fallen lassen und offen mit ihren Entwürfen hervortreten. Die protestantischen Fürsten sind ja durch viele Versprechungen und Angelöbnisse in Ruhe gewiegt, und einer von ihnen will selbst für den Kaiser zu den Waffen greifen. Sie meinen ja, es handele sich in Böhmen gar nicht um den Protestantismus. Maximilian I. von Baiern aber entwickelte unter diesen Verhältnissen eine große Thätigkeit, damit der Erfolg gesichert werde. In Madrid und in Rom trieben seine Botschafter um Hülfe an Geld und Truppen. In die Liga herein wurden noch alle katholische Stände gezogen und ihre Rüstungen mit großem Eifer betrieben. In Baiern selbst hatte der Kurfürst eine vortreffliche National-Miliz schon seit langer Zeit aufgerichtet, die bestimmt war, das Land selbst zu vertheidigen, wenn das eigentliche Heer in fernen Landen sein würde.



Zum Ueberfluß schrieb die Mühlhauser Versammlung auch noch an die böhmischen, ungarischen und östreichischen Stände, ernstlich und drohend sie auffordernd, sich wieder in Gehorsam dem Kaiser, ihrem Herrn, zu fügen. Die Union wird ermahnt, die böhmische Rebellen-Sache nicht zu unterstützen und Kaiser Ferdinand II. erläßt bald darauf sogar einen offenen Befehl an Friedrich V. von der Pfalz, das mit höchstem Unrecht genommene Böhmen zu räumen. Trefflich versteht es die katholische Partei, dem neuen König von Böhmen alle ausheimische Hülfe, auf die er gezählt, zu entwinden. Friedrich war im Februar 1620 zuerst nach Mähren, dann nach Schlesien gegangen, um die Huldigung zu empfangen. Die katholischen Stände Schlesiens, die Herzöge von Troppau und Teschen und der Fürstbischof, Erzherzog Karl, der nach Polen entwichen, weigerten sie. Den schlesischen Calvinisten bewilligte Friedrich 5. März 1620 einen Majestätsbrief, worüber wieder die Lutheraner höchst unzufrieden waren. Friedrich kehrte nach Böhmen zurück und ein Landtag ward zu Prag 25. März 1620 eröffnet. Wie zweifelhaft und unsicher die Sachen in Böhmen selbst standen, geht deutlich aus einer schon oben erwähnten Schrift hervor. Sie enthält die Rathschläge eines Zeitgenossen an Friedrich, wie er sich unter diesen schweren Zeitläuften zu betragen habe. Die Böhmen, besonders die Landherrn und der Adel mit ihrer Zügellosigkeit, Frechheit, unabhängigen Sinne können kaum als Freunde, geschweige denn als Unterthanen Friedrichs angesehen werden. Sie haben sich schon verlauten lassen, auch diesen König könnten sie wieder vertreiben und sich noch einen andern erkiesen. Der Rathgeber meinet, Friedrich solle sich noch gar nicht als König betrachten, sondern gleichsam nur als einen eingesetzten Baum, der, bis er eingewurzelt, sich durch Nebenstangen erst befesti-

gen müsse. Es meint derselbe ferner, Friedrich könne die übergroßen Freiheiten der böhmischen Stände nicht dulden. Bedingungen hätten sie ihm gestellt, die Friedrich zum Leibeigenen machten. Der König solle sich der vornehmsten Böhmen mit guter Manier entledigen, dem Adel und den Städten schlau und allmälig ihre Freiheiten entwinden. Friedrich hatte nun wohl keine Zeit, an so große Dinge zu denken, aber beinahe scheint es, der böhmische Adel argwohnte, daß am Hofe Entwürfe gegen die selbstgemachten Freiheiten der Stände aufkommen möchten, wenn Friedrich nur erst durch einen glücklichen Kampf gegen den Kaiser recht festen Fuß in Böhmen gewonnen. Darum waren sie so laß und so lau in der Vertheidigung seiner Sache, von welcher sie thöricht verkannten, daß sie zuletzt mehr ihre eigene als die Sache Friedrichs sei.

So müssen sich allenthalben die Dinge günstig für Kaiser Ferdinand II. stellen und von vielen Seiten darauf hingewirkt werden, daß der große Triumph des Protestantismus, der durch die böhmische Revolution Anfangs herbeigeführt zu werden scheinet, in das Gegentheil, in Rückschreiten des Protestantismus, überschlägt. Die böhmischen zu Prag versammelten Stände scheinen indessen doch zu fühlen, daß auch von ihnen etwas geschehen müsse. Es wurden Steuern für den Krieg angeordnet, die Stände übernahmen sogleich selbst die Zahlung nicht unbedeutender Summen, und bei feindlichen Einbrüchen in das Land sollte alles Volk zu den Waffen greifen. Dem König ward aufgegeben, die Föderation mit Ungarn und Oestreich festzuhalten und eine Botschaft an den Groß-Türken zu senden. Zwei böhmische Botschafter, Johann von Köln und Samuel Gschin von Bezdiczy, finden sich auch bald darauf in Konstantinopel, ja auch ein Bote des Groß-Türken,



Mehemed Bassa, kommt in Prag an. Indessen gewinnt man durch die Verbindung mit dem Erbfeinde der Christenheit, der eben damals mit Polen beschäftiget, weiter nichts als daß Alles, und besonders die deutschen-Protestanten, denen Vereinigung mit den Türken ein Gräuel der Verwüstung ist, die Herzen noch mehr von der Böhmen Sache abwendet. Im Uebrigen erfüllen die böhmischen Stände noch einen Lieblingswunsch ihres neuen Königs. Sie wählen dessen ältesten Sohn, Friedrich Heinrich, zum künftigen König.

Noch andere Dinge, die nicht ohne Bedeutung waren, gingen auf dem Prager Landtage, der die Abgeordneten aller vier böhmischen Lande umschloß, vor sich. Bethlen Gabor hatte sich geraume Zeit gemühet, auch zwischen Böhmen und dem Kaiser einen Waffenstillstand zu Wege zu bringen, der zu Friedens-Unterhandlungen benutzt werden sollte. Aber er hatte, obwohl eine Art von thatsächlichem Waffenstillstand zwischen Böhmen und dem Kaiser eingetreten, doch für den Frieden weder auf der einen, noch auf der andern Seite Bereitwilligkeit gefunden. Friedrich mußte fürchten, daß er selbst das Opfer eines solchen Friedens werden könne und hatte daher keine Bereitwilligkeit für die Unterhandlungen gezeigt. Ferdinand II., dem Kaiser, ward es mit dem Frieden um so geringerer Ernst, je günstiger sich die Aussichten sonst für ihn gestalteten. Er wollte mit den Verhandlungen höchstens Zeit gewinnen. Darum hatte er zwar einen freien Geleitsbrief für böhmische Bevollmächtigte ausgestellt, Friedrichs aber in demselben gar keine Erwähnung gethan. Deshalb hatten die Böhmen wieder Alles von der Hand gewiesen. Bethlen Gabor hatte nun den Gedanken, auf diesem Wege zum Ende zu kommen, selbst fast wieder aufgegeben. Fühlend, daß er sich doch selbst, und sogar in seinem eigentlichen Fürstenthume

Siebenbürgen, Preis gebe, wenn er das Uebergewicht ganz in die Hände des Kaisers gerathen und die Böhmen fallen lasse, nähert er sich diesen wieder, sendet einen Theil seines Heeres an die Grenzen von Mähren, um den Böhmen beispringen zu können. Seine Botschafter, Emerich Thurzo, Michael Bossanyi und Joachim Magdeburger, waren vor den böhmischen Ständen zu Prag erschienen. Zwar ermahnten sie allerdings noch die Böhmen zu Waffenstillstand und Friedensverhandlungen, aber es scheinet das beinahe nur um der öffentlichen Meinung willen geschehen zu sein. Es sollte scheinen, als habe man alles Mögliche für den Frieden gethan; die Blutschuld falle nun besonders auf Kaiser Ferdinand II. Weit mehr redeten die ungarischen Boten von Bündnissen und Anstalten, die für den nahen und unvermeidlichen Krieg nothwendig. Auch luden sie die Böhmen ein, in ihren Abgeordneten auf dem Landtage zu Neusohl zu erscheinen, welcher für ihr Reich ausgeschrieben worden. Demgemäß nun ward die Urkunde des Bundes zwischen dem böhmischen und dem ungarischen Reiche, schon früher aufgesetzt, aber nicht vollzogen, feierlich unterzeichnet und die Diplome am 26. April 1620 ausgewechselt. Damit schien Bethlen Gabor sichern Schrittes in eine Bahn einzuschreiten, auf der er bis jetzt nur zögernd, zweideutig und ungewiß gegangen. Seine Feindschaft gegen Kaiser Ferdinand II. war nun beinahe eben so offen und unzweideutig ausgesprochen als die Feindschaft der Böhmen. Der Krieg, welcher diesen bevorstand, schien nun auch der Krieg Bethlen Gabors werden zu müssen. Und in der nächsten Zeit war es, als wollte diese neue Hoffnung für die böhmische Sache sich bedeutend stärken. Die Ungarn eröffneten am 31. Mai 1620 ihren Landtag zu Neusohl. Die Abgeordneten aller böhmischen Lande waren zugegen und der



Ungarn Stimmung gegen Ferdinand II. eben ungemein bitter. Denn es waren wieder polnische Krieger mit Brand, Verheerung und Mord in Ungarn eingebrochen. In diesen Augenblicken stand der Ausbruch des Krieges gegen die Böhmen schon ganz nahe bevor, denn schon im Monat Juli beginnen die Operationen.

Alles mußte daher dem Kaiser darauf ankommen, wenn er, wie unwahrscheinlich, eine Aussöhnung mit Bethlen Gabor und den Ungarn nicht gewinnen könne, doch den offenen Abfall Ungarns und den Ausbruch des Krieges auch mit den Ungarn so lange als möglich aufzuhalten. Dieses gelang ihm, weil am Anfange des Neusohler Landtages die Verhältnisse zwischen ihm und den Ungarn noch sehr seltsam standen, sie und Bethlen Gabor zu rascher und kühner That immer noch nicht fest entschlossen waren. Kaiserliche Botschafter waren auch auf dem Neusohler Landtage erschienen und brachten die besten und schönsten Worte mit: alle Rechte, Vorzüge und Freiheiten Ungarns sollten ungefährdet erhalten, alle Beschwerden abgestellt werden. Dagegen sollte Ungarn aber auch in Ferdinands Gehorsam zurückkommen und der Sache der böhmischen Rebellen sich fern halten. Lange nun zogen und spannen sich die Verhandlungen, eben weil Bethlen Gabor und die Ungarn noch nicht fest und sicher waren, hin. Nach der Mitte des Augustmonats erst zogen des Kaisers Boten ganz unverrichteter Sache wieder ab, nachdem sie Protestation gegen Alles, was die Stände gethan und noch thun würden, eingelegt. Nicht lange darauf, am 27. Aug. 1620, ward Bethlen Gabor zum König Ungarns gewählt. Die Wahl geschah keinesweges von lutherischen und calvinischen Ständen allein, auch nicht wenig katholische hatten sich ihnen zugesellt. Eine Wahlcapitulation ward Bethlen Gabor vorgelegt und

Siebenbürgen, Preis gebe, wenn er das Uebergewicht ganz in die Hände des Kaisers gerathen und die Böhmen fallen lasse, nähert er sich diesen wieder, sendet einen Theil seines Heeres an die Grenzen von Mähren, um den Böhmen beispringen zu können. Seine Botschafter, Emerich Thurzo, Michael Bossanyi und Joachim Magdeburger, waren vor den böhmischen Ständen zu Prag erschienen. Zwar ermahnten sie allerdings noch die Böhmen zu Waffenstillstand und Friedensverhandlungen, aber es scheinet das beinahe nur um der öffentlichen Meinung willen geschehen zu sein. Es sollte scheinen, als habe man alles Mögliche für den Frieden gethan; die Blutschuld falle nun besonders auf Kaiser Ferdinand II. Weit mehr redeten die ungarischen Boten von Bündnissen und Anstalten, die für den nahen und unvermeidlichen Krieg nothwendig. Auch luden sie die Böhmen ein, in ihren Abgeordneten auf dem Landtage zu Neusohl zu erscheinen, welcher für ihr Reich ausgeschrieben worden. Demgemäß nun ward die Urkunde des Bundes zwischen dem böhmischen und dem ungarischen Reiche, schon früher aufgesetzt, aber nicht vollzogen, feierlich unterzeichnet und die Diplome am 26. April 1620 ausgewechselt. Damit schien Bethlen Gabor sichern Schrittes in eine Bahn einzuschreiten, auf der er bis jetzt nur zögernd, zweideutig und ungewiß gegangen. Seine Feindschaft gegen Kaiser Ferdinand II. war nun beinahe eben so offen und unzweideutig ausgesprochen als die Feindschaft der Böhmen. Der Krieg, welcher diesen bevorstand, schien nun auch der Krieg Bethlen Gabors werden zu müssen. Und in der nächsten Zeit war es, als wollte diese neue Hoffnung für die böhmische Sache sich bedeutend stärken. Die Ungarn eröffneten am 31. Mai 1620 ihren Landtag zu Neusohl. Die Abgeordneten aller böhmischen Lande waren zugegen und der



Ungarn Stimmung gegen Ferdinand II. eben ungemein bitter. Denn es waren wieder polnische Krieger mit Brand, Verheerung und Mord in Ungarn eingebrochen. In diesen Augenblicken stand der Ausbruch des Krieges gegen die Böhmen schon ganz nahe bevor, denn schon im Monat Juli beginnen die Operationen.

Alles mußte daher dem Kaiser darauf ankommen, wenn er, wie unwahrscheinlich, eine Aussöhnung mit Bethlen Gabor und den Ungarn nicht gewinnen könne, doch den offenen Abfall Ungarns und den Ausbruch des Krieges auch mit den Ungarn so lange als möglich aufzuhalten. Dieses gelang ihm, weil am Anfange des Neusohler Landtages die Verhältnisse zwischen ihm und den Ungarn noch sehr seltsam standen, sie und Bethlen Gabor zu rascher und kühner That immer noch nicht fest entschlossen waren. Kaiserliche Botschafter waren auch auf dem Neusohler Landtage erschienen und brachten die besten und schönsten Worte mit: alle Rechte, Vorzüge und Freiheiten Ungarns sollten ungefährdet erhalten, alle Beschwerden abgestellt werden. Dagegen sollte Ungarn aber auch in Ferdinands Gehorsam zurückkommen und der Sache der böhmischen Rebellen sich fern halten. Lange nun zogen und spannen sich die Verhandlungen, eben weil Bethlen Gabor und die Ungarn noch nicht fest und sicher waren, hin. Nach der Mitte des Augustmonats erst zogen des Kaisers Boten ganz unverrichteter Sache wieder ab, nachdem sie Protestation gegen Alles, was die Stände gethan und noch thun würden, eingelegt. Nicht lange darauf, am 27. Aug. 1620, ward Bethlen Gabor zum König Ungarns gewählt. Die Wahl geschah keineswegs von lutherischen und calvinischen Ständen allein, auch nicht wenig katholische hatten sich ihnen zugesellt. Eine Wahlcapitulation ward Bethlen Gabor vorgelegt und

von ihm angenommen. Sie trug einen Geiſt der Toleranz und Milde in kirchlich-religiöſer Beziehung in ſich, der damals eine höchſt ſeltene Erſcheinung war. Allen Prieſtern und Predigern der drei geſetzlich in Ungarn beſtehenden Kirchen war das gegenſeitige Schimpfen und Schmähen auf das nachdrücklichſte verboten. Bethlen Gabor nahm nun zwar den Königstitel an, zeigte aber darin, daß er ſtandhaft weigerte ſich krönen zu laſſen, immer noch etwas von der alten Unbeſtimmtheit und Ungewißheit. Und es begleiteten ihn dieſe fort und fort. Er eilte nicht mit ſeiner Heeresmacht im September, wie es nothwendig geweſen, wenn noch die ganze Sache gerettet werden ſollte, nach Böhmen, ſondern begnügte ſich in Ungarn ſelbſt die Magnaten zu bekämpfen, die noch zu Ferdinand II. ſtanden, und gegen den kleinen Heerhaufen zu ſtreiten, mit dem Graf Dampierre hier noch des Kaiſers Sache verſtritt. So war am Ende doch Bethlen Gabor nicht bei dem Entſcheidungskampfe, die Hoffnungen der Böhmen auf ihn verloren. Die Böhmen ſelbſt waren es geweſen, die ſich darum betrogen. Wie ganz anders würden die Dinge gegangen ſein, wenn ſie Bethlen Gabor zum König gewählt.

Und nicht minder als in Ungarn hatte ſich die Gunſt des Schickſals, nachdem ſie ſelbſt mit Thorheit begonnen, auch anderwärts allenthalben gegen die Böhmen gewendet. Gewahrend, wie für ihn je länger je mehr die Sachen ſich günſtig geſtalteten, war Kaiſer Ferdinand II. offener hervorgetreten und ſchon konnte man an Allem, was geſchah, erkennen, was der von Jeſuiten geleitete, mit dem Geiſte der Jeſuiten erfüllte Kaiſer thun würde, wenn der Sieg in ſeine Hand gekommen. Die Fürſten Deutſchlands, die ſich und ihre Lande zur Reformation gewendet, wollten es nicht ſehen und darum ſahen ſie es nicht. Sie geben denen Treu und Glauben, welche Treu und Glauben in ſich ſelbſt aufgelöſt und zerſtört, die mit Worten, Verſprechungen und Eiden, den Ketzern, wie ſie es nannten, gegenüber, ein freches Spiel zu treiben gelernt. Es waren vier Dinge und vier Kräfte, auf welche Kaiſer Ferdinand II., nachdem ſeine Täuſchungskünſte ihm einmal gelungen, zählen konnte. Zuerſt ſein eigenes, auch nicht unbedeutendes Heer, das von Bouquoy und Dampierre befehligt ward. Zweitens die Macht Johann Georgs I. von Sachſen, der ſich nun unter dem Laufe der letzten Ereigniſſe ganz für den Kaiſer entſchieden und für ihn die Waffen rüſtete, um in der Lauſitz einzufallen. Am 6. Juni 1620 hatte ihm Ferdinand für die Kriegskoſten, die er aufwenden würde, die beiden Markgrafthümer Ober- und Nieder-Lauſitz als Pfandſchaft ausgeſetzt, unter der Bedingung, daß er die katholiſche Geiſtlichkeit bei ihrem damaligen Stand ſchütze und den Augsburgiſchen Confeſſions-Verwandten keine weiteren Neuerungen geſtatte. Es wäre ungerecht zu klagen, daß Johann Georg I. für den Preis der Lauſitz die Sache des Proteſtantismus aufgegeben. Er war ja auch getäuſcht worden, wie alle andere, und meinte, daß es ſich hier um den Glauben gar nicht handele, ſetzte Treu und Glauben in die, die Treu und Glauben in ſich ſelbſt vernichtet hatten. Darum ſtellte ſich Johann Georg I. langſam und zögernd zwar, weil er auch nicht ohne Mißtrauen war, aber endlich doch zu dem Kaiſer und harrte bei demſelben aus, obwohl die Ritterſchaft ſeines Landes keine Theilnahme am böhmiſchen Kriege wollte und mißtrauiſcher als der Kurfürſt davon ernſtlich abmahnete. Drittens hatte der ſpaniſche Hof fünf und zwanzigtauſend Streiter unter Spinola für den Krieg gegen Friedrich von Böhmen beſtimmt.

Als dieſe Fremden bald nach dem wirklichen Ausbruche des Krieges auf dem heiligen Boden des alten Reiches erſchie-

nen, erschien von einem calvinischen Deutschen eine kleine Schrift, „der spanische Schlaftrunk" betitelt, in der er Ach und Wehe über die Verräther ruft, die den grausamen, selbstsüchtigen, tyrannischen Fremden in das Vaterland hereingerufen. Es erfreuet, wenigstens eine Stimme aus dieser entsetzlichen Zeit zu hören, die an Deutschland und deutsche Interessen mahnete. Aber was frugen die Jesuiten und die Jesuitenjünger nach Deutschland und nach deutschen Interessen. Viertens und schlüßlich boten sich dem Kaiser die Mittel dar, welche die Liga für ihn gerüstet, deren Heer dem Tilly, dem Freiherrn von Tscherclas, einem im Kriege wohlerfahrenen Manne, anvertraut worden. Mit diesen vier Kräften konnte der Kaiser den Kampf wohl mit Aussicht auf glücklichen Erfolg eröffnen. Schon an sich selbst waren sie bedeutend, bedeutender wurden sie noch, wenn man auf den Gegner, seine Bundesgenossen und seine Macht, sah. Die Bundesgenossen waren ihm theils durch den Mißbrauch mit Treu und Glauben, theils durch ungünstige Verhältnisse schon entwunden.

Wie es mit Ungarn stand, davon ist bereits gesprochen worden; wie es mit der Union kam, davon ist noch zu berichten. Noch war es bis kurz vor dem wirklichen Ausbruch des Krieges nicht völlig entschieden, ob sie Friedrich und die Böhmen würde fallen lassen. Dieser Bundesgenosse war noch hinwegzuräumen, und es gelang durch dieselben Künste, welche schon früher angewendet worden. Die Truppen der Union waren bei Ulm, die Truppen der Liga bei Dillingen versammelt. In Ulm selbst rathschlagten die protestantischen Fürsten, was sie zu thun hätten, noch immer zweifelhaft und ungewiß, ob die gethanen Versprechungen aufrichtig und treu, doch der böhmischen Sache bereits innerlich mehr abgeneigt als zugeneigt. Französische Botschafter waren auf dem Bundes-



tage; sie riethen, sich um die Böhmen nicht zu kümmern und so dem Reiche Ruhe und Frieden zu erhalten.

Da meldete sich auch Maximilian I. von Baiern. Es war kurz vor dem Schlage, welcher geschehen sollte, keine gute Zeit, noch einmal Versprechungen, die man nicht zu halten gedachte, zu wiederholen. Daher frug der Baier-Herzog dieses Mal nur an, ob die Union gewillet, den Frieden mit der Liga und im Reiche zu halten. Und sie, die Fürsten der Union, fußend auf die früheren, oft wiederholten Versprechungen, daß der Glaube in Böhmen nicht gefährdet sein sollte, meinend, daß Deutschland um der politischen Revolution der Böhmen willen nicht gefährdet, zerrüttet, mit Bürgerblut erfüllt, dem Fremden Preis gegeben werden dürfe, ließen sich bereit zu einem Tractate finden. Am 3. Juli 1620 ward er zu Ulm abgeschlossen. Beide Theile gelobten, sich nicht zu bekriegen und zu schädigen, sich den Truppendurchzug gegenseitig zu gestatten, alle obwaltende Streitigkeiten in Fried' und Ruhe auszugleichen. In diesen Tractat sollte das Königreich Böhmen nicht eingeschlossen sein. Die Union verspricht, hier den Sachen ihren Lauf zu lassen und die böhmische Revolution ist damit vollständig aufgegeben. Die Kurpfalz aber soll in diesen Frieden eben so gut wie, Böhmen ausgenommen, alle andere Lande des Reiches eingeschlossen sein. In seiner Pfalz also soll Friedrich V. aufrecht erhalten werden. Die Liga verspricht's, ihn dort nicht zu schädigen, verspricht's wie alles Andere mit dem Entschlusse, es nicht zu halten; nur bis der Sieg gewonnen, müssen schöne Worte und täuschende Versprechungen gegeben werden. Die Union hält indessen ihr Heer noch beisammen und scheinet den Spaniern unter Spinola wehren zu wollen, wenn etwa durch diese die Kurpfalz sollte überschwemmt werden.

Daß Vielköpfigkeit, Kraftlosigkeit und Schwäche an dem Frieden von Ulm auch ihren Antheil gehabt, läßt sich wohl nicht läugnen. Die Hauptsache aber war, daß die Union mit vielen und feierlichen Versprechungen getäuscht und betrogen worden.

Nun hatten Maximilian I. und Ferdinand II. alle Hindernisse hinweggeräumt und es kam darauf an, mit entschlossener Schnelle zu handeln und zu vollenden, ehe die protestantischen Fürsten zur Besinnung kämen. Noch im Julimonat brach Maximilian I. mit dem Heere der Liga zuerst in das Erzherzogthum Oestreich ein, als Vollstrecker kaiserlicher Gebote sich ankündend. Erzherzog Albrecht hatte sich schon am Anfange des Jahres 1620 aller seiner Rechte auf Oestreich zu Gunsten Ferdinand II. begeben. Während der größeren Ereignisse war auch Oestreich von den heftigsten Unruhen erschüttert worden. In offener Parteiung standen sich katholische und evangelische Stände, jene für den Kaiser, diese für Böhmen entgegen. Die letzteren hatten, weil Friedrich von Böhmen selbst sich gar wenig um sie kümmerte, das Uebergewicht nicht gewinnen können. In Nieder-Oestreich hatte der Kaiser, kurz vor dem Ausbruch des böhmischen Krieges, durch eine Bestätigung der Privilegien und Freiheiten, unter denen auch die kirchlich-religiösen wenigstens mit verstanden werden konnten, obwohl sie nicht ausdrücklich mit genannt worden, die Erbhuldigung gewonnen. In Ober-Oestreich hatte er sie noch nicht gewinnen können und das Land stand noch wie im Aufstande gegen ihn da, als Maximilian I. die Grenze mit Heeresmacht überschritt und so den Kampf eröffnete.

Friedrich von Böhmen und sein Feldherr, der Fürst von Anhalt, hätten den Krieg mit viel größerer Umsicht, als es geschehen, führen sollen. Nur durch kecke, ja durch halbverzweifelte Maßregeln, zu denen sie beide die Männer nicht waren, konnte eine günstige Entscheidung herbeigeführt werden. Vorrücken nach Oestreich wäre wohl das Beste gewesen. Friedrich aber war nicht gekommen und so mußte sich zuerst Ober-Oestreich fügen. Die zu Linz versammelten Stände, gebieterisch aufgefordert, die Interims-Huldigung zu leisten, versuchten vergebens, vorher von dem Baierherzog eine neue Bestätigung ihrer kirchlich-religiösen Freiheiten zu gewinnen. Es war nun schon nicht mehr Noth, täuschende Versprechungen zu geben. Darum wieß sie Maximilian I. mit Allem, was sie begehrten, an den fernen Kaiser und verlangte, daß sie die Huldigung sofort leisteten. Von den Böhmen verlassen, konnten die Stände Ober-Oestreichs nicht anders. Aus Nieder-Oestreich zogen die wenigen böhmischen Besatzungen ab und so ward Maximilian I. in wenigen Wochen Meister des ganzen Landes, konnte auch seine Vereinigung mit einem Theile des kaiserlichen Heeres unter Bouquoy bewirken. Der andere unter Dampierre kämpfte gegen Bethlen Gabor.



Jetzo schon wollte Ferdinand II. mit seinen eigentlichen Gesinnungen und Entwürfen, die gegen den Protestantismus an sich selbst gerichtet, hervortreten. Er begehrte von dem Baiern, daß er sogleich ein Strafgericht über Oestreich ergehen und den protestantischen Gottesdienst abstellen lasse. Aber Maximilian I. sah klug, daß es dazu noch viel zu früh sei. Erst mußte ja der Hauptschlag in Böhmen geschehen sein, ehe die protestantischen Fürsten aus ihren Täuschungen geweckt werden durften. Also weigerte er sich bestimmt und Ferdinand II. fügte sich, die höhere Klugheit und Schlauheit des Freundes anerkennend. Es war das Ende des Monats August und der Anfang des Septembers, darin die eben berichteten Sachen geschahen.

Unterdessen hatte sich auch Spinola aus den spanischen Niederlanden in Bewegung gesetzt und mit fünfundzwanzigtausend Streitern den Boden des heiligen Reiches betreten. Eine gleich starke Zahl war unter Velasco in den Niederlanden zurückgeblieben, um die nord-niederländische Republik zu bewachen, da der 1609 geschlossene zwölfjährige Waffenstillstand bald abgelaufen. Nun hatte sich die Union in dem Tractate von Ulm ausbedungen, daß Friedrichs V. altes Erbe, die Kurpfalz, ungeschädiget bleiben sollte. Sie hatte auch die stillschweigende Verpflichtung, die Kurpfalz zu vertheidigen, übernommen. Als nun aber Spinola heranrückt und von der Union freien Einzug begehrt, dabei versichernd, daß er keine Commission habe, dem Reiche oder einigen Fürsten zuwiderzuhandeln, protestirt die Union zwar gegen den Einzug, enthält sich aber aller Feindseligkeiten gegen die Spanier. So kann sich Spinola bis gegen Ende des Jahres in den Besitz der Pfalz setzen. Furcht und Schrecken vor Spaniens Macht scheint sich der Fürsten der Union bemeistert und ihnen sogar das Bewußtsein der Kraft, über welche sie zu verfügen hatten, genommen zu haben.

Johann Georg I. von Sachsen war beinahe zu derselben Zeit in den beiden Lausitzen eingebrochen und unterwarf sie sich nach einem kurzen Streite. Unterdessen war Maximilian I. von Baiern gleich am Anfange des Septembers, nachdem er etwa 6000 Mann in Oestreich zurückgelassen, in Böhmen eingedrungen. Bouquoy hatte zwar verlangt, daß der Krieg nach Mähren gespielt werde, damit Bethlen Gabor und König Friedrich auseinander gehalten würden. Aber Maximilian hatte mit scharfem Blicke erkannt, daß der Fürst von Siebenbürgen so nicht zu fürchten sei, daß ein entscheidender Schlag nur in Böhmen selbst geführt werden könne, daß



daselbst Verwirrung und Auflösung herrsche, durch welche jener Schlag sehr würde erleichtert werden. Etwa dreißigtausend Streiter stark scheinet das Heer, das in Böhmen einbrach, gewesen zu sein. Außer Tilly und Bouquoy erscheinen unter den Feldhauptleuten desselben Verdugo, Tieffenbach, Maradas, Pappenheim und der nachmals so genannte und bekannte Wallenstein, dessen Rolle in diesem Kriege aber wiederum eine sehr unbedeutende ist. Das Heer haust in Böhmen mit Raub, Mord und Brand, mit Unmenschlichkeiten aller Art, wie Maximilian I. von Baiern selbst klagt, gegen Katholische eben so gut wie gegen Nicht-Katholische. Es sind alle Mittel und Wege hier vollkommen gleichgültig, wenn nur ein Zweck erreicht wird. Jetzo bezwecken die Grausamkeiten, die Gemüther der Menschen in Böhmen durch Angst und Schrecken niederzubeugen.

Der Fürst Christian von Anhalt, der für König Friedrich befehligte, beging den schweren Fehler, einen großen Theil des Landes in die Hände der Feinde fallen zu lassen, ehe er eine Schlacht lieferte. Nicht vor Prag, sondern gleich an den Grenzen Böhmens hätte die Schlacht geschlagen werden sollen. Das katholische Heer war bis in die Nähe der Stadt Pilsen gekommen, welche vom Grafen von Mannsfeld besetzt war. Geraume Zeit standen sich dort die Heere entgegen. Der Fürst von Anhalt konnte sich noch immer nicht zur Schlacht entschließen, welche der Graf von Thurn ungestüm, aber einsichtsvoll begehrte. Mehrere Schriften und Berichte von Zeitgenossen lassen deutlich erkennen, daß ein großer Theil der Böhmen, besonders des Adels, selbst in sein Unglück rannte und es selbst verschuldete. Es ist eine Gesinnung in ihnen beinahe wie in dem polnischen Adel späterer Zeit. Wie derselbe nichts so sehr fürchtet, nichts für so gefährlich hält als

gute Vertheidigungsanstalten, ein gutes Heer, weil ein solches von dem König benutzt werden könnte, den übertriebenen und unverständigen Freiheiten ein Ende zu machen, und dabei ganz vergißt, daß es doch nothwendig sei, um sie selbst und das Vaterland gegen einen fremden Feind zu verfechten, also auch der Adel Böhmens.

Beide, Brüder, Stammvettern und Geistesverwandte, sind durch solche namenlose Thorheit untergegangen. Beinahe gern, geben Zeitgenossen zu verstehen, hätte es der böhmische Adel gesehen, wenn sich das Heer geradehin aufgelöst. Mittelbar thaten sie für die Auflösung desselben, was sie konnten, brachten so viel Verwirrung und Unordnung als möglich hinein, gaben kein Geld her, daß die Soldaten weder bezahlt noch verproviantirt werden konnten, weshalb Unmuth und Unlust an dem Ganzen sich beim Ausbruche des Krieges im stärksten Maße unter den Truppen verbreitet. Selbst die Bürger von Prag wollen im gefährlichsten Augenblicke, wie der Feind schon in das Land gedrungen, dem König Friedrich nicht ein armseliges Anlehn, um die Truppen bezahlen zu können, bewilligen. Friedrich fühlet schon, daß er auf einem sehr hohlen und zweideutigen Boden steht, daß die Böhmen ihn und sich selbst schon vor der Entscheidung halb verrathen und verlassen haben. Bereits bei Pilsen will er daher Unterhandlungen mit Maximilian I. von Baiern beginnen, um, wo möglich, noch eine andere Auskunft als durch die Waffen zu gewinnen. Der Baier aber weißt alle Unterhandlungen ab, die nicht gleich mit der Thronentsagung Friedrichs anheben würden. Dazu will Friedrich sich nicht verstehen. Nun ist das Heer seine einzige Stütze, das auch aus etwa dreißigtausend Streitern bestanden zu haben scheinet, größtentheils geworbenes, fremdes Volk, unter dem besonders viele Ungarn.



Denn die allgemeine Landesbewaffnung ist nicht zu Stande gekommen. Die Herren und der Adel Böhmens mochten sich wohl noch der freien Gedanken erinnern, welche zu den hussitischen Zeiten unter die Bauern gekommen, als man ihnen die Waffen zu nehmen gestattet. So war Böhmen darauf gebracht, sich mit dem fremden Volke vertheidigen zu müssen, das noch obenein unmuthig durch Mangel und Vernachlässigung gemacht, an dieser Sache und an diesem Boden nicht mit dem Gefühle des Sohnes desselben hing.

Bei Pilsen mußte nun die Schlacht von den Böhmen geliefert werden. Preisgegeben konnte diese feste Stadt nicht werden, der Feind setzte sich sonst in derselben. Sie blieb daher auch von zwölftausend Streitern unter Mannsfeld besetzt. Lieferte man die Schlacht so nahe als möglich bei der Stadt, so konnten die Mannsfeldischen Truppen noch mit für den Kampf benutzt werden. Zog man sich weit von derselben hinweg, so waren sie für die Entscheidung des Krieges, einem verwegenen und entschlossenen Feinde gegenüber, fast verloren. Schwer war daher der Fehler des Fürsten von Anhalt, daß er nicht unter den Mauern von Pilsen die Schlacht erzwang.

Der kluge und gewandte Maximilian I. von Baiern benutzte bald der Feinde Fehler. Am 22. Octbr. 1620 brach er aus den Umgebungen Pilsens auf mit dem Vorsatze, nach Prag zu ziehen. Diese Bewegung war ihm um so nothwendiger, je mehr um Pilsen herum der Proviant ausgegangen war. Er kam bis Rakonitz. Die Böhmen, welche Mannsfeld in Pilsen zurückließen, stellten sich nun ebenfalls in einem wohlverschanzten Lager bei Rakonitz auf. Neue Zweifel und neue Ungewißheiten, ob hier die Schlacht geschlagen werden sollte. Diesen machte Maximilian I. dadurch ein Ende, daß er am 5. Novbr. gegen Mittag, nachdem er die Hoffnung

aufgegeben, die Böhmen aus ihrem verschanzten Lager heraus auf freien Kampfplatz zu locken, abzog, um sich gegen Prag zu bewegen. Prags Gefahr sollte den Feind zu einer Schlacht nöthigen. Wie der Fürst von Anhalt diese Bewegung gewahrte, brach auch er auf, um dem Gegner einen Vorsprung abzugewinnen. Bei Unhoscht, zwei Meilen von Prag, verließ König Friedrich sein Heer und begab sich in die Stadt, als komme es besonders darauf an, seine theure Person zu retten. Abends sehr spät am 7. Novbr. nahm der Fürst von Anhalt seine Stellung auf dem weißen Berge bei Prag. Der Standpunct war für die Böhmen sehr gut. Hinter sich hatten sie die befreundete Stadt Prag. Zur Rechten war der stark mit Truppen besetzte königliche Park, zur Linken ein steiler Abhang. Nur von vorn, wo der Berg sehr rauh und hügelicht war, konnten sie angegriffen werden. An Zahl waren die Böhmen freilich viel geringer als das katholische Heer. Etwas über zwanzigtausend waren ihrer, während das katholische etwa dreißigtausend zählte. Denn Maximilian I. von Baiern hatte, ohne sich vor der Hand weiter um Pilsen zu kümmern, fast alle seine Streitkräfte hier für den Entscheidungsschlag vereinigt. Bei Pilsen hätten die Böhmen mit gleichen Kräften dem Feinde entgegentreten können.

Indessen waren die Vortheile der Stellung auf dem Berge so groß, daß ein gutes Heer hier den Angriff des Feindes wenigstens abgewiesen hätte. Bei den Böhmen aber war ungeheure Verwirrung und Thorheit. So wenig kannten sie ihren Gegner, daß sie nicht an einen Angriff glaubten. Viele Hauptleute waren in die Stadt gegangen und auf viertausend Soldaten waren ebenfalls weggelaufen. König Friedrich wollte ein mächtiges Banquet halten. Er saß noch an der Tafel,



wie draußen schon die Kanonen donnerten. So schlecht war das böhmische Heer versehen, daß nicht einmal hinlängliche Munition für das Geschütz vorhanden. Gegen Mittag sah der Fürst von Anhalt, daß der Feind sich zu einem allgemeinen Angriff vorbereite. Nun mußte erst in die Stadt nach den Hauptleuten, den Soldaten, der Munition gesendet werden. Das katholische Heer rückte mit dem Feldgeschrei „zur heiligen Jungfrau Maria" heran. Vor der Schlacht, wird erzählt, trat Pater Dominikus unter die Feldherrn, welche rathschlagten, ob der Angriff geschehen solle, mit einem Marienbilde in der Hand, der heiligen Jungfrau Hülfe ihnen mit Sicherheit verheißend.

Das katholische Heer rückte mit Entschlossenheit die Höhen hinan, 8. Novbr. 1620. Das böhmische Heer brach zum Theil aus den eilends aufgeworfenen Schanzen hervor. Auf mehrern Puncten ward der Feind nicht allein aufgehalten, sondern auch augenblicklich zurückgeworfen. Die Schlacht hätte gewonnen werden können, wenn nicht die Verwirrung und die Feigheit der Truppen so groß. Viele Haufen und Regimenter stoben beim bloßen Anblick des Feindes auseinander. Der Fürst von Anhalt in seinem Schlachtbegriff findet den Grund des schmählichen Verlustes der Schlacht besonders in dieser grenzenlosen Feigheit, erklärt sie aber aus dem Benehmen der böhmischen Stände gegen das Heer. Es wäre ja gewesen, als wollten sie das Heer absichtlich in Auflösung und Verwirrung stürzen. Bald kann das katholische Heer die Verschanzungen selbst angreifen. Nur die Mähren fechten als brave Männer und lassen sich in ihren Schanzen lieber niederhauen. Böhmen, Schlesier und Ungarn stürzen sich, die Feldhauptleute mit fortreißend, in wilder Flucht hier und dorthin, zum Theil in die Stadt

König Friedrich, von der üppigen Tafel aufgeschreckt, kommt nur herbei, um die allgemeine und schmachvolle Flucht zu sehen und die Thore zur Aufnahme der Flüchtigen aufschließen zu lassen. Nur etwas über eine Stunde hatte die Entscheidungs-Schlacht auf dem weißen Berge gedauert. Heldenthaten hatte das katholische Heer nicht gethan, auch sie nicht nöthig gehabt, da die böhmischen Haufen und Regimenter fast insgesammt beim ersten Anprall auseinandergestoben. Die Thorheit der böhmischen Stände, besonders der vornehmen Herren, hatte den ersten Nagel in den Sarg der Sache Böhmens geschlagen. Der zweite war geschlagen worden von den vielen Fehlern des Fürsten Christian von Anhalt, über welche er freilich in seinem Schlachtbericht mit Stillschweigen hinübergeht.



# Drittes Buch.

**Vom böhmischen Kriege bis zur Ankunft Gustav Adolfs in Deutschland.**

## Erstes Kapitel.

Wie groß auch immer der Schlag auf dem weißen Berge war, Alles schien durch denselben noch nicht verloren zu sein. Wenn die Böhmen andere gewesen als sie waren, hätte allerdings ein Verzweiflungskampf, dessen Ausgang sich nicht voraussehen ließ, eröffnet werden können. Ein Theil des Heeres hatte sich flüchtend in die Stadt geworfen, Mannsfeld stand in Pilsen noch völlig unbesiegt, ein neues ungarisches Heer befand sich auf dem Heranzuge und Bethlen Gabor setzte den Krieg gegen den Kaiser fort. In demselben hatte Dampierre am 8. Octbr. 1620 bei Presburg den Tod gefunden. Auch stand Simon Pecsi noch mit dreitausend Reitern in Mähren. In der That dachte Friedrich einen Augenblick noch daran, sich sogar in Prag zu behaupten und jenen Verzweiflungskampf in Böhmen selbst, wo er allein mit einiger Aussicht auf Erfolg eröffnet werden konnte, zu beginnen. Dieser Gedanke währte indessen nur eine kurze

Zeit. Nicht allein der Fürſt von Anhalt, ſondern auch der engliſche Geſandte riethen zur Flucht und zum Aufgeben der Stadt Prag. Viele Umſtände ließen auch in der That den Verſuch zur Vertheidigung der Stadt als eine Handlung der Verzweifelung erſcheinen, welche eben ſo wohl gelingen als mißlingen konnte. Dem Mißlingen glaubte man die Perſon des Königs, der ja dabei Untergang oder doch ſchmachvolle Gefangenſchaft finden konnte, nicht ausſetzen zu dürfen.

Ein gleichzeitiger Bericht ſchildert dieſe Umſtände folgendergeſtalt. Unter den Truppen habe ſich dieſelbe Feigheit gezeigt, welche ſie in der Schlacht erwieſen. Es habe für mehr als zweifelhaft angeſehen werden müſſen, ob ſie fechten würden, wenn ſie angegriffen würden. Zwiſchen den Bürgern und den Soldaten habe der äußerſte Grad der Mißſtimmung und Erbitterung geherrſcht. Die Bürger, welche von Böhmens eigenen Truppen geplündert zu werden gefürchtet, hätten ihre Häuſer verſchloſſen gehalten, die Soldaten auf den Plätzen und Gaſſen lagern müſſen. Auch auf die Bürger habe man ſich für die Vertheidigung der Stadt gar nicht ſtützen können. Die Klein-Seite habe geradehin erklärt, daß ſie ſich nicht vertheidigen werde, wenn ſie angegriffen würde. Auch habe ſie ſchon mit dem katholiſchen Heere für ſich ſelbſt zu unterhandeln begonnen. Ueberhaupt ſei in der ganzen Stadt ſo ungeheure Verwirrung geweſen, daß man derſelben Meiſter zu werden gar nicht habe hoffen dürfen. Beſonders aber wird hervorgehoben, daß man allenthalben bei Großen und Kleinen nichts als Untreue und Verrätherei geſehen, alſo daß man ſelbſt habe fürchten müſſen, die Böhmen würden ſich des Königs Friedrich bemeiſtern und ihn, um für ſich beſſere Bedingungen zu erhalten, an das katholiſche Heer ausliefern. Der Berichterſtatter fügt ſogar hinzu, daß Friedrich,



wenn die Fluchtreiſe auch nur noch um eine Stunde verzögert worden, wirklich von den Prager Bürgern würde feſtgehalten worden ſein. Wenn das nun auch wohl jedesfalls Uebertreibung genannt werden muß, ſo iſt doch ſicher und gewiß, daß zwiſchen dem König und den Böhmen tiefes und bitteres Mißtrauen waltete. Dieſes Mißtrauen hatte die ganze böhmiſche Sache ſchon lange vor der Schlacht auf dem weißen Berge in ihrem Innern aufgelöſt und zerſtört.

Unter dieſen Umſtänden ließ König Friedrich bei Maximilian I. um einen eintägigen Waffenſtillſtand unterhandeln. Die Antwort, welche kam, ließ einen baldigen Angriff auf die Stadt erwarten. Nur einen achtſtündigen Waffenſtillſtand wollte Maximilian bewilligen und auch den nur unter der Bedingung, daß König Friedrich ſofort auf Böhmen und ſeine einverleibten Lande Verzicht leiſte. Nun ließ der König ſelbſt den Bürgern von Prag andeuten, daß ſie einen Accord mit dem Feinde ſchließen möchten, und in ſtürmiſcher Haſt wurden die Anſtalten zur Fluchtreiſe getroffen. Mit ſolcher Uebereilung geſchah die Abreiſe aus Prag früh Morgens am 9. Novbr. 1620, daß die Reichskrone zurückblieb und der Fürſt von Anhalt, zum Unglück für Viele, ſeine geheimſten Papiere vergaß. Außer ſeiner Gemahlin, Anhalt und Hohenlohe, war der König noch von den böhmiſchen Großen Thurn, Berka, Bubna und Neupowa begleitet. Sie ſchlugen den Weg nach Schleſien ein, da es doch jedenfalls beſſer geweſen, ſich nach Mähren zu wenden, wo man leicht von Bethlen Gabor unterſtützt werden konnte.

Indem Friedrich nun Böhmen aufgiebt, Böhmen aufzugeben genöthiget wird, iſt dieſe ganze Sache verloren. Zwar ſtreitet er noch einige Zeit fort, um ſich und Böhmen wieder herzuſtellen, aber vergeblich, hoffnungslos. Die allergünſtig-

Zeit. Nicht allein der Fürst von Anhalt, sondern auch der englische Gesandte riethen zur Flucht und zum Aufgeben der Stadt Prag. Viele Umstände ließen auch in der That den Versuch zur Vertheidigung der Stadt als eine Handlung der Verzweifelung erscheinen, welche eben so wohl gelingen als mißlingen konnte. Dem Mißlingen glaubte man die Person des Königs, der ja dabei Untergang oder doch schmachvolle Gefangenschaft finden konnte, nicht aussetzen zu dürfen.

Ein gleichzeitiger Bericht schildert diese Umstände folgendergestalt. Unter den Truppen habe sich dieselbe Feigheit gezeigt, welche sie in der Schlacht erwiesen. Es habe für mehr als zweifelhaft angesehen werden müssen, ob sie fechten würden, wenn sie angegriffen würden. Zwischen den Bürgern und den Soldaten habe der äußerste Grad der Mißstimmung und Erbitterung geherrscht. Die Bürger, welche von Böhmens eigenen Truppen geplündert zu werden gefürchtet, hätten ihre Häuser verschlossen gehalten, die Soldaten auf den Plätzen und Gassen lagern müssen. Auch auf die Bürger habe man sich für die Vertheidigung der Stadt gar nicht stützen können. Die Klein-Seite habe geradehin erklärt, daß sie sich nicht vertheidigen werde, wenn sie angegriffen würde. Auch habe sie schon mit dem katholischen Heere für sich selbst zu unterhandeln begonnen. Ueberhaupt sei in der ganzen Stadt so ungeheure Verwirrung gewesen, daß man derselben Meister zu werden gar nicht habe hoffen dürfen. Besonders aber wird hervorgehoben, daß man allenthalben bei Großen und Kleinen nichts als Untreue und Verrätherei gesehen, also daß man selbst habe fürchten müssen, die Böhmen würden sich des Königs Friedrich bemeistern und ihn, um für sich bessere Bedingungen zu erhalten, an das katholische Heer ausliefern. Der Berichterstatter fügt sogar hinzu, daß Friedrich,



wenn die Fluchtreise auch nur noch um eine Stunde verzögert worden, wirklich von den Prager Bürgern würde festgehalten worden sein. Wenn das nun auch wohl jedesfalls Uebertreibung genannt werden muß, so ist doch sicher und gewiß, daß zwischen dem König und den Böhmen tiefes und bitteres Mißtrauen waltete. Dieses Mißtrauen hatte die ganze böhmische Sache schon lange vor der Schlacht auf dem weißen Berge in ihrem Innern aufgelöst und zerstört.

Unter diesen Umständen ließ König Friedrich bei Maximilian I. um einen eintägigen Waffenstillstand unterhandeln. Die Antwort, welche kam, ließ einen baldigen Angriff auf die Stadt erwarten. Nur einen achtstündigen Waffenstillstand wollte Maximilian bewilligen und auch den nur unter der Bedingung, daß König Friedrich sofort auf Böhmen und seine einverleibten Lande Verzicht leiste. Nun ließ der König selbst den Bürgern von Prag andeuten, daß sie einen Accord mit dem Feinde schließen möchten, und in stürmischer Hast wurden die Anstalten zur Fluchtreise getroffen. Mit solcher Uebereilung geschah die Abreise aus Prag früh Morgens am 9. Novbr. 1620, daß die Reichskrone zurückblieb und der Fürst von Anhalt, zum Unglück für Viele, seine geheimsten Papiere vergaß. Außer seiner Gemahlin, Anhalt und Hohenlohe, war der König noch von den böhmischen Großen Thurn, Berka, Bubna und Reupowa begleitet. Sie schlugen den Weg nach Schlesien ein, da es doch jedenfalls besser gewesen, sich nach Mähren zu wenden, wo man leicht von Bethlen Gabor unterstützt werden konnte.

Indem Friedrich nun Böhmen aufgiebt, Böhmen aufzugeben genöthiget wird, ist diese ganze Sache verloren. Zwar streitet er noch einige Zeit fort, um sich und Böhmen wieder herzustellen, aber vergeblich, hoffnungslos. Die allergünstig-

sten Umstände hätten sich zusammenfinden müssen, sollte das Verlorene wieder gewonnen werden. Und sie kamen nicht. Bitter klagt noch in spätern Tagen ein böhmischer Geschichtsschreiber über diese Dinge: seit dieser Zeit sei der Name Böhmens, einst so hoch in der Welt, nicht mehr mit Ehre und mit Ruhm genannt, seitdem sei er verschwunden, ausgestrichen aus der Reihe der selbstständigen Völker Europa's. Ob auch sehr viele andere Umstände mitarbeiteten an diesem Verschwinden, so ist es doch klar und unverkennbar, daß auch die Böhmen selbst einen großen Theil der Schuld tragen. Sie sind gefallen, wie ihre Brüder in Polen gefallen sind.

Noch an demselben Tage, da Friedrich entwich, zog Maximilian I. mit dem katholischen Heere in Prag ein. Vergebens hatte die Stadt um dreitägigen Aufschub gebeten, damit die Bedingungen der Uebergabe erst festgesetzt würden. Ihr sowohl als mehreren Herren vom Adel, die sich selbst bis zu Thränen vor dem Baier-Herzog erniedrigt, hatte derselbe jegliche Bedingung rund abgeschlagen. Wegen ihrer Vorrechte müßten sie nur an die Gnade des Kaisers sich wenden. Im Uebrigen ward ziemlich gute Mannszucht gehalten und die Plünderung der Stadt gewehrt. Wie Maximilian im sichern Besitz der Stadt war, sorgte er dafür, daß das böhmische Heer, welches sich in die Stadt geflüchtet, unschädlich gemacht werde. Die Truppen begehrten noch ihre Bezahlung, konnten aber wenig erhalten, wurden genöthiget, die Stadt zu räumen und zerstreuten sich hier und dorthin. Nun ließ Maximilian die eben in Prag versammelten Stände berufen. Am 11. Novbr. mußten sie ein demüthiges Bekenntniß großen Unrechtes, das sie begangen, aussprechen, Alles, was von ihnen geschehen, namentlich die aufgerichteten Bünde, für null und nichtig erkennen, Ferdinand als ihren alleinigen



König anerkennen und demselben von neuem Treue geloben. Die Böhmen haben sich in den Tagen des Glückes mit Uebermuth und Unverstand, in den Tagen des Unglücks in feigem Verzagen erwiesen. Hiergegen versichert nun Maximilian von Baiern in allgemeinen Ausdrücken den Böhmen die Vergebung des Kaisers zu. Das Versprechen sollte eben so wenig als die früheren alle gehalten werden. Es war nur gegeben, um eine schnellere Unterwerfung Böhmens herbeizuführen, da mit der Schlacht auf dem weißen Berge keineswegs schon Alles in dem böhmischen Reiche abgethan war. Im Uebrigen verweilte Maximilian I. nicht lange zu Prag. Triumphirend kehrte er bald, von mehreren reich beladenen Wagen begleitet, nach München zurück. Tilly, der Freiherr von Tscherclas, blieb.

Kaiser Ferdinand II. aber sendete den Fürsten Karl von Lichtenstein als seinen Statthalter nach Prag. Alsbald kehrten nun auch die vertriebenen Jesuiten zurück, freudig und stolz nicht allein ob des gewonnenen Sieges, sondern auch schon gierige Blicke nach dem Hab und Gut derer werfend, welche sie Empörer gegen den Kaiser und die heilige Kirche nannten. Als später das Strafgericht über die Böhmen hereinbricht und die Güter von hunderten der angesehenen Familien Böhmens confiscirt werden, ist die Gier der Jesuiten mit reichen Gaben und Schenkungen beinahe gesättiget worden. Indessen ist für Ferdinand II. noch nicht die Zeit, dieses Strafgericht ergehen zu lassen und alle Versprechungen, die er gegeben, daß es sich in Böhmen gar nicht um Glaubens- und Kirchen-Sachen handele, daß er nichts gegen den Glauben der Böhmen thun werde, zu täuschen. Noch sind die Umstände dazu viel zu gefährlich und Ferdinand II. ist entschlossen, langsam und vorsichtig aufzutreten, wie sehr auch die

Jesuiten, und besonders Lämmermann, der Beichtvater, ihn reizen und treiben mochten. Es kam daher eine nicht kurze Zeit von Ruhe, wenn auch von düsterer Ruhe über Böhmen. Schon meinten viele Geflüchtete, der Sturm sei bereits vorübergezogen, der Kaiser zufrieden, daß er nur die königliche Macht über Böhmen wiedergewonnen, weder eine Bestrafung der Revolution noch eine Vernichtung der kirchlich-religiösen Freiheiten werde eintreten. Daher kehrten sie zur Freude der Gegner nach Böhmen zurück. Die Erndte mußte nun um so reichlicher ausfallen.

Welche nun unter den folgenden Ereignissen alle Entwürfe und Gedanken Ferdinands II. gewesen, läßt sich freilich mit voller Unzweideutigkeit und mathematischer Genauigkeit nicht nachweisen, da er in einem Theile derselben durch eintretende Verhältnisse unterbrochen, sie der Nachwelt nicht als ein ganzes und fertiges Ergebniß seines Willens und seiner Bestrebungen hinterlassen konnte. Am wenigsten indessen kann man darüber zweifelhaft sein, was er in kirchlich-religiöser Beziehung gewollt. Er wollte Vernichtung der Reformation und des Protestantismus um jeden Preis. Die Mittel, wodurch das erreicht würde, waren ihm dabei völlig gleichgültig. Sie mochten so hart, grausam und blutig sein, wie sie wollten, immer glaubte er auf dem Wege Gottes zu gehen und die Sache Gottes zu fördern, wenn nur die Reformation vernichtet und der Katholicismus, der jesuitische Katholicismus wieder hergestellt werde. Er wollte aber, wie natürlich, die Reformation nicht allein in seinen Erblanden, wo er sie zum größten Theil auch wirklich unterdrückte, vernichten, sondern auch anderwärts, allenthalben, wohin nur seine Kraft und seine Mittel reichen würden. Es schien ihm zuweilen, daß sie über ganz Deutschland reichen würden, wenn das



riesenmäßige Werk nur in rechter und vorsichtiger Weise unternommen werde. Plan und Entwurf, die Reformation in ganz Deutschland zu vernichten, kann mit Sicherheit angenommen werden.

Aber auch politische Entwürfe hat Kaiser Ferdinand II. damit höchst wahrscheinlicher Weise in Verbindung gesetzt, ja man kann sagen, daß er sie damit in Verbindung setzen mußte. Die gänzliche Vernichtung der Reformation in Deutschland konnte damals schwerlich anders als dadurch herbeigeführt werden, daß zugleich die angesehensten protestantischen Fürsten-Geschlechter vernichtet und ihre Lande und Gebiete in andere, gutkatholische Hände gebracht würden. Seine Hände aber mochten dem Kaiser um so eher als die besten erscheinen, als, wenn er sie sich so erscheinen ließ, Erweiterung seiner politischen Macht sich wie von selbst und natürlich mit der Sache des Glaubens und der Kirche vereinigte. Ferdinand II. war viel zu klug, um solche politische Entwürfe zur Unzeit deutlich hervortreten zu lassen. Sie waren ein noch langsameres und schweres Werk als selbst die Vernichtung der Reformation. Der Kaiser hat unter dem Drange der Ereignisse keine Zeit gefunden, wo er diesen Theil seiner Entwürfe durch die That recht klar und offenbar habe machen können. Indessen geschiehet doch nicht wenig, was auf das Dasein solcher Entwürfe, die sich auch wie von selbst mit den religiös-kirchlichen verbinden, schließen läßt.

Wie es nun aber auch immer mit den politischen Entwürfen des Kaisers bestellt war, das ist sicher und gewiß, daß die Welt, selbst die katholische Welt, unter dem Gange der folgenden Ereignisse hochfliegende und länderfüchtige Gedanken in ihm vermuthet und vorausgesetzt, wie denn das ganze Haus Spanien-Habsburg ob solcher ihm Schuld gegebener

Gedanken bei aller Welt in einem sehr üblen Geruche stand; sicher ist ferner, daß diese Vermuthung, es sei Ferdinand II. keinesweges allein um Kirche und Glauben, es sei ihm auch um Erweiterung seiner politischen Macht und Größe zu thun, viel zur Rettung des Protestantismus in dem deutschen Reiche beigetragen hat. Wie in den Tagen Kaiser Karls V. durch seine Schuld der Katholicismus in sich selbst zerfällt, so geschichet es auch in den Tagen Kaiser Ferdinands II., daß der Katholicismus einig in dem Wunsche, die Reformation wieder vernichtet zu sehen, in sich selbst zerfällt, weil die eine katholische Macht nicht will, daß der andern die Vernichtung der Reformation Mehrung der Gewalt und des Besitzes werde, und den Protestanten lieber wieder selbst die Hand reicht, damit sie aufrecht stehen blieben. So müssen die Menschen ihre verkehrten Werke immer wieder in sich selbst vernichten.

Aber nur langsam und vorsichtig durfte der Kaiser mit Allem, was er beabsichtigte, hervortreten. Die Schlacht auf dem weißen Berge hatte ja keinesweges schon allem Widerstande ein Ende gemacht. Ein vollständiger Sieg muß erst gewonnen sein, ehe er ganz hervorgehen kann. Und jetzo stehet auf der einen Seite noch Bethlen Gabor unter den Waffen, auf der anderen hat sich Mähren, obwohl verzagend, doch noch nicht unterworfen, wiederum auf der dritten stehet der Graf von Mannsfeld noch da, der Pilsen, Tabor und Ellbogen inne hat, zu dem ein Theil des zersprengten Heeres der Böhmen sich gesellt, auf der vierten ist König Friedrich nach Schlesien geeilt, neue Kräfte zum Widerstande zu sammeln. Aber es dauert das Glück des Kaisers fort und bald verschwinden diese Hindernisse und Hemmungen zum großen Theil.

Zuerst verschwanden die Hoffnungen, welche König Friedrich noch auf Schlesien gesetzt. Johann Georg I., Kurfürst von Sachsen, war im guten Vertrauen, daß es dem Kaiser und der Liga Ernst sei mit den gethanen Versprechungen, in der Lausitz eingebrochen und hatte dadurch die Schlesier, angeführt von Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf, abgehalten, daß sie nicht auf dem weißen Berge bei der Entscheidungs-Schlacht sein konnten. Bautzen war am 3. Octbr. 1620 in die Gewalt des Sachsen gefallen, aber der Kampf in der Lausitz dauerte noch fort, als die Nachricht von der Schlacht auf dem weißen Berge kam. Darauf zogen die schlesischen Truppen allmählig ab und die Lausitz blieb, vorläufig als Pfandschaft, in der Hand des Sachsen. Die Sachsen bedroheten Schlesien von der einen, die Polen von der anderen Seite. Hatten die Polen kein ordentliches Heer, so sendeten sie doch oft Kosaken und Gesindel raubend und plündernd nach Schlesien hinein. So trübe waren die Verhältnisse, als König Friedrich in diesem Lande als armer Flüchtling ankam und sogleich einen schlesischen Landtag am Anfange des Monats December berief. Noch zeigte derselbe eine gute Fassung: man wollte mehr Truppen werben, die Mähren zu gleichen Anstrengungen auffordern, die Verbindung mit Bethlen Gabor stärken, sich um andere ausheimische Hülfe bemühen. Einen Augenblick hoffte Friedrich, daß er nicht ohne einige Aussicht den Kampf auf einem Boden, den er noch sein nannte, würde fortsetzen können.



Aber mehrere Nachrichten kamen, welche diese Erwartungen in dem König bis auf nichts herunterstimmten. Die mährischen Stände hatten auch wie die Böhmen ihren früheren Stolz aufgegeben. Sie hatten einen starken Heerhaufen unter Bouquoy ohne Widerstand in das Land gelassen, sendeten eine Botschaft nach Wien, um demüthig und weinerlich

des Kaisers Gnade anzuflehen. Auf der andern Seite meldete sich der Kurfürst von Sachsen mit einem freundlichen, aber ernsten Schreiben bei den schlesischen Ständen. Er versprach für sie bei Ferdinand II. zu vermitteln, versicherte ihnen in dessen Namen und Auftrag Aufrechterhaltung ihrer Privilegien und Freiheit ihres Glaubens, dafern sie sich nur dem Kaiser wieder in Gehorsam fügten. Andernfalls aber wieß er deutlich auf die Waffen hin, welche er in den Händen hatte. Der Kurfürst handelte hierbei immer im Vertrauen auf die gegebenen Zusicherungen, in der Meinung, daß es sich allenthalben in den böhmischen Landen nur um Niederdrückung der politischen Revolution handele. Die schlesischen Stände fingen an einem Frieden geneigt zu werden, der ihnen Sicherheit des Glaubens bot. Wozu sollten sie nun einen Verzweiflungskampf für Friedrich eröffnen! Friedrich, die Gesinnung bemerkend, welche über die schlesischen Stände kommen wollte, entschloß sich, auch Breslau zu verlassen. Am 3. Januar 1621 verließ der unglückliche Fürst auch diese Stadt, begab sich zuerst in die Kur-Mark und flüchtete bald, bei sich immer ungünstiger gestaltenden Verhältnissen, weiter in die Niederlande. Nun arbeiteten die schlesischen Stände eifrig unter Vermittelung des Kurfürsten von Sachsen an ihrer Aussöhnung mit dem Kaiser. Sie ward durch den Dresdner Accord, den die schlesischen Stände 18. Febr. 1621 mit Kursachsen schlossen, vorbereitet. Die Stände erkannten den Kaiser wieder als ihren rechten Herrn an, entsagten allen Bündnissen und versprachen, ihre Truppen bis auf viertausend Mann zu entlassen. Der Kurfürst sicherte ihnen dagegen eine allgemeine Verzeihung, die Bestätigung aller Freiheiten, den Majestätsbrief eingeschlossen, zu und gelobte noch außerdem, die schlesischen Stände zu schützen, wenn sie in der



Ausübung der Augsburgischen Confession sollten angefochten werden.

So waren am Anfange des Jahres 1621 die beiden Provinzen, Mähren und Schlesien, dem Kaiser wieder unterworfen. Indessen hielt sich in Ober-Schlesien noch Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf an der Spitze eines nicht unbedeutenden Heeres. Hatte Friedrich unter den Böhmen zweideutige Freunde genug gefunden, so fand er an mehreren deutschen Fürsten treue und entschlossene Anhänger, die aushielten bis zuletzt, bis jegliche Spur von Hoffnung verschwunden. Für den Kaiser aber lag in der Art und Weise, wie Schlesien wieder gewonnen ward, eine Unbequemlichkeit, eine Störung. Der Kurfürst von Sachsen hatte sein Wort eingesetzt, daß das Wort werde erfüllt werden, und man durfte ihn da, wo seine fürstliche Ehre unmittelbar ins Spiel kam, nicht verletzen. Der Kaiser bestätigte daher, was der Kurfürst in seinem Namen gewährleistet. Nicht allein um des Sachsen willen, sondern auch weil Ferdinand II. in einem Theile Schlesiens, der noch von eigenen Fürsten beherrscht, nur mittelbarer Herr war, mußte hier der Protestantismus milder als anderwärts behandelt werden.

Auch in Ungarn gestalteten sich die Verhältnisse wieder viel günstiger für den Kaiser, und wenigstens die Hoffnung, daß das Land wieder gewonnen werden könnte, eröffnete sich. Bethlen Gabor, gegen den Dampierre bei Presburg gefallen, erntete nun die Früchte seines zweideutigen und schwankenden Betragens. Nach der Schlacht auf dem weißen Berge konnte ein Theil des kaiserlichen Heeres unter Bouquoy nach Ungarn gesendet werden, um den Krieg mit größerer Kraft fortzusetzen. Der Kaiser ermahnte die Ungarn zum Abfall von Bethlen Gabor und sicherte ihnen Gnade und Verzeihung zu. Dadurch

kamen Zweifel und Ungewißheit in die Gemüther. Schon fühlte Bethlen Gabor den Boden unter sich schwanken und leitete daher am Anfange des Jahres 1621 Friedensunterhandlungen mit Ferdinand II. ein. Noch führten sie zu keinem Ergebniß. Der Fürst brach die friedlichen Verhandlungen wieder ab, als die Pforte ihm bewaffnete Hülfe versprach. Aber dieses Versprechen täuschte; die Türken kümmerten sich jetzo um die ungarischen und die deutschen Angelegenheiten nicht, und Sultan Osman brach im Sommer dieses Jahres lieber gegen die Polen auf. Bethlen Gabor wendete sich nun sogar um Hülfe an den Tartarchan, schon an seiner Sache verzweifelnd und in dieser Verzweiflung den Erbfeind der Christenheit aufrufend. Der Tartarchan wollte auch Bethlen Gabor mit zwölftausend Reitern unterstützen. Die Polen hieben sie aber auf dem Durchzuge nieder, und so ging auch diese Hoffnung für Bethlen Gabor verloren. Schon wendeten sich mit dem Wechsel des Glückes die angesehensten Magnaten-Familien Ungarns, die Belassa, Szecsy, Bosnya, Sereny und Palfy zu Ferdinand II. zurück. Bethlen Gabor setzte zwar den Krieg zur Behauptung Ungarns fort, aber die Aussichten für ihn wurden immer trüber. Auch hier war in den ersten Monaten des Jahres 1621 bereits eine für Ferdinand II. sehr günstige Wendung der Dinge eingetreten.

Zur Zeit der Schlacht auf dem weißen Berge wäre nun etwa noch die Union für den Kaiser und die katholische Sache zu fürchten gewesen, in so fern sie doch noch immer möglicherweise die Waffen für Friedrich und die böhmische Sache hätte ergreifen können. Das zeitherige Benehmen der Union machte freilich diese Furcht zu einer sehr schwachen und unbedeutenden, aber als ganz und gar verschwunden konnte sie doch damals noch nicht angesehen werden. Es fehlte nun weiter nichts,



als daß nun auch ein solch völliges Verschwinden eintrete, und auch dieses ließ nicht lange auf sich warten. Friedrich hatte von Breslau aus einen sehr beweglichen Brief an die Union geschrieben: sie möchten wenigstens Spinola wieder aus Pfalz treiben, und durch den Ulmer Tractat sich nicht daran hindern lassen. Denn es stehe jetzo Alles auf dem Spiele; die Fremden würden sich in dem Reiche festsetzen, das Evangelium ganz unter tyrannische Gewalt fallen. Sie sollten sich das Beispiel des Kurfürsten Moritz von Sachsen vorhalten, der auch in einer halbverzweifelten Lage durch einen männlichen und kräftigen Entschluß noch Rettung gebracht.

Damals sind die Spanier freilich schon in die Unter-Pfalz, am Rhein gelegen, eingedrungen, aber Heidelberg und mehrere andere Städte noch nicht in ihre Gewalt gefallen. Die sogenannte obere Pfalz, zwischen Böhmen und dem Herzogthum Baiern gelegen, ist jetzo noch durch die Stellung, welche Mannsfeld in Pilsen hat, gedeckt. In Heidelberg sitzt als Friedrichs Statthalter der Pfalzgraf Johannes. Derselbe schreibt einen Unions-Tag nach Heilbrunn aus. Das Ausschreiben zeigt davon, daß wenigstens Johannes die geheimen Entwürfe der katholischen Partei bereits vollständig durchschaut. Mit Trug und Täuschung, sagt er, sind sie gegen die Evangelischen verfahren, nur um ihnen die Waffen für die böhmische Sache zu entwinden. Kein Versprechen wird gehalten und in Zukunft gehalten werden. In geheimen Einverständniß mit den katholischen Fürsten und Ständen sind die Spanier hereingekommen, die sich schon frech und übermüthig fast den ganzen Rheinstrom entlang ausdehnen, alles Recht und Herkommen des Reiches höhnend, mit Füßen tretend. Die Spanier werden sich weiter ausdehnen; wenn sie mit Pfalz fertig sind, werden die andern evangelischen Fürsten

und Stände nicht minder vergewaltiget werden. Es ist daher die höchste Zeit, Berathungen über kräftige Gegenwehr zu thun und darum wird dieser Unions-Tag nach Heilbrunn ausgeschrieben. Es kommt nun wohl dieser Unions-Tag zusammen, aber von der Einsicht und von dem Muthe, welche der Pfalzgraf Johannes in seinem Schreiben noch erweißt, findet sich auf demselben nicht die mindeste Spur. Es wird hin und her geredet und gesprochen, aber an dem Entschlusse fehlt es und noch mehr an der That.

So hatten sich bis zu dem Anfange des Jahres 1621 fast alle Verhältnisse zu Gunsten des Kaisers gewendet. Die Werke der Täuschung schienen alle einen günstigen Ausgang zu nehmen. Nun ließ aber Ferdinand II. allmälig die Entwürfe seines Stolzes und seiner Rache, seines jesuitischen Glaubenseifers, der mit dem ungeheuersten Irrthum wähnet, daß mit Blut und Gewalt das Werk des Himmels sich auf Erden bauen ließe, hervortreten. Zuerst galt es Stolz und Rache zu befriedigen. Im Rittersaale der Burg zu Wien sprach Kaiser Ferdinand II. am 21. Januar 1621 die Reichsacht über Friedrich von der Pfalz, seine Freunde und Feldhauptleute, Christian von Anhalt, Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf, Georg Friedrich von Hohenlohe, aus. Nicht allein sie selbst, sondern auch alle, die ihnen dienen, die ihnen Hülfe und Vorschub in irgend einer Art erweisen würden, sollten in die Acht des Reiches und außer den Frieden desselben gestellt sein. Die Vollziehung der Acht in Betracht Friedrichs von der Pfalz ward dem Herzog von Baiern, in Betracht der Fürsten von Anhalt und Jägerndorf dem Kurfürsten von Sachsen, endlich dem Bischof von Bamberg gegen den Grafen von Hohenlohe aufgetragen. Diese Acht ward mit Verachtung aller gesetzlichen Formen überhaupt und



der Rechte der Fürsten und Kurfürsten insonderheit ausgesprochen. Aus selbsteigener Macht, nur nachdem er seinen Reichshofrath angehört, sprach sie der Kaiser aus, als sei es nicht alten Rechtes und alten Herkommens in dem Reiche, daß jeder, und besonders ein Fürst, nur geladen, gehört und vom Gerichte seiner Standesgleichen beurtheilt, verurtheilt werden dürfe. Ein ungeheures Aufsehn machte die so widergesetzliche Acht durch das alte Reich. Eine Menge von Stimmen und von Schriften erhuben sich dagegen, die Ungesetzmäßigkeit nachweisend. Das alte Recht und Herkommen des deutschen Reichs, vieldeutig und ungewiß, wie jedes auf Sitte und Gewohnheit mehr als auf Schrift beruhendes Recht und Herkommen, erlaubte indessen noch Ausflüchte und Vorwände, welche der Kaiser und seine Partei getreulich benutzen. Friedrich sollte, behaupteten sie, indem er sich an die Spitze der böhmischen Revolution gestellt, einen Landfriedensbruch begangen haben, der Kaiser das Recht haben, einen Landfriedensbrecher ohne Weiteres zu ächten. Als Landfriedensbruch aber war Friedrichs Benehmen gar nicht anzusehen. Es war selbst zweifelhaft, ob die ganze böhmische Angelegenheit als eine Reichssache, ob sie nicht als eine besondere Sache des Hauses Spanien-Habsburg angesehen werden mußte.

Indessen frug der Kaiser nicht viel nach diesen Reden und Schriften, die ihm Ungesetzlichkeit und Gewaltthätigkeit vorwarfen, denn er fühlte schon die Kraft, Ungesetzlichkeit und Gewaltthätigkeit durchzusetzen. Und etwas Anderes kümmerte ihn nicht. Sittliche Gründe seines Handelns erkannte er nicht mehr an, begehrte er nicht mehr. Der Strom schien ja für ihn fortzugehen. Maximilian I., der mit dem Blute seiner Baiern Oestreichs sinkende Größe gegen Friedrich von der Pfalz gerettet, war bereit, auch das Schwert zur Ver-

nichtung des ihm stammverwandten pfälzischen Hauses zu ziehen. Denn von seinem Lieblingsgedanken, Deutschland in den Gehorsam der römischen, seit der Reformation anti-national gewordenen Kirche Roms zurückzuzwingen, hingerissen, wollte er nicht bemerken, wie er zum bloßen Werkzeug fremder Gewalt und fremder Herrschsucht heruntersank. Johann Georg I. von Sachsen war freilich höchst unzufrieden besonders mit der so ungesetzlichen Form der Acht. Aber auch von dieser Seite war kein Widerstand gegen die Acht, eher Hülfe und Unterstützung des ganzen Werkes zu erwarten. Denn der Kurfürst war gekirrt durch die Aussicht auf die Lausitz und befand sich in einem Zuge, aus dem er nicht sofort heraus in das Gegentheil umschlagen konnte.

Am jammervollsten aber benahm sich die zu Heilbrunn versammelte Union. An Maximilian von Baiern schrieben sie fast demüthig: sie wollten sich nicht erlauben, wie sie es wohl könnten, die Art und Weise der Acht in Zweifel zu ziehen, sie wollten nur in Erwägung geben, wie durch Vollziehung derselben das Reich in Unruhe, Verwirrung und allgemeinen Krieg leichtlich gestürzt werden möge. An den Kaiser senden sie auch: er möge doch die bösen Händel lieber friedlich ausgleichen. Niemand sei bereitwilliger als sie zu einer solchen Ausgleichung zu allgemeinen Nutz und Frommen die Hände zu reichen. Maximilian und der Kaiser gehen auf solche Dinge auch nicht im entferntesten ein. Wohl aber braucht Ferdinand II. sein ganzes kaiserliches Ansehn, um die ganze Union aufzulösen. An die Reichsstädte, welche noch zu dieser stehen, wird geschrieben, ihnen Verzeihung alles Geschehenen bewilliget, ihre Rechte und Freiheiten neu bestätiget, dafern sie nur die Union verlassen würden. Und die Städte verlassen sie. Auch Moritz von Hessen verläßt sie



und schließt darüber sogar einen eigenen Tractat am 5. April 1621. Er will, verspricht er darin, sich Friedrichs von der Pfalz in keiner Weise annehmen, keinen Truppen widerstehen, die im Namen des Kaisers handeln werden, keinen neuen Bund mit irgend wen schließen, seine Truppen abdanken. Besser kann es der Kaiser selbst nicht wünschen, als wenn die Protestanten entwaffnen, ihn damit in volle Freiheit setzen, daß er sich dereinst an kein früher gegebenes Versprechen zu binden nöthig haben wird. Denen, welche bis zuletzt in der Union ausgehalten, Würtemberg, Baden, Brandenburg-Anspach und Pfalz-Zweibrücken blieb nun kaum etwas Anderes übrig, als im Mai 1621, wo so die Zeit, für welche die Union geschlossen, abgelaufen, sie völlig aufzulösen.

Diese schmachvolle Auflösung der Union war das Ergebniß einer bangen Furcht, eines panischen Schreckens, das sich unter den protestantischen Fürsten verbreitet. Und daß sie von einem solchen Schrecken jetzo überwältiget werden konnten, war die Frucht des Zwiespalts, in dem sie gelebt, der Erbärmlichkeit, mit welcher sie armseligen Täuschungen sich hingegeben, um nicht kräftig zu sein, um nicht handeln zu müssen. Mittelmäßige Köpfe, schlaffer und unentschlossener Sinn giebt sich immer gern trügerischen Hoffnungen und täuschenden Erwartungen hin, nur damit die Nothwendigkeit des kräftigen Handelns entfernt werde. Eine trübe, eine düstere Zeit kommt nunmehr über Deutschland. Auf der einen Seite die protestantische Partei, niedergedrückt von Furcht und Feigheit oder doch halb und zweideutig durch sie gemacht, an den theuersten und wehrtesten Dingen des Lebens beinahe verzagend, beinahe sie aufgebend. Auf der andern Seite die katholische Partei mit Täuschung, mit Trug, mit roher Gewalt, mit Blut und mit Gräueln aller Art für anti-nationale Entwürfe, für

Rom, für das fremde Glaubensjoch, für die geistige und irdische Dienstbarkeit des Vaterlands dessen heiligen Eingeweide zerreißend. Der Protestantismus scheint untergehen zu müssen in Folge dieses Sturmes. Einem verwegenen und entschlossenen Feinde gegenüber, einem Feinde gegenüber, mit dem sich nur durch die Waffen sprechen ließ, weil er andere Stimme als die Waffen-Stimme nicht kannte, legte der bei weitem größere Theil des protestantischen Deutschlands, seine mächtigsten Fürsten und Stände, doch die Waffen hin. Wurden sie allgemein, wurden sie von Allen niedergelegt, wurden sie denen etwa noch entwunden, welche sie nach den letztberichteten Ereignissen noch hatten oder sie später nahmen, stand dann der Katholicismus allein mit den Waffen, mit der Gewalt in dem Reiche da, so konnte nicht zweifelhaft sein, was geschehen würde. Es würde dann an die Vernichtung des nationalen Glaubens der Deutschen, an die Reformation, an den evangelischen Katholicismus gegangen sein.

Darauf ging die innerste Gesinnung Kaiser Ferdinands II., daß es so kommen, daß es so gedrehet und gewendet werden könne, daß man sonder Gefahr an die allgemeine Vernichtung des Protestantismus in dem Reiche schreiten könne. Und nicht allein in dem Kaiser waren solche Gedanken, Entwürfe, Wünsche und Hoffnungen. Am 28. Januar 1621 war Pabst Paul V., feuriger Eiferer für den Katholicismus, gestorben. Pabst Gregor XV. bestieg an seiner Statt den apostolischen Stuhl, an Eifer seinen Vorgänger noch übermeisternd. Seine Meinung war, daß von dem glücklichen Umschwunge der Dinge, welcher nach der Schlacht auf dem weißen Berge eingetreten, aller mögliche Vortheil auf allem und jedem Wege gezogen werden müsse. Der Nuntius Karl Caraffa, welchen er alsbald an Kaiser Ferdinand II. sendete, lag



denselben unaufhörlich an, zu den kräftigsten und entscheidendsten Maßregeln gegen die Protestanten zu greifen, keine Rücksicht zu nehmen, keine Mittel zu scheuen. Es war dieselbe Sprache, die immer von dem apostolischen Stuhle herunter gesprochen worden, Gewalt und wieder Gewalt, zufahrende, rücksichtslose Gewalt. Nicht lange wird Kaiser Ferdinand II. dem Verlangen des Pabstes durch klare und offene That nicht entsprechen. Und anderwärts allenthalben reden die apostolischen Boten diese Sprache. Vieler Orten finden sie Beifall und im Allgemeinen scheint sich der Katholicismus gegen den Protestantismus erheben zu wollen.

Das Glück, welches die katholische Sache auf dem weißen Berge gehabt, ermunterte Philipp III. von Spanien, der mit Ferdinand II., seinem Stammvetter, in genauem Zusammenhange stand, ebenfalls aufzutreten. Schon früher waren die Vorbereitungen zu einem neuen Kampfe gegen die nord-niederländische Republik getroffen worden. Als alle Sachen für den Katholicismus sich so günstig wendeten, entschloß sich Spanien zur Erneuerung des Krieges gegen die Republik, um ihr Gebiet wieder zu gewinnen, den Protestantismus auch hier zu vernichten. Am 25. März 1621 war Peter Peckius, Kanzler von Brabant, wie eben der zwölfjährige Waffenstillstand abgelaufen, im Haag erschienen vor den Generalstaaten und hatte von ihnen Rückkehr unter die Hoheit Spaniens gebieterisch begehrt. Mit Unwillen ward geantwortet, und alsbald brach der Krieg zwischen Spanien und Nord-Niederland aus. Es machte in dem Stande der Dinge keine Aenderung, daß schon am 31. März 1621 König Philipp III. starb. Sein Sohn Philipp IV. blieb bei denselben Gesinnungen.

Also ward es schon klar, daß es sich nicht um den Protestantismus in Deutschland allein handele, daß es eine allge-

meine Gefahr sei, in welcher er schwebe. Aber die übermüthigen Gedanken der Menschen müssen sich oftmals in sich selbst zerstören. Frankreich, jetzo unter der Herrschaft Ludwigs XIII stehend, ist selbst eine eifrig katholische Macht, aber bedenklich muß dem französischen Kabinet die Wendung werden, welche die Sachen erhalten. Der Protestantismus soll vernichtet werden, aber die beiden Linien des Hauses Spanien-Habsburg wollen zugleich ihre politische Macht erweitern, Spanien über Nord-Niederland, Ferdinand II. über das deutsche Reich. Dieses kann Frankreich um keinen Preis dulden. Es glaubt schon aufmerksam alle Bewegungen jener beiden Mächte beobachten zu müssen. Dieses um so mehr, als man schon einen klaren Beweis hatte, daß sie nicht allein den Protestantismus unterdrücken, auch sich politisch mehren und ausdehnen wollten. In den italienischen, von Katholiken bewohnten Thälern, die dem protestantischen, mit der schweizerischen Eidgenossenschaft verbündeten Graubündten unterwürfig waren, war das Volk, von Mailand her durch die Spanier aufgestachelt, blutig aufgestanden und am 19. Juli 1620 hatten bei sechshundert Protestanten einen grausamen Untergang durch verruchte Mörderfäuste gefunden, die, wie die Mörder der Bartholomäusnacht, das Werk Gottes im Morde zu treiben wähnten.

Diese Revolution, wenn sie auch durch manchen Druck der protestantischen Graubündter, der indessen nie blutig gewesen, hervorgerufen worden, war doch entsetzlich und giebt schweres Zeugniß über die Weise und Gesinnung, welche in einen Theil der katholischen Welt hineingekommen. Es waren Wehrlose, Greise zumeist, Frauen und Kinder, die barbarisch hingewürgt, oft sogar lebendig verbrannt worden. Jacob Robustelli hatte den blutigen Aufstand geleitet, erschien fortan



als Haupt und Führer der Empörer. Diese katholische Revolution der italienischen Unterthanen gegen Graubündten ist das genaue Seitenstück der protestantischen Revolution Böhmens gegen Ferdinand II., nur daß jene viel blutiger und barbarischer ist als diese. Derselbe Kaiser, der so viel vom Rechte spricht, wie er Böhmen verlieren soll, achtet das Recht nicht im Mindesten, wenn es andere haben, wenn er durch dessen Verletzung etwas zu gewinnen hofft. Oestreichische und spanische Truppen rückten alsbald in die Thäler ein, um die Revolution zu schirmen und sich noch obenein bei Gelegenheit des ganzen Landes von Graubündten zu bemeistern, wo auf Anhang bei den übrig gebliebenen Katholiken gerechnet werden konnte. Dieses Landes Besitz wünschte der spanische und der kaiserliche Hof, um zwischen Mailand und Tirol einen richtigen geographischen Zusammenhang zu gewinnen. Nun rief Graubündten die Hülfe von Bern und Zürich und beinahe in denselben Wochen und Tagen, wo in Böhmen gestritten ward, war auch in den hohen Alpen ein blutiger Kampf. Aber hier wie dort waren die Waffen der Protestanten sieglos. Nun erhuben sich auch die Katholiken in Graubündten selbst. Sie waren noch immer zahlreich in einem Theile desselben „der graue Bund" genannt. Selbst das eigentliche graubündtische Gebiet ward nun zum Theil von spanischen und östreichischen Truppen besetzt. Gomez Alvarez, Herzog von Feria, spanischer Statthalter von Mailand, leitete besonders diese Dinge.

Indessen war nun nicht allein Venedig, sondern auch der französische Hof aufmerksam darauf geworden, wie Spanien-Habsburg hier um sich zu greifen drohe. Frankreich mußte geschont werden und darum ward 25. April 1621 zu Madrid ein Tractat geschlossen: die spanischen und östreichischen Trup-

pen sollten die italienischen Thäler räumen, diese unter die Herrschaft Graubündtens zurückkehren, jedoch Verzeihung alles Geschehenen Statt finden, in den italienischen Landschaften fürderhin nur noch katholischer Gottesdienst sein. Aber weder Spanien noch der Kaiser war gesonnen, auch hier ein gethanes Versprechen zu erfüllen. Sie hatten jetzo die Macht, Frankreich mit leeren Worten hinzuhalten und es ließ sich um so mehr hinhalten, als am Hofe jetzt noch die rein-katholischen Interessen vorherrschten, weil man Spanien-Habsburg noch nicht völlig durchschaut und weil man selbst eben anderwärts beschäftiget war.

Beinahe zu derselben Zeit, wo Spanier und Oestreicher sich in Graubündten selbst zu setzen suchten und wo jener trügerische Tractat zu Madrid geschlossen ward, am Anfange des Jahres 1621, überzog König Ludwig XIII. die französischen Calvinisten wieder mit Krieg. Vielfache Verletzungen des Toleranzedictes von Nantes, Druck und Gewaltthaten aller Art hatten die französischen Calvinisten allerdings zu Feinden ihres Königs gemacht und ihnen die Waffen aufgenöthiget. Dieser Krieg, in dem sich auch der allgemeine Character des Katholicismus dieser Zeit offenbarte, währte bis tief in das Jahr 1622 hinein. Er ward durch den Frieden von Montpellier 19. Octbr. 1622 beendet. Es war nicht gelungen, die Calvinisten zu vernichten. Man mußte ihnen das Toleranzedict bestätigen. Indessen schieden die französischen Calvinisten aus diesem Kampfe abermals sehr geschwächt. Ihre meisten festen Schlösser und Städte hatten sie in diesem Kriege verloren. Sie werden in Zukunft nur schwachen Widerstand der rohen Gewalt noch entgegensetzen können.

Von dem Kaiser aber und von Spanien wollte die Zeit benutzt sein, da Frankreich noch anderwärts beschäftiget, da es



nicht allen länderſüchtigen Entwürfen mit Aufmerksamkeit folgen und ihnen kräftig wehren konnte. Keineswegs galt es ihnen, die böhmischen und ungarischen Lande, die durch eine Revolution verloren gegangen, allein wieder zu gewinnen, größere Gedanken auf neue Macht und Herrschaft waren aufgewacht. Sie sollten erfüllt werden um jeden Preis. Ohne Kriegserklärung, mit Verachtung alles dessen, was unter Völkern und Staaten seit uralter Zeit für Recht gilt, drangen zunächst spanische und östreichische Schlachthaufen, letztere angeführt von dem wilden Baldiron, in Graubündten ein, das ganze Land überschwemmend. Baldiron, aller Orten mit grober und trotziger Willkühr schaltend, drohete mit dem Tode, wer nicht die Waffen ausliefern, nicht den alten Bündnissen entsagen, nicht dem Hause Habsburg Gehorsam und Unterthänigkeit schwören wollte. So suchte man sich festzusetzen in einem Lande, über das man nicht das mindeste Recht besaß, welches selbst befreundet gewesen. Vergebens erhub die schweizerische Eidgenossenschaft die bittersten Klagen über die ungeheure Gewaltthat. Man achtete nichts, weil man glaubte, keine Gewalt scheuen zu dürfen. Die Gewalt war der angebetete Götze. Bald begannen nun auch in Graubündten die heftigsten Maßregeln gegen den evangelischen Glauben. Die Menschen sollten gezwungen werden, wieder katholisch zu werden. Katholicismus und spanisch-habsburgische Gewalt gingen Hand in Hand.

Eben so arg hausten um dieselbe Zeit Spanien und der Kaiser auf dem Boden des heiligen Reiches, besonders aber da, wo Ferdinand unmittelbarer Herr war, in Böhmen. Die heiligen Fürsten-Pflichten wurden auf das ungeheuerste verkannt. Freiheit und Raum, also zu verfahren, gewährte des Krieges glücklicher Fortgang. Zunächst gewann der Kaiser

alle seine eigenthümlichen Lande wieder. Der arme Friedrich hatte am 23. Mai 1621 den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf zu seinem Ober-Commissair und Feldhauptmann ernannt. Er sollte Wiedereroberung alles Verlorenen versuchen. Kaiser Ferdinand II. erläßt darauf wiederum ein fulminirendes Patent gegen Friedrich und seine Anhänger. Es sei nun bei so großem Frevel und Trotz mit Vollziehung der Acht nicht länger zu zögern. Keiner der Fürsten solle sich mehr erlauben, für den Geächteten vorzubitten und von friedlicher Ausgleichung zu sprechen. Wenige Tage vor seinem Patente hatte Friedrich indessen aus Gravenhagen in den Niederlanden an die Kurfürsten des Reiches geschrieben, ihre Vermittelung aufgerufen für einen allgemeinen Frieden und seine Wiedereinsetzung in die Pfalz. Stillschweigend wenigstens giebt er in diesem Schreiben alle Ansprüche auf die böhmischen Lande auf. Wenn er daher den Krieg in Schlesien doch will fortgesetzt wissen, so scheint es weniger mit der wahren Hoffnung, die böhmischen Lande wieder zu gewinnen, geschehen zu sein, sondern vielmehr um den Kaiser eher zu einem günstigen Abkommen wegen der Pfalz zu bewegen. Ferdinand II. aber weißt Alles ab; vernichtet will er seinen politischen Gegner wissen, vernichtet einen der größten protestantischen Fürsten des Reiches.

Vergebens versucht nun der Jägerndorfer durch Aufrufe einen neuen Aufstand in Schlesien und Böhmen zu erzeugen. Die Gemüther der Menschen sind gebrochen. Der Kurfürst von Sachsen, um nicht die Aussicht auf die Lausitzen zu verlieren, vollzieht die Acht gegen Jägerndorf und es kommt derselbe in hartes Gedränge. Jedoch setzt er den Kampf fort, so lange noch Aussicht ist, so lange ein Freund und Bundesgenosse ihm in der Nähe steht. Dieser ist Bethlen Gabor,



Fürst von Siebenbürgen, König von Ungarn, wie er sich nannte. Aber auch dieser Bundesgenosse verschwand. Wohl hatte sich Bethlen Gabor, nachdem Bouquoy gegen ihn gefallen, im Sommer 1621 wieder erhoben und ganz Ungarn, Presburg ausgenommen, wieder in seine Hand gebracht, so daß er Streif-Partieen bis nach Oestreich und Mähren senden konnte. Dennoch hatte er unter den letzten trüben Ereignissen und ob des zweideutigen und verrätherischen Sinnes der ungarischen Magnaten die früheren Hoffnungen aufgegeben. Schon im Herbste knüpfte er Friedens-Unterhandlungen mit dem Kaiser an, auf welche dieser natürlich auf das bereitwilligste einging. Wieder einige Versprechungen kosteten ja nichts, wenn dadurch Ungarn wiedergewonnen und ein Feind, wenn auch nur auf einige Zeit, entwaffnet ward. Am 31. Decbr. 1621 ward der Friede zwischen Ferdinand II. und Bethlen Gabor geschlossen und im Januar 1622 ratificirt. Ferdinand II. versprach den Ungarn eine allgemeine Verzeihung und genaue Beobachtung aller Gesetze und Religions-Freiheiten, namentlich des Wiener Friedens. Bethlen Gabor legte den königlichen Titel ab, empfing dagegen das Versprechen der Erhebung in den deutschen Reichsfürstenstand, der Uebergabe der beiden schlesischen Herzogthümer Oppeln und Ratibor, endlich auf seine Lebenszeit sieben Gespannschaften Ungarns. So kehrte Ungarn unter die Herrschaft des Kaisers zurück, der daselbst im Mai-Monat 1622 einen friedlichen Reichstag halten konnte. Bethlen Gabor erfüllte die gethanen Versprechungen und so endet vor der Hand der Krieg auf dieser Seite völlig. Da verzagte auch der Jägerndorfer und lößte im Januar 1622 das Heer, mit dem er noch einen Theil von Ober-Schlesien besetzt hielt, auf. Nur der junge Graf Bernhard von Thurn vertheidigte die Stadt Glatz bis zum

22. Octbr. 1622, wo auch er sie gegen freien Abzug übergeben mußte. Das Fürstenthum Jägerndorf ward von dem Kaiser eingezogen.

Gleichergestalt war Ferdinand II. auch eines andern Feindes, der ihn in seinen eigentlichen Landen noch bedrohete, ledig geworden. In einem Winkel Böhmens, über Pilsen, Tabor, Elbogen und mehrere andere feste Schlösser und Orte, überdauerte Ernst von Mannsfeld noch geraume Zeit die Schlacht auf dem weißen Berge. Viele der aufgelößten und zerstreuten Schaaren des böhmischen Heeres und andere Heimathlose hatte der Graf an sich gezogen und war dadurch an die Spitze einer nicht zu verachtenden Macht gekommen. Die Unfälle des böhmischen Krieges schrieb der Graf besonders dem Umstande zu, daß die Söldnertruppen nicht richtig bezahlt, überhaupt armselig und dürftig gehalten worden. Darum glaubte er das Gegentheil thun zu müssen. Aber die Weise, in welcher er nun für die Soldaten sorgte, war entsetzlich und inhaltschwer. Raub und Ausschweifungen aller Art gestattete er ihnen. Andere haben die Gedanken Mannsfelds erweitert und sie in dem breitesten Maßstabe ausgeführt. Der Krieg selbst müsse den Krieg nähren und wilde Lust dürfe dem Soldaten, damit er stets gut und willig für den Kampf sei, nicht gewehrt werden. Solche Gedanken mehrerer Feldherrn haben herbeigeführt, daß der dreißigjährige Krieg eine furchtbare Geißel für Deutschland geworden, daß er so reich ist an unmenschlichen Scenen, an Raub, Mord, Brand, Nothzucht und allen Gräueln, wie sie immer Namen haben mögen. Doch allein sind die Feldherrn nicht Schuld an diesen Dingen, deren einzelne Erwähnung immer nur Ekel erregen kann. Noch ein anderer Umstand ist hinzugetreten. Die Söldnerbanden des dreißigjährigen Krieges bestehen doch größtentheils aus ehemaligen Landbewohnern. Die Landbewohner Deutschlands sind nach den großen Bauernaufständen von den Fürsten und der vornehmen Welt unter einen entsetzlichen Druck genommen worden. In demselben verwildern und entmenschen sie. Und als sie nun im dreißigjährigen Kriege die Waffen in die Hände erhalten, rächen sie mit Frevel und Gräuel an dem menschlichen Geschlecht, was gegen sie gefrevelt worden ist. Denn aus dem Bösen muß sich immer das Böse gebären. Mannsfeld konnte sich indessen nur bis zum Frühling des Jahres 1621 noch in einem Winkel Böhmens behaupten.



Maximilian von Baiern trieb ihn aus, und mit etwa zwanzigtausend Streitern warf sich der Graf in die benachbarte Ober-Pfalz. Auch sie ist er nicht im Stande gegen Maximilian und Tilly, der ihm hier ebenfalls entgegentritt, zu behaupten; und fährt mit seinem wilden Heerhaufen weiter nach dem Rheine, in die untere Pfalz. Maximilian von Baiern ließ in der Ober-Pfalz sich und dem Kaiser Treue und Gehorsam schwören. Der Acht gegen Friedrich sollte die breiteste Anwendung gegeben werden, nicht allein Friedrich V., sondern auch sein ganzes Geschlecht die Kur-Pfalz verlieren. Darauf, schreibt der Baier an den Kaiser, kommt es jetzo vorzüglich an, den Protestanten eine Kurstimme zu entwinden und sie an Katholische zu bringen. Dann können auf den Reichstagen alle Dinge im Geiste des Katholicismus durchgesetzt werden. Der Kaiser erhielt nun auch Böhmen endlich frei. Indessen schien doch auch wieder eine für Friedrich V. nicht ganz ungünstige Wendung der Dinge einzutreten. Vielleicht wird er doch die untere Pfalz behaupten und den Kaiser zu einem billigen Abkommen nöthigen. Mannsfeld, welchem Tilly nachgefolgt, hält sich rüstig in der untern Pfalz. Dazu kam in einige kleinere Fürsten des Reiches das Gefühl, daß

bei den Gesinnungen und den Entwürfen der Gegner nothwendigerweise Alles untergehen müsse, wenn die Protestanten nicht zu den Waffen griffen. Daher wollten sie das Zeichen geben, daß die Union sich wieder erheben müsse. Georg Friedrich, Markgraf von Baden-Durlach, sammelte eine Schaar wilder und verwegener Söldner um sich und vereinigte sich mit dem Grafen von Mannsfeld. Vorsichtig hatte er vorher die Regierung seines kleinen Landes dem Sohne überantwortet, damit das Geschlecht nicht untergehe, wenn er unterginge. Desgleichen hatte in Niedersachsen Christian von Braunschweig, Bischof von Halberstadt, gethan, ein Mann, der seinen Grimm und Haß gegen die katholische Partei in wilden und entsetzlichen Thaten aussprach. Denn nachdem die Leidenschaften einmal aufgeregt und der Zorn entbrannt, nachdem sie gereizt durch rohe Gewalt, ließ auch die protestantische Partei, wo sie es vermochte, nicht selten ihren Grimm in blutiger That aus.

Friedrich V. hatte unter diesen Ereignissen die Niederlande verlassen und war zu Mannsfeld's Heere gekommen, das unter seinen Augen am 14. April 1622 den Feind besiegte. Indessen währte das Glück nicht lange. Die mit den Waffen aufgestandenen Fürsten blieben vereinzelt stehen und waren allein der Macht der Liga und Spaniens, auch Tilly's Feldherrntalent nicht gewachsen. Tilly faßte den Markgrafen von Baden bei Wimpfen 26. April 1622 und schlug ihn aufs Haupt. Damals geschah die große That der Bürger von Pforzheim. Um ihren Fürsten vor Gefangenschaft zu bewahren, ließen sich dreihundert Männer vom Feinde niederhauen, fechtend, bis der Fürst gerettet war. Mit den Trümmern nur seines Heeres vereinigte sich Baden wieder mit Mannsfeld, von dem er sich unvorsichtig getrennt. Christian von Braunschweig kam auch aus Niedersachsen herangezogen, um sich mit Mannsfeld zu vereinigen. Tilly kam der Vereinigung zuvor, faßte Christian 6. Juni 1622 bei Höchst und schlug ihn, daß auch er nur mit den Resten seines Schlachthaufens sich mit Mannsfeld vereinigen konnte.



Unterdessen hatte Jacob I. zwar nicht gehandelt, aber doch für seinen Tochtermann gesprochen und geschrieben, bald bei Spanien, bald bei dem Kaiser, gegen die Besetzung der Pfalz protestirt, eine Vermittelung vorgeschlagen, die für Friedrich V. demüthig genug würde gewesen sein. Gegen Entsagung aller Ansprüche auf Böhmen, Fußfall und Abbitte sollte die Pfalz zurückgestellt werden. Eben so begehrt Christian IV. von Dänemark, daß eine solche Ausgleichung getroffen werde und Friedrich V. seine Pfalz wieder erhalte. In demselben Sinne hat sich Johann Georg I. von Sachsen ausgesprochen. Kaiser Ferdinand II. ist zu großer Vorsicht oder vielmehr zu großer Schlauheit genöthiget. Nur Schritt vor Schritt darf weiter gegangen werden; man muß sich hüten, die Protestanten, ehe man in der Fassung ist, ihnen tüchtig begegnen zu können, allzusehr aufzuregen. Fast alle protestantische Fürsten von Bedeutung haben noch Kriegshaufen um sich, die sich leicht an Mannsfeld anschließen könnten. Der Kaiser beschließt, das Drängen Englands, Dänemarks, Sachsens selbst nach einer friedlichen Ausgleichung zu benutzen, um Mannsfeld hinwegzubringen. Darum giebt er der Infantin-Regentin der Niederlande, Clara Eugenia Isabella von Spanien, den Auftrag, die Vermittelung vorzunehmen, wovon alle, England, Dänemark, Sachsen in Kenntniß gesetzt werden. Dadurch wird ihnen zwar nicht das förmliche und feierliche Versprechen gegeben, daß die Pfalz zurückgegeben werden sollte, was ja erst den Gegenstand der Unterhandlung selbst

bildet, aber die starke Hoffnung gemacht, daß es geschehen werde. Freilich muß sich aber Friedrich V. von der Pfalz vorher demüthigen und darf den Krieg nicht fortsetzen. Deshalb hat der Kaiser stets alle Vorbitten zurückgewiesen, weil der Kurfürst sich nicht demüthige, frechen Trotz gegen die kaiserlichen Sprüche beweise, noch immer sich mit den Waffen wehre. Also getäuscht entläßt Friedrich den Grafen von Mannsfeld und den Herzog Christian seiner Dienste, und der Markgraf von Baden-Durlach dankt ebenfalls sein Kriegsvolk ab. Friedrich selbst kehrt im Monat Juli 1622 in Erwartung der guten Dinge, die da kommen sollen, in die Niederlande zurück, nachdem er die unmittelbar unter ihm selbst stehenden Truppen, mit Ausnahme der Besatzungen von Heidelberg, Mannheim und Frankenthal, ebenfalls entlassen hatte.

Als der Zweck erreicht war, erklärte die Infantin, daß aus dem Vermittelungsgeschäft nichts werden könne, denn der Kaiser glaube in Friedrichs Sache nicht ohne Zuziehung des ganzen Reiches handeln zu dürfen. Nun werden die Menschen vertröstet auf einen Reichstag, welcher zu Regensburg gehalten werden soll. Das Ganze ist klar und offenbar weiter nichts als eine im Voraus berechnete Täuschung. Man freut sich, daß man noch Treu und Glauben finde, nicht weil man sich derer würdig machen wollte, nur weil man aus dem Mißbrauch noch viele Vortheile ziehen konnte. Mannsfeld und Christian sind unterdessen abgezogen nach den Niederlanden, wo sie kurze Zeit im Dienst der Republik sich befanden. Nicht lange von derselben festgehalten, ziehen sie sich nach Friesland, eine bessere Zeit erwartend. Nun haben die Baiern und die Spanier freie Hand in der untern Pfalz gewonnen. Tilly erobert am 17. Septbr. 1622 Heidelberg und etwa fünf Wochen darauf auch Mannheim. Herzog Maximilian I. von Baiern hatte sich in



dem Maße aller deutsch-nationalen Gefühle entkleidet, daß er schon vor der Eroberung von Heidelberg dem Pabste Gregor XV. die schöne heidelberger Bibliothek, reich besonders an Handschriften von unschätzbarem Werthe, zum Geschenk versprochen. Und nach der Eroberung säumte er nicht das fremde Eigenthum als sein Geschenk nach Rom fortschleppen zu lassen.

Die Zeit aber bis auf die Eröffnung des Regensburger Tages, der ebenfalls nur eine täuschende Vertröstung war, gedachte man wohl zu benutzen und sich in die Verfassung zu setzen, daß man die größten Dinge gewaltsam durchsetzen könnte. Stillschweigend einig war die ganze katholische Partei Deutschlands darin, daß die Reformation wieder vernichtet werden müsse. Wenige Protestanten der damaligen Zeit, aber doch einige durchschauen diesen stillschweigenden Gedanken. Eine gleichzeitige Schrift schreibt den Katholiken und besonders dem Kaiser deshalb die düstersten Entwürfe zu. Der Kaiser hat dabei immer noch seine besondern Entwürfe, die auf Macht und Größe seines Hauses liefen. Es müssen diese aber nach Möglichkeit verborgen werden; selbst den katholischen Ständen möchten sie wenig angenehm sein. Die spanischen, ligistischen und kaiserlichen Truppen suchen sich nun nach Mannsfelds Abzuge immer weiter in den Reichsstädten, in den Fürstenlanden auszudehnen. Keine Klage über die immer wilder und wilder verletzte Ordnung des Reiches wird beachtet. An schönen Worten aber, wie man zu Allem, was geschehe, genöthiget sei durch die Macht der Verhältnisse, an schönen Versprechungen, wie es dem Kaiser um weiter nichts zu thun sei, als um die Wiederherstellung der Ordnung, des Friedens im Reiche, um die Aufrechterhaltung der alten Friedens-Tractate über die Kirche, ist kein Mangel. Das Höchste, was man den Protestanten zu verstehen giebt, ist, daß sie nun

freilich wohl die erst nach dem Passauer Tractate eingezogenen Güter der römischen Kirche würden herausgeben müssen. Die schönen Worte und Versprechungen waren indessen auf weiter nichts als auf abermalige Täuschung und auf einigen Zeitgewinn berechnet.

Welcher Art sie waren, darüber konnten freilich die Thatsachen klar und unzweideutig jeden belehren, der nur überhaupt etwas sehen konnte und wollte. Maximilian I. von Baiern, der sich vom Kaiser schon das Versprechen hatte geben lassen, daß die Lande Friedrichs V. von der Pfalz sein Eigenthum werden sollten, theilte die Oberpfalz gleich nach der Eroberung in Districte, Jesuiten wurden in sie vertheilt, der protestantische Gottesdienst abgestellt, die Menschen gezwungen, wieder katholisch zu werden. Gleicherweise verfährt Kurfürst Schweikert von Mainz in der untern Pfalz, auf der Bergstraße, die er in Besitz genommen. Allenthalben ward nach Möglichkeit viel Gewalt und Druck gegen die Protestanten ausgeübt. Die Jesuiten waren zu neuen Hoffnungen und zu neuer Thätigkeit erwacht. Ordnung, Recht und Tractate galten bei ihnen natürlich nichts.

Kaiser Ferdinand II., getrieben von ihnen und von apostolischen Legaten, blieb nicht zurück. Auf zwei Puncten, auf einem kleinen und einem großen, zeigte sich seine Gesinnung und seine Thätigkeit um diese Zeit. In Graubündten hatte das Volk im Frühling 1622, durch den äußersten Druck und die äußerste Gewalt erbittert, sich erhoben, um seine politische und religiöse Freiheit wieder zu erobern. Nicht ohne Glück war im Anfange dieser Streit gegangen. Der alte Bund hatte wieder aufgerichtet werden können. Aber der für den Kaiser glückliche Krieg in Deutschland erlaubte schon im Sommer 1622 neue Schaaren nach Graubündten zu werfen.



Der unmenschliche Baldiron faßte wieder festen Fuß und sättigte mit dem Blute von Weibern und Kindern seine Wuth. Graubündten ward 30. Septbr. 1622 zu einem Tractate gezwungen, in dem es etwa den dritten Theil seines Gebietes, zwischen Mailand und Tyrol gelegen, an Oestreich abtreten mußte, ohne daß dadurch für das übrige Graubündten Ruhe und Sicherheit gewonnen worden. Gewaltsamkeit und Druck aller Art dauerten fort. In dem abgetretenen Landestheile aber wurden die Menschen in gewöhnlicher Weise vom evangelischen Glauben hinweggezwungen. Der apostolische Legat Alexander Scapi stand bei allen Gewaltthaten vorauf. Der Geist war allenthalben derselbe; nur die Verschiedenheit des Raumes bildet den Unterschied. So erscheinet freilich, was in Graubündten geschah, nur als klein und unbedeutend gegen das, was die böhmischen Lande erfuhren. Denn hier galt es die Zurücknahme und die Vernichtung einer sehr bedeutungsvollen, inhaltschweren Thatsache.

In Böhmen, gerade im Herzen Europa's, an den Marken der deutschen Welt auf der einen Seite und der slavisch-magyarischen auf der andern, hatte sich der evangelische Katholicismus so festgesetzt, daß mehr als drei Viertheile der Menschen überhaupt zu ihm getreten, kaum noch ein Viertheil für den römischen Katholicismus übrig geblieben. Blieb die Reformation hier bestehen, so konnte sie immer noch hoffen, in Zukunft dem römischen Katholicismus das Uebergewicht in Europa abzukämpfen. Der römische Stuhl und die Jesuiten begriffen das wohl. Darum ruheten und rasteten sie nicht, bis die Reformation hier ganz vernichtet. Freilich konnte man, da der Glaube ein frei Ding ist, das durch Gewalt nicht in der Menschenbrust umgeändert werden kann, bei der herangewachsenen Generation weiter nichts als ein äußerliches

Bekenntniß des Katholicismus erzwingen; aber man sorgte für die heranwachsende Jugend, daß sie keinen Laut vom Protestantismus mehr erfahren sollte.

In dem Verfahren Kaiser Ferdinands II. gegen Böhmen ist wieder eine sehr genaue und schlaue Berechnung zu gewahren, die indessen wohl weniger von ihm selbst als von seinen jesuitischen Umgebungen ausgegangen. Die Jesuiten wollen nichts übereilen, damit der Erfolg sicher und unzweifelhaft sei. Erst wenn man die Gewalt hat, zu thun und zu lassen, was man will, darf man den Gegnern durch die That alle seine Gedanken offenbaren. Darum wird im Anfange an des Kaisers Hofe nicht geachtet auf den apostolischen Nuntius Karaffa, der schnelle und schneidende Maßregeln begehrt. So lange noch Friedrich V. in Schlesien war, wird mit Vorsicht und Milde verfahren. Jetzo darf man noch keine Verzweifelung aufregen, die Verzweifelten möchten sich wieder für Friedrich erheben. So verfährt Karl, Fürst von Lichtenstein, Gubernator in Böhmen, der Kardinal von Dietrichstein, Gubernator in Mähren. Nur müssen schon am Ende des Jahres 1620 in Böhmen und Mähren den Jesuiten und der römischen Kirche überhaupt die entrissenen Güter erstattet werden. Wie aber König Friedrich aus Schlesien hatte entweichen müssen, begann die Strenge. Jedoch zuerst gab man sich das Ansehn, als sollte nur die politische Revolution bestraft werden. Besonders der Kurfürst von Sachsen machte diese Vorsicht nothwendig. Man brauchte seine Unterstützung zu dieser Bestrafung, durch welche der böhmischen Adelsmacht das Herz genommen werden sollte. War dieses geschehen, so brauchte man den Kurfürsten nicht mehr und konnte dann mit der Täuschung der ihm wegen der Kirche und des Glaubens gegebenen Versprechungen auch noch hervortreten. Ferdinand II. ließ nun im Febr. 1621 eine Commission zur Untersuchung und Bestrafung der Revolution niedersetzen, welche zahlreiche Verhaftungen vornahm. Der Kurfürst von Sachsen bot dazu sehr willig die Hand. Graf Andreas Schlick, der nach Sachsen entwichen, ward ausgeliefert, ja sächsische Truppen rückten in Böhmen ein, um die Straf-Vollziehung zu sichern. Die Commission konnte mit so größerer Schärfe auftreten, als Mannsfeld unterdessen aus Böhmen sich in die Ober-Pfalz ziehen mußte. Eine Masse von Todesurtheilen kam gegen die, deren man hatte habhaft werden können. Der Kaiser soll Gewissensscrupel gehabt haben, ob er diese Todesurtheile unterschreiben könne. Die Jesuiten redeten ihm seine Bedenklichkeiten glücklich hinweg. Indessen scheinet Ferdinand die ursprünglichen Urtheile gemildert und bei vielen doch die grausame Verschärfung der Todesstrafe hinweggenommen zu haben. Am 21. Juni, nachdem die Stadt Prag durch das Einrücken sächsischer Reiterei gebändigt, ward ein großes Blutfest gehalten. Neun und zwanzig Männer, theils aus dem hohen böhmischen Adel, theils aus dem vornehmen Bürgerstande, nahmen an diesem Tage den Tod. Bei einigen war die verschärfte Todesstrafe geblieben. Dem Grafen Schlick ward erst die Hand, dem Doctor Jessenius die Zunge abgeschnitten.



Alle waren mit der größten Freudigkeit, und trotz der Bestrebungen der Jesuiten alle im protestantischen Glauben gestorben. Im Angesichte des Todes folgt der Mensch nur seiner Ueberzeugung und der Wahrheit. Am Himmel spannte sich als ein Gruß der Engel an die Scheidenden ein prachtvoller Regenbogen aus, mild das Blutgerüst umleuchtend.

Zugleich aber hatte die Commission zahlreiche Confiscationsurtheile ausgesprochen. Mehr als 600 Güter waren

bereits confiscirt. Die Confiscation war das Hauptmittel, dem alten böhmischen Adel das Herz zu brechen. Besonders mit den Confiscationen arbeiteten die Commissaire mit ungeheurem Eifer fort. Noch 728 böhmische Edle und Herren wurden von der Commission später abgeurtheilt und ihnen ihre Güter entweder ganz oder zur Hälfte oder zum Drittheil genommen. Mit dem alten, böhmischen Adel und seiner Unabhängigkeit war es nun zu Ende. Von den ungeheuren für den Fiscus eingezogenen Summen und Gütern kam indessen dem Kaiser wenig zu Gute. Die Jesuiten und Capuziner wußten sich trefflich zu bedenken und in ihre Hand fiel ein sehr großer Theil der Güter. Ein anderer kam an Günstlinge, wieder ein anderer ward um Spottpreise verschleudert.

Ganz Böhmen empfing eine andere Gestalt; es waren neue Menschen, neue Besitzer da. Die alten Stände waren nicht mehr, die Kraft des Widerstandes gebrochen, mit dem armen und kleinen Volke konnte man leicht fertig zu werden hoffen. Nun brauchte man auch den Kurfürsten von Sachsen nicht mehr, nun konnten die ihm wegen der Religion gegebenen Versprechungen umgangen und der Anfang mit der kirchlichen Reformation Böhmens und Mährens gemacht werden. Zuerst, am 13. Decbr. 1621, wurden sämmtliche calvinische Prediger aus Böhmen verbannt, die calvinischen Kirchen den Katholiken übergeben. Den Calvinisten ward in der Regierungsverordnung Schuld gegeben, daß sie die Hauptanstifter der Revolution gewesen. Man hielt wieder einige Zeit inne. Am 24. Octbr. 1622 erfolgte der zweite Schlag, auch die lutherischen Prediger wurden verbannt, die lutherischen und nunmehr alle protestantischen Kirchen geschlossen. Vergebens erhub nun Sachsen seine Stimme und mahnte an die gethanen Versprechungen und Gelöbnisse. Der Kurfürst schrieb



bewegliche Briefe an Karl von Lichtenstein, an den Kaiser selbst, der den Majestätsbrief zerrissen hatte. Niemals ist die Jesuiten-Partei um Ausflüchte verlegen, mit denen sich ein früher gegebenes Versprechen umgehen läßt. Dem Kurfürsten wird geantwortet, die Prediger wären es gewesen, welche die Revolution verschuldet, darum hätten sie wohl müssen vertrieben werden. Und da hebt sich ja nun auch die Haltung des Majestätsbriefes, die erst förmlich angelobt worden. Indessen ist in Böhmen durch die Vernichtung des äußern protestantischen Kirchenthums doch immer nur erst ein Anfang gemacht.

Um die Zeit, da etwa zwei Jahre seit der Schlacht auf dem weißen Berge vergangen, hatte der Katholicismus im Allgemeinen sich wieder mächtig emporgearbeitet. Mit den Waffen war er fast auf allen Puncten siegvoll aus Kämpfen herausgeschritten. Nur der Krieg, den Spanien gegen die Republik von Nord-Niederland unternommen, hatte zu keinem günstigen Ergebniß geführt, Moritz von Oranien war im Stande gewesen, den Spaniern Stich zu halten. Indessen hatte sich Spinola der Festung Jülich 22. Januar 1622 bemeistert und auch Berg-op-Zoom würde in seine Hände gefallen sein, wenn nicht Mannsfeld nach Räumung der untern Pfalz für einen Augenblick mit fast zwanzigtausend Streitern der Republik beigestanden. Wie glücklich aber war der Katholicismus auf allen andern Puncten gewesen. Die Böhmen waren besiegt, dem Fürsten von Siebenbürgen die Waffen entwunden, der Zusammenhalt der protestantischen Fürsten und Stände gesprengt, Graubündten fast wieder niedergeworfen, in Frankreich von der katholischen Regierung die Calvinisten durch glücklichen Krieg abermals gebeugt. Darum durchwehte jetzo die katholische Welt ein kräftiges Gefühl. Fast allgemein war der Drang, die Reformation wieder zu

unterdrücken und alle Mittel werden hierfür in Bewegung gesetzt. Wenn Ferdinand II. sich besonders auf Gewalt stützt, so kennt man anderwärts auch noch andere Mittel. Der französische Hof verschwendet Geld und Gunstbezeugungen an die vornehmen Familien des Calvinismus, um sie wieder zum Katholicismus herüberzuziehen. Und bei nicht wenigen gelang es. Immer mehr und mehr lichteten sich die Reihen des französischen Calvinismus. Wohin das Glück ging, dahin wendeten sich auch die Gemüther vieler Menschen wieder. Man bemerkte, daß auch da, wo nicht mit Gewalt oder andern künstlichen Mitteln für den Katholicismus gearbeitet ward, er sich doch wieder erhob. Auch die leichte Art, in welcher das Christenthum im jesuitischen Katholicismus aufgefaßt ward, hatte nicht geringen Antheil an dem Wieder-Emporkommen desselben. Unter den vornehmen Ständen besonders mußte man diese Art ungemein bequem und behaglich finden. In Ungarn kehrten die bedeutenden Familien der Zrinyi, Forgacz, Erdödy, Balassa, Jakusith, Homonay und Thurzo allmälig zum Katholicismus zurück. Daran hatte der Jesuit und Erzbischof Pazmany den bedeutendsten Antheil. Daher lautete es auch auf den folgenden ungarischen Reichstagen anders als auf den frühern. Das Uebergewicht kehrte wieder zum Katholicismus zurück. In England, in den Niederlanden, anderwärts, bemerkte man ein Vorschreiten des Katholicismus unter den Menschen.

Unter solchen Verhältnissen, unter solchen Eindrücken eröffnete sich der Tag, den Kaiser Ferdinand II. nach Regensburg berufen. Es war kein eigentlicher Reichstag, nur ein Kurfürstentag, zu dem die Angesehensten des Reiches geladen waren. Johann Georg I. von Sachsen und Georg Wilhelm von Brandenburg waren trotz der Mahnungen des Kaisers



nicht in Person erschienen, bitter über die Dinge, welche gegen Friedrich V. von der Pfalz geschehen und noch geschehen sollten. Am 1. Januar 1623 hub diese Versammlung an. Es war von Seiten des Kaisers keine Rede von Unterhandlungen wegen der Pfalz, wie sie erst, ob auch nicht gerade förmlich und ausdrücklich, versprochen worden. Die kaiserlichen Anträge gingen nur dahin, daß es bei der Acht, deren volle Gesetzmäßigkeit behauptet ward, verbleiben müsse und daß mit der Pfalz Maximilian I. von Baiern belohnt werden solle, weil er sich ritterlich und treu erwiesen.

Im Anfange finden doch selbst die katholisch-geistlichen Kurfürsten und Stände die Sache sehr bedenklich. Das gesammte Kurfürsten-Collegium entgegnet: daß den Kindern von der Pfalz, die sicher nichts dabei verbrochen, ihr Recht nicht genommen werden könne. Sachsen und Brandenburg, durch Abgeordnete vertreten, begehren noch, daß die böhmische Gegen-Reformation eingestellt werde, da der Kaiser es also versprochen, da nur die Herren vom Adel, nicht deren arme lutherische Unterthanen die Revolution gemacht. In der kaiserlichen Antwort wird die Art des Ausspruches der Acht damit entschuldiget, daß wegen der bösen Zeitläufte die Fürsten nicht erst vom Kaiser hätten befragt werden können. Stillschweigend ward die Ungesetzmäßigkeit der Acht damit zugegeben. Was die böhmische Gegen-Reformation anlange, so hätten die Böhmen durch die Revolution den Majestätsbrief verwirkt und übrigens gehöre die ganze Sache nicht hierher. Was Friedrich von der Pfalz anlange, so müsse es beim Alten bleiben.

Unterdessen wird durch Karaffa den apostolischen Legaten zuerst der Kurfürst von Mainz und durch diesen wieder Köln und Trier bestimmt, den Widerstand gegen den Kaiser und Baiern aufzugeben. Die Sache ist ja für den Katholicismus

von so großer Wichtigkeit, daß eine Kur den Protestanten entnommen wird. Es muß nur eine Auskunft getroffen werden, daß das fürstliche Wort und die fürstliche Ehre gerettet erscheint. Sie selbst haben es eben für unerhört erklärt, daß die Kurlande den ganz unschuldigen Kindern von der Pfalz und überhaupt den Verwandten genommen werden solle. Die Auskunft nun ist, daß man setzt, es sollten den Kindern und den Anverwandten ihre Rechte trotz der Uebergabe der Kur an Baiern vorbehalten bleiben. Diese Auskunft ließ sich der Kaiser und Baiern wohl gefallen, weil es auf einige Worte nicht ankam. Die Folge zeigte es, daß man damit weiter nichts als leere Worte gegeben. So erfolgte die Belehnung mit der Kur an Maximilian I. von Baiern am 6. März 1623 mit der Einschränkung, daß den Kindern und Verwandten ihre Rechte vorbehalten blieben, wie überhaupt jedes andere Recht. Es waren leere Worte und weiter nichts. Herausgeben wird man nichts, hat man einmal den Besitz. Indem das Recht auf das härteste verletzt wird, erklärt man, daß das Recht vorbehalten bleibe.

Sachsen und Brandenburg hatten sich zuletzt von Allem zurückgezogen. Die Abgeordneten behaupteten immerfort, daß die Acht, auf welcher alle diese Maßregeln beruheten, gleich vom Anfange an ungesetzlich und widerrechtlich. Auch waren sie bei der Einsetzung Maximilians nicht anwesend. Indessen findet man ein leichtes Mittel, den Kurfürst von Sachsen zu beschwichtigen. Man räumt ihm nun die Ober- und Niederlausitz förmlich als Pfandschaft ein. Der Kurfürst hat erst auf das lauteste geschrien, daß alles Recht mit Füßen getreten werde, daß die Einschränkung, unter welcher die Pfalz weggegeben worden, gar nichts sei. Nach jener Gabe aber der Lausitzen wird er still. Spanien ist aus andern Gründen



unzufrieden mit der Sache. Es möchte den Preis des Sieges lieber dem Hause Habsburg als dem Hause Baiern zugetheilt wissen, hält auch die Sache deshalb für unzeitig, weil Jacob I. von England dadurch zu sehr möchte gereizt werden. Jacob I. ward damals von Spanien mit der Aussicht, eine Infantin für seinen Sohn Karl zu erhalten, geäfft. Auch das katholische Pfalz-Neuburg beklagt sich auf das bitterste, daß sein Näher-Recht so gar nicht beachtet werde. Der Pfalzgraf von Pfalz-Neuburg wird indessen auch mit dem Versprechen, daß ihm seine Rechte ja vorbehalten blieben, abgefunden. Auf dem Tage zu Regensburg aber ward weiter nichts vorgenommen. Maximilian ging nach Baiern, der Kaiser in seine Erblande.

In dieselben Tage, wo zu Regensburg der Tag war, fiel noch ein anderes Ereigniß von geringerem Belange. Die Häuser von Spanien-Habsburg standen, wie bemerkt, selbst bei den katholischen Mächten in sehr üblem Geruch. Man meinte, sie wollten nur die gegenwärtigen Gelegenheiten benutzen, sich immer weiter auszudehnen. Darum waren Ludwig XIII. von Frankreich, Victor Amadeus von Savoien und Venedig zu Paris am 7. Febr. 1623 zusammengetreten. Mit bewaffneter Hand sollten die Spanier und die Oestreicher aus Graubündten getrieben und die italienischen Thäler unter Graubündtens Gehorsam zurückgebracht werden. Es war von Bedeutung, daß Frankreich die politischen Entwürfe von Spanien-Habsburg mit Aufmerksamkeit und Ernst zu betrachten begann. Indessen legte sich Pabst Gregor XV. ein, damit aus dem Streite und dem Mißtrauen katholischer Mächte nicht etwa den Ketzern Vortheil erwüchse. Er schlug vor, die italienischen Thäler von päbstlichen Truppen vorläufig besetzen zu lassen. Dieses ließen jene Mächte sich gefallen. Apostolische

Truppen besetzen nun statt der spanischen jene italienischen Thäler und Frankreich, Savoien und Venedig fühlten sich ruhiger. Es muß vom Kaiser erst weit mehr geschehen, als bis jetzt geschehen ist, ehe Frankreich sich erhebt. Oestreicher behalten noch die andern Theile Graubündtens besetzt, die sie von dem kleinen Staate gewaltsam losgerissen. Pabst Gregor XV. aber stirbt am 8. Juli 1623. Bis nach Sina, Japan und Indien verbreiteten sich unter ihm die katholischen Missionen, ohne jedoch dauernde Erfolge zu gewinnen. Urban VIII. folgte ihm auf dem apostolischen Stuhle



## Zweites Kapitel.

Nach dem Regensburger Tage eröffnet sich eine breite, vielfach verschlungene und verwickelte Bühne von Ereignissen. Es erscheinet auf derselben und bis der Schweden-König rettend nach Deutschland kommt, der sinkende, auf den Rand des Unterganges gehende Protestantismus, eine neue Erhöhung des römischen Katholicismus besonders in dem deutschen Reiche. Hier, wo die Nation in ihrer bei weitem überwiegenden Mehrzahl sich für die Reformation entschieden, wo der evangelische Katholicismus der nationale Glaube, die nationale Ueberzeugung geworden, hat bis jetzo der römische Katholicismus nur durch Gewalt und List wieder um sich gegriffen, nur durch Gewalt und List wird er auch fürderhin sich Bahn brechen. Die damaligen Generationen und Geschlechter werden überwältiget und bezwungen. Ihren Abkömmlingen wird wieder der römische Katholicismus geprediget als die lauterste, unbedingteste und alleinige Wahrheit, jeder Laut, der aus dem evangelischen Katholicismus herüber zu ihnen tönen will, mit künstlichen Mitteln aufgefangen und weggescheucht. So ist das spätere Verhältniß geworden, in dem fast mehr als die Hälfte der Deutschen wieder als eifrig im römischen Katholicismus erscheint, und der täuschende Schein erzeugt wird, als sei eigentlich und ursprünglich der evangelische Katholicismus nicht der Deutschen nationaler Glaube und nationale Ueber-

zeugung gewesen. Auch im Aeußern würde er bis auf den heutigen Tag noch so erscheinen, das vergossene Blut, die geschehenen Gräuel würden erspart worden sein, die Söhne des Vaterlands ungespaltet, unzerrissen sein im Glauben und in der Kirche, wenn nicht Gewalt und List dazwischen getreten.

Kaiser Ferdinand II. ging von Regensburg zunächst nach Böhmen. Mehrere Jahre verlaufen, in denen er in seinen eigentlichen Landen fast völlig freie Hand hat. Sie müssen die Gewalt tragen, der Gewalt sich fügen. Der Kaiser ist mit dem festen Entschlusse gekommen, so viel er kann, den Protestantismus in diesen Landen zu vernichten. Also hat er es in seiner Jugend der heiligen Jungfrau zu Loretto gelobt. Vor diesem Versprechen müssen alle andere so menschliche als göttliche Dinge schweigen. Die Stimme des römischen Stuhles, der Bischöfe, Priester und Jesuiten, daß im römischen Katholicismus die alleinige und unbedingte Wahrheit ruhe, den auch mit Gewalt durchzusetzen, heilige Glaubenspflicht sei, gilt ihm wie göttliches Wort, wie die Stimme des Christenthumes selbst. Der römische Katholicismus nimmt nicht, wie der evangelische, an, daß diese Stimme nur aus dem Evangelio heraustöne, er läßt sie für sich auch aus der Kirche heraustönen. Die Kirche aber im engsten und höchsten Sinne ruhet in dem Pabste, in den Bischöfen und Priestern, in ihren Aussprüchen, Ansichten und Meinungen, dafern sie in rechter Form ausgesprochen sind. Schon sind alle Arten der Protestanten in Böhmen, die alten Utraquisten, Lutherische, Calvinische vielfach gepreßt und geplagt worden, schon ist das Gebot ergangen, daß ihre Lehrer und Prediger ausziehen sollten. Aber katholisch ist darum das Land noch nicht gemacht. Das ist ein langer und schwerer Weg. Noch ganz andere



Dinge sind dazu nothwendig. Der Kaiser hebt sogleich mit ihnen an, kräftig, rücksichtslos.

Ferdinand II. erfüllte zuerst das böhmische Land mit katholischen Beamten, die zum größten Theil keine Böhmen, sondern Deutsche waren. Slawata und Martiniz wurden dabei zur Belohnung ihrer Treue und ihres Eifers in den Reichsgrafenstand erhoben. Ganze Schaaren von Mönchen, Jesuiten besonders und Capuziner, wurden in das Land gezogen, und reiche Güter ihnen überantwortet. Zu Iglau und zu Znaim wurden Collegien für die vorzüglich begünstigten Jesuiten gegründet. Mit dem Verkaufen und Verschenken der eingezogenen Güter ward eifrigst fortgefahren. Die Klasse der Bevölkerung, die bedeutend war, die des Landes Sachen bis jetzt geführt, mußte gänzlich umgestaltet werden. Der Kaiser hatte es in dem Innern seiner Staaten nicht allein auf eine religiös-kirchliche, sondern auch auf eine politische Umgestaltung abgesehen. An die Stelle der Stände und Adelsmacht, welche bis dahin über Böhmen gewaltet, sollte eine nach Möglichkeit uneingeschränkte Fürstenmacht treten. Römischer Katholicismus und uneingeschränkte Fürstenmacht gingen, wie Ferdinand II., Hand in Hand, stützten sich gegenseitig. In der That und Wahrheit ist der römische Katholicismus an sich selbst eine solche Stütze der absoluten Fürstengewalt nicht. Nur unter den damaligen Umständen wird er dazu gemacht. Die neuen Besitzer in Böhmen, lange auf unsichern und schwankenden Boden stehend, können sich natürlich nicht mit der Freiheit und Selbstständigkeit der alten und eigentlichen Besitzer bewegen. Sie selbst müssen eine starke Fürstengewalt in dem Lande wünschen, damit auch sie von derselben im neuen und geraume Zeit gefährteten Besitz geschirmt würden. Auch legte der Kaiser strenge Lehnspflichten und

Lehnsleistungen auf die Güter, wie sie damals in neue Hände kamen.

Viele Menschen, vor der böhmischen Revolution unbedeutend, kamen damals rasch empor, indem sie durch kluge Benutzung der Umstände ungeheure Reichthümer gewannen. Unter ihnen ist besonders Albrecht von Waldstein oder Wallenstein zu nennen. Als die Güter der hingerichteten, vertriebenen und geächteten Böhmen um Spottpreise losgeschlagen wurden, machte Albrecht einen guten Handel. Er wendete sieben Millionen Gulden an und empfing dafür, weil um Spottpreise losgeschlagen ward, zum Theil losgeschlagen werden mußte, da Menschen von Gefühl und von Ehre solche Käufe nicht machten, das Zwie- oder Dreifache an Werth. Im Jahre 1623 besaß Wallenstein neun Städte und sieben und fünfzig Dörfer und Schlösser. Der Kaiser erhub 1622 Wallenstein in den Reichsgrafenstand, im Jahre 1623 ward er zum Fürsten erhoben, seine böhmischen Besitzungen nach der Stadt Friedland zu einem Herzogthum Friedland erhoben. Mehr als dreitausend Grundstücke ordnete der Kaiser noch obenein der Lehnshoheit des neuen Fürsten unter. Durch kluge und sorgfältige Benutzung des reichen Gewinnes, die indessen ohne Härte gegen die Unterthanen, selbst mit einer gewissen Milde gepaart ward, verstand Wallenstein seine Einkünfte beinahe ins Ungeheure hinaufzutreiben. Wallenstein erscheint zuerst als ein kluger, rechnender und zählender Mann. Eine weitere Bedeutung hat er indessen in der Welt noch nicht. Keine seiner früheren Thaten rechtfertiget einen großen und glänzenden Namen. Nur sein maßloser, auf üble Weise gewonnener Reichthum kann ihm eine gewisse Wichtigkeit geben, von der noch niemand weiß, ob er sie durch den Geist wird erhalten und bis zur geschichtlichen Bedeutsamkeit erweitern können.



Der Kaiser wird indessen genöthiget, in seinen Entwürfen auf Böhmen, besonders den kirchlich-religiösen, einen Stillstand eintreten zu lassen. Denn auf kurze Zeit drohet doch selbst auf diesem Boden wieder eine Gefahr. Im August des Jahres 1623 erhub sich Bethlen Gabor wieder gegen den Kaiser. Auch ihm waren die gethanen Versprechungen nicht erfüllt worden. Er hatte die Fürstenthümer Oppeln und Ratibor nicht erhalten. Schon seit geraumer Zeit beobachtete der Fürst die Schritte und die Bewegungen Ferdinands II. Nicht gleichgültig war ihm der Untergang des Protestantismus, mit dem der Kaiser drohete, bedenklicher noch das politische Uebergewicht der Häuser Spanien-Habsburg, durch welches er erdrückt werden konnte. Darum hatte er sich an den Hof des Groß-Türken um Hülfe und Unterstützung gewendet. Auch wurden nun Haufen von Türken und Tartaren ihm zugesendet.

Andere Protestanten, namentlich Friedrich V. von der Pfalz, nahmen an diesem Hereinziehen des alten Erz- und Erbfeindes der Christen in die Streitigkeiten der christlichen Welt unter sich keinen Antheil. Selbst in seiner gegenwärtigen großen Noth ist dem Bethlen Gabor von Friedrich erklärt worden, daß er keinem Schritte beitreten werde, der die Türken in das Herz von Deutschland führen könne. Ueberhaupt hat Friedrich V. von der Pfalz feierlich erklärt, daß er mit Konstantinopel immer nur in einem Sinne unterhandelt, nie, um sie herbeizuziehen, immer nur, um sie fern zu halten. Bedeutend ist auch diesesmal das Eingreifen der Türken in die Sachen Europa's nicht. Auf das höchste war in dem Reiche derselben der freche Uebermuth der Soldaten, der Janitscharen und Sipahi gestiegen, welche die Blödsinnigkeit Sultan Mustapha's wohl zu benutzen verstanden. Die Ulemas setzten

Mustapha endlich ab und die Janitscharen ließen es sich diesesmal gefallen, daß der Thron nicht durch ihre Säbel besetzt ward. Am 23. Aug. 1623 ward der Knabe Amurad IV. auf den Stuhl der Sultane gesetzt. Siebenzehn Jahre saß Amurad IV. auf demselben, denn er starb am 9. Febr. 1640. Aber die Waffen des Sultans, wenn er überhaupt auftritt, müssen rückwärts, in das Innere von Asien gegen die Perser gewendet werden. An den Ufern des Euphrats und des Tigris wogt der Kampf zwischen den Persern und Osmanen während der inhaltsschweren Zeit Deutschlands hin und her. Auch kommen unter Amurad IV. alle Institute, durch welche die Türken früher furchtbar gewesen, immer mehr in Verfall.

Bethlen Gabor, den Krieg gegen den Kaiser an der Spitze von achtzigtausend Streitern, unter denen viele Türken und Tartaren, eröffnend, verkündete, daß er die Waffen ergreife, weil der Kaiser weder ihm noch im Allgemeinen gehalten, was er gelobt. Er solle die des Landes verwiesenen Böhmen wieder in ihre Würden und Güter einsetzen und den Verträgen gemäß freie Ausübung des protestantischen Kirchenwesens gewähren. Weiter begehre er von dem Kaiser nichts, werde das bewilliget, so wolle er in sein Fürstenthum Siebenbürgen und die ihm abgetretenen ungarischen Gespannschaften zurückkehren. Der Graf von Thurn und der Markgraf von Brandenburg-Jägerndorf befanden sich im Gefolge Bethlen Gabors. Jedes Falls unternahm der Fürst von Siebenbürgen diese Fahrt, weil er erwartete, daß, wenn sich der Kaiser seinen Anforderungen nicht fügen, die katholische Gegen-Reformation nicht aufgeben, die Religions-Freiheit nicht von neuem bestätigen und ins Werk setzen werde, wie vorauszusehen war, daß es nicht geschehen würde, die Böhmen und Mähren sich von neuem erheben würden. Diese Erwartung



schien auch dadurch begründet zu werden, daß sich, im Jahre 1623 noch, ein Theil der böhmischen Bauern, angeführt vom Ritter Rziczan, erheben, jedoch vergeblich erheben. Bethlen Gabor mochte meinen, daß es nur seines Erscheinens bedürfe, um einen größern, einen allgemeinen Aufstand in Böhmen und Mähren hervorzurufen. Der Fürst von Siebenbürgen rückte rasch und entschlossen durch Ungarn hindurch, sendete Streithaufen nach Oestreich und bis nach Steiermark, wendete sich aber mit seiner Hauptmacht nach der mährischen Grenze. Dort stand ein kaiserliches Heer unter dem Markgrafen von Montenegro, unter dem Hieronymus Karaffa und Albrecht von Wallenstein, der diesesmal zuerst in einem großen Verhältnisse erscheint, befehligten. Das kaiserliche Heer stand bei der Stadt Göding in einer starken Verschanzung. Bethlen Gabor vermochte nicht, sie mit stürmender Hand zu nehmen, denn die Türken weigerten den Sturm. Nun verbreiteten sich seine Schaaren weit über Mähren, mordend, raubend, sengend und brennend. Selbst die Vorstädte von Olmütz und Brünn gingen in Feuer auf. Vor solchen Befreiern aber mußten die Menschen bangen und der Aufstand, auf welchen Bethlen Gabor mit Sicherheit gerechnet hatte, blieb aus. In dem verheerten Lande kann er sich nicht lange behaupten, seine eigenen Bundesgenossen, Türken und Tartaren, ängstigen ihn, er meinet nichts über den Kaiser erreichen, nur mit Ehren aus dem begonnenen Streite durch rechtzeitiges Umlenken scheiden zu können.

Kaiser Ferdinand II. hat mit gewohntem Scharfblick die Lage des Fürsten und seine Gesinnungen durchschaut und ihm durch Stanislas Thurzo Erneuerung des Friedens bieten lassen. Bethlen Gabor, der sich bereits vorher von der mährischen Grenze zurückgezogen, schloß am 8. Mai 1624 seinen Frie-

den mit dem Kaiser. Von neuem ließ er sich die beiden schlesischen Herzogthümer versprechen und Ferdinand II. verspricht sie noch einmal mit dem bestimmten Entschlusse, sie nicht zu geben, nur der Noth des Augenblickes weichend. Für das Allgemeine bedingt Bethlen Gabor nichts aus, als sei es nicht das Allgemeine gewesen, für welches er zu den Waffen gegriffen. Wenn sich nun auch das Benehmen des Fürsten zum großen Theil aus dem Umstande erklärt, daß der Aufstand in Böhmen und Mähren, auf den er gerechnet, ausbleibt, so trägt es doch auch den Stempel der Ungewißheit und Zweideutigkeit. Seitdem ihm die Hoffnung, König von Böhmen zu werden, nicht ausgegangen, hat er Haltung und Richtung verloren. Zum zweitenmale war der Kaiser in ruhigen Besitz der Theile Ungarns gekommen, die nicht an die Türken und Siebenbürgen gefallen. Ferdinand II. verstand von den Umständen immer allen Vortheil zu ziehen und sie von der rechten Seite zu fassen. Weit entfernt, auch in Ungarn schnell und schneidend wie anderwärts gegen den Protestantismus aufzutreten, weil er die zu großen Hindernisse kannte, bestätigte er die religiösen Freiheiten sogar auf dem nächsten Reichstage Ungarns, zufrieden damit, daß der Jesuit und Erzbischof Pazmany eine Protestation einlegte, wodurch die Aussicht auf die Zukunft offen erhalten ward. Die katholischen Interessen herrschten auf den Tagen der Ungarn durch den Uebertritt so vieler edler Geschlechter wieder vor. Auf dem Reichstage von 1625 ward des Kaisers ältester Sohn Ferdinand Ernst zum Nachfolger seines Vaters auf den königlichen Thron Ungarns erwählt.

Der Kaiser säumte nun nicht, so wie allmälig die Gefahr von Bethlen Gabor vorüberzog, hervorzutreten mit dem, was er für Böhmen, Mähren und Oestreich längst beabsichtiget.



Schon im Frühlinge 1624 und noch ehe der Friede mit dem Fürsten von Siebenbürgen abgeschlossen, ward befohlen, daß alle noch auf dem Lande verborgene evangelische Prediger aufgesucht und sofort aus dem Lande hinausgebracht würden. Soldaten suchten die Verborgenen auf und schafften sie hinweg. Schwere Strafen drohten dem evangelischen Prediger, der doch wagen würde, sich zu verbergen und im Verborgenen zu wirken. Es kam darauf an, die Leuchte des Evangeliums zum Lande hinauszubringen. Aller anderer als der katholische Gottesdienst ist nun aufgehoben. Die Kreishauptleute werden angewiesen, schwere Geldbußen zu erheben, wo noch eine Handlung des protestantischen Cults, Trauung, Taufe oder Abendmahl vorgenommen, der katholische Gottesdienst dagegen verabsäumt ward. Auch werden schon bürgerliche Nachtheile mit dem Protestantismus in Verbindung gesetzt. Kein Nicht-Katholischer, ward schon 1625 geboten, soll ferner das Bürgerrecht in den königlichen Städten haben. Auf dem Flachlande von Böhmen war der bei weitem größere Theil der Menschen protestantisch. Sie setzten einen hartnäckigen Widerstand entgegen, sie wollten sich nicht den römischen Katholicismus aufzwingen lassen. Die Kuttenberger Bergleute wanderten lieber nach Sachsen aus. Aber sie werden nicht alle auswandern können. Mögen die Reichen und Wohlhabenden gehen, die Armen und Kleinen werden bleiben, werden sich doch endlich fügen müssen. Was wollen sie draußen in der fremden, deutschen, polnischen oder ungarischen Welt, wo sie nicht einmal die Sprache verstehen. Und man wird sie schon überwältigen. Die protestantische Predigt ist verklungen, die Schulen sind geschlossen, die Bibeln und Erbauungsbücher, die mit der größten Sorgfalt aufgespürt worden, als wären sie schwere Criminal-Verbrechen, sind ver-

den mit dem Kaiser. Von neuem ließ er sich die beiden schlesischen Herzogthümer versprechen und Ferdinand II. verspricht sie noch einmal mit dem bestimmten Entschlusse, sie nicht zu geben, nur der Noth des Augenblickes weichend. Für das Allgemeine bedingt Bethlen Gabor nichts aus, als sei es nicht das Allgemeine gewesen, für welches er zu den Waffen gegriffen. Wenn sich nun auch das Benehmen des Fürsten zum großen Theil aus dem Umstande erklärt, daß der Aufstand in Böhmen und Mähren, auf den er gerechnet, ausbleibt, so trägt es doch auch den Stempel der Ungewißheit und Zweideutigkeit. Seitdem ihm die Hoffnung, König von Böhmen zu werden, nicht ausgegangen, hat er Haltung und Richtung verloren. Zum zweitenmale war der Kaiser in ruhigen Besitz der Theile Ungarns gekommen, die nicht an die Türken und Siebenbürgen gefallen. Ferdinand II. verstand von den Umständen immer allen Vortheil zu ziehen und sie von der rechten Seite zu fassen. Weit entfernt, auch in Ungarn schnell und schneidend wie anderwärts gegen den Protestantismus aufzutreten, weil er die zu großen Hindernisse kannte, bestätigte er die religiösen Freiheiten sogar auf dem nächsten Reichstage Ungarns, zufrieden damit, daß der Jesuit und Erzbischof Pazmany eine Protestation einlegte, wodurch die Aussicht auf die Zukunft offen erhalten ward. Die katholischen Interessen herrschten auf den Tagen der Ungarn durch den Uebertritt so vieler edler Geschlechter wieder vor. Auf dem Reichstage von 1625 ward des Kaisers ältester Sohn Ferdinand Ernst zum Nachfolger seines Vaters auf den königlichen Thron Ungarns erwählt.

Der Kaiser säumte nun nicht, so wie allmälig die Gefahr von Bethlen Gabor vorüberzog, hervorzutreten mit dem, was er für Böhmen, Mähren und Oestreich längst beabsichtiget.



Schon im Frühlinge 1624 und noch ehe der Friede mit dem Fürsten von Siebenbürgen abgeschlossen, ward befohlen, daß alle noch auf dem Lande verborgene evangelische Prediger aufgesucht und sofort aus dem Lande hinausgebracht würden. Soldaten suchten die Verborgenen auf und schafften sie hinweg. Schwere Strafen drohten dem evangelischen Prediger, der doch wagen würde, sich zu verbergen und im Verborgenen zu wirken. Es kam darauf an, die Leuchte des Evangeliums zum Lande hinauszubringen. Aller anderer als der katholische Gottesdienst ist nun aufgehoben. Die Kreishauptleute werden angewiesen, schwere Geldbußen zu erheben, wo noch eine Handlung des protestantischen Cults, Trauung, Taufe oder Abendmahl vorgenommen, der katholische Gottesdienst dagegen verabsäumt ward. Auch werden schon bürgerliche Nachtheile mit dem Protestantismus in Verbindung gesetzt. Kein Nicht-Katholischer, ward schon 1625 geboten, soll ferner das Bürgerrecht in den königlichen Städten haben. Auf dem Flachlande von Böhmen war der bei weitem größere Theil der Menschen protestantisch. Sie setzten einen hartnäckigen Widerstand entgegen, sie wollten sich nicht den römischen Katholicismus aufzwingen lassen. Die Kuttenberger Bergleute wanderten lieber nach Sachsen aus. Aber sie werden nicht alle auswandern können. Mögen die Reichen und Wohlhabenden gehen, die Armen und Kleinen werden bleiben, werden sich doch endlich fügen müssen. Was wollen sie draußen in der fremden, deutschen, polnischen oder ungarischen Welt, wo sie nicht einmal die Sprache verstehen. Und man wird sie schon überwältigen. Die protestantische Predigt ist verklungen, die Schulen sind geschlossen, die Bibeln und Erbauungsbücher, die mit der größten Sorgfalt aufgespürt worden, als wären sie schwere Criminal-Verbrechen, sind ver-

nichtet oder verbrannt, Mönche und Jesuiten haben die heranwachsende Jugend in ihre Schule genommen. Schon mit dem Jahre 1624 werden die äußersten Maßregeln hier von den neuen, katholischen Herren, dort von der Regierung selbst ergriffen, um allenthalben wenigstens das äußere Bekenntniß des Katholicismus abzunöthigen. Indessen gewahrte man im Jahre 1626, daß alle bisherige Maßregeln noch nicht hinlänglich gezogen hatten. Darum erschien ein kaiserliches Gebot. Allen, die nicht sofort katholisch werden wollen, wird Gewerbe, Handel, Handwerk untersagt, keines nicht-katholischen Menschen Testament soll gültig sein, nicht-katholische Arme und Kranke, wenn sie nicht sogleich katholisch werden wollen, sollen aus den Hospitälern geworfen werden, wer gegen den Katholicismus redet, soll am Leben gestraft, sein Gut der Confiscation verfallen sein. Ob nun aber wohl den Protestanten durch dieses Gebot beinahe das Leben abgeschnitten ward, so konnten sich doch selbst unter so ungeheuren Beschränkungen noch Protestanten im Lande erhalten. Der Kaiser war entschlossen, mit ihnen zu Ende zu kommen. Er wußte, daß er den bei weitem größten Theil der Menschen in Böhmen und Mähren würde zwingen können, die Uebrigen mochten gehen.

Die frühere Straf- und Untersuchungs-Commission für Böhmen war bereits im Jahre 1623 aufgelöst worden. Eine neue ganz anderer Art trat nunmehr an ihre Stelle. Ueber ganz Böhmen und Mähren breitete sie sich aus. Mönche, Jesuiten, aber besonders Soldaten handhabten sie. Sie zogen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus. Seid ihr katholisch geworden, wollt ihr katholisch werden, wollt ihr nicht katholisch werden, waren die Fragen, die sie allenthalben stellten. Wo mit nein geant-



wortet ward, wo auch nur ein Aufschub begehrt ward, weil Glaube doch auf Ueberzeugung gegründet sein müsse, schlugen die Hauptleute, unter denen sich besonders Huerda, der Spanier, durch wilde Wuth auszeichnete, und die Soldaten mit Säbeln und Knütteln zu. Die Männer sperrte man dann oft in Gefängnisse, legte den Weibern und Kindern Soldaten ins Haus, die quälten, tobten und plagten, bis der Weiber Geheul die Männer nöthigte, äußerlich katholisch zu werden, um die Qual nur zu enden. Wieder an andern Orten machte man den Prozeß noch kürzer und trieb gleich die ganze Masse mit Säbelhieben in die katholische Messe. Wer es vermochte, entrann, doch nur die wenigsten vermochten, wollten es. Es ist so schwer, den süßen Vaterboden zu verlassen, das kleine Eigenthum aufzugeben, hinauszugehen in die fremde Welt, zu Jammer, Noth, Thränen und Hunger. Auch wurde den Flüchtigen eifrig nachgesetzt und Schläge und Säbelhiebe erwarteten die Ergriffenen. Die Armen und Kleinen, besonders die Landleute, blieben und mußten bleiben. Etwas besser fuhren die Bürger der großen Städte, von denen der reiche und wohlhabende Theil auswandern durfte. Die Bürger von Lissa brannten, ehe die Reformations-Commission bis zu ihnen gelangte, ihre Stadt nieder und gingen auf und davon. Der Adel ward vor der Hand von der Härte dieser Maßregeln noch nicht getroffen.

In Oestreich waren die Maßregeln in demselben Style. Am 4. Octbr. 1624 erging über Oestreich ein scharfes landesfürstliches Edict. In den härtesten und drohendsten Ausdrücken ward dem Adel und den Städten Alles, was sie gegen Ferdinand II. gethan, jede Verbindung mit der böhmischen und ungarischen Revolution als schweres Verbrechen vorgerechnet. An allen diesen Dingen sollten die protestantischen Prediger und

Schullehrer Schuld sein. Binnen acht Tagen sollen sie daher das Land verlassen. Wer es wagen wird, sie länger zu behalten, der soll an Leib, Hab und Gut bestraft werden. Die Vollziehung wird dem Grafen von Herbersdorf, bairischen Obersten und Statthalter zu Linz, aufgetragen, denn noch ist Ober-Oestreich als eine Pfandschaft von den Baiern besetzt. Die Maßregel wird durchgesetzt und dem Protestantismus damit die fortlaufende Lehre und Unterweisung als die Quelle seines Daseins abgegraben. Katholische Pfarrer werden allenthalben aufgezwungen und zu den furchtbarsten Maßregeln geschritten, wo man sie sich etwa nicht wollte aufzwingen lassen. Herbersdorf ließ erschießen, wo sich ein Widerstand gezeigt hatte. Indessen blieben die Menschen im Herzen noch evangelisch, erbaueten sich daheim, besuchten den katholischen Gottesdienst nicht. Ferdinand II. aber bestand darauf, daß allenthalben der römische Katholicismus, wenn auch bei der gegenwärtigen Generation nur äußerlich, bekannt werde. Um den Adel und die Stände zu schrecken, ward am Anfange des Jahres 1625 eine Straf-Commission wegen der früheren Widersetzlichkeit Oestreichs angeordnet. Die Stände sollten fürchten, daß es ihnen mit Todesurtheilen und Confiscationen gehen solle wie den Böhmen. Es war aber des Kaisers Absicht nicht, hier mit derselben Gewaltsamkeit aufzuschreiten. Die Stände sollten nur in Angst gesetzt werden, damit sie in der Religions-Sache fügsamer würden. Darum ward die Straf-Commission auf demüthiges Bitten der Stände wieder aufgelößt, dabei aber erklärt, daß sich der Kaiser die freie Disposition der Religion gänzlich vorbehalte, die Stände auch ihre Rechte über Kirchen und Pfarreien an die Regierung abtreten müßten. Nun erfolgte das Gegen-Reformations-Patent am 10. Octbr. 1625: bis Ostern kommenden Jahres soll wieder



Alles katholisch geworden sein, wer es nicht werden will, hat, weil, wie seltsam hinzugesetzt wird, die Gewissen nicht beschwert werden sollen, das Recht auszuwandern. Nur für die Edlen und die Landleute, deren Vorfahren schon vor fünfzig Jahren wirkliche Landleute gewesen, wird doch noch eine Ausnahme gemacht. Es wird ihnen noch erlaubt, evangelisch zu bleiben, jedoch nur unter den größten Einschränkungen. Sie dürfen nicht einmal trauen und taufen lassen. Alle unkatholische Bücher sollen zur Vernichtung ausgeliefert werden. Eine demüthige Eingabe der Stände, daß sie doch bei ihrem evangelischen Glauben möchten gelassen werden, wird mit Strenge zurückgewiesen. Nun ward auch Oestreich von den Gegen-Reformations-Commissionen überfluthet, deren Verfahren im Ganzen genommen dasselbe war wie in Böhmen.

Mitten unter nicht geringen Gefahren hält der Kaiser an seinem Entschlusse, Alles in seinen Landen wieder katholisch zu machen, fest. Er hat eine ungeheure Freude daran, wenn er den katholischen Cult, die Messe, die Prozessionen, wieder in Gang kommen sieht, wobei es ihn nicht im mindesten zu irren scheinet, daß doch Alles nur ein äußerliches Werk des Zwanges und der Gewalt ist. Er äußert, „die Protestanten irrten sich sehr, wenn sie meinten, er hasse sie, er liebe sie nur und aus Liebe zwinge er sie. Wenn er sie nicht liebte, würde er sich gar nicht um sie kümmern, deß sei Gott ihm Zeuge." Der Kaiser verkannte, daß jeder seine religiöse Ueberzeugung für eine Wahrheit hält, die er ausgebreitet zu sehen wünscht, jeder seinen Nächsten liebt oder lieben soll, und weil und wenn er ihn liebt, wünscht, daß seine Ueberzeugung und seine Wahrheit zu diesem Nächsten komme. Wollte nun jeder meinen, gerade diese Liebe mache es ihm zur Pflicht, den Nächsten selbst mit Zwang, Gewalt, Todesgefahr und Tod

zu sich herüber zu nöthigen, so müßte sich die Welt, da die religiösen Ueberzeugungen, die Auffassungsweisen des Christenthums einmal verschieden, mit Nothwendigkeit in einen ungeheuren und gegenseitigen Kampf, in gegenseitigen Zwangs- und Vernichtungs-Krieg auflösen.

Jene Gefahren aber kamen für den Kaiser aus mehreren Ereignissen her, die beinahe zu gleicher Zeit ihm entgegentraten. Weil in Oestreich wie in Böhmen die Menschen auf das äußerste gequält wurden, weil man gegen sie vergaß, was der Mensch von dem Menschen zu begehren hat, vergaßen auch sie es. In der zweiten Hälfte des Maimonats 1626 brach zuerst im Hausruckviertel Oestreichs ein gefährlicher Bauern-Aufstand los, der sich mit Schnelle weiter verbreitete. Bald waren ihrer auf 16,000 zusammen. Mit grausamer Wuth fielen sie auf die fürstlichen Pfleger, auf katholische Priester und Mönche, ihre Plager und Dränger. Die Hände der aufgestandenen Bauern blieben nicht rein von Blut und Mord. Doch erboten sie sich gleich beim Beginn des Aufstandes zu gebührendem und demüthigem Gehorsam unter den Landesfürsten zurückzukehren, die Waffen niederzulegen, wenn ihnen das Evangelium wieder gestattet und ein General-Pardon bewilliget werde. Der größte Theil des Adels nimmt beim Ausbruch dieses Aufstandes eine passive Stellung an und scheint zu erwarten, ob das Erheben des Volkes zu etwas führen werde. Der Statthalter Graf von Herbersdorf eilt sogleich mit bewaffneter Macht aus Linz, hoffend die Bauern leichtlich niederzuschlagen. Aber der Kampf, den er gegen sie bestand, lief sehr unglücklich ab. Die Bauern umringten sein kleines Heer und brachen mit solcher Wuth ein, daß Herbersdorf nur mit traurigen Resten desselben sich nach Linz zurückretten konnte. Kaiser Ferdinand II. entbietet darauf und weil der



Aufstand immer gefährlicher zu werden drohet, Baiern und Salzburg um Hülfe; doch sollen sie vor der Hand an der Grenze stehen bleiben, denn er will erst noch eine Unterhandlung mit den Bauern eröffnen. Es ist ihm gerade jetzo der Ausbruch eines solchen Kampfes höchst ungelegen, da er eben, wie bald wird berichtet werden, auch von Bethlen Gabor wieder bedroht ist. Freiherr Karl Fuchs, Niclas von Grünthal und Martin Hefner werden an die Bauern als fürstliche Commissaire gesendet. Die Bauern hatten sich unterdessen in Stephan Fadinger, einem entschlossenen Manne, ein Haupt gegeben und das Hausruck- und Traun-Viertel, über welche sich der Aufstand ausgedehnt, förmlich organisirt. Lärmzeichen und Versammlungsorte, je nachdem die Seite, von welcher man angegriffen würde, waren bestimmt. Mehr als zwanzigtausend Männer stehen unter den Waffen. Die kaiserlichen Commissaire sicherten sogleich allgemeine Verzeihung des Geschehenen zu, wenn die Bauern die Waffen niederlegten. Beschwerden könnten sie durch einen Ausschuß beim Kaiser anbringen. Man wünscht, den Aufgestandenen die Waffen zu entwinden. Sie sollen sie niederlegen, ohne zu fragen, was dann aus ihren Beschwerden werden wird. Die Bauern aber, die damals ihren Mittelpunkt in der Stadt Wels haben, wollen darauf nicht, wohl aber auf die gütliche Verhandlung eingehen. Die Bauern setzten ihre Beschwerden auf. Sie begehrten vor allen Dingen die Freiheit des Evangelii in der Weise, wie sie unter Kaiser Matthias Statt gefunden, Entfernung der Baiern, der Söldner und der Jesuiten, einheimische Beamte und einen allgemeinen Pardon. Die Bauern dachten nicht allein an sich, sondern auch an den Adel. Die verbannten Herren wären zurückzurufen, ihre eingezogenen Güter ihnen wiederzugeben.

Mit diesen Anforderungen ging ein Ausschuß aus allen vier Vierteln erkiesen, zum Kaiser nach Wien. Die Bitten wurden gehört, aber lange keine Antwort gegeben, bis Stephan Fadinger sah, daß auf diesem Wege keine Auskunft zu gewinnen sei. Er erkannte, daß die religiöse Concession von dem Kaiser nicht zu gewinnen sei. Auf dem Kampfschauplatze war unterdessen Waffenstillstand gewesen, der jedoch von beiden Theilen übel gehalten ward. Die Bauern haben selbst die kaiserlichen Commissaire zu Steyer in Haft gesetzt und der Kampf ist, noch ehe der Ausschuß der Bauern zurückkommt, von neuem ausgebrochen. Vor Linz findet Stephan Fadinger den Tod 29. Juni 1626, ohne daß die Bauern durch seinen Fall erschüttert werden. Sie stellen Achatius Wiellinger als Feldhauptmann auf. Zwar vermögen nun die Bauern nicht Linz mit stürmender Hand zu erobern, wie sie oft versuchen, aber im Lande selbst breitet sich der Aufstand eher weiter aus, als daß er sich gemindert. Wenn die Ernte vorüber ist, wollen sie selbst in Nieder-Oestreich einbrechen, wohin der Aufstand sich noch nicht ausgebreitet. Die zu Linz versammelten Stände aber haben den früheren hohen Muth nicht mehr. Nur zu demüthiger Unterwerfung rathen sie den Bauern.

Unterdessen hat aber auch Maximilian von Baiern frische Truppen gesendet und der Kaiser ist im Stande unter Löbel und Weickhardt ebenfalls Verstärkung in die aufgestandenen Districte zu werfen. Nun, erst im Monat August, kam die kaiserliche Antwort auf die Beschwerden der Bauern. Sie sollen die Waffen auf der Stelle niederlegen, im Uebrigen können sie ihre vermeintlichen Beschwerden dem Kaiser abermals durch einen Ausschuß zu Wissen thun. Doch wird im Voraus bemerkt, daß die freie Ausübung des protestantischen Glaubens nicht werde bewilliget werden. Doch sollten die



Abgaben für die Auswanderer ermäßiget, auch Niemand mit Gewalt von seinem Glauben abgenöthiget werden, dafern er nur regelmäßig die katholischen Kirchen besuche und die katholischen Sacramente nehme. Hier muß man zweifeln, ob man eine wahre Meinung des Kaisers vor sich hat oder nur eine Wendung, die er nimmt, um den Aufstand zu beschwichtigen. Letzteres ist doch wohl das Wahrscheinlichere. Oder hatte der Kaiser ganz und gar genug daran, wenn nur die äußern Ceremonien der Kirche gethan wurden, kam es ihm auf den Glauben und die Ueberzeugung gar nicht an, wollte er die Menschen zu Heuchlern machen!

Die Bauern indessen schienen zu erschrecken vor allen den Anstalten, die gegen sie getroffen wurden. Sie unterzeichneten vor neuen kaiserlichen Commissairen einen demüthigen Revers, bekannten sich darin der größten Frevel schuldig, überließen sich des Kaisers Gnade, gelobten die Waffen niederzulegen und auseinanderzugehen. Von der kirchlich-religiösen Freiheit sprechen sie kein Wort mehr. Einige Tage vorher war ein Waffenstillstand mit den Bauern geschlossen worden. Es ist ihnen versprochen worden, daß die Truppen da stehen bleiben sollen, wo sie sind. Aber ein neuer Haufe Söldner, den der Herzog von Holstein für den Kaiser geworben, kommt doch in das Land. Nun meinen die Bauern, daß sie getäuscht werden, daß sie mit Gewalt niedergeschlagen werden sollten. Noch einmal erheben sie sich und führen nun eine andere Sprache: nicht eher würden sie die Waffen niederlegen, als bis ihnen die freie Ausübung des protestantischen Glaubens bewilliget worden, darauf wollten sie Gut und Blut setzen. Der Kaiser, in diesem Augenblicke auch von anderen Gefahren noch umgeben, verzweifelte daran mit seinen Mitteln auszukommen. Er wendete sich an Maximilian den Baiern.

Mit diesen Anforderungen ging ein Ausschuß aus allen vier Vierteln erkiesen, zum Kaiser nach Wien. Die Bitten wurden gehört, aber lange keine Antwort gegeben, bis Stephan Fadinger sah, daß auf diesem Wege keine Auskunft zu gewinnen sei. Er erkannte, daß die religiöse Concession von dem Kaiser nicht zu gewinnen sei. Auf dem Kampfschauplatze war unterdessen Waffenstillstand gewesen, der jedoch von beiden Theilen übel gehalten ward. Die Bauern haben selbst die kaiserlichen Commissaire zu Steyer in Haft gesetzt und der Kampf ist, noch ehe der Ausschuß der Bauern zurückkommt, von neuem ausgebrochen. Vor Linz findet Stephan Fadinger den Tod 29. Juni 1626, ohne daß die Bauern durch seinen Fall erschüttert werden. Sie stellen Achatius Wiellinger als Feldhauptmann auf. Zwar vermögen nun die Bauern nicht Linz mit stürmender Hand zu erobern, wie sie oft versuchen, aber im Lande selbst breitet sich der Aufstand eher weiter aus, als daß er sich gemindert. Wenn die Ernte vorüber ist, wollen sie selbst in Nieder-Oestreich einbrechen, wohin der Aufstand sich noch nicht ausgebreitet. Die zu Linz versammelten Stände aber haben den früheren hohen Muth nicht mehr. Nur zu demüthiger Unterwerfung rathen sie den Bauern.

Unterdessen hat aber auch Maximilian von Baiern frische Truppen gesendet und der Kaiser ist im Stande unter Löbel und Weickhardt ebenfalls Verstärkung in die aufgestandenen Districte zu werfen. Nun, erst im Monat August, kam die kaiserliche Antwort auf die Beschwerden der Bauern. Sie sollen die Waffen auf der Stelle niederlegen, im Uebrigen können sie ihre vermeintlichen Beschwerden dem Kaiser abermals durch einen Ausschuß zu Wissen thun. Doch wird im Voraus bemerkt, daß die freie Ausübung des protestantischen Glaubens nicht werde bewilliget werden. Doch sollten die



Abgaben für die Auswanderer ermäßiget, auch Niemand mit Gewalt von seinem Glauben abgenöthiget werden, dafern er nur regelmäßig die katholischen Kirchen besuche und die katholischen Sacramente nehme. Hier muß man zweifeln, ob man eine wahre Meinung des Kaisers vor sich hat oder nur eine Wendung, die er nimmt, um den Aufstand zu beschwichtigen. Letzteres ist doch wohl das Wahrscheinlichere. Oder hatte der Kaiser ganz und gar genug daran, wenn nur die äußern Ceremonien der Kirche gethan wurden, kam es ihm auf den Glauben und die Ueberzeugung gar nicht an, wollte er die Menschen zu Heuchlern machen!

Die Bauern indessen schienen zu erschrecken vor allen den Anstalten, die gegen sie getroffen wurden. Sie unterzeichneten vor neuen kaiserlichen Commissairen einen demüthigen Revers, bekannten sich darin der größten Frevel schuldig, überließen sich des Kaisers Gnade, gelobten die Waffen niederzulegen und auseinanderzugehen. Von der kirchlich-religiösen Freiheit sprechen sie kein Wort mehr. Einige Tage vorher war ein Waffenstillstand mit den Bauern geschlossen worden. Es ist ihnen versprochen worden, daß die Truppen da stehen bleiben sollen, wo sie sind. Aber ein neuer Haufe Söldner, den der Herzog von Holstein für den Kaiser geworben, kommt doch in das Land. Nun meinen die Bauern, daß sie getäuscht werden, daß sie mit Gewalt niedergeschlagen werden sollten. Noch einmal erheben sie sich und führen nun eine andere Sprache: nicht eher würden sie die Waffen niederlegen, als bis ihnen die freie Ausübung des protestantischen Glaubens bewilliget worden, darauf wollten sie Gut und Blut setzen. Der Kaiser, in diesem Augenblicke auch von anderen Gefahren noch umgeben, verzweifelte daran mit seinen Mitteln auszukommen. Er wendete sich an Maximilian den Baiern.

Dieser fehlte nun ja nirgends, wo es galt, den nationalen Glauben Deutschlands zu vernichten und an die Stelle des evangelischen Katholicismus wieder den römischen zu bringen. Das undeutsche Handeln ist die Lust und die Freude seines Lebens. Durch baierische Hülfe, die Pappenheim anführt, gelingt es endlich im Spätherbste des Jahres 1626 des östreichischen Bauernaufstandes ganz Meister zu werden. Der Kaiser giebt den Bauern, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie katholisch würden, Pardon. Zuerst aber acht von den Anführern, unter denen auch Achatius Wiellinger, der Feldhauptmann, später noch sieben andere Männer starben den Tod auf dem Blutgerüst. In Ober-Oestreich werden nun die härtesten Maßregeln ergriffen, selbst gegen den Herrn- und Ritterstand; nur die Wahl zwischen Auswanderung und Annahme des römischen Katholicismus wird ihnen gelassen. In Nieder-Oestreich behält wenigstens der Adel die Gewissens-Freiheit noch auf einige Zeit. Ein großer Theil des östreichischen Herrn- und Ritterstandes wanderte aus, und ließ sich in protestantischen Städten und Ländern nieder. Das arme und kleine Volk aber mußte wohl auf dem Vaterboden bleiben und sich den Gewalt-Maßregeln fügen, welche getroffen wurden. Mit der ängstlichsten Sorgfalt ward nun in den nächsten Jahren jede Spur des evangelischen Gottesdienstes vernichtet, jede Spur ausgetilgt, daß hier der evangelische Katholicismus fast ausschließlich einst geherrscht. Die neu heranwachsende Generation besonders ward in die genaueste Absicht genommen. Von der Protestation gegen den römischen Katholicismus erfuhr sie weiter nichts, als daß sie verwerflich und abscheulich sei.

In der Zeit einer großen Gefahr hatte Ferdinand II. gegen die Bauerschaft von Oestreich sich standhaft erwiesen, niemals



etwas nachgelassen von seinen Entwürfen, immer nur Zeit zu gewinnen gesucht und Zeit zu gewinnen verstanden. Die katholische Gegen-Reformation in Deutschland ist vorzüglich das Werk seiner und schlauer Berechnungen. Der Krieg mit den Bauern hat den Kaiser nicht allein bedrängt, schneller würde er sonst mit ihnen fertig geworden sein. Noch von einer andern Seite her war er gleichzeitig bedroht gewesen. Seit dem Frieden, den er 1624 mit dem Kaiser geschlossen, ist Bethlen Gabor, der Fürst von Siebenbürgen, stets voll Angst und Besorgniß gewesen. Die Briefe, welche von Bethlen Gabor, nachdem der Krieg zwischen ihm und dem Kaiser abermals ausgebrochen, sowohl an den König von England als auch die Nord-Niederländische Republik geschrieben, geben alle seine Gedanken, Befürchtungen und Annahmen, die zum großen Theil als sehr begründet erscheinen, zu erkennen. Die Häuser Spanien-Habsburg, meint er, hätten es keineswegs allein auf die Herrschaft des Katholicismus abgesehen, sondern auch auf eine Ausbreitung ihrer politischen Macht, so weit sie nur reichen könnten. Solchen Bestrebungen müsse man einen allgemeinen Bund nicht allein der protestantischen, sondern auch der römisch-katholischen Mächte entgegensetzen, Frankreich, Savoyen und Venedig namentlich hierfür gewinnen. Der Fürst, welcher von allen Zuständen und Vorgängen in Konstantinopel sehr genau unterrichtet sein konnte, behauptet sogar auf das bestimmteste, daß Spanien-Habsburg sich alle Mühe gegeben, die Pforte auf ihre Seite zu ziehen, sie ihren Entwürfen geneigt zu machen, ihre Mitwirkung zu gewinnen. Wenn das Haus Spanien-Habsburg rede und schreie, sagt er, so geschehe es nur um des Scheines der Christlichkeit und Gottseligkeit willen. Sehr gern würde es die Hülfe der Türken nehmen, wenn sie nur zu erlangen wäre. Bethlen Gabor

ist überzeugt, daß ein allgemeiner politischer und religiöser Druck von Spanien-Habsburg beabsichtiget werde. Darum, weit mehr darum, als weil ihm die Bedingungen des Friedens von 1624 abermals nicht erfüllt wurden, hat er wieder an Wehr und Waffen gedacht, ist mit England, Schweden, Dänemark und Nord-Niederland in Verbindung getreten. Im Jahre 1626 scheint sich die protestantische Partei in dem deutschen Reiche überhaupt wieder ermannen und erheben zu wollen. Es ist wieder eine nicht kleine Bewegung, von der indessen hier nur ein Theil und so weit sie in den eigentlichen Staaten des Kaisers spielt, seine Gegen-Reformation verzögert, erfaßt und dargestellt werden kann.

Im Frühling 1626 eröffnete Bethlen Gabor wieder den Krieg gegen den Kaiser und drang abermals in Ungarn ein, wie er sich eben mit Katharina, Schwester Georg Wilhelms, Kurfürsten von Brandenburg, vermählt. Murtazan, Pascha von Ofen, hatte von der Pforte Befehl empfangen, Bethlen Gabors Beginnen zu unterstützen. Der Fürst meinte, daß man zum Dienste der guten Sache die Hülfe des alten Erz- und Erbfeindes wohl nehmen könne. Bei dem Einbruche in Ungarn konnte nun nicht mehr wie früher, nicht in demselben Maße auf die Ungarn selbst gerechnet werden. Es waren so viele große Geschlechter wieder zum Katholicismus zurückgekehrt und Bethlen Gabor selbst hatte den Krieg gegen den Kaiser so oft, wenn auch nicht ohne Glück, doch ohne Ausdauer geführt. Wer von den Ungarn sollte sich noch zu ihm stellen, da der Fürst die gebotene und genommene Krone wieder abgelegt. Sollte man sich des Kaisers Feindschaft aussetzen, wenn Bethlen Gabor noch einmal zurücktreten wird. Auch scheint diesesmal die Bewegung der Ungarn für Bethlen Gabor sehr unbedeutend gewesen zu sein. Das Gelingen des diesmaligen Unternehmens ist besonders darauf berechnet, daß der Graf von Mannsfeld mit einem bedeutenden Heer sich mit Bethlen Gabor in Verbindung setzen sollte. Mannsfeld hatte sich indessen nur mit schweren Verlusten durchschlagen können. Nur etwa achttausend Streiter konnte er nach Ungarn bringen, und es war auf mehr als zwanzigtausend gerechnet worden. Wallenstein, der damals seine größere Rolle als kaiserlicher Feldherr, die in diesen Jahren nicht hier, sondern im deutschen Reiche ihre Hauptbedeutung hat, begonnen, stand dem Fürsten und dem Grafen von Mannsfeld mit mehr als 60,000 Streitern entgegen, verstand indessen nicht seine große Uebermacht zu brauchen, zeigte zuweilen sogar auffallendes Ungeschick in der Führung dieses Krieges.



Wenn die ganze Gefahr, die Bethlen Gabor gedroht, für den Kaiser bald vorüberging, so war es nicht Wallensteins, sondern der Umstände Verdienst. Bethlen Gabor sah, daß die große Vereinigung der protestantischen Mächte, auf die er gedrungen, ausblieb, er von ihnen weitere Unterstützung nicht erwarten konnte, daß sich die Gesinnungen der Menschen in Ungarn geändert, daß in Böhmen, Mähren und Oestreich den Gegnern des Kaisers bereits das Herz gebrochen, er selbst und allein nicht kräftig und mächtig genug dastehe, um ihnen wieder Muth zu machen. Seine eigenen Bundesgenossen, die wilden Mannsfelder und die noch wildern Türken waren ihm verhaßt geworden. Die letzteren waren so wild, daß Pascha Murtazan einst vor seinen eigenen Leuten zu Bethlen Gabor flüchten, dieser sie durch ungarische Waffen zur Ordnung bringen mußte. Es schmerzte den Fürsten der Vorwurf, den er oft hören mußte, daß Ungarn durch ihn verwüstet, ja fast vernichtet werde. Da nun jetzo einmal nichts zu erreichen war, wollte er sich diesen bittern Vorwurf nicht machen lassen und

knüpfte abermals Verhandlungen mit dem Kaiser an, die am 28. Decbr. 1626 zum Abschluß eines Friedens führten. Selbst seinen Ansprüchen auf die früher versprochenen zwei schlesischen Fürstenthümer entsagt nun Bethlen Gabor, der sich nun abermals nach Siebenbürgen zurückzieht. Auf den Aufstand der östreichischen Bauern scheint er nichts gegeben zu haben, obwohl er nach einigen Anführungen nicht ohne Verbindung mit ihnen gewesen. In Ungarn selbst von überlegener Feindesmacht beschäftiget war er so nicht im Stande ihnen die Hände zu reichen. Das Mannsfeldische Heer aber zerstreute sich und Mannsfeld selbst starb nicht lange darauf.

Das Leben Bethlen Gabors währte nicht lange mehr. Am 5. Novbr. 1629 schied er aus dem irdischen Dasein, erst 49 Jahre alt. Er war einer der ausgezeichnetsten Männer seines Jahrhunderts gewesen. Nur um ein wenig günstiger hätten sich in den entscheidenden Augenblicken seines Lebens die Verhältnisse für ihn gestalten müssen. Er hätte dann eine der bedeutendsten Rollen in der europäischen Welt empfangen. An Kraft, Geschick und Umsicht das Empfangene zu behaupten, hätte er es dann sicher nicht ermangeln lassen. Die politische Bedeutung, welche Siebenbürgen trotz seiner halben Abhängigkeit von der hohen Pforte unter Bethlen Gabor behauptet, verschwand nach seinem Tode auf geraume Zeit. Zunächst nach des Fürsten Tode erkannten die Stände Katharina, die Wittwe, als Großfürstin an, die den Geist und den Sinn ihres Gemahls nicht besaß. Im Jahre 1630 dankte Katharina ab. Georg Rakocy bestieg durch Wahl der Stände den großfürstlichen Stuhl. Auf längere Zeit hatte Kaiser Ferdinand II. auf dieser Seite vollkommene Ruhe.

Und sie ward nun wohl benutzt, um mit Böhmen sowohl in politischen als auch in religiös-kirchlichen Dingen zu Ende



zu kommen. Noch immer behauptete sich ein Theil des alten böhmischen Adels nicht allein in seinem Protestantismus, da man die Gewalt-Maßregeln, die gegen die Armen und Kleinen angewendet wurden, noch nicht auf ihn ausgedehnt, sondern er wollte auch mindestens einen Theil seiner politisch-bürgerlichen Rechte retten. Der Kaiser hatte begonnen, Steuern, die von den Ständen nicht bewilliget worden, über Böhmen auszuschreiben. Die Stände zahlten zwar, erklärten aber, daß die alten Rechte der böhmischen Stände geblieben, durch die Revolution nicht verwirkt worden, nun wieder in Gang kommen müßten, da es in Böhmen weder Revolution noch Rebellen mehr gäbe. Der Kaiser antwortete nicht, denn der östreichische Bauernaufstand und der Angriff Bethlen Gabors kommt dazwischen. So wie aber diese Gefahren allmälig vergehen, tritt er wieder hervor. Alle Schritte, welche der Kaiser thut, sind immer genau nach den Umständen berechnet. Nie wird er zur Unzeit mit einer Maßregel hervortreten, nie die Gemüther reizen, wenn das für ihn gefährlich werden könnte. Es geschiehet erst dann, wenn man Wuth und Verzweifelung als ohnmächtig verlachen kann.

Die Bauern in Oestreich sind niedergeschlagen, Bethlen Gabor abgetreten, als der Kaiser mit den Böhmen beginnt. Am 29. Mai 1627 erscheint ein Patent für Böhmen. Eigentlich hat Böhmen durch die Revolution alle seine Rechte und Privilegien verloren, der Kaiser könnte es mit Fug und Recht als ein erobertes Land betrachten und es seiner unbedingten Gewalt unterwerfen. Aus Rücksicht aber auf die Treugebliebenen will er doch alle Freiheiten und Rechte, die mit einer erneuerten Landes-Ordnung nicht in Widerspruch stehen werden, neu bestätigen. Es soll gegen Niemand mit Gewalt vorgeschritten, stets furderhin nur dem Rechte gemäß

verfahren werden. Dabei ward aber auch gesagt, daß der Majestätsbrief, der einst ertrotzte und abgezwungene, cassirt, und fortan ungültig sei. Beiläufig ward auch mit erwähnt, daß, weil die Revolution aus der Verschiedenheit des Glaubens hervorgegangen, fernerhin nur noch römisch-katholischer Glaube im Reiche Böhmen solle geduldet werden. Beinahe zu gleicher Zeit erschien noch eine „verneuerte Landesordnung für das Erbkönigreich Böhmen." Denn die von dem Kaiser schon früher aufgestellte Behauptung, daß Böhmen seines Hauses Erbe sei, ward jetzo, da Niemand mehr wagen durfte zu widersprechen, glücklich durchgesetzt. Die Landesordnung bestimmte nun, daß die Stände sich künftighin nur auf den regelmäßigen Landtagen und anders nicht versammelen dürften, daß ein solcher Landtag nur noch auf königliche Vorladung gehalten werden könne. Die Stände verloren auch die früher entscheidende Stimme über Gesetze, Krieg, Bündnisse, Frieden, Domainen und blieben auf die Steuerbewilligung beschränkt. Auch empfing der geistliche Stand nun das Recht auf den Landtagen zu erscheinen, und der Kaiser legte sich das Recht bei in den Herrn- und Ritterstand zu erheben. Böhmen hat nebst Mähren, wohin 1628 dieselben Maßregeln ausgedehnt wurden, hiermit eine durchaus veränderte politische Gestaltung empfangen. Aus einem Reiche, in dem der König nicht viel mehr als in Polen bedeutete, die Stände beinahe Alles waren, hatte es sich umgestaltet in eine Monarchie, darin der König fast Alles, die Stände beinahe nichts mehr bedeuteten.

Wie lieb aber auch dem Kaiser die Erhöhung seiner politischen Gewalt sein mochte, sie lag ihm doch immer weniger am Herzen als die religiös-kirchliche Umgestaltung des Landes. Es war darin noch immer nicht genug gethan, der Protestantismus erhielt sich noch immer trotz aller Verfolgungen. Besonders bedurfte es noch eines großen Schlages auf den alten böhmischen Adel. Im Febr. 1627 setzte der Kaiser eine neue, aus sechs Personen bestehende Commission zur Vernichtung der sogenannten Ketzerei nieder. Diese ward mit der unbedingtesten Gewalt ausgerüstet. Ferdinand II. opferte sogar einstweilen einen Theil seiner Landeshoheit auf, indem er Appellationen von den Aussprüchen der Commission an sich selbst, den Kaiser, zu thun verbot. Die Commission, welche ihr Werk in Prag anhebt, wo noch immer die Bürgerschaft nicht vom evangelischen Katholicismus weichen will, ergreift sehr zweckmäßige Mittel, die Menschen zum Katholicismus zu zwingen. Welche sich standhaft weigern katholisch zu werden, deren Hab und Gut wird sofort confiscirt und verkauft. Was wollten da die Armen und Kleinen thun. Sie mußten in die katholische Messe gehen, ihre Kinder in die katholischen Schulen senden! Durch Sendboten und Abgeordnete verbreitet und verzweigt sich die Commission über das ganze Land. Es ward confiscirt, gedrängt, gepreßt, geschlagen, zuweilen auch geschmeichelt und überredet, aber in der Regel nicht getödtet, damit der Protestantismus keine Märtyrer, keine Blutzeugen seiner Wahrheit empfange, die in Andern Hingebung und Begeisterung erwecken könnten. Freilich fehlte es an Blut auch nicht. Auf mehreren Puncten Böhmens, seit dem Jahre 1626 mehr als einmal, waren die Bauern aufgestanden. In der Umgegend von Prag und im Kaurzimer-Kreise hatte ihnen 1628 die Verzweifelung die Waffen wiederum in die Hände genöthiget. Aber die früheren vereinzelten Aufstände hatten sich stets an der militairischen Macht gebrochen. Der letzte Aufstand böhmischer Bauern hatte auch dasselbe Schicksal. Nicht weniger als fünfhundert der Armen wurden erbarmungslos niedergeschossen. Die ungeheuren Maßregeln bezwangen so all-

verfahren werden. Dabei ward aber auch gesagt, daß der Majestätsbrief, der einst ertrotzte und abgezwungene, cassirt, und fortan ungültig sei. Beiläufig ward auch mit erwähnt, daß, weil die Revolution aus der Verschiedenheit des Glaubens hervorgegangen, fernerhin nur noch römisch-katholischer Glaube im Reiche Böhmen solle geduldet werden. Beinahe zu gleicher Zeit erschien noch eine „verneuerte Landesordnung für das Erbkönigreich Böhmen." Denn die von dem Kaiser schon früher aufgestellte Behauptung, daß Böhmen seines Hauses Erbe sei, ward jetzo, da Niemand mehr wagen durfte zu widersprechen, glücklich durchgesetzt. Die Landesordnung bestimmte nun, daß die Stände sich künftighin nur auf den regelmäßigen Landtagen und anders nicht versammelen dürften, daß ein solcher Landtag nur noch auf königliche Vorladung gehalten werden könne. Die Stände verloren auch die früher entscheidende Stimme über Gesetze, Krieg, Bündnisse, Frieden, Domainen und blieben auf die Steuerbewilligung beschränkt. Auch empfing der geistliche Stand nun das Recht auf den Landtagen zu erscheinen, und der Kaiser legte sich das Recht bei in den Herrn- und Ritterstand zu erheben. Böhmen hat nebst Mähren, wohin 1628 dieselben Maßregeln ausgedehnt wurden, hiermit eine durchaus veränderte politische Gestaltung empfangen. Aus einem Reiche, in dem der König nicht viel mehr als in Polen bedeutete, die Stände beinahe Alles waren, hatte es sich umgestaltet in eine Monarchie, darin der König fast Alles, die Stände beinahe nichts mehr bedeuteten.

Wie lieb aber auch dem Kaiser die Erhöhung seiner politischen Gewalt sein mochte, sie lag ihm doch immer weniger am Herzen als die religiös-kirchliche Umgestaltung des Landes. Es war darin noch immer nicht genug gethan, der Protestantismus erhielt sich noch immer trotz aller Verfolgungen. Besonders bedurfte es noch eines großen Schlages auf den alten böhmischen Adel. Im Febr. 1627 setzte der Kaiser eine neue, aus sechs Personen bestehende Commission zur Vernichtung der sogenannten Ketzerei nieder. Diese ward mit der unbedingtesten Gewalt ausgerüstet. Ferdinand II. opferte sogar einstweilen einen Theil seiner Landeshoheit auf, indem er Appellationen von den Aussprüchen der Commission an sich selbst, den Kaiser, zu thun verbot. Die Commission, welche ihr Werk in Prag anhebt, wo noch immer die Bürgerschaft nicht vom evangelischen Katholicismus weichen will, ergreift sehr zweckmäßige Mittel, die Menschen zum Katholicismus zu zwingen. Welche sich standhaft weigern katholisch zu werden, deren Hab und Gut wird sofort confiscirt und verkauft. Was wollten da die Armen und Kleinen thun. Sie mußten in die katholische Messe gehen, ihre Kinder in die katholischen Schulen senden! Durch Sendboten und Abgeordnete verbreitet und verzweigt sich die Commission über das ganze Land. Es ward confiscirt, gedrängt, gepreßt, geschlagen, zuweilen auch geschmeichelt und überredet, aber in der Regel nicht getödtet, damit der Protestantismus keine Märtyrer, keine Blutzeugen seiner Wahrheit empfange, die in Andern Hingebung und Begeisterung erwecken könnten. Freilich fehlte es an Blut auch nicht. Auf mehreren Puncten Böhmens, seit dem Jahre 1626 mehr als einmal, waren die Bauern aufgestanden. In der Umgegend von Prag und im Kaurzimer-Kreise hatte ihnen 1628 die Verzweifelung die Waffen wiederum in die Hände genöthiget. Aber die früheren vereinzelten Aufstände hatten sich stets an der militairischen Macht gebrochen. Der letzte Aufstand böhmischer Bauern hatte auch dasselbe Schicksal. Nicht weniger als fünfhundert der Armen wurden erbarmungslos niedergeschossen. Die ungeheuren Maßregeln bezwangen so all-

mälig das eigentliche Volk, den Bauer- und Bürgerstand, daß er zum römischen Katholicismus zurücktrat. Tausende und abermals Tausende behielten freilich den Protestantismus noch lange im Herzen; in nicht wenigen Familien pflanzte er sich selbst bis auf die neuern Zeiten in tiefer Stille fort. Aber die Mehrzahl der Nation war verloren für den Protestantismus. Die neuheranwachsende Generation ward zu sorgfältig bewacht.

Die Revolution aber, welche damals in Böhmen vorging, als der Protestantismus gewaltsam vernichtet und wieder in den römischen Katholicismus verwandelt ward, war nicht allein eine religiös-kirchliche. Sie hatte noch vielfach andere Gestalt. Böhmen verlor einen großen Theil seiner alten und eigentlichen, seiner ächt-böhmischen Bewohner. Bei dreißigtausend Hausväter und Familien wanderten aus, zum Theil mit Zurücklassung aller ihrer Habe, um nur den theuren Glauben zu erhalten. Deutsche traten an die Stelle der Geflüchteten und Deutsche wurden geraume Zeit allenthalben begünstiget und vorgezogen. Böhmisch war fast gleichbedeutend mit ketzerisch geworden. Die Jesuiten vertilgten mit fanatischer Wuth alle böhmische Bücher, deren sie habhaft werden konnten. Böhmen ward von nun an weit mehr, als das früher der Fall gewesen, ein dem deutschen Wesen sich annäherndes Land.

Etwas besser als dem eigentlichen Volke ist es dem alten böhmischen Adel, dem Herrn- und Ritterstande, ergangen. Gegen ihn besonders, dem man bis jetzo noch nicht so recht hat beikommen können, erscheint das kaiserliche Patent vom 31. Juli 1627. Ferdinand II. redet darin seine gewöhnliche Sprache. Es ist nicht allein seine Königs-Pflicht, sondern auch seine Gewissens-Pflicht zu sorgen, daß nur ein Glaube, der allein seligmachende Glaube Roms, in seinen Landen herrscht.



Darum werden auch die Herren und Ritter angewiesen, sich inner der nächsten sechs Monate im katholischen Glauben unterrichten zu lassen und denselben anzunehmen. Nun kann aber gegen den Adel nicht wie gegen die Armen und Kleinen mit Prügeln und Schlägen verfahren werden. Auch ist es noch immer bedenklich, andere sehr gewaltsame Dinge gegen denselben in Bewegung zu setzen. Er möchte sich sonst verzweifelungsvoll erheben und sich an die Spitze des innerlich noch so bewegten Volkes stellen. Darum fügt das Patent hinzu, daß, wenn der Adel binnen der gesetzten Frist die Ueberzeugung von der katholischen Wahrheit nicht gewonnen und also nicht katholisch werden will, er seine Güter binnen wiederum sechs Monaten an Katholische verkaufen und ohne Abzug und Nachsteuer mit gesammten Habe und Eigenthume das Land verlassen kann. Am Schlusse sagt Ferdinand II. noch, daß er nur ungern die alten edlen Geschlechter verlieren würde. Darum möchten sie doch ihre Wohlfahrt bedenken und sich mit ihrem Gewissen berathen. So wird dem Adel ein Ausweg eröffnet, der wenigstens den vollen Untergang nicht in sich schließt, den vollen Untergang, dessen Gefahr sie zum Verzweifelungs-Kampfe treiben könnte.

In der Berechnung, daß der böhmische Adel bei diesem eröffneten Auswege keinen Schritt der Verzweifelung wagen werde, täuscht sich der Kaiser nicht. Es ist nun allenthalben demüthiger und schweigender Gehorsam. Die Erwartung aber, wenn er sie überhaupt gehabt, daß der römische Katholicismus vom Adel nun würde allgemein angenommen werden, erfüllt sich nur in einem sehr geringen Grade. Nur der kleinere Theil des alten böhmischen Adels nimmt, um nicht von dem theuren Vaterboden weichen zu müssen, den römischen Katholicismus an. Der größere Theil wandert aus. Slawata selbst

berichtet, daß einhundertfünfundachtzig böhmische Herrn- und Rittergeschlechter, mehrere tausend Personen umfassend, indem manch Geschlecht vierzig, funfzig Mitglieder gezählt, Böhmen geräumt haben. Zwar wird der Auswanderungstermin bis zum Mai 1628 verlängert, sonst aber sucht man den Abziehenden, die durch schnellen und erzwungenen Verkauf ihrer liegenden Gründe so gewiß ungeheuren Verlust erlitten, noch allen möglichen Schaden zuzufügen. Im Jahre 1628 wird verordnet, daß katholische Schuldner den Abziehenden solche Capitalien, die während der Revolution aufgeborgt, gar nicht, von allen andern nur die Hälfte wiederzuzahlen brauchten. Durch den Krieg, die Hinrichtungen, die Verbannung ist der größte Theil des alten böhmischen Adels entweder vernichtet oder doch aus dem Lande geschafft. Er zerstreut sich in die protestantischen Länder, nach Siebenbürgen, Sachsen, Brandenburg, Preußen, Holland, Dänemark und Schweden. Unter den schwedischen Heeren der folgenden Jahre erscheinen nicht wenige böhmische Namen. Deutsch-katholischer Adel trat an die Stelle des böhmisch-protestantischen. Vornehme Bürger, Künstler und Gelehrte hatten Böhmen ebenfalls in bedeutender Anzahl verlassen. Slawata selbst klagt, daß dadurch Böhmens Blüthe gebrochen, seine Kraft und zum Theil sogar sein Reichthum auf protestantische Lande übertragen worden sei.

Wenn der Kaiser statt der vertriebenen Protestanten die Judenschaft Böhmens sehr begünstigte, sie gegen eine jährliche Zahlung von 40,000 Gulden von allen andern Staatslasten und Staatsabgaben befreiete, ihnen liegende Gründe zu besitzen, Handwerke zu treiben und Freiheit des Verkehrs gestattete, so konnte das wohl immer noch eher als ein Bestreben, Böhmen wieder emporzubringen, betrachtet werden, als wenn alle geistliche Güter, die für andere Zwecke eingezogen worden, wieder zu der todten Hand der Kirche gebracht, dem römischen Stuhl eine Abgabe von jedem Sacke Salz, das in Böhmen aus- oder eingeführt wurde, zugesprochen ward.



Indessen frug Kaiser Ferdinand II. nach solchen, wie es ihm schien, irdischen Sachen, wenn Böhmen vertrocknete und das Leben daselbst unter der Leitung des Jesuitismus versumpfte, nicht. Denn er meinte, doch wenigstens das Himmlische gerettet zu haben, nicht erwägend, daß ein Vertrocknen und Versumpfen des Irdischen gerade beweißt, daß es auch mit dem Himmlischen nicht zum Besten bestellt sein kann. Nicht selten ist versucht worden, Ferdinand II. wegen der Gewaltsamkeit, mit der er die Menschen seines Reiches, so weit er kann, zu seinem Glauben zwingt, durch einen Grundsatz zu rechtfertigen, der damals allerdings auch von protestantischer Seite gehandhabt ward. Dieser Grundsatz sagte, daß Unterthanen desselben Glaubens sein müßten, wie der Landesherr. In mehr als einem seiner Religions-Edicte beruft sich Ferdinand II. auch selbst auf diesen in dem deutschen Reiche zum Recht gewordenen Grundsatz. Die Vertheidigung sagte daher und sagt noch, der Kaiser habe am Ende weiter gar nichts gethan, als sich eines damals ziemlich allgemein anerkannten Rechtes bedient. Sittlich aber kann Ferdinand II. dadurch nicht gerechtfertiget werden. Die von Menschen gemachten und willkührlich zu Recht erhobenen Grundsätze sind an sich selbst gar nichts. Jeder ist gehalten, wenn er das Wahre und Göttliche in seiner Brust nicht schon hat untergehen lassen, vor einem Grundsatze zurückzutreten, der nur mit Jammer, Thränen und Blut zu einer Thatsache gemacht werden kann. Ein höheres, sittliches, von der Gottheit in die Brust gesenktes Gefühl, das mit unverwüstlicher Kraft in dem reinen Menschen stets laut, stets wachsam ist, dessen Stimme man

nur gewaltsam und zu eigenem Schaden übertönen kann durch eine andere irdischer, frevelvoller Entstehung muß hoch über solchen Grundsätzen und ihrer Ausführung stehen.

Im Uebrigen war zwischen der Ausführung des Grundsatzes von evangelischer und der Ausführung ebendesselben von katholischer Seite ein ungeheurer Unterschied. Die Protestanten hatten den Grundsatz zuerst aufgestellt, weil in ihren Landen nur Einzelne waren, die frei beim Katholicismus verharrten, und gegen diese ward, nur England und sehr wenig andere Beispiele ausgenommen, nicht mit blutiger Gewalt vorgeschritten. Ferdinand II. aber stellte sich einer ganzen Nation gegenüber und führte den Grundsatz in einer Weise hinaus, von welcher selbst andere Mönchsorden, den sich mit diesen Bekehrungen brüstenden Jesuiten gegenüber, sagten, daß sie weiter gar nichts als zufahrende Gewalt gewesen, daß die Jesuiten durch solche Bekehrungen keinen Beweis von der Kraft des katholischen Glaubens gegeben. Mit demselben Eifer wie in Böhmen und Oestreich verfolgte der Kaiser den protestantischen Glauben, wo er es nur konnte. Nur waren ihm in Schlesien die Hände dazu viel mehr gebunden, und er konnte nicht in demselben Maße durchdringen. In den Fürstenthümern Breslau, Liegnitz, Brieg, Oels und Wohlau konnte die Gegen-Reformation fast gar nicht, in den andern Theilen Schlesiens nur theilweise durchgesetzt werden.

Ganz anders als in Böhmen, in Oestreich und in seinen andern Erbländern mußte Kaiser Ferdinand II. in dem übrigen deutschen Reiche verfahren. Zwei Dinge sind es stets, um welche alle seine Gedanken laufen, in denen seine ganze Seele lebt. Begründung des römischen Katholicismus, wie er jetzo von den Jesuiten gebildet und gestaltet worden, Erweiterung seiner politischen Macht heißen diese beiden Dinge. Aber er mag



an das Eine denken oder an das Andere, in dem Reiche, wo die Fürsten und Stände ihm entgegenstehen, ist in einer ganz anderen, vorsichtigern, langsamern Weise zu verfahren als in den Erblanden. Wie viele Rücksichten sind doch hier, was Glauben und Kirche anlangt, zuerst auf die Fürsten und Stände selbst zu nehmen, die doch noch eine Kraft des Widerstandes besitzen, die nicht plötzlich aufgeregt und aufgeschreckt werden dürfen, denen die Gefahr des Unterganges des Protestantismus gar nicht klar und unzweideutig gezeigt werden darf, damit sie sich nicht ermannen, damit die Verzweifelung sie nicht vereinige, sie nicht zum entschlossenen Widerstande treibe. Wie viele Rücksichten sind ferner nicht zu nehmen auf die ausheimischen protestantischen Mächte, auf England, Dänemark und Schweden! Nur schrittweise wird sich im glücklichsten Falle der Reformation beikommen, nur allmälig wird sie sich zerstören lassen, will man nicht in der Mitte der Bestrebungen aufgehalten werden durch einen Kampf, der leicht den Erfolg wieder sehr zweifelhaft machen kann. Darum ist Kaiser Ferdinand II. hier langsam und vorsichtig aufgeschritten, nie wenigstens schneller als die Umstände es zu erlauben schienen. Und dabei hat er durch Worte seinen eigentlichen Absichten, die klar und unzweideutig auf die Vernichtung der ganzen Reformation gehen, nach Möglichkeit zu verschleiern gesucht. Er wollte den Stand der Dinge wieder herbeiführen, der zur Zeit des Abschlusses des Religionsfriedens vom Jahre 1555 gewesen, das war das Einzige, was er herausfagte, was er eingestand als seinen Plan und was doch weiter nichts als der Anfang seines großen und eigentlichen Entwurfes war.

Wenn der Kaiser an diesem Entwurfe allein festhalten wird, so wird er viele und treue Bundesgenossen finden. Darwider wird keine katholische Macht sein, nicht einmal

Frankreich, das sonst mit so eifersüchtigen Augen Spanien-Habsburg beobachtet. Aber Spanien, der Pabst, alle katholische Stände Deutschlands werden mit dem größten Eifer auf der Bahn des Kaisers gehen. Unter den letzteren besonders Maximilian I. von Baiern. Der Baier ist damals in demselben Sinne beschäftiget wie der Kaiser. In seinem alten Baiern, wo die Stimme des Protestantismus vor der Gewalt schon lange verklungen, baut er die Jesuiten für die obern, die Kapuziner für die untern Stände an. Freigebig war das Mittelalter für die Kirche gewesen, viel freigebiger, freigebig bis zur maßlosen Verschwendung ist Maximilian gegen Kirchen und Klöster. Mit ungeheurem Eifer arbeitet er, den Staat um seine Kräfte, das Leben um seine Mittel und seine Bewegung zu bringen. In der Ober-Pfalz aber verfuhr Maximilian I. wie Ferdinand II. in Böhmen. Verbannung und Gewalt auf die Menschen, Brand und Vernichtung auf die evangelischen Bücher, die Blüthen des Geistes. Wenn tausend redliche Unterthanen zu Jammer und Noth entwichen, wenn Gewerb und Verkehr vor seiner hartherzigen Weise, die er Frömmigkeit nannte, flohen, wenn die Heiterkeit des Lebens erstarb, es kümmerte Maximilian I. nicht, tönte nur die Klosterglocke wieder über die Flur, stand das Heiligenbild nur wieder. Diese Männer, Ferdinand II. und Maximilian I., wenn sie es vermocht, würden Deutschland zurückgestoßen haben in einen Zustand, der viel finsterer noch als das 14. oder 15. Jahrhundert geworden. Sie hätten, indem sie dem Himmel zu dienen wähnten, die Welt und das Leben verdorben. Wie Maximilian I. waren von den katholischen Fürsten und Ständen des Reiches, wo nicht alle, doch viele. Nur Hülfe, treue Hülfe hatte der Kaiser von ihnen zu erwarten, hielt er an diesem einen Entwurfe fest. Und sehr bedeutend war diese



Hülfe. Gewaltig und sieggekrönt stand ja das Heer der katholischen Liga unter Tilly da.

Aber es war anders; nicht diesen Gedanken allein trug der Kaiser in der Brust, er trug einen zweiten noch darin auf die Mehrung seiner irdischen Macht und Hoheit. Dieser wollte mit noch viel größerer Vorsicht als der erstere gehandhabt sein. Bei der Ausführung desselben war nur auf eine Hülfe zu zählen, auf die Hülfe des stammverwandten Spaniens. Sonst war auf weiter nichts zu rechnen als auf Gegner. Weder Frankreich, noch dem Pabste selbst, noch sonst einer katholischen Macht ist Vergrößerung der Macht von Spanien-Habsburg genehm. Ja sie würden eine solche als das größte Unglück ansehen, weil sie fürchten, später dann auch noch verschlungen zu werden. Dieselbe Furcht wird auch die katholischen Fürsten und Stände des Reiches, und je kleiner sie sind, in desto größerem Maße bewegen. Mit großer Vorsicht und Schlauheit wird Kaiser Ferdinand II. die Sachen anstellen müssen, wenn er nicht seine Bundesgenossen verlieren, ja sie in Gegner umwandeln will. Die katholischen Fürsten und Stände müssen die Hände reichen zu Vernichtung des Protestantismus nicht allein, sondern auch der protestantischen Fürsten, eben weil sie protestantische sind. Sie dürfen es dabei nicht bemerken, oder es doch nur so spät als möglich bemerken, daß es dabei auf noch etwas Anderes als auf den Protestantismus, daß es dabei auch auf die kaiserliche Macht abgesehen ist.

Um die Zeit aber des Tages von Regensburg konnte der Kaiser kaum daran denken, hochfliegenden politischen Entwürfen nachzugehen. Seine eigenen Heere waren nothwendig, um Bethlen Gabor zu bewachen, Bauernaufstände niederzudrücken, den Katholicismus aufzuzwingen. In dem nur eben

erst wieder eroberten Böhmen und Oestreich war allenthalben durch militairische Gewalt zu wachen und zu sorgen, daß Gehorsam und Unterwürfigkeit bliebe. Auch waren diese eigenen Heere nicht eben bedeutend; um so weniger konnte Ferdinand II. sogleich an solche Unternehmungen denken, die ganz frei und selbstständig von ihm geleitet und berechnet sein mußten. Es ließen sich zuerst nur die kirchlichen Entwürfe verfolgen, in denen auf die kräftigste Wirkung der katholischen Partei und ihres Heeres, der ligistischen Arme unter Tilly, gezählt werden konnte. Wie der Tag von Regensburg so viele thöricht gefaßte und gehegte Hoffnungen zerstörte, stand die katholische Heeresmacht, aus Spaniern und dem Heere der Liga bestehend, eben so übermächtig als übermüthig da. Nichts mehr von Ordnung, Recht und Gesetz ward geachtet. Wider gelobte Verträge legte man Besatzungen in Städte und Landschaften, schrieb Steuern und Contributionen aus, marterte und quälte, frug dabei am allerwenigsten nach den Landesfürsten, wenn sie kleine und unbedeutende waren oder wenn man sie niedergeschlagen hatte. Ein deutscher Fürst klagt es selbst in einem Schreiben: es sehe aus als wolle man Alles ruiniren, Alles an den Bettelstab bringen. So handelten Spanien und Baiern, die vom Kaiser Reichs-Executoren genannt wurden. In der That war ein geheimes, stillschweigendes Uebereinkommen unter ihnen, Alles so weit abzumartern und abzumüden, bis es sich den römischen Katholicismus würde gefallen lassen.

Tilly ist dabei nach Möglichkeit wach, daß sich nicht ein größerer und geschlossener Widerstand bilden möge. Die niedersächsischen Kreisstände, unter denen die Häuser Braunschweig und Mecklenburg die Hauptrolle spielten, hatten schon das Erscheinen der Spanier auf deutschem Boden mit bangem Mißtrauen gesehen und mehrere Kreistage deshalb gehalten. Sie waren, wie Alle, mit guten Worten getröstet und getäuscht worden. Noch während des Regensburger Tages, als die Entwürfe der katholischen Partei immer klarer zu werden beginnen, hat der niedersächsische Kreis beschlossen, sich auf den Vertheidigungs-Fuß zu stellen. Schon jetzo mögen Besprechungen zwischen dem Kreise und zwischen Nord-Niederland, England und besonders Dänemark andererseits gehalten worden sein, ohne daß es jedoch zu etwas Festem und Bestimmten kommt. Die Fürsten und Stände lassen sich durch Versprechungen des Kaisers, die theils mittelbar, theils unmittelbar gegeben werden, daß der niedersächsische Kreis nicht mit Heeresgewalt überzogen oder sonst geschädiget werden solle, hinhalten.



Da erscheinet plötzlich wieder auf niedersächsischem Boden jener Christian aus dem Hause Braunschweig, der Kampfgenosse des Grafen von Mansfeld, der für Friedrich V. von der Pfalz jüngst die Waffen genommen. Er kommt aus Nord-Niederland wieder, wohin er sich früher zurückgezogen hatte. Christian dringt keck an die Weser vor und erläßt ein Schreiben an die niedersächsischen Stände: alle Versprechungen des Kaisers und der katholischen Partei, meint er, wären trügerisch, man solle ihnen nicht Macht und Zeit mehr lassen, täuschen zu können, man solle zu den Waffen greifen, es sei das einzige Mittel den Protestantismus vom Untergange zu retten, er biete dazu alle seine Hülfe dar. Deutlich ist der Zweck des Briefes, die niedersächsischen Kreisstände wieder zu einem männlichen Entschluß emporzuheben.

Christian fand aber hier nicht die Gesinnung, welche er erwartet hatte. Zuweilen scheint der kleinen protestantischen Fürsten sich auch ein kleinliches Wesen zu bemeistern. Sie

scheuen jede Gefahr, sie denken nicht an das Allgemeine, sondern nur an sich und wenn ihnen etwa von dem Kaiser wieder einmal versichert wird, daß gerade sie leer und gut ausgehen sollten, lassen sie die Hände im Schooße ruhen, als ob das allgemeine Schicksal des Protestantismus sie nicht angehe. Der Kaiser läßt es auch gegenwärtig nicht an schönen Worten fehlen. Und so siehet sich Christian von Braunschweig bald selbst in der Gefahr, daß der Kreis sich mit dem ligistischen Heere vereinigen und beide auf ihn fallen würden. Selbst bei seinem eigenen Hause von Braunschweig findet er keine günstige Gesinnung. So beschließt er Nieder-Sachsen zu verlassen und sich nach Westphalen zu wenden. Tilly, der immer gedroht hat in den niedersächsischen Kreis einzubrechen, wenn man den Braunschweiger nicht hinausschaffe, folgte und faßte ihn am 6. Aug. 1623 bei Stattlo an der Weser. Tilly erfocht einen bedeutenden Sieg. In seinem Schlachtberichte rühmt er sich, daß mehr als sechstausend Feinde die Wahlstätte mit ihren Leichen bedeckt hätten. Christians ganzes Heer scheint zerstreut und vernichtet worden zu sein. Mit Mühe rettet er sich selbst auf das Gebiet der Nord-Niederländischen Republik.

Mansfeld, der sich bei dem Ganzen seltsam und zweideutig beweißt, zu dieser Zweideutigkeit aber wohl auch durch die Ungewißheit der protestantischen Fürsten und Stände genöthiget war, ist in Friesland stehen geblieben. Der Kaiser hat, wie Christian in Niedersachen steht, die früher über Mansfeld ausgesprochene Acht zurückgenommen, damit er durch diese Milde bewogen werden sollte, sich mit Christian von Braunschweig nicht zu vereinigen. Nachdem dieser besiegt, wird er ebenfalls gefaßt und sein kleines Heer zerstreut. Auch Mansfeld muß sich auf das Gebiet der Republik flüchten. Leicht



hätte diese Bewegung, da sie mit Bethlen Gabors Schilderhebung zusammentraf, zu etwas führen können, wenn es nicht fast allenthalben an Umsicht, Muth, Entschlossenheit und Begeisterung gefehlt.

Im Süden des deutschen Reiches war die katholische Gegen-Reformation in voller Thätigkeit, Tilly stand mit dem Heere der Liga theils an den Grenzen des nördlichen Theiles desselben, theils war er schon selbst in ihm eingebrochen. Man konnte die Hoffnung fassen, die protestantischen Fürsten und Stände, die ruheten und rasteten, theils weil sie betäubt und erschreckt waren, theils weil sie die ganze Größe der drohenden Gefahr nicht würdigten, nicht übersahen, einzeln zu übermannen, wenn ihnen nur von außen her keine Hülfe komme. Dann sollte durch eine Waffengewalt, durch bloßen Zwang, wie in Böhmen, zuerst das äußere Gebäude des römischen Katholicismus wieder aufgerichtet werden. Dabei läßt das kaiserliche Haus auch schon in Schriften, in denen man vor der Hand freilich nur Privat-Ansichten verbreitet, zu verstehen geben, daß Oestreich nunmehro durch Verjährung das Erbrecht auf den deutschen Thron gewonnen habe. Die protestantischen Fürsten und Stände beachten doch schon solche Aeußerungen, die mit offenbarer Absichtlichkeit verbreitet werden, als sollten die Gemüther auf große Veränderungen, die über das Reich kommen sollen, vorbereitet werden. Indessen, wenn auch die Fürsten und Stände anfingen große Befürchtungen zu hegen, so war die Furcht doch noch nicht stark genug, um zu so kühnen und kräftigen Entschlüssen zu treiben, wie die Verhältnisse, die Schlauheit, ja die Verwegenheit der Gegner sie erforderte. Die vielen kleinen Herrnthümer, welche in dem deutschen Reiche bestanden, machten auch ein kräftiges Aufschreiten und ein kräftiges Zusammenhalten zu einer ungemein

schwierigen Sache. Es ist ja immer so schwierig, viele Köpfe und Vieler Gedanken auf einen Plan und einen Entschluß zu vereinigen.

Leicht hätten die Entwürfe Ferdinands II. rasch einen weitern Fortgang gewinnen können, wenn sich nun nicht auch fremde Staaten um die deutschen Angelegenheiten zu kümmern begonnen. Protestantische Mächte hatten an diesen ein zwiefaches Interesse. Sie durften weder den Protestantismus sinken lassen, noch auch die politische Macht des Kaisers zu einer ihre Unabhängigkeit gefährtenden Höhe steigen lassen. Katholische Mächte hatten hier nur ein einfaches, darum aber nicht minder großes Interesse. Sie durften die Macht der Häuser von Spanien-Habsburg, die unter Karl V. und Philipp II. Allen so furchtbar gewesen, sich zu eroberungs- und ländersüchtig gezeigt, bei Gefahr eigenen Untergangs, nicht weiter wachsen lassen. So waren doch katholische und protestantische Mächte in einem und demselben Interesse verbunden, dem Interesse gegen die Macht von Spanien-Habsburg. Darum war schon seit geraumer Zeit eine lange Kette von Unterhandlungen zwischen Frankreich, England, Nord-Niederland, Dänemark und Schweden gepflogen worden, an denen auch deutsch-protestantische Fürsten vielfach Antheil nahmen, fühlend, daß ein Augenblick gekommen, wo doch nur durch fremde Hülfe noch Rettung aus kirchlich-religiöser und politischer Gefahr zu erwarten sei. Diese schon 1623 betriebenen Verhandlungen schienen 1624 zu einem Ergebniß führen zu wollen. Am Anfange des Jahres 1624 war von König Ludwig XIII. von Frankreich Armand du Plessis, Herr von Richelieu, an die Spitze der Staats-Geschäfte gestellt worden. Dessen großer Geist erhob sich zu den umfangsreichsten Entwürfen, bei denen er, obwohl selbst Hochpriester der römischen

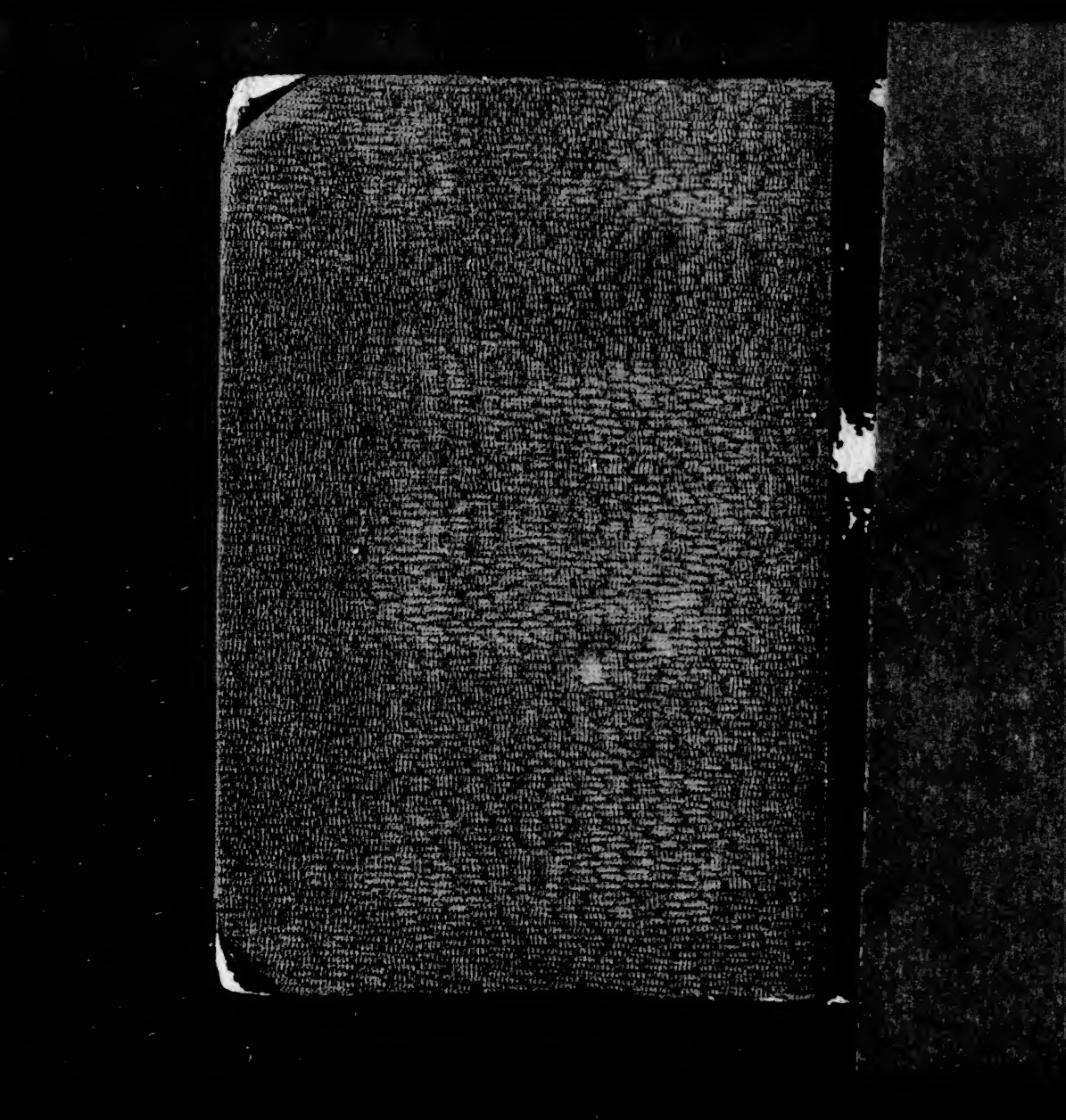


Kirche, doch von den religiös-kirchlichen Verhältnissen der Welt ziemlich absah, nur die politischen verfolgend. Er wollte die Uebermacht der Häuser Spanien-Habsburg für immer zerschlagen und das Uebergewicht in der europäischen Welt an Frankreich bringen. Deshalb mußte den Protestanten, für welche an sich selbst Richelieu weder Herz noch Gesinnung hatte, geholfen, ihr Fall gehindert werden, weil derselbe sicher zur Steigerung der Macht von Spanien-Habsburg führen würde. Und sofort unterhandelt Frankreich nach allen Richtungen hin, um es zu einer Schilderhebung gegen Ferdinand II. zu bringen. Richelieu wendet sich besonders an Jacob I. von England. Lange ist dieser König von Spanien-Habsburg mit leeren Versprechungen und Vertröstungen wegen der Pfalz hingehalten worden. Die Spanier haben ihn mit der Täuschung, daß sein Sohn Karl eine spanische Infantin als Gemahlin erhalten sollte, worin der schwache Jacob eine besondere Ehre setzte, hingehalten. Diese Täuschung ist endlich so wie alle andere vergangen und Jacob scheint sich zu kräftigen Entschlüssen für seinen Tochtermann von der Pfalz erheben zu wollen. Die Parlamente begehren auch mit lauter Stimme, daß endlich etwas für die Pfalz und überhaupt gegen das immer weitere Umsichgreifen des römischen Katholicismus geschehe. Darum läßt sich nun Jacob I. gewinnen für Richelieus Pläne. Nord-Niederland, so schon im Kriege mit Spanien begriffen, ist leicht zu bestimmen, Savoyen und Venedig, spanisch-habsburgische Uebermacht fürchtend, nicht minder.

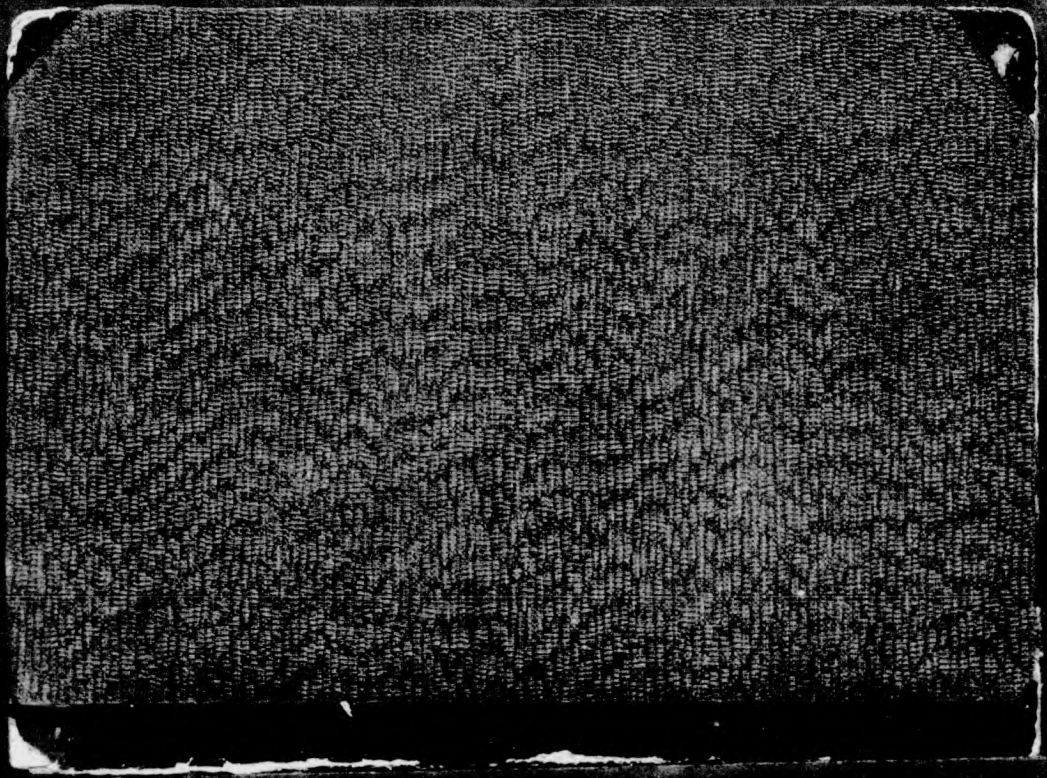
Ein großes Bündniß wird 8. Aug. 1624 abgeschlossen. Auch Dänemark und Bethlen Gabor selbst nehmen an demselben Theil. Als Führer und Lenker eines katholischen Staates kann Richelieu nicht unmittelbar, nur mittelbar für den Protestantismus auftreten, der ihm auch an sich selbst genommen

gar nicht am Herzen liegt. Hiernach ist der Inhalt des Bundes und sein Zweck zu beurtheilen. Frankreich, Savoyen und Venedig sollen alle Theile Graubündtens von fremder Gewalt und fremden Besatzungen befreien und die spanische Macht in Italien angreifen, England die Wiedereinsetzung des Pfalzgrafen in sein Land übernehmen und Spanien zur See schädigen, wo es kann. Nord-Niederland den Kampf gegen Spanien fortsetzen und keinen Separat-Frieden schließen. Richelieu will, daß die Macht von Spanien-Habsburg auf allen Seiten angefallen und geschwächt werde. Nicht förmlich mit dem Bunde mitausgedrückt, aber wie es scheinet besprochen, ist es, daß auch in Nord-Deutschland ein Heer auftreten sollte, bestimmt den Protestantismus und die Freiheit, Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der Fürsten und Stände des Reiches gegen den Kaiser zu retten. Vorzüglich viel kam für Frankreich auf diesen Punct, auf die politische Selbstständigkeit der Fürsten und Stände Deutschlands an. Verschwanden sie durch des Kaisers Macht, so wuchs Oestreich zu gewaltig empor. Aber als Haupt einer katholischen Macht kann Richelieu nicht selbst und unmittelbar für sie, weil sie Protestanten sind, auftreten. Zu viele Rücksichten hat er zu nehmen. Die Stimmung des katholischen Frankreichs will geschont sein. Richelieu wünscht daher, daß protestantische Mächte, Dänemark zunächst, wo möglich auch Schweden, in Nord-Deutschland auftreten möchten.

COLUMBIA UNIVERSITY
0032260598



# VOLUME 2



943.041 F61
2

Columbia College
in the City of New York.
Library.

Special Fund
1895
Given anonymously.

COLUMBIA
COLLEGE
LIBRARY

Wallenstein

COLUMBIA COLLEGE LIBRARY

# Geschichte Gustav Adolf's

und

# des dreißigjährigen Kriegs.

Von

**Ludwig Flathe,**

außerordentl. Professor der Geschichte an der Universität zu Leipzig.

---

Zweite Auflage.

---

**Zweiter Band.**

Mit dem Bildnisse Wallenstein's.

---

**Leipzig 1847.**

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

Wallenstein

COLUMBIA COLLEGE LIBRARY

# Geschichte Gustav Adolf's

und

# des dreißigjährigen Kriegs.

Von

**Ludwig Flathe,**

außerordentl. Professor der Geschichte an der Universität zu Leipzig.

---

Zweite Auflage.

---

**Zweiter Band.**

Mit dem Bildnisse Wallenstein's.

---

**Leipzig 1847.**

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

COLUMBIA
COLLEGE
LIBRARY



COLUMBIA
COLLEGE
LIBRARY

## Drittes Kapitel.

Richelieu steht mit Christian IV. von Dänemark in Verbindung und verspricht Hülfsgelder für die Unternehmungen zu zahlen, die in dem Bunde von 1624 festgesetzt worden. Christian IV. geht auf die Gedanken Richelieus um so bereitwilliger ein, als ihn die Ereignisse in der Nachbarschaft seines Reiches schon haben bedenklich machen müssen. Er siehet ja, wie der Katholicismus wieder bis an die Thore Dänemarks dringen will. Darum hatte der König schon seit geraumer Zeit gerüstet, sich in Verbindung mit dem niedersächsischen Kreise, in dem noch die meiste Kraft und Entschlossenheit zu sein schien, gesetzt und an den Verhandlungen Theil genommen, welche das Bündniß von 1624 erzeugten. Die Rolle, welche der Däne spielen soll, wird in den Bundesartikeln nicht deutlich bezeichnet, denn Richelieu darf ja nicht Alles herussagen, was er beabsichtiget. Daher wird nur gesagt, daß der König von Dänemark die Nord-Niederländer unterstützen solle.

Der Abschluß dieses Bündnisses nöthigte nun den Kaiser Ferdinand II. allerdings einen gewissen Stillstand in allen seinen Entwürfen, die auf das deutsche Reich gerichtet waren, zu machen. Weder im Kirchlich-Religiösen noch im Politischen konnte geraume Zeit ein neuer Vorschritt von Bedeutung geschehen, da so große Gefahr mit ausheimischen Mächten in



223510

Kampf zu gerathen, sich sowohl für Spanien als auch für Oestreich zeigte.

Indessen gestaltete sich diese Gefahr bald viel geringer, als sie sich am Anfange gezeigt. Frankreich, das bedeutendste Mitglied dieses Bundes, ward bald wieder von demselben abgezogen, Richelieu vermochte nicht, seinen Gedanken auszuführen. Kaum hat er den Tractat mit den protestantischen Mächten geschlossen, kaum fangen die ersten Wirkungen desselben an hervorzutreten, als sich ein allgemeines Geschrei erhebt: Richelieu sei gegen den katholischen Glauben aufgetreten, sei zum Verräther an demselben geworden. Den Ketzern helfe man empor, die heilige Kirche sei der Verwüstung und der Zerstörung Preis gegeben, der Schafstall den hungrigen Wölfen überliefert. Den Katholicismus verurtheile man zum Tode, die Ketzerei solle zur Herrin und Meisterin Europas erhoben werden. Fälschlich, sagte man ferner, würde behauptet, daß der Bund mit den protestantischen Mächten gar nicht auf kirchliche, nur auf weltliche Sachen gehe. Ginge er auch dem Namen nach nur auf weltliche, der That nach werde und müsse er sich auch auf kirchliche ausdehnen. Wenn man die Hauptstütze des Katholicismus, die Häuser von Spanien-Habsburg, bekämpfe oder gar niederschlage, so müsse Mehrung der Macht der Ketzer allenthalben davon die nothwendige Folge sein. Da würden die Bilder und Statuen der Heiligen wieder schmählig vernichtet, die Klöster gebrochen, alle Heiligthümer der Kirche wieder beschimpft werden. Ueberall würden sich die Ketzer und überall je mächtiger sie würden, desto grimmiger wieder erheben; über das Vaterland, über Frankreich selbst, würden die einheimischen Calvinisten die Brandfackel des Bürgerkrieges abermals werfen. Die große Macht der Häuser Spanien-Habsburg, fuhren die Sprecher des Katholicismus fort,



könne keinen Grund abgeben sie mit Krieg zu überziehen, da Frankreich von ihnen nicht beleidiget worden. Solche Stimmen dringen selbst bis zu dem Throne Ludwigs XIII. empor, bleiben nicht ohne Anklang und machen die Ausführung der Entwürfe Richelieu's sehr schwierig. Nicht umsonst ruft Spanien-Habsburg die katholische Kirche, die Stimme der Jesuiten besonders zu seiner Hülfe auf.

Indessen hat Richelieu doch begonnen. Ein französisches Heer unter dem Marquis von Coeuvres ist nach Graubündten gezogen und hat im Herbste 1624 die spanischen und östreichischen Truppen vollends ausgetrieben, aus den italienischen Thälern sogar des Pabstes Truppen rücksichtslos verjagt. Nun erhebt aber auch der apostolische Legat in Frankreich seine Stimme: Frankreich hat die heilige Kirche verlassen und verrathen, die Katholiken der italienischen Thäler will es der Rache der Ketzer Preis geben. Pabst Urban VIII. selbst entbrannte in heftigen Zorn und stellte sogar ein Heer von sechstausend Streitern auf, bereit sich mit Spanien zu verbünden, wenn die Franzosen wirklich den Krieg in Italien beginnen sollten. Richelieu war zweifelhaft geworden, ob er den Krieg gegen Spanien führen könne. Zwar war am Anfange des Jahres 1625 ein französisches Heer unter Lesdigueres nach Italien gesendet worden, aber vor der Hand nur um Genua anzugreifen, nicht um Spanien zu bekriegen. Richelieu hatte mit Karl Emmanuel von Savoien noch einen besondern Tractat geschlossen. Das Gebiet der Republik von Genua sollte zwischen Frankreich und Savoien getheilt werden. Denn Frankreich sollte nach Richelieu's Plan nicht allein auftreten, um die Macht von Spanien-Habsburg zu brechen, sondern auch um die eigene zu erhöhen und zu erweitern. Wegen des Krieges gegen Spanien aber wollte Richelieu wohl harren, bis

sich die öffentliche Meinung anders gestaltet, oder bis er bedeutendere Rüstungen gemacht.

Da erhob plötzlich ein Theil der französischen Calvinisten unter Rohan und Soubise im Mai 1625 die Waffen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Spanien selbst, sonst so eifriger Feind der Calvinisten, diese Schilderhebung mit hervorgerufen, die für die Sache des Katholicismus zu so gelegener Zeit kam. Man vertheidigte sich, indem man die Stimme der heiligen Kirche aufrief, und vertheidigte sich, indem man durch die französischen Calvinisten Richelieus Waffen beschäftigte und sie von Italien wegzog. Rohans und Soubises thörichte und unzeitige Schilderhebung frommte den Calvinisten Frankreichs gar nicht. Bald mußten sie wieder die Waffen aus den Händen legen und zufrieden sein, daß ihnen die Regierung 5. Febr. 1626 das Toleranzedict von Nantes neu bestätigte. Der Calvinismus in Frankreich schrumpft immer mehr zusammen. Je öfterer die Calvinisten Frankreichs sich mit den Waffen erheben, um empor zu kommen, desto mehr schmilzt ihre Zahl und ihre Bedeutung zusammen. Richelieu aber meinte nun vor der Hand gar nicht gegen Spanien auftreten zu können. Die Stimme des katholischen Frankreichs hatte sich dagegen erhoben, die Calvinisten in Frankreich selbst hatten zu den Waffen gegriffen bei der bloßen Aussicht, daß es zum Kriege mit Spanien kommen werde. Was werden sie thun, wenn dieser Krieg erst wirklich ausgebrochen! Richelieu meinet nun, einen Krieg gegen die Häuser von Spanien-Habsburg nicht führen zu können, wenigstens nicht eher als bis er die Calvinisten im Innern des Reiches ganz unschädlich gemacht. Diese Wendung hat die Sache genommen, wie der Krieg mit Spanien noch gar nicht ausgebrochen. Richelieu kann sich daher ohne große Unbequemlichkeit wieder zurück-



ziehen. Es sind nur Streitigkeiten, besonders wegen Graubündten und der dazu gehörigen italienischen Thäler, zwischen Frankreich und Spanien auszugleichen. Diese Ausgleichung nun geschieht durch den Tractat von Monzone 5. März 1626. Alle fremde Truppen, ward in diesem Tractate bestimmt, sollten Graubündten räumen, die italienischen Thäler, Veltelino, Bormio und Chiavenna, zwar unter die Herrschaft Graubündtens zurückkehren, aber nur einen Tribut zahlen, im Uebrigen jedoch ihre freie und eigene Verfassung und Verwaltung haben. In diesen italienischen Thälern sollte fürderhin auch nur katholischer Gottesdienst noch geduldet werden.

Den Krieg in Italien gab nun Richelieu vor der Hand ganz auf und das Bündniß von 1624 ist in so weit aufgelöst als Frankreich, das Haupt desselben, zurückgetreten ist, ohne daß es jedoch damit ganz aufgelöst worden. Für den Kaiser Ferdinand II. aber ist dadurch doch ein sehr bedeutender Theil der Gefahr, in welcher er geschwebt, verschwunden. Spanien und Oestreich schöpfen wieder Athem. Mit den andern Gliedern des Bundes von 1624 hoffen sie fertig zu werden.

Das Zurücktreten Frankreichs mußte natürlich Lähmung in die Unternehmungen der andern Mächte bringen. Einiges indessen geschah doch und mußte um so mehr geschehen, da doch das Zurücktreten Frankreichs nur allmälig erfolgte und sich bis zum Jahre 1626 dahinzog. König Jacob I. von England hatte den Grafen von Mannsfeld in seine Dienste genommen und demselben darüber ein Patent zugestellt. Ein nicht unbedeutendes Heer hatte der Mannsfelder in England geworben und war mit diesem zuerst in die Niederlande herübergekommen. Auch Christian von Braunschweig war wieder mit frisch geworbenen Truppen aufgetreten. König Jacob I. von England starb nun zwar am Anfange dieser Bewegungen, am

27. März 1625, aber sein Sohn und Nachfolger König Karl I. schien zuerst selbst größern Eifer noch als sein Vater für die Wiederherstellung Friedrichs von der Pfalz, die so eng mit der Sache des ganzen Protestantismus zusammenhing, zu haben. Jacob I. hatte sich so lange hinhalten lassen durch täuschende Versprechungen, durch angeknüpfte und wieder abgebrochene Verhandlungen. Karl I. scheint kräftiger handeln zu wollen. Im Juni 1625 schließt er noch ein besonderes Bündniß mit den Niederlanden. Was von dem Vater begonnen worden, setzt er nicht ohne Energie fort. Jacob I. selbst hatte noch enge Verbindungen mit Christian IV. von Dänemark und einigen norddeutschen Fürsten angeknüpft. Tilly stand mit seinem Heere schon an der Weser. Die Fürsten und Stände des Nordens befanden sich schon in einer äußersten Gefahr. Wenn sie auf die Verhältnisse blickten und auf die Thaten der Gegner, mußten sie Alles fürchten. War nicht schon die alte Ordnung des Reiches mit Füßen getreten, hatte der Kaiser nicht Fremde, spanische Truppen, allem Recht und allen Herkommen zuwider herein gezogen, die Katholischen sich nicht in der sogenannten Liga bewaffnet, schalteten und walteten sie nicht, wo sie es vermochten, wie sie wollten! Nicht darüber, daß einige wenigstens von den Fürsten und Ständen in Bewegung kommen, aber wohl darüber, daß es nicht von Allen geschieht, kann man sich wundern. Christian IV. bestimmt die Herzöge von Mecklenburg, Braunschweig-Wolfenbüttel und Hollstein-Gottorp, Bremen und Magdeburg im März 1625 mit ihm in einen nahen Zusammenhang zu treten. Der niedersächsische Kreis trägt ihm darauf auf einem Tage zu Braunschweig die Kreishauptmannsstelle auf.

Man beschließt ein Heer aufzustellen, um für alle Fälle gerüstet zu sein und der Gewalt die Gewalt entgegensetzen zu



können. Die Mansfeldischen und die dänischen Truppen kommen nun unter diesen Ereignissen nach Nieder-Sachsen herein. Wenn deutsche Fürsten solche Bündnisse unter einander schließen, wenn sie Truppen aus dem eigenen Lande oder sonst geworbene aufstellen, so üben sie damit nur ein altes, hergebrachtes und anerkanntes Recht aus. Es war freilich seltsam, daß die Fürsten und Stände des Reiches ein solches Recht besaßen. Aber sie besaßen es nun einmal. Unter den damaligen Verhältnissen übten sie es mit viel größerer, wahrer und wirklicher Befugniß aus, als es früher oftmals bald von diesem bald von jenem Theile der Reichsfürsten gehandhabt worden. Der Kaiser selbst hatte die gesetzlichen Formen des Reiches verlassen, die katholischen Fürsten und Stände hatten einen mächtigen Bund, die Liga genannt, unter sich geschlossen. Kaiser und Liga standen mit den Waffen da, gefährlich, drohend, unter den nichtigsten Vorwänden sich immer weiter ausbreitend. Die katholische Partei war im eben so offenbaren als ungerechten, allen Gesetzen des Reiches Hohn sprechenden Angriffe begriffen. Kurpfalz war durch einen widerrechtlichen Spruch seines Landes beraubt. Gleiches Schicksal drohete den protestantischen Fürsten überhaupt. Warum sollten sie dem ungerechten Angriff nicht ebenfalls Angriff entgegensetzen. Der Katholicismus, welcher, wenn man auf die sah, die ihn frei und ungezwungen bekannten, nur eine Minderzahl der Deutschen für sich hatte, schlug mit zufahrender Gewalt um sich, um sich den Menschen aufzudringen. Warum sollte der Protestantismus, der die Mehrzahl der Deutschen für sich hatte, nicht Gewalt brauchen, um jene Gewalt wieder zu entfernen.

Es war ein großer Plan entworfen worden. Besonders der aus Böhmen, Mähren und Oestreich vertriebene Adel trieb zu demselben. Man soll in die eigenen Lande des Kaisers ein-

bringen und die mit Gewalt niedergeschlagene Reformation mit Gewalt wieder aufrichten. Es wird dabei auch auf Bethlen Gabor, den Fürsten von Siebenbürgen gezählt, der auch, wie bereits erzählt, im Sommer 1626, wirklich zu den Waffen griff. Das Mansfeldische Heer wird vorzüglich zu diesem weitaussehenden Unternehmen bestimmt. Es wäre wohl besser gewesen, die eben nicht bedeutenden Kräfte auf einem Puncte zusammenzuhalten. Dann wäre vielleicht das Heer der Liga unter Tilly besiegt worden. Ein Sieg über ihn hätte einem großen moralischen Eindruck erzeugen müssen. War so der Plan fehlerhaft entworfen, so waren auch andere Dinge, auf welche man früher gezählt, wieder verschwunden. Man hatte auf Frankreich gezählt und Richelieu sich genöthiget gesehen, von der Sache der Protestanten abzugehen. Man hatte auf Gustav Adolf von Schweden gezählt und auch diese Hoffnung war nicht in Erfüllung gegangen. Hiervon müssen die Gründe dargestellt werden.

Immer hat Gustav Adolf, König von Schweden, seine Blicke auf Deutschland gerichtet, immer nimmt er an den Vorgängen daselbst innerlich den größten Antheil und möchte gern sein Schwert in die Wagschale des Protestantismus werfen. Aber er vermag es nicht. Was ihm für die Protestanten zu thun möglich, kann wohl seine Gesinnung beweisen, aber ihre Schicksale nicht wenden und bessern. Im Jahre 1620 hat er Friedrich von Böhmen Kanonen und Munition zugesendet, im Jahre 1628 eröffnet er in seinen Staaten allen um des Glaubens willen vertriebenen Protestanten eine Zuflucht. Es sind nun aber fortwährend die Polen und Siegismunds III. Ansprüche auf Schweden, welche dem König die Hände binden. Im Jahre 1621 hat er den Krieg wieder eröffnet. Gustav Adolf erließ dabei eine offene Erklärung,



daß ihm leid sei, zu derselben Zeit, wo die Türken, der alte Erbfeind der gesammten Christenheit, gegen Polen die Waffen erhoben, auch gegen sie auftreten zu müssen, weil von König Siegismund ein friedliches Abkommen nicht zu gewinnen sei. Freilich war es für diesen sehr bitter, dem Erbrechte auf Schweden zu entsagen. Niemals konnte sich auch Siegismund III. dazu entschließen, wie wenig er auch Hoffnung hatte, seine Ansprüche je zu einer Wirklichkeit zu machen. Nach dem Wiederausbruche des Krieges eroberten die Schweden im Septbr. 1621 Riga und setzten sich dadurch in Liefland fester. Gustav Adolf hatte dabei selbst mitgefochten und sich immer unerschrocken, heldenmüthig, ja mit einer gewissen kecken Verwegenheit erwiesen. Aus Riga müssen, nachdem es schwedisch geworden, sogleich die Jesuiten weichen, nicht sowohl weil sie Römisch-Katholische sind, als weil der König den Geist und die Entwürfe der jesuitischen Gesellschaft vollkommen durchschaut hat und weiß, daß sie allenthalben Unfrieden und Zwietracht säen, um ihrer Herrschaft Platz und Raum zu machen. Indessen ward noch im Jahre 1622 ein abermaliger Waffenstillstand zwischen Polen und Schweden geschlossen.

Dieser Waffenstillstand wird dann mehreremals, immer nur auf ein Jahr, erneuert, so daß Gustav Adolf doch nie einen längern Zeitraum vor sich sieht, in dem er ein anderes, fernes und weitaussehendes Unternehmen wagen könnte. In seinen Rücken darf er diesen Feind doch nicht ohne alle Bürgschaft, daß er ruhig bliebe, lassen. Ein rascher Angriff Siegismunds auf Schweden könnte, wenn Gustav Adolf etwa mit dem Heere fern in Deutschland wäre, doch große Nachtheile herbeiführen. Die einjährigen Waffenstillstände, welche Siegismund III. sich abgewinnen läßt, gaben um so weniger eine

sichere Bürgschaft, als selbst mitten in ihnen noch bedenkliche Bewegungen des Königs von Polen geschehen. Im Jahre 1623 hatte derselbe einige Streitkräfte in Danzig zusammengezogen, sich selbst in diese Stadt begeben und schien einen plötzlichen Anfall auf Schweden machen zu wollen. Die Jesuiten trieben Siegismund unaufhörlich zu solchen Dingen, zu denen er weder der Macht-Mittel genug, noch genug des persönlichen Muthes und der persönlichen Einsicht besaß. Doch kaum hatte sich der Pygmäe gegen den Riesen erhoben, als er auch gleich wieder in sein Nichts zurücksank. Denn Gustav Adolf erschien mit einer starken Flotte vor Danzig, nöthigte die Stadt zu dem feierlichen Versprechen, nicht zu dulden, daß während eines Waffenstillstandes in ihrem Schooße und ihrem Hafen Feindseligkeiten gegen Schweden bereitet würden, schreckte den armseligen Siegismund und gewann wieder eine Erneuerung des Waffenstillstands über ihn. Gustav Adolf hatte nun doch Aussicht auf Ruhe für einige Zeit gewonnen, da auch im Jahre 1624 der Waffenstillstand abermals eine einjährige Verlängerung erfährt.

Diese Ruhe wird nun von den protestantischen Mächten benutzt, um mit Gustav Adolf zu verhandeln, damit er Theil nehme an der Schilderhebung, welche für die Rettung des Protestantismus gemacht wird. England und die Nord-Niederländische Republik führen diese Verhandlungen. Von den deutschen Fürsten ist es besonders der arme Friedrich von der Pfalz, der auch bei Gustav Adolf um Hülfe bittet, und Georg Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg, der seinem Schwager von Schweden beweglich die Noth des deutschen Protestantismus vorstellt. So viel aus den aufbehaltenen Briefen und Schriften erhellt, ist man nicht recht darüber einig, wo der König von Schweden mit seiner Hülfe auftreten soll. Die



meisten scheinen indessen gewünscht zu haben, daß Gustav Adolf von Polen her in Schlesien eindringen solle. Ein Auftreten des Königs in Nieder-Sachsen scheint weniger gewünscht worden zu sein. Man befürchtet da, daß Christian IV. von Dänemark und Gustav Adolf von Schweden sich einander unangenehm berühren, die kriegerischen Operationen darunter leiden möchten. Denn es ist eine alte Feindschaft zwischen den Königen, wie zwischen den Völkern der Schweden und der Dänen, die erst jüngst, wegen des Sundzolls und anderer unbedeutender Dinge, eine so große Schärfe gewonnen, daß darüber beinahe ein nutzloser Krieg ausgebrochen, was mit Mühe 1624 durch einen Tractat vermieden wird. Christian IV. von Dänemark will am wenigsten, daß Gustav Adolf in seiner Nachbarschaft auftrete. Er fürchtet von demselben überflügelt zu werden und glaubt in Nieder-Sachsen gegen Tilly schon selbst Mannes genug zu sein. Wird der König von Schweden auf diesen Wunsch, daß er in Schlesien auftrete, eingehen, so will Friedrich von der Pfalz auch daselbst erscheinen und von dort aus die Wiederherstellung seines böhmischen Reiches versuchen. So scheinen die Entwürfe, den gewechselten Briefen und Schriften nach zu urtheilen, sich gestaltet zu haben.

Wie sehr nun aber auch die Wünsche Gustavs Adolfs die Sache des Protestantismus begleiten, Wünsche, die er mit trefflichen Rathschlägen verbunden, in eigenhändigen Briefen ausspricht, so haben doch diese Vorschläge seinen Beifall nicht. Sie sind auch von der Art, daß sie kaum ausführbar sind. Das Vordringen durch Polen nach Schlesien gehört für ihn beinahe in das Reich der Unmöglichkeit. An der Küste von Pommern kann auch nicht eher gelandet werden, bis der Herzog nicht in das Bündniß wird eingetreten sein. Und auf

einem andern Puncte, so scheint es, will man ihn doch nicht auftreten lassen. Dazu kommt großes Mißtrauen gegen die Dänen. Fürchtet doch Oxenstierna, der Reichs-Kanzler von Schweden, daß die Dänen sich in geheimes Einverständniß mit Polen einlassen könnten, wenn Gustav Adolf jetzo sein Reich verließe, dann ein vernichtender Schlag auf Schweden geführt werden möchte. Es gaben ferner England und Nord-Niederland keine feste Bürgschaft wegen der Hülfsgelder, die sie an Schweden, wenn es in diesen Dingen mit auftreten wolle, erst versprochen. Die Hauptsache aber, welche den König von Schweden ganz besonders bewog, vor der Hand in Deutschland nicht aufzutreten, bleibt immer, daß ihm durch die Polen die Hände gebunden sind. Wenn er Siegismund III. von Polen bekämpft, fördert er die Sache des Protestantismus doch auch, wenn auch nicht unmittelbar, doch mittelbar. Denn wenn die Polen nicht durch ihn beschäftiget sind, werden sie sicher dem Kaiser zu Hülfe kommen. Gustav Adolf bleibt zuletzt immer dabei stehen: wenn die Verbündeten ihm nicht zu einem Frieden oder doch zu einem längern Waffenstillstand mit Polen verhelfen könnten, sei er vor der Hand außer Stand ihnen unmittelbare Hülfe zu gewähren. Vergebens unterhandelt endlich Christian IV. um die Zeit, wo er an die Spitze der niedersächsischen Fürsten und Stände tritt, noch selbst mit Gustav Adolf, ihn zum Auftreten und Mithandeln zu bestimmen. Gustav Adolf hat seiner nächsten, der schwedischen Interessen zu warten und zu pflegen; er kann nur wünschen, daß des Dänen Unternehmen günstig laufe. Er hofft es um so sicherer, da zu erwarten stehet, daß, wird nur ein erster glücklicher Erfolg gewonnen, auch die andern protestantischen Fürsten, mit denen Christian IV. schon Verbindungen angeknüpft hat, sich kräftig erheben werden. Seine eigene Hülfe



wird ja, kömmt eine Zeit größerer Noth oder siehet er sich von Polen her frei, immer nicht fehlen. Der Entschluß Gustavs Adolfs vor der Hand in die deutschen Angelegenheiten nicht einzugreifen, ist in einer für ihn unabweisbaren Nothwendigkeit begründet. Er muß sich erst der Polen erledigen, von Polen her größere Sicherheit gewonnen haben. Kleinlichen Rücksichten und Berechnungen ist Gustavs große Seele nicht zugänglich. Eifersucht gegen den König der Dänen quält ihn nicht; gern will er ihm den Ruhm der Befreiung Deutschlands lassen, wenn es nur befreit wird. Sollten sie einst noch beide neben einander in dem deutschen Reiche auftreten, so nimmt er nicht für sich das oberste Heerführerthum in Anspruch. Beide sollen dann frei und gleich neben einander stehen.

Aber die deutschen Protestanten sind doch durch diese Lage der Sachen der Hülfe des Schweden-Königs in dem bevorstehenden Kampfe beraubt. Um die Zeit, da dieser Kampf ausbrechen wollte, weil der Waffenstillstand mit Polen eben abgelaufen, auch von Siegismund III. noch immer nichts weiter zu gewinnen war, ging Gustav Adolf aus Schweden wieder hinüber nach Liefland. Noch im Jahre 1625 wurden die Polen nun ganz aus Liefland getrieben. Gustav Adolf, dem es am Herzen lag mit den Polen auseinander zu kommen, um, wenn es Noth sei, noch in Deutschland auftreten zu können, bot abermals Frieden an. Aber Siegismund III. wieß ihn mit seiner alten Halsstarrigkeit zurück, obwohl der Fortgang des Krieges ihm und dem polnischen Reiche außer Schimpf, Schande und Schaden nichts eintrug. Gustav Adolf entschloß sich darauf mitten in der Härte des Winters, dem Feinde Füße zu machen, wie er sich ausdrückte, und ging im Januar 1626 über die Düna, um den Krieg zuerst nach

Kurland zu tragen. Hier hatten die Polen ihr gewöhnliches Schickſal von den Schweden geſchlagen zu werden. Ueber den ſchwediſchen Krieg war der polniſche Reichstag oft im heftigſten Zwieſpalt mit König Siegismund III. Der Reichstag konnte den Krieg mit Schweden nicht als eine Sache des polniſchen Reiches betrachten, betrachtete ihn nur als einen Krieg des Königs. In dieſem Zwieſpalte gingen die Sachen noch um etwas ſchlechter als ſie ſonſt in Polen zu gehen pflegten. Das Uebermaß von Freiheit, das ſich der Adel genommen, trägt ſchon damals ſeine bittern Früchte. Später ſoll es zu völligem Untergange Polens führen.

Guſtav Adolf aber verſetzte bald den Krieg, noch im Jahre 1626, weiter aus Kurland an die Weichſel, nach Preußen. Zwei Gründe verſchiedenen Gehalts ſcheinen ihn dazu beſtimmt zu haben. Zuerſt wollte er dadurch dem Schauplatze des Krieges in Deutſchland näher kommen, um in Fällen der äußerſten Noth den Proteſtanten die Hand bieten zu können. Zweitens aber geſchah das Eindringen in Preußen auch wohl aus dem Grunde, weil Eroberungsgedanken in der Seele des Königs aufgekommen waren. Wie groß auch immer der Antheil iſt, den die Menſchen jener Zeit an der kirchlich-religiöſen Geſtaltung der europäiſchen Welt nehmen, wie ſehr ihre Seelen damit erfüllt ſind, ganz und durchaus werden ſie bei den Königen und Fürſten doch hiervon nicht ausgefüllt. Auch der weltlichen Macht und Größe gedenken ſie und nicht Wenige glauben gerade in den verworrenen Verhältniſſen der Welt die Gelegenheit zu finden, ſich zu größerer Herrlichkeit emporzuarbeiten. Guſtav Adolf iſt nun einmal mit Polen in Krieg gerathen, der in kirchlich-religiöſen Verhältniſſen ſeinen erſten Entſtehungs-Grund hatte. Der König von Polen treibt dieſen Krieg trotz aller ſeiner Friedens-Anträge fort. Warum



ſollte nun er, Guſtav Adolf von Schweden, nicht die Gunſt der Waffen benutzen und zu Eſthland, Liefland und Kurland, die er den Polen abgerungen, noch Preußen fügen. Das ſchwediſche Reich wird ſich dann mächtig an der Oſtſeeküſte ausdehnen. Eine ſolche Ausdehnung mag als Selbſtvertheidigung nothwendig erſcheinen. Man will in Schweden wiſſen, daß Kaiſer Ferdinand II. von dem Herzoge von Pommern ſchon begehrt hat, eine kaiſerliche Beſatzung von zwölftauſend Mann aufzunehmen. Kaiſer Ferdinand II. gedachte ſich ſchon an der Oſtſeeküſte feſtzuſetzen, von wo aus die nordiſchen Reiche bedroht werden konnten. Für Schweden entſtand dadurch die Nothwendigkeit, dem Kaiſer zuvorzukommen und ſich dieſer Oſtſeeküſte nach Möglichkeit ſelbſt zu bemeiſtern. So war es ſelbſt eine gewiſſe Noth, welche die eroberungsſüchtigen Gedanken in Guſtav Adolf erzeugte. Der König von Schweden kämpfte im Jahre 1626 mit Glück in Preußen und bemeiſterte ſich faſt des ganzen Landes, obwohl es ihm von den polniſchen Waffen noch ſtreitig gemacht ward. Offenbar hatte es Guſtav Adolf in Preußen nicht auf eine vorübergehende, ſondern auf eine dauernde Eroberung abgeſehen. Schon begehrte er von mehrern Städten die Huldigung und den Unterthanen-Eid. Dieſer Entſchluß des Königs brachte Georg Wilhelm von Brandenburg in's Gedränge und in Verlegenheit. Ein Theil Preußens, auf dem rechten Weichſelufer gelegen, das Herzogthum Preußen, gehörte ihm, unter polniſcher Landeshoheit jedoch. Auch hier ſetzten ſich die Schweden und zuweilen ſcheinet Georg Wilhelm gefürchtet zu haben, auch über dieſes herzogliche Preußen wolle Guſtav Adolf ſeine Eroberungen ausdehnen. Es giebt aber keinen ſichern Beweis dafür, daß der König von Schweden ſeinen Schwager, den Kurfürſten, ſeines Eigenthumes zu berauben gedacht. Das herzogliche Preußen ſollte

nur aus polnischer in die schwedische Landeshoheit übergehen. Gegen Polen erobernd aufzutreten schien Gustav Adolf ein Unrecht nicht zu sein. Reizte Siegismund III. ihn doch zum Kriege und erschien es doch beinahe als Glaubens- und Gewissens-Pflicht die preußischen Protestanten aus dem Joche einer katholischen Herrschaft zu befreien! In diesem Jahre noch, am 8. Decbr. 1626 ward dem König von Schweden von seiner Gemahlin eine Tochter, die nachmalige Königin Christine, geboren. Der Reichstag ernannte sie sogleich zur Thronfolgerin, damit Siegismund III. von Polen nicht neue Hoffnungen schöpfen möchte. Gustav Adolf selbst war in diesem Jahre wieder nach Schweden zurückgekehrt.

Kaiser Ferdinand II. aber sah die Gefahren, von denen er bedroht gewesen, um ein sehr Bedeutendes vermindert. Frankreich war zurückgetreten und Schweden anderwärts beschäftiget. Nur mit den Dänen, dem niedersächsischen Kreise und Bethlen Gabor, der sich, wie früher bemerkt, um diese Zeit auch wieder erhub, hatte er noch zu thun. Ganz unbedenklich ist seine Lage noch immer nicht und es liegt in des Kaisers Art lieber täuschende Künste als die Gewalt der Waffen zu versuchen. Deshalb wendet er sich abermals mit friedlichen Worten bald hierhin, bald dorthin, schreibt auf den 16. Aug. 1625 einen sogenannten Reichs-Deputations-Tag nach Ulm aus, als solle dort eine friedliche Ausgleichung versucht werden. Es ist aber derselbe gar nicht zu Stande gekommen. Er wendet sich ferner an die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, daß sie einer Ausgleichung die Hand bieten möchten. Johann Georg I. von Sachsen hat damals noch nur seine eigenen und nächsten Interessen im Auge und übersiehet noch nicht die Gefahr, welche dem ganzen Protestantismus drohet. Der Kaiser räumte ihn definitiv die Lausitz als Pfandschaft ein und der Kurfürst



erkannte dafür 1624 endlich sogar die Kurwürde Maximilians von Baiern an. Lange und standhaft hatte er erst die Anerkennung derselben geweigert.

Mit seinen friedlichen Worten beabsichtiget aber der Kaiser weiter nichts als Ungewißheit und Spaltung unter die Gegner zu bringen, damit er sie desto sicherer vernichten könne. Ferdinand II. ist zu klug, um nicht zu wissen, daß das so oftmals wiederholte Kunststück der friedfertigen Worte und Redensarten, hinter denen die gewaltsame That stand, eine bedeutende Wirkung eben nicht mehr haben könnte. Mehr als jemals denkt er daher gerade jetzt auf Krieg und kriegerische Maßregeln. Immer zweierlei verschiedene Plane hat der Kaiser in der Brust, Vernichtung der Reformation in Deutschland, Mehrung seiner kaiserlichen Macht. Aber zur Mehrung der kaiserlichen Macht wird die Liga, Maximilian I. von Baiern an der Spitze, sicher nicht die Hand bieten. Es bedarf dazu der Kaiser eines eigenen Heeres, mit dem sich nöthigenfalls auch der Liga entgegentreten läßt, die nur Vernichtung des Protestantismus und weiter nichts im Sinne hat. Aber die Mittel Ferdinands II. sind gering, seine Staaten tief erschöpft; es will nicht gehen mit der Bildung eines neuen Heeres.

Da erbot sich Wallenstein, der Fürst von Friedland, dem Kaiser ein Heer von vierzigtausend Streitern zusammenzubringen und die Kosten der Ausrüstung desselben vorläufig zu bestreiten. Innerlich unbedeutend ist die Rolle gewesen, die dieser Wallenstein bis jetzt in der Welt gespielt hat. Nicht einmal als Kriegs-Hauptmann hat er sich einen Namen gewinnen können. Nur maßlose und auf üblem Wege erlangte Reichthümer haben ihn bekannt gemacht. Wallenstein entschließt sich, den gewonnenen Reichthum nicht liegen zu lassen wie einen todten Schatz. Er will auf demselben weiter bauen,

emporklimmen zu größerer Macht und Herrlichkeit. Wenn er dem Kaiser das Heer zusammenbringt, muß er auch das Haupt und der Führer desselben werden. Es ist eine wilde Zeit, wo Alles auf den Waffen stehet. Wer die Waffen hat, der hat die Macht. Der Kaiser wird dem Manne, der ihm dient, und dem er schon einen Fürstenhut gegeben hat, noch mehr geben und selbst geben müssen. Zu dem Fürstenthume von Friedland, das er schon hat, werden sich ja wohl auch noch andere gewinnen lassen. Wenn der Kaiser siegt, wird es wieder reiche Beute, neue Confiscationen geben, wie in Böhmen. Wallenstein denkt zuerst, das, was er in Böhmen jüngst erreicht, auszudehnen und zu erweitern. Der kaiserliche Hof weißt zuerst Wallensteins Anerbieten zurück, vielleicht weniger weil man glaubte, daß er es nicht erfüllen, als weil man meinte, daß er nicht zum Feldherrn eines Heeres tauge. Auch hatte er hierüber noch nicht die mindeste Probe abgelegt. Indessen befindet sich der Kaiser in der Nothwendigkeit ein Heer zu haben und die Mittel fehlen. Man muß doch wieder auf Wallenstein zurückkommen und mit ihm unterhandeln. Der Hof wünscht nun, nur zwanzigtausend Streiter möge derselbe aufbringen. Er aber antwortet, so wenige würden nicht frommen, er müsse vierzig, fünfzigtausend haben. Eine solche Zahl würde sich leicht weiter erhalten lassen, ohne daß es dem Kaiser, der ja so nichts geben könne, etwas koste. Wallenstein hatte Recht. Man mußte mit einer recht furchtbaren Macht auftreten, um alles Recht und alle Ordnung mit Füßen treten, um in Freundes- und Feindes-Land auf fremde Kosten leben, alle Klagen der Fürsten und Stände als ohnmächtige verspotten zu können.

Aus Wallensteins Antwort ersiehet man deutlich, daß er die geheimen Entwürfe des Kaisers richtig durchschaute. Es



kommt auf die allmälige Vernichtung des Reiches vielleicht, sicher wenigstens auf Mehrung der kaiserlichen Macht durch den Weg der Gewalt und der Revolution an. An dieser verwegenen Sprache mag Ferdinand II. seinen Mann erkannt haben. Es wird daher mit Wallenstein abgeschlossen. Erst soll er zwanzigtausend, dann die Uebrigen werben und die oberste Feldhauptmannschaft über sie führen. Diese Verhandlungen fallen in den Anfang des Sommers 1625. Wallenstein lößt glücklich das gegebene Versprechen. Noch in diesem Sommer hat er bei zwanzigtausend Streiter zusammengebracht. Einen Ruhm als Feldherr kann der Mann unmöglich gehabt haben, denn woher sollte ihm ein solcher gekommen sein? Das ist es nicht, was die Söldner an ihn zieht, sie werden nur herangezogen von seinem Golde. Nicht gerade die Tapfersten, aber die verwegensten, wildesten und habsüchtigsten Menschen werden dadurch am meisten herbeigezogen. Wallenstein fragt nicht nach Glauben und Nationalität, wenn nur Männer zu seinen Fahnen kommen. Das wallensteinsche Heer wird ein bunter Haufe aus allerlei Volk. Der Auswurf aller Völker Europas schaart sich zu dem durch schnelles Glück Emporgeschossenen, um wie er und mit ihm, wenn auch im viel geringerem Maße und in gemeinerer Weise, durch Mord, Plünderung und Raub emporzuschießen. Bald kann Böhmen die Masse nicht mehr ernähren. Noch im Sommer 1625 werden sie in den fränkischen Kreis hineingeführt.

Es widert beinahe an, die Schreiben zu lesen, in denen der Kaiser den fränkischen Ständen mittheilt, daß die Wallensteiner zu ihnen kommen würden. Nur um des lieben Friedens willen hat er, der Kaiser, dieses neue Heer aufgestellt und weil dem so sei, müßten die Stände auch für dieses Heer sorgen, es nähren und pflegen. Schon redet der Kaiser, als

sei er des Reiches Selbstherr, als wären die Fürsten und Stände seine Knechte. Er hat nur noch zu sagen, es ist nothwendig, er hat es allein zu sagen, was nothwendig ist und wie, die Fürsten und Stände haben sich alsbald zu fügen.

Das wallensteinsche Heer zieht sich nun allmälig aus Franken in den Norden hinauf. Bis nach Magdeburg und Halberstadt hin dehnt es sich aus. Eine schwere Last wird auf alle Lande gelegt, protestantische wie katholische. Sie müssen zahlen und das Heer ernähren, damit es weder dem Kaiser noch Wallenstein etwas Weiteres koste als die erste Ausrüstung. In der That hat die Revolution, die dem alten Reiche einen großen Stoß geben soll, bereits begonnen. Aber es ist in dieser Revolution doch immer nur mit Vorsicht weiterzuschreiten. Die katholischen Fürsten und Stände müssen auch getäuscht werden. Sie müssen glauben, so lange als möglich glauben, daß es nur auf die Vernichtung des Protestantismus, auf weiter nichts abgesehen sei. Die Gewalt, die sie selbst erfahren, darf ihnen so lange als möglich nur als eine vorübergehende Nothwendigkeit erscheinen. Wallenstein aber vergrößert je länger, je mehr sein Heer in Einverständniß mit dem Kaiser. Wenn das Heer erst in recht furchtbaren Stand gesetzt ist, wird man unabhängig von der Liga, auch wohl, wenn sie sich nicht fügen will, gegen die Liga auftreten können. Doch damit muß noch gewartet werden. Jetzo kommt es darauf an, die Dänen zu besiegen und den neuen Bund zu zerstören, der unter protestantischen Fürsten und Ständen sich gebildet hat. Dazu ist die Hülfe der Liga noch dringend nothwendig.

Von der Weser her ist König Christian IV. und die Protestanten, die mit ihm zu den Waffen gegriffen, von Tilly, von der Elbe her durch das Heer Wallensteins bedroht. Zuerst an der Weser hat Tilly den Kampf begonnen und nicht



ohne Glück den Krieg an das rechte Ufer des Stromes versetzt. Gleich beim Ausbruche des Krieges trifft Christian IV. ein Unfall. Er wird durch einen gefährlichen Sturz vom Pferde auf einige Zeit gelähmt. Die Seinen betrachten es als eine üble Vorbedeutung, die Ligisten als ein Anzeigen von Glück. Auch nachdem der Kampf schon ausgebrochen, dauerten die Unterhandlungen noch fort. Der Kaiser, in Ungarn gleichzeitig von Bethlen Gabor bedroht, versucht noch einzuschüchtern, zu täuschen, zu entwaffnen, Zeit zu gewinnen. Unaufhörlich schreibt Tilly. Nieder-Sachsen solle entwaffnen, die Dänen sich zurückziehen, es sei gar kein Grund zum Kriege vorhanden, Niemandes Recht und Freiheit werde von dem Kaiser gekränkt werden. Aber wenn man sich nicht füge, werde er weiter mit den Waffen sprechen müssen. Die Fürsten lassen sich die Eröffnung einer Unterhandlung zu Braunschweig am Ende des Jahres 1625 gefallen. Sie wollen damit zeigen, daß sie sich nicht gegen den wahren Kaiser und das wahre Reich erhoben, daß sie von ihrer Seite Alles für den Frieden gethan, kein Mittel unversucht gelassen werde, um der Welt, um Deutschland den Frieden zu bewahren. Also noch eine Friedens-Vermittelung, nachdem der vom Kaiser nach Ulm ausgeschriebene Reichs-Deputations-Tag gar nicht zu Stande gekommen. Bald aber offenbart sich die völlige Nichtigkeit der gefaßten Hoffnung, daß der Kaiser mindestens in einigen Stücken nachgeben werde. Denn er begehrt nur immer eins und dasselbe, daß sich die Dänen entfernen, die Fürsten und Stände aber entwaffnen sollten. Bringen die Protestanten andere Gegenstände vor, Bedingungen, durch welche ein Friede allein möglich werden konnte, wie die Restitution der Pfalz, Räumung der besetzten Lande von den ligistischen und den kaiserlichen Truppen, so wird kaiserlicher Seits erklärt, daß

diese Dinge nicht hierher gehörten. Viele Wochen zogen sich die Verhandlungen hin, endlich mußten sie abgebrochen werden. Der Kaiser wollte weiter nichts als die Protestanten wehr- und waffenlos machen, um mit ihnen schalten und walten zu können, wie er wollte. Die Stände erklärten zum Schluß, daß sie nur ihrer Vertheidigung halber unter den Waffen blieben und in ihrem vollen Rechte wären, wenn sie zur Vertheidigung und Abwehr von Gewalt sich gerüstet und vorgesehen, da ein fremdes Heer, das Heer der Liga, wie eine Räuberbande mit Mord und Gewalt in ihre Gebiete eingebrochen. Etwas Anderes als große Räuberbanden sind auch in der That die ligistischen und wallensteinschen Heere nicht. Von beiden zusammen sagen es jetzo die Protestanten, von dem wallensteinschen sagen die katholischen Fürsten und Stände es später selbst, daß es weiter nichts als eine große, den Auswurf des menschlichen Geschlechts umfassende Räuberbande sei. Die Feldhauptleute dieser Heere, Tilly und Wallenstein, schrieben Briefe an deutsche Fürsten so mit Grobheit und plumper Anmaßung angefüllt, als wenn sie das Reich und die Rechte der Fürsten als bereits vor ihrem Schwerte untergegangen betrachteten.

Wenn die niedersächsischen Stände behaupteten, nur auf die Vertheidigung hätten sie sich gestellt, so hatten sie damit Recht und sagten nach ihren Absichten und nach ihren Gedanken eine Lüge nicht. Allerdings aber war Christian IV., der gewissermaßen als das Haupt des neuen Bundes betrachtet werden konnte, welcher für den Protestantismus nicht sowohl bereits entstanden als vielmehr zu entstehen im Begriff war, war England, Nord-Niederland, Friedrich von der Pfalz, der Graf von Mansfeld und der wilde Christian von Braunschweig einer andern Ansicht. Sie meinten, daß strenge Beschränkung auf die Vertheidigung Niedersachsens im Grunde



genommen zu nichts führe; sie wollten daher einen großen Angriffskrieg auf den Kaiser unternehmen, dem anders als durch Waffen und durch Sieg eine Billigkeit und Mäßigung nicht abzugewinnen sei. Siege sollten dann allerdings so weit als möglich verfolgt, aus ihnen der Vortheile so viele als immer erreichbar gezogen werden. Selbst an die Wiederherstellung des böhmischen Reiches für Friedrich von der Pfalz wird gedacht.

Geraume Zeit hatten die Waffen unter den Unterhandlungen geruht und ein Stillstand war abgeschlossen worden. Erst am Anfange des Jahres 1626 begann der Kampf wieder. England hatte die Truppen Mansfelds und Christians von Braunschweigs dem Dänen-König untergeordnet. Christian IV. war dadurch in den Besitz ziemlich bedeutender Streitkräfte gekommen und die Operationen konnten nun von einem Mittelpuncte aus mit Kraft geleitet werden. Dieses konnte einen Ersatz geben für die Lauigkeit, das Zögern und die Furchtsamkeit, das unter einem nicht kleinen Theile der niedersächsischen Stände sich offenbarte. Sie zogen sich von der Theilnahme an dem Kriege zurück, meinend, daß sie so dem kaiserlichen Zorn entgehen könnten, sich und ihre Gebiete sichern würden, wenn sie Ferdinand II. nur zu Willen wären und die Waffen nicht erhüben. Sie durchschauten des Kaisers Entwürfe, die er allerdings mit Worten nicht aussprach, nicht. Christian von Zelle und Georg von Lüneburg traten sogar zu dem Kaiser über. Denen, die übertraten, ward mit den pomphaftesten Worten, wie der Kaiser nur das allgemeine Wohl im Auge habe, und jedermann bei seiner Freiheit schirmen werde, versichert. Leere Worte, nach denen nicht weiter gefragt werden sollte, wenn sie nur ihren Zweck, Verminderung der Macht des Feindes, würden erreicht haben.

Bei diesem innern Zerfalle des neuen Bundes war für Christian IV. kluges Betragen sehr nothwendig. Mit seiner ganzen Macht mußte er sich schnell auf Tilly werfen, ehe eine Vereinigung desselben mit Wallenstein zu Stande kam. Ein Sieg über Tilly mußte allen Protestanten frischen Muth geben. Es bestanden auch bereits Verbindungen mit andern protestantischen Fürsten. Es war zu erwarten, daß sie sich erheben würden, war ihnen nur Muth durch einen ersten Sieg gemacht. Besonders konnte man auf Moritz von Hessen-Cassel zählen. War das Heer Tillys geworfen, so war das wallensteinische auch nicht weiter sehr furchtbar. Es kam besonders darauf an, den Umstand, daß sich beide nicht vereinigt hatten, zu benutzen und sich mit ungetheilter Kraft erst auf den einen, dann auf den andern zu werfen. König Christian IV. aber gab die Vortheile der Lage, in der er sich befand, auf, um einem Entwurfe nachzugehen, der für die vorhandenen Streitkräfte zu groß und der nur dann, wenn die Schweden jetzo schon in Deutschland hätten auftreten können, ausführbar war. Er wollte Tilly besiegen und zugleich den Kaiser in seinen eigenen Landen beschäftigen. Daher ward das Heer in zwei Theile auseinander gethan. Mansfeld und Johann Ernst von Sachsen-Weimar sollten, während der König dem Heere Tillys gegenüber blieb, durch die Elbländer in des Kaisers Staaten eindringen und sich mit Bethlen Gabor von Siebenbürgen, der eben damals wieder in Ungarn eingedrungen, vereinigen. An diesen Angriff auf den Kaiser in seinen eigenen Landen mochte man die größten Erwartungen und Hoffnungen knüpfen, da auch Bethlen Gabor zu den Waffen gegriffen, die Bauern in Oestreich aufgestanden, in Schlesien und Böhmen noch große Bewegung war. Dennoch muß dieser Entwurf als ein Fehler bezeichnet werden. Man hatte



dabei außer Acht gelassen, daß Mansfeld auf seinem Zuge nothwendigerweise mit dem wallensteinschen Heere zusammenstoßen mußte. Im Monat Februar 1626 bricht Mansfeld nach der Mittel-Elbe auf. Bei Dessau hatte Wallenstein Brückenschanzen anlegen lassen, die von einem kleinen Theil seines Heeres unter Altringer vertheidiget waren. Mansfeld griff diese Schanzen in Verbindung mit dem Administrator von Magdeburg, der die Partei dieses Bundes ergriffen, vergebens an. Wallenstein warf klug, ohne daß Mansfeld es gewahrte, einen guten Theil seines Heeres in die Brückenschanze. Als nun der Graf am 25. April 1626 diese abermals angriff, brach Wallenstein mit seiner überlegenen Macht heraus und fügte dem mansfeldischen Heere eine empfindliche Niederlage zu. Wie schwer auch der erhaltene Schlag war, erholte sich Mansfeld doch wieder. Geworbene Schotten und Johann Ernst von Sachsen-Weimar, der ihm nachgezogen, verstärkten seine Kräfte wieder. Doch war seines Bleibens in den Elbländern nicht.

Die Aussicht hier einen Bundesgenossen an Georg Wilhelm, dem Kurfürsten von Brandenburg, zu gewinnen, war gescheitert. Der Kurfürst hatte beim Ausbruche des Kampfes seine Neutralität ausgesprochen und weigerte alle Theilnahme am protestantischen Bunde. Der katholische Graf von Schwarzenberg leitete den Kurfürsten damals ganz und stellte ihm das Halten am Kaiser als den Rettungsanker Brandenburgs dar. Die schwersten und schwärzesten Verbrechen gegen das Haus Brandenburg sind diesem Grafen Schwarzenberg Schuld gegeben worden. Diese Beschuldigungen, offenbare Verrätherei an den Interessen des Hauses Brandenburg, lassen sich allerdings nicht mathematisch und juristisch beweisen. Wie schwer ist es aber auch nicht, heimliche Einverständnisse eines Fürsten-

Dieners mit einem nur halböffentlichen Feinde, wie der Kaiser Ferdinand II. den protestantischen Fürsten gegenüber war, zu beweisen, wenn durch die Umstände die Ausführung gehindert worden. Sicher aber ist, daß Schwarzenberg nicht nach dem protestantischen, sondern nach dem katholischen Interesse handelte und hiernach seinen Kurfürsten zu bestimmen suchte. Das katholische Interesse oder vielmehr das Interesse des Kaisers verlangte nun aber freilich, so viele protestantische Fürsten als möglich in Ruhe zu erhalten, sie mit schönen Worten und guten Versprechungen zu trösten bis die Zeit gekommen, da man, fertig mit den andern, auch über sie würde herfallen können. Und das war es, was Graf Schwarzenberg, mag er nun in ausdrücklichen oder in stillschweigendem Einverständniß mit dem Kaiser gewesen sein, was völlig gleichgültig, so weit er vermochte, getreulich leistete.

Mansfeld und Weimar brachen unter diesen Umständen aus den Elbländern auf und warfen sich zuerst nach Schlesien. Mansfeld verkündete dort, daß er komme, um die Rechte und Freiheiten dieser Lande, auch das freie Bekenntniß des Evangeliums wiederherzustellen, fuhr aber durch Schlesien durch, um sich mit Bethlen Gabor zu vereinigen. Im Herbste 1626 langten er und Weimar in Ungarn an. Der Ereignisse, die dort vorgingen, ist schon Erwähnung gethan. Bethlen Gabor schließt seinen Frieden mit dem Kaiser am 28. Decbr. 1626. Mansfelds Truppen lößten sich zum größten Theil auf. Weimar führte einen Theil derselben nach Ober-Schlesien und kämpfte dort einige Zeit vergeblich gegen des Kaisers Macht. So waren die ganzen großen Gedanken, die man an dieses Unternehmen geknüpft, gescheitert. Es war dasselbe eben so übel berechnet als übel ausgeführt worden. Wallenstein hatte damals auf einige Zeit den deutschen Schauplatz verlassen,



denn er war dem Grafen von Mansfeld nach Ungarn nachgezogen, hatte aber in dem Kriege dort keine Lorbeern geärndtet und sein Feldherrn-Talent keineswegs bewiesen. Viele zweifelten sehr an dem Dasein eines solchen Feldherrn-Talents überhaupt, besonders Tilly. Noch im Jahre 1624 hatte Wallenstein seine Dienste der Liga angeboten, Tilly aber ihn nicht genommen, weil er Wallenstein selbst für eine untergeordnete Stellung unfähig hielt. Wallenstein trug deshalb auch eine bittere Feindschaft gegen Tilly in der Brust. Ueberhaupt mochte die Liga gleich das erste Auftreten desselben ungern gesehen haben. Nachdem der Krieg gegen Bethlen Gabor in Ungarn beendet, wendete sich dieser Wallenstein nach Schlesien gegen Johann Ernst von Weimar. Es gelang ihm denselben zu erdrücken. Im Sommer des Jahres 1627 konnte er die kaiserlichen Staaten beruhiget verlassen und seine Haufen wieder hinaus in das Reich führen, die Entwürfe seines Herrn, des Kaisers, und seine eigenen zu fördern.

Größere Sieges-Lorbeern hatte unterdessen Tilly, der Feldherr der Liga, gewonnen, die ihm freilich auch durch die Thorheit, mit welcher Christian IV. seinen ganzen Plan entworfen, leicht genug gemacht worden. Statt, wie gesagt, seine Streitkräfte zusammenzuhalten und erst auf Tilly, dann auf Wallenstein zu fallen, deren gesonderte Stellung und persönliche Feindschaft zu benutzen, hatte er Mansfeld bis nach Ungarn geworfen, wo dessen Heer ganz nutzlos für die Sache des deutschen Protestantismus hingeopfert ward. Tilly hatte zuerst, schon im Julimonat 1626, den Landgrafen Moritz von Hessen-Cassel genöthiget zu entwaffnen und sein Land zur Verfügung der ligistischen Armee zu stellen, die sich eine kaiserliche nannte, und sich gleichzeitig in dem Norden des Reiches immer weiter ausgedehnt. Raub, Plünderung, Erpressung

und Mord bezeichneten den Weg dieser Banden in dem furchtbaren Maße, daß es scheinet, wenn die Liga nicht anders siegen kann, will sie siegen durch allgemeine und gräßliche Vernichtung. Deutsche Fürsten, deren Lande von diesen unmenschlichen Horden getroffen werden, sagen es nachmals selbst in Schreiben an den Mann, der sich Kaiser des heiligen Reiches und Schirmer des Rechtes und der Ordnung nannte, daß es offenbar darauf abgesehen sei, Alles, was man fassen und erreichen könnte, zu vernichten, daß der Raub und der Mord da, wo seine Heere ständen, das Gesetz geworden.

Christian IV., dessen dänische Truppen freilich auch keine Muster von Sitte und Kriegszucht waren, mied so lange er konnte eine Schlacht, weil sein Heer dem ligistischen nun gar nicht mehr gewachsen. Endlich aber konnte er eine solche Schlacht nicht mehr vermeiden. Beim Dorfe Lutter am Barenberge im Braunschweigischen wird sie geschlagen. Lange ist der Sieg zweifelhaft, denn die Truppen Christians IV. schlagen sich mit ausgezeichneter Tapferkeit. Aber sie vermögen doch die feindlichen Reihen nicht zu durchbrechen, obwohl der König die Seinen dreimal selbst zum Angriffe heranführt. Der Sieg bleibt endlich doch in Tillys Händen. Christian IV. muß sich mit den Trümmern seines Heeres nach der Unter-Elbe zurückziehen und sucht dort nach Möglichkeit seine Streitkräfte wieder herzustellen. Zwar ist der dänische Krieg noch nicht ganz unbedeutend für den Kaiser geworden, aber es ist doch ein bedeutender Schlag gewonnen worden. Das neue protestantische Bündniß ist als aufgelöst zu betrachten. Schon einige Tage vor der Schlacht bei Lutter hatte selbst Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel sich dem Kaiser unterworfen und dagegen die besten Versprechungen, daß er in allen seinen Rechten erhalten werden sollte, empfangen, Versprechungen, die mit dem gewöhnlichen jesuitischen Vorbehalt, sie nicht zu erfüllen, so wie man sie nicht zu erfüllen brauche, gegeben werden.



Nach der Schlacht am Babenberge, sagt ein Zeitgenosse, schien Kaiser Ferdinand II. wie aus einem langen Schlafe zu erwachen. In der That faßte derselbe nun die größten Plane und Erwartungen nicht allein in Beziehung auf die Kirche, sondern auch in Beziehung auf die politische Gestaltung der Dinge. Da die Kräfte der Protestanten allenthalben vernichtet oder doch besiegt waren, war die Hülfe der Liga nicht mehr so dringend nothwendig. Die Liga siehet nur auf das Kirchliche. Die Fürsten derselben wollen nur, daß der Katholicismus im Reiche wieder herrsche, nicht daß das Reich, und mit demselben sie selbst, etwa in die Hände des Kaisers fiele. Der Kaiser aber will außer dem Katholicismus noch ganz andere Dinge, welche den zeitherigen Bundesgenossen, der Liga, sehr wenig angenehm sein möchten. Was wird man aber sehr nach ihr zu fragen nöthig haben; hat doch der Kaiser nun das wallensteinsche Heer. Ist Wallenstein auch kein Feldherr von erstem Range, das Geheimniß hat er doch gefunden, dem Feinde gegenüber, in der Schlacht, ein Heer in Zucht und Ordnung zu erhalten, und es außer der Schlacht auf Kosten von Feind und von Freund zu erhalten, ohne daß es dem kaiserlichen Herrn etwas kostet. Das wallensteinsche Heer ist noch einer ungeheuren Vermehrung fähig. Man braucht ja nur dem Systeme des Raubes, der Plünderung, der Contributionen und Requisitionen, mit denen besonders die protestantischen Stände gemartert worden, eine noch breitere und noch größere Anwendung zu geben. Ein noch viel größeres Heer wird sich dann erhalten lassen. Der Kaiser entschließt sich, das wallensteinsche Heer wachsen und steigen zu lassen, so

weit man es nur würde treiben können. Es werden sich ja dann der Gewaltschläge immer mehre und mehre thun lassen. Selbst die Liga wird geduldig zusehen müssen, wenn dem Reiche eine andere Gestalt gegeben wird. Spanien will ja auch ein mächtiges Heer aufbringen für die Entwürfe des Gesammthauses und vermißt sich, daß es 140,000 Streiter werde zusammenbringen können. Die Häuser von Spanien-Habsburg wollen wieder sich, der Welt gegenüber, in die furchtbare Stellung bringen, die sie unter dem gemeinschaftlichen Ahn, Kaiser Karl V., gehabt. Was dem nicht gelungen, das möchte nun wohl gelingen. Die Herrschaft über Italien, über Deutschland kann gewonnen werden, ja die Eroberungsentwürfe lassen sich vielleicht noch viel weiter, auch auf den Norden, ausdehnen. Kaiser Ferdinand II. denkt einmal daran, sich zum König von Dänemark wählen zu lassen. Auch an das Meer muß man denken, die Herrschaft über dasselbe den englischen und nord-niederländischen oder holländischen Flotten zu entreißen suchen. Gleich nach der Schlacht am Babenberge unterhandelt Spanien mit Polen. Die Polen sollen doch einen Ostseehafen an Spanien abtreten. Ferdinand II. unterhandelt mit den Hanse-Städten: sie sollen doch in ein besonderes Verhältniß mit ihm, dem Kaiser, treten, sich seinem besondern Schutze untergeben. Dafür wird der Kaiser als ein wahrer Vater des Vaterlandes sich des deutschen Handels gegen die Fremden annehmen, ihm alten Glanz und Blüthe wieder verschaffen. Man siehet, mit wie viel Schlauheit und Berechnung neben der Gewaltsamkeit verfahren wird; selbst die Handelsinteressen der Menschen will der Kaiser zu seinem Dienste benutzen.

Zu so hoch fliegenden Entwürfen scheinet sich auch nach dem Siege über die Dänen Vieles recht günstig zu gestalten.



Nicht allein, daß die Schweden anderwärts beschäftiget, die Dänen geschlagen, der niedersächsische Bund zersprengt, Bethlen Gabor sich zur Ruhe gelegt, mehrere Kriegsfürsten der Protestanten, wie der Graf von Mansfeld, Johann Ernst von Weimar, Christian von Braunschweig, vom Tode in dieser Zeit hinweggerafft werden. Von noch weit größerer Wichtigkeit ist, daß Richelieu den Weg, den er 1624 betreten, und die Opposition gegen die Häuser von Spanien-Habsburg aufgegeben, ja sich zu ihnen stellt. Am 20. März 1627 wird ein Tractat zwischen Spanien und England abgeschlossen. Man will mit gemeinsamen Kräften England erobern, katholisch machen und unter sich theilen. Irland soll nachher dem apostolischen Stuhle zugeschlagen werden. Interessen des Katholicismus und gemeinsamer Größe scheinen alte Feinde plötzlich zu versöhnen.

Der entworfene Plan, daß Spanien und Frankreich England erobern und England unter sich theilen sollten, würde, dafern er ausgeführt worden, sicher zu großen Verwickelungen geführt haben. Es waren zwei alte und erbitterte Gegner, die sich hier, von Ländergier und Habsucht beide bewegt, in einem Entwurfe vereinigt. Sie würden nicht länger zusammengestanden haben als bis die Eroberung fertig gewesen. Ueber die Theilung wären sie dann sicher in Zwist untereinander gekommen. Jede Macht hätte den besten Theil für sich begehrt, jede der andern so wenig als möglich wollen zukommen lassen, weil jede gesonnen war, die andere nach Möglichkeit herabzudrücken. Indessen kamen die beiden Mächte nicht einmal bis zu dem Anfange dieses Unternehmens. Wenn sie nun auch bis dahin gekommen, so würde England sich erhoben haben wie ein Mann, wie es sich erhoben hatte zur Zeit der großen Königin Elisabeth, als Philipp II. mit der

Flotte drohete, welche die unüberwindliche von den Spaniern genannt ward. England ergriff ein sehr zweckmäßiges Mittel, jede Gefahr des Angriffs auf sich fern zu halten. Es regte die französischen Calvinisten auf, noch einmal die Waffen zu ergreifen. Auch das letzte Toleranzedict, das ihnen gegeben worden, ward, wie die früheren insgesammt, vielfach verletzt und gebrochen. Der diesmalige Aufstand der Calvinisten brach unter Rohan und Soubise fast unmittelbar nach dem Abschlusse des Tractates zwischen Spanien und Frankreich aus. Und obwohl derselbe von England nur schwach unterstützt wird, so ist doch deutlich, daß es England gewesen, welches zu dieser Schilderhebung getrieben hat. Es soll durch diese Beschäftigung in dem eigenen Lande der Regierung von Frankreich zu einer Unmöglichkeit gemacht werden, an einen ernsten Angriff auf England zu denken. In der That siehet sich nun auch Richelieu genöthiget gegen die Calvinisten zu den Waffen zu greifen, und so lange dieser Krieg dauert müssen wohl alle andere Entwürfe ruhen.

Seit langem schon ist die freie und unabhängige Stellung, welche die Calvinisten in Frankreich noch immer haben, Richelieu'n zuwider. Wenn er einen großen Plan entworfen hat, der außerhalb der Grenzen Frankreichs ausgeführt werden soll, so erheben sich im Innern die Calvinisten wieder und hemmen und stören Alles, was er ausgesonnen. Unbedingter Gehorsam gegen das Königthum soll überhaupt in Frankreich Statt finden. Für die innere Wohlfahrt Frankreichs, für seine äußere Macht und Größe, hält Richelieu diesen unbedingten Gehorsam unabweisbar nothwendig. Darum ist er so heftig und hart, ja zuweilen so grausam gegen Alles, was der königlichen Autorität widerstrebt. Weil sie derselben widerstreben, ist Richelieu den Calvinisten so zuwider. Er ist ihnen deshalb weit



mehr noch zuwider als weil sie Calvinisten, weil sie nicht in dem Glauben an den römischen Katholicismus, sind. Richelieu beschließt diesesmal mit ihnen zu Ende zu kommen. Er selbst tritt an die Spitze des königlichen Heeres, welches sie bekämpft. Nicht eher als bis er sie ganz außer Stand gesetzt, sich wieder gegen das Königthum zu erheben, wird er diesesmal die Waffen niederlegen. Nicht mehr in der Furchtbarkeit, die sie im sechszehnten Jahrhundert gehabt, stehen die französischen Calvinisten jetzo da. Viele von ihnen haben sich bereits in das Unvermeidliche fügen lernen: man muß das katholische Königthum, selbst den Druck und die Verfolgung der katholischen Kirche schweigend und duldend ertragen. Viele haben darum keinen Antheil mehr an der Schilderhebung ihrer Glaubensbrüder genommen. Richelieu hat es besonders nur mit der wichtigen und festen Stadt La-Rochelle zu thun. Im Herbste 1627 schließt das königliche Heer diese Stadt von allen Seiten ein. La-Rochelle, wohin sich die Kühnsten und Entschlossensten der französischen Calvinisten gerettet, vertheidiget sich mit dem Muthe der Verzweifelung.

Was Frankreich selbst anlangt, so ist die neue Erhebung der Calvinisten eine ganz vergebliche, aber für die allgemeinen Verhältnisse ist sie von Wichtigkeit und Bedeutung. Richelieu ward durch sie gehindert an den Angriff auf England sogleich zu denken. Die Zeit verlief und mit derselben scheint der große Staatsmann immer bedenklicher und bedenklicher über das Bündniß mit Spanien geworden zu sein. Es ist sehr gefährlich mit dem alten Feinde Hand in Hand zu gehen. Länger als einen Augenblick, länger als bis etwa ein gemeinsamer Entwurf gelungen, kann eine Vereinigung Frankreichs mit Spanien nicht bestehen. Ist er gelungen, so ist zweifelhaft, ob Frankreich oder Spanien davon den größern Vortheil

gewinnen wird. Träte das Letztere ein, so hätte man mit französischem Gelde und mit französischem Blute sich nur für die Zukunft einen gefährlichern Feind bereitet. Das sind die Gedanken Richelieus gewesen. Er betreibt daher wohl noch im Jahre 1628 die Unterhandlungen mit Spanien wegen des beabsichtigten Unternehmens auf England, aber kaum scheinet es ihm noch rechter Ernst damit gewesen zu sein. Was in Deutschland, was in Italien geschieht, muß Richelieu's Bedenklichkeiten immer mehr und mehr steigern. Die Häuser von Spanien-Habsburg streben zu einer furchtbaren Macht, die Alles Andere vernichten und erdrücken könnte, empor. Der Bund, welcher zwischen den katholischen Hauptmächten, Spanien-Habsburg auf der einen, Frankreich auf der anderen Seite, hat entstehen wollen, wird nicht lange währen. Er wird, noch ehe er in rechte Vollziehung kommt, wieder auseinandergehen und sich in schneidenden Gegensatz spalten. Durch diesen Gegensatz, durch diese Feindschaft wird der deutsche Protestantismus auch mit vom Untergange errettet werden. Nichts wäre verhängnißvoller für denselben gewesen, als wenn Spanien-Habsburg und Frankreich sich wirklich und getreulich vereinbart und mit all' ihrer großen Macht auf die protestantischen Völker und Staaten sich geworfen. Sie hätten dann schwerlich mit Erfolg widerstehen können. Darum war es von einer höhern als der menschlichen Macht so gefügt worden, daß in früherer Zeit unaustilgbares Mißtrauen zwischen sie gepflanzt war, daß dieses Mißtrauen in den entscheidendsten Momenten auf französischer Seite immer höher und höher steigen mußte.

Wenn die Zeit erfüllt ist, wird der geschlossene Bund wieder auseinander brechen. Er muß wohl brechen, so wie Richelieu und Frankreich gewahren werden, was Kaiser Ferdinand II.



eigentlich beabsichtiget, so wie sie gewahren werden, daß es keineswegs die Wiederherstellung des Katholicismus in Deutschland allein ist, die er will. Nach der Schlacht bei Lutter fängt die katholische Partei Deutschlands einerseits und Kaiser Ferdinand II. andererseits, jeder seinen besondern Weg an zu gehen. Der katholischen Partei ist es nur zu thun um die Wiederherstellung des Katholicismus. In der Seele des Kaisers handelt es sich nicht darum allein, sondern auch um die Mehrung der politischen Macht. Indessen gehen doch beide noch Hand in Hand und erst im Jahre 1629 drohet, wenn der Kaiser nicht zeigt, daß er von seinen Entwürfen abläßt, der Bruch. Denn Ferdinand II. sucht seine Sache so viel als möglich mit der Sache der katholischen Partei zu vereinbaren und derselben seine andern Entwürfe so lange und so weit als möglich zu verbergen. Die katholische Partei zeigt sich in der nächsten Zeit in entschiedenen und kräftigen Handeln zur gewaltsamen Einführung des Katholicismus. Wie man das anstellen müsse, das hat sie an dem Verfahren des Kaisers in seinen Erblanden gelernt. Getreulich ahmt sie das gegebene Beispiel nach. Zwang und Gewalt ist das einzige Wort, welches sie kennt. Auch erhoben die Bischöfe, besonders nach dem Siege über die Dänen, ein mächtig Geschrei: die katholischen Stifter, welche erst nach dem Passauer Tractate an die Protestanten gekommen, müßten den Katholischen wieder werden. Mit einer nicht unbedeutenden Anzahl derselben war das der Fall. Gelang es wieder katholische Bischöfe in diese Stifter hineinzubringen, so hatte man in fast allen protestantischen Gebieten den Katholicismus wieder angebaut.

Kaiser Ferdinand II. dachte an solche Dinge auch, doch mußte in ihnen mit Vorsicht und so wie es seinen andern Entwürfen gemäß und förderlich war, verfahren werden.

Christian IV. hatte sich nach der Schlacht am Babenberge durch englische Hülfe wieder etwas erholt. Noch setzte er den Krieg zwischen Elbe und Weser gegen Tilly fort. Aber die Hülfe, welche die protestantischen Fürsten ihm hätten gewähren können, war fast Nichts. Selbst schon vor der unglücklichen Schlacht bei Lutter war sogar Friedrich Ulrich von Braunschweig-Lüneburg in den Gehorsam des Kaisers zurückgetreten. Der Krieg konnte indessen von Tilly nicht zu Ende gebracht werden und kaum mag der Kaiser gewünscht haben, daß es durch Tilly geschehen möge. Ferdinand II. will, daß es geschehen möge durch das wallensteinsche Heer. Von nun an will er selbstständig auftreten, unabhängig von der Liga, welche bis jetzt fast allein für die Sache des Katholicismus gestritten hatte. Es ist das auch unabweisbar nothwendig, wenn der Kaiser auch seine Entwürfe, die nicht zugleich auch die Entwürfe der Liga sind, ausführen will. Im Sommer des Jahres 1627 kann Wallenstein sein Heer aus Schlesien, nachdem er dieses Land wieder beruhiget und es dem Kaiser unterworfen, herausführen. Alsbald verbreitete sich der Schrecken des kaiserlichen Namens. Der Kurfürst von Brandenburg, der sich bis jetzt noch in einiger Unabhängigkeit bewegt, mußte sein Land den kaiserlichen Truppen erschließen, später auch die Kurwürde Maximilians I. von Baiern anerkennen, was er lange geweigert. Das wallensteinsche Heer überfluthete dann Mecklenburg, etwas später auch Pommern, obgleich Herzog Bogeslas an der letzten Bewegung keinen Antheil genommen hatte. Mit dem Könige von Dänemark waren zwar Friedens-Unterhandlungen angeknüpft worden, aber sie hatten zu keinem Ende geführt, denn Christian IV. wollte sich den schimpflichen Bedingungen, die ihm Kaiser Ferdinand II. vorlegte, nicht fügen. Wallenstein trug nun den Krieg in das eigene Land des



Königs hinein und nöthigte ihn dadurch Deutschland aufzugeben. Noch im Laufe des Jahres 1627 ward der Dänen-König genöthiget, sich nach Seeland vor Wallensteins Waffen zu flüchten.

Unter diesen Ereignissen bemerkt man, wie Wallenstein sorgfältig bemüht ist, das Heer der Liga in den Hintergrund zu schieben und das kaiserliche in den Vordergrund zu bringen. Besonders an der Meeresküste sollen die Ligisten nichts zu schaffen haben. Einige Zeit zwar hat er sich in dem Kriege gegen die Dänen von Tilly unterstützen lassen, bald aber denselben wieder nach Nieder-Sachsen zurückgesendet. In der Nähe des Meeres, wo fast Alles protestantisch ist, wo, wenn Katholicismus und Kaiser obsiegen, Fürsten zu verjagen und weite Länder werden in Besitz zu nehmen sein, sollen die Ligisten keinen Theil nehmen. Ueberhaupt wird man ihnen von der Beute höchstens so viel zuwerfen als etwa nöthig ist, sie in guter Laune zu erhalten, so lange man sie noch braucht. Durch fortgehende Werbungen, die von allen Orten und Enden der Welt raub- und rauflustiges Gesindel herbeiziehen, ist auch das wallensteinsche Heer bereits so gestiegen, daß das ligistische vor demselben in den Schatten treten muß. Es soll noch immer weiter und weiter gesteigert werden. Der Kaiser bedarf einer ungeheuren Macht, wenn seine Entwürfe gelingen sollen, er bedarf rücksichtsloser, wilder und verwegener Menschen dazu. An Rücksichtslosigkeit fehlt es nun gewiß Wallenstein, dem kaiserlichen Feldherrn, nicht. In des Kaisers Dienst ist er aber getreten, auch um sich emporzuschwingen.

Entschlossene Verwegenheit, kühnes Verachten aller menschlichen Rücksichten, eben so unmoralisches als kraftvolles Hinwegsetzen über die Begriffe und Vorstellungen von Recht und Gesetzlichkeit sind überhaupt auf Seiten Ferdinands II. und

des Katholicismus zu finden. Die protestantischen Fürsten und Stände haben vor diesen Dingen, ja zuweilen sogar vor dem bloßen Scheine dieser Dinge, eine fast heilige Scheu. Wie achten und schonen sie fast stets die Formen des morschen und gebrechlichen Reiches, das von ihren Gegnern nur dann geachtet wird, wenn diese Achtung mit ihrem Vortheil zusammentrifft! Gerade dadurch ist die protestantische Sache in so großen Nachtheil gekommen. Nicht immer ist die Welt die Wohnung und die Stätte des Rechtes. Oftmals gewinnt das Unrecht einen Sieg, wenn er auch bald nur ein vorübergehender, bald ein solcher ist, der am Ende zu eigenem sittlichen oder physischen Verderben ausschlägt. Besser fährt der Mensch jeden Falls, wenn er festhält an dem ewigen Recht, sollte er auch mit demselben einen Triumph für dieses irdische Dasein nicht gewinnen und untergehn mit seinem irdischen Sein.

Wallenstein ist nun die mächtige Hand des Kaisers geworden. Die Bedeutung dieses Mannes ist weder eine sittliche noch eine innerliche. Sie ist keine sittliche, denn nur durch gemeine Mittel und rohe Gewalt strebt er empor zu selbstsüchtigen Entwürfen, sie ist keine innerliche, denn Talent und Geist sind ihm nicht im hohen Grade gegeben. Er siehet nur mit habsüchtigem Blicke in die wilde Verworrenheit der Zeit und in die Seele des Kaisers hinein, beschließt zu seinem Vortheil Alles nach Möglichkeit zu benutzen. Er siehet in der Seele des Kaisers den Wunsch, die alten Reichs-Verhältnisse zu kaiserlichem Vortheil umzugestalten, eine Menge von Ländern, und es bieten sich dazu zuerst die Gebiete der protestantischen Fürsten und Stände dar, zu unmittelbarer Herrschaft zu gewinnen. Dazu braucht Ferdinand II. Wallenstein und dessen Schwert. Gern will Wallenstein die Hände bieten, aber er muß Antheil an der Beute, er muß eine hohe und



fürstliche Stellung empfangen. Die verworrene Lage der Dinge verwickelt sich um diese Zeit noch mehr durch ein neues zwischen dem Kaiser und Wallenstein entstehendes Verhältniß. Seitdem Wallenstein an die Spitze seines wilden Heeres gekommen, ist er auch immer reicher geworden. Dieses Heer giebt ja die Macht Raub, Plünderungen und Erpressungen aller Art vorzunehmen. Wer darf fragen, ob Wallenstein noch mehr Contributionen auflegt als zur Erhaltung des kaiserlichen Heeres nothwendig. Das thut er aber, wie es scheint und nach seinen eigenen Schreiben, fast stets. Wie ein Blutigel legt er sich an das Mark der Länder, welche von seinem Heere besetzt werden und jedesmal wird von der Contribution ein Theil für Wallenstein selbst zurückgelegt. Man weiß nicht, wer mehr preßt, schindet und plagt, ob Wallenstein oder Tilly. Aber gepreßt, geplagt und geschunden wird allenthalben in Freundes wie in Feindes Land. Gleichmäßig scheinen beide zur Vernichtung bestimmt zu sein. Aber nur Wallenstein versteht das Erpreßte zusammenzuhalten, um es zu noch größern Dingen zu benutzen. Ein großer Theil seiner übrig gebliebenen Briefe und Schriften handelt auch von Geldsachen. Freilich nach Böhmen, in sein Fürstenthum Friedland sendet er das Geld nicht, um dort als todter Schatz zu liegen. Aber er macht sich Freunde damit. Millionen können auf den Ankauf confiscirter Güter noch gewendet werden, dem Kaiser selbst werden bedeutende Vorschüsse in Baaren geleistet. Ferdinand II. ist dem Wallenstein immer tiefer verpflichtet worden. Seine Auslagen für die erste Aufstellung des Heeres haben dem Fürsten von Friedland nicht können erstattet, der versprochene Gehalt als Feldherr ebenfalls nicht gezahlt werden. Wallenstein hat noch obenein baare Vorschüsse geleistet. Trotz dem hat der Fürst sich schon mit fast königlichem Pomp und

Hofstaat umgeben. Zuweilen befindet sich Wallenstein freilich auch wieder, wie seine Schriften bezeugen, in Geldverlegenheit. Aber er bedurfte auch unermeßliche Summen für die Ausführung der Entwürfe, die er sich gesetzt.

Diese liefen auf nichts Geringeres hinaus als sich einen Platz unter den Fürsten des Reiches zu gewinnen. Wallenstein hatte den Kaiser durchschaut und las in dessen Seele das Verlangen, eine große Umgestaltung mit dem alten Reiche vorzunehmen. Diese Umgestaltung soll zu Schaden und Nachtheil der Fürsten gehen, in deren Zahl sich Wallenstein selbst einzudrängen gedenkt. Wenn ihm das gelungen sein wird, so werden die Interessen Wallensteins und des Kaisers mit Nothwendigkeit wieder auseinandergehen, ja sogar sich feindlich berühren müssen. Denn, Fürst des Reiches geworden, wird Wallenstein frei und unabhängig von dem Kaiser sein wollen in derselben Weise, wie es die alten und eigentlichen Fürsten sind. Er wird in solche Unabhängigkeit sich um so eher stellen können, da er zugleich Generalissimus des kaiserlichen Heeres ist und das Schwert in der Hand hält. Der Kaiser wird das Schwert nicht gegen den richten können, der dieses Schwert selbst in der Hand hat. Wenn also Wallenstein bei dieser Gesinnung des Kaisers, die Macht der Fürsten hier zu brechen, dort sie ganz hinwegzunehmen, doch in die Zahl dieser Fürsten hineinkommen will und durch den Kaiser selbst, so ist das natürlich ein langes und schweres Werk. Ein Umstand kommt ihm indessen dabei zu Statten. Will der Kaiser die alten, zunächst die protestantischen Fürsten entfernen, so kann er das nicht ohne Wallensteins Arm und Schwert. Vernichtung derselben wird selbst bei den katholischen Fürsten und Ständen große Besorgniß erregen, ja vielleicht Widerstreben, weil die Furcht, später könne es ihnen ebenso gehen,



in ihnen aufsteigen möchte. Ihre Besorgnisse, ihr Widerstreben kann nur niedergehalten werden durch Wallensteins Heer. Der Kaiser wird und muß daher Wallensteins Mitwirken durch einen theuren Preis erkaufen.

Schon im Jahre 1627 hat sich dieser die Herzogthümer von Mecklenburg als den Antheil an seiner Beute ausgesehen. Die Herzöge Adolf Friedrich und Johann Albrecht waren thätige Glieder des nieder-sächsischen Bundes gewesen. Als Wallenstein im Laufe des Krieges das Land besetzt, redet er erst freundliche Worte mit den Herzögen, um nur erst in den Besitz des Landes zu kommen, sich aller Städte desselben zu bemeistern, festen Fuß zu gewinnen. Mit Sorgfalt wacht er darüber, daß keine ligistischen Truppen in dieses Land, das er sich zur Beute ausersehen, hereinkämen. Zu derselben Zeit aber handelt Wallenstein bei dem Kaiser, daß die Herzöge möchten entsetzt, ihm das Herzogthum als ein Reichs-Lehn solle aufgetragen werden. Wallenstein gewinnt die Umgebungen des Kaisers, die Jesuiten besonders und den Klerus des Reiches. Er verspricht große Dinge, wenn sie ihm nur zum Herzogthume verhülfen: er will die Restitution der geistlichen Güter betreiben, eine Menge von neuen Klöstern stiften. Kaiser Ferdinand II. ist jedoch keineswegs sofort bereit. Wallenstein macht zwar große Worte für das kaiserliche Ansehn und die kaiserliche Macht. Ja er soll geäußert haben, es bedürfe der Kurfürsten und Fürsten in Deutschland gar nicht mehr, der Kaiser müsse alleiniger Herr sein, wie die Könige in Frankreich und in Spanien. Allein diese Worte haben vor seinen Thaten kein Gewicht. Er straft sie ja dadurch selbst wieder Lügen, daß er selbst einer der Fürsten des Reiches werden will. Nun finden sich in den Briefen Wallensteins von 1627 viele Aeußerungen über noch einen andern

und noch seltsamern Plan. Man will darauf hinarbeiten, daß die Dänen ihren König entsetzen und den Kaiser zu ihrem König wählen, wobei ihnen dann alle ihre Freiheiten und auch die lutherische Kirche gewährleistet werden soll. Wollen die dänischen Reichsstände sich aber im Guten dazu nicht verstehen, so soll man sie, sagt Wallenstein in einem seiner Briefe, zwingen.

Der seltsame Gedanke, den Kaiser mit Güte oder mit Gewalt zum Dänen-König zu machen, scheint wieder von Wallenstein ausgegangen zu sein, und es mag damit folgendergestalt zusammenhangen. Kaiser Ferdinand II. weigert sich lange, dem Wallenstein das Herzogthum Mecklenburg aufzutragen. Die protestantischen Fürsten will er wohl vernichten, aber nur zur Vermehrung seiner eigenen Macht. Nun an die Stelle eines verjagten Fürstenhauses gleich ein anderes setzen, wie es Wallenstein hier mit Mecklenburg begehrt, das paßt in die Plane des Kaisers übel hinein. Denn welcher Vortheil ist das am Ende für die kaiserliche Macht einen Fürsten vertreiben und einen andern an dessen Stelle setzen. Das Zögern des Kaisers aus diesen Gründen suchte nun Wallenstein zu seinem Gunsten dadurch zu entscheiden, daß er demselben vorschlug, ihn durch sein Heer zum Dänen-König zu machen, wodurch für Ferdinand II. der Verlust, den er in Mecklenburg erlitt, anderwärts eingebracht werden sollte. Der Kaiser aber sucht durch eine neue Wendung den Anforderungen Wallensteins zu entgehen und schlägt, wie wiederum aus einem wallensteinschen Schreiben hervorgeht, seinem Feldherrn vor, sich doch lieber selbst zum König der Dänen zu machen. Wallenstein bedankt sich aber für dieses Anerbieten. Er würde sich ja in Dänemark nicht behaupten können; in Mecklenburg hofft er es zu können.



An dem kaiserlichen Hofe aber ist ein langer Streit um diese Sache. Ein Theil der kaiserlichen Räthe ist Wallenstein gänzlich zuwider. Von denselben ward dem Kaiser bemerkbar gemacht, daß die Herzöge von Mecklenburg schon um ihre Verzeihung beim Kaiser eingekommen, daß sie jedes Falls nicht ungehört verdammt werden könnten, wenn das Reich und seine Ordnung noch etwas gelten sollten, daß es die größte Bewegung inner- und außerhalb des Reiches hervorrufen würde, wenn es geschehen sollte, daß es höchst gefährlich sei den Fürsten von Friedland so zu erhöhen, der sich so schon durch die ungeheuren Schenkungen, die er allenthalbenhin verbreite, das kaiserliche Heer fast ganz zu eigen gemacht. Denn wer könne dafür bürgen, daß Wallenstein, wenn er dieses erlangt, nicht Mehres noch und noch Größeres begehre. Auch könne Wallenstein nicht einmal begehren, daß ihm Mecklenburg als Pfandschaft für seine Ausgaben überantwortet werde, denn es habe derselbe in dem Reiche schon so viel erpreßt, daß er mehr als hinlänglich abgefunden sei. Der Kaiser selbst fühlte nun gewiß die Wahrheit und die Wichtigkeit aller dieser Gründe. Dennoch gab er Wallensteins dringendem Verlangen nach, weil er nicht anders kann, wenn er seine politischen Plane nicht will fallen lassen.

Der Fürst von Friedland ist zur Betreibung dieser Angelegenheit selbst nach Böhmen gekommen und empfängt am 1. Febr. 1628 eine kaiserliche Urkunde. Weil die Herzöge von Mecklenburg, lautet dasselbe, sich schwer an dem Reiche vergangen, sich in ein dem Kaiser feindliches Bündniß eingelassen und trotz aller Abmahnungen in demselben, so lange sie gekonnt, verharrt und weil ferner Wallenstein dem Kaiser große Dienste geleistet und derselbe für seine aufgewendeten Kosten entschädiget werden muß, überträgt ihm der Kaiser

Mecklenburg als Pfandschaft, bis er wird bezahlt sein. Trotz dem, daß ihm also das Herzogthum Mecklenburg nur als Pfandschaft überwiesen wird, werden doch zugleich die Unterthanen vom Eide gegen die Herzöge Adolf Friedrich und Johann Albrecht losgesprochen und bei strengen Strafen angewiesen, dem Fürsten von Friedland, dem dabei auch noch das kleinere Herzogthum Sagan in Schlesien mit in den Kauf gegeben wird, als ihren wirklichen Landesherrn zu huldigen. Nie sagt der Kaiser mit einemmale, wenigstens mit Worten nicht, heraus, was er will. Als Friedrich V. von der Pfalz seiner Würden und seiner Länder beraubt wird, erklärt der Kaiser noch, daß die Rechte der pfälzischen Familie dabei vorbehalten blieben. Später wird diese Einschränkung aber auch noch hinweggeräumt.

Die Herzöge von Mecklenburg sind weder vorgeladen, noch gehört, noch ist irgend eine rechtliche Form gegen sie beobachtet worden. Indem der Kaiser behauptet, er gebe Wallenstein das Herzogthum nur als ein Unterpfand, hofft er alles weiteren Rechts-Verfahrens sich entheben zu können. Und dieses Wort „Unterpfand" ist hier doch nichts weiter als ein vollkommen leeres. In der That sind doch die Mecklenburger vernichtet, Wallenstein Landesherr geworden. Wenn man die ganze Größe der Gewaltsamkeit und Ungesetzlichkeit des Kaisers fassen will, muß man sich daran erinnern, was eigentlich ein Kaiser des Reiches thatsächlich und herkömmlich sein sollte. Von den Fürsten des Reiches gewählt, war er nicht ein Herr der Fürsten, sondern nur ihr Haupt. Alle Ordnungen und Gesetze des Reiches sollten nicht von dem Kaiser ausgehen, sondern von dem Reiche selbst, d. h. von der Versammlung der Fürsten und Stände. Was diese beschlossen, hatte der Kaiser auszuführen, das war sein Amt und seine Pflicht. In



andern Dingen repräsentirte allerdings der Kaiser das Reich, aber auch dieses konnte in Sachen, welche die Fürsten betraf, nie ohne Zuziehung dieser selbst geschehen. Eine Acht, eine Maßregel, die in gewissen Fällen in Gefolge der Acht kommen kann, wie der Verlust der fürstlichen Würde und des Gebietes durfte reichsgesetzlich und herkömmlich nicht vom Kaiser allein ausgesprochen werden. Es durfte nur ausgesprochen werden vom Kaiser und von den Fürsten selbst. Das Verhältniß, welches rechtlich bestand, in dem der Kaiser kein Herr der Fürsten und Stände war, sondern nur ihr lenkendes und leitendes Haupt, dieses Verhältniß wollte Ferdinand II. umgestalten und sich zum Herrn machen. Wie weit nun dabei seine Gedanken gegangen sind, das läßt sich freilich nicht mit mathematischer Genauigkeit bestimmen. In Worten hat er sie Niemanden mitgetheilt und er wäre ein Thor gewesen, wenn er es gethan. Aus Worten und Schriften also lassen sie sich nicht erkennen. Die Thaten hat er nicht weit zu führen vermocht, denn bald muß er vor dem auftretenden Widerstande darin einen Stillstand machen. Also können seine Gedanken auch nicht aus den Thaten mit allumfassender Genauigkeit entwickelt werden. Begonnen aber haben die Thaten und sie sind der Art, daß aus ihnen schon mit einiger Sicherheit auf Ferdinands II. Entwürfe, wie sie in der Verschwiegenheit seiner Brust ruhten, geschlossen werden kann. Sie gingen wohl zuerst auf völlige Umgestaltung der rechtlichen Verhältnisse des Reiches auf revolutionairem Wege. Durch die Gewalt will er sich zum wirklichen Herrn erheben. Sie liefen ferner auf Verdrängung und Vernichtung zunächst der protestantischen Fürsten, zuerst damit der Protestantismus vertilgt werden könne, dann aber auch, daß des Kaisers unmittelbarer Landbesitz erweitert werde. Wenn ihm Alles glücklich ausging, wie viele Gebiete ließen

sich noch zu Böhmen, Mähren, Oestreich, Steiermark, Kärnthen und Krain hinzuschlagen!

Diese Entwürfe nun des Kaisers hat der kluge Wallenstein durchschaut. Ausführen kann der Kaiser sie nicht ohne seinen Arm, ohne das furchtbare Heer, das unter seinem Befehle steht. Wallenstein ist nicht der Mann, der sich für einen Anderen aufopfere, ja der auch nur umsonst etwas thue. Darum begehrt er seinen Antheil an der Beute und um ganz sicher zu gehn, gleich den ersten, das Herzogthum Mecklenburg. Einmal muß der Kaiser doch den Anfang mit der Verjagung der Fürsten machen. Er möge da den Anfang machen, wo es für Wallenstein am bequemsten ist. Lange zögert der Kaiser, ehe er dem wahrscheinlich sehr ungestümen Drängen Wallensteins zu Willen ist, nicht sowohl deshalb, weil er dabei alle Gesetze des Reiches höhnen muß, als vielmehr weil er fühlt, daß, wenn Wallenstein Fürst des Reiches sei, er zu demselben in ein neues und unbequemes Verhältniß hineinkomme. Wallenstein soll für den Kaiser das Mittel sein, die Fürsten und Stände des Reiches theils zu vernichten, theils zu demüthigen und sie der kaiserlichen Macht unterzustellen. Wenn aber Wallenstein selbst Reichs-Fürst wird, empfängt ja er, der des Kaisers Mittel und Diener sein soll, dasselbe Interesse, wie die übrigen Reichs-Fürsten und Reichs-Stände. Dieser Vortheil ist denn auch der seinige geworden. Sind sie mächtig, frei und unabhängig, so ist Wallenstein als Herzog von Mecklenburg es auch, sind sie klein und gedemüthiget, so kann auch Wallenstein dieser Lage und Stellung nicht entgehen. Der Kaiser fühlet, daß er von nun an nicht einen bloßen, gewöhnlichen, blindgehorsamen Diener in dem Fürsten von Friedland haben könne, daß er einen Diener haben werde, der neben des Kaisers Dienst,



noch seinen eigenen Ansichten und Interessen folgen werde. Darum hat Ferdinand II. so lange gezögert, ehe er dem Drängen Wallensteins nachgiebt und er hat nur ungern nachgegeben. Nur der Umstand, daß er seine Entwürfe durchaus nicht ohne Wallenstein hinausführen kann, derselbe daher nicht beleidiget werden darf, scheint den Kaiser endlich bestimmt zu haben. Auch die Jesuiten und der Klerus hilft. Sie meinen, Wallenstein sei der einzige Mann, der den Protestantismus niedertreten könne. Sollte dabei auch das deutsche Vaterland selbst mit niedergetreten werden, es ist ihnen das völlig gleichgültig. So empfängt nun der Fürst von Friedland das Herzogthum Mecklenburg. Ein neues und den Planen des Kaisers nicht eben förderliches Verhältniß hat sich zwischen dem Kaiser und Wallenstein, eine neue Verwickelung hat sich in der verwickelten Zeit gestaltet. Die barbarische und ungerechte Maßregel gegen Mecklenburg wird mit aller Härte ausgeführt. Vergebens erheben die beiden Herzöge, die bald zu dem Schweden-König entrinnen müssen, ihre klagende Stimme, vergebens weigern Ritterschaft und Stände dem Wallenstein ihren Schwur, mahnend an die Treue, die sie ihren angestammten Fürsten geleistet, an ihre Eide, mit denen sie nicht gelernt zu spielen. Endlich müssen auch sie sich der Gewalt fügen und 30. April 1628 die Huldigung an Wallenstein leisten.

Der ungeheure Gewaltschlag, den der Kaiser gethan, muß bei allen Fürsten und Ständen großes Aufsehen erregen. Die protestantischen besonders müssen fürchten, das sei nur ein Anfang, der sich noch über sie alle ausdehnen werde. Auch siehet man, wie der Herzog von Pommern sogleich von schwerer Angst, es möge ihm eben so ergehen, befallen wird. Aber selbst auf die katholischen Fürsten muß es einen tiefen Eindruck machen. Ihrem eigenen Vortheil können sie es nur

höchst schädlich finden, wenn Ferdinand II. die kaiserliche Macht so unermeßlich über die fürstliche erhebt, daß sie vor einem bloßen Wort des Kaisers verschwinden muß. Das fürstliche Gefühl wird verletzt, wenn man sieht, wie der Kaiser ein altfürstliches Geschlecht mit einem Schlage vertreibt und einen böhmischen Edelmann plötzlich zum Reichs-Fürsten macht. Es ist wohl gut, daß dieser Schlag ein protestantisches Fürsten-Haus getroffen, aber wer bürgt dafür, daß ähnliche Schläge nicht in Zukunft auch katholische treffen? Hat der Kaiser sich einmal über Gesetz, Recht und Reich erhoben, wer gebietet ihm denn, an welcher Schranke er stehen bleiben soll! Baiern selbst ist unzufrieden und muß begütiget werden. Der Kaiser giebt 1628 die Kurwürde als ein Erbe an Maximilian I. und überläßt ihm die Oberpfalz und einen guten Theil der Unterpfalz für die in Sachen des Kaisers aufgewendeten Kriegskosten. Von den Rechten der Kinder und des Hauses von der Pfalz ist nun keine Rede mehr. Der Kaiser begütiget Baiern durch Etwas, das ihm nichts kostet, ja er hat noch obenein Gewinn dabei. Ober-Oestreich ist bis jetzt als Pfandschaft für die aufgewendeten Kriegskosten in Baierns Händen gewesen, nunmehr empfängt der Kaiser sein Land zurück. Es kann sich ferner die Liga mit der Hoffnung trösten, daß der Kaiser sie Theil an der zu machenden Beute würde nehmen lassen. Der Kaiser hat Mecklenburg genommen für Wallenstein, die Liga hat die Pfalz für Maximilian I.

Es ist für Ferdinand II. nothwendig, die Liga so zu trösten und hinzuhalten. Sie darf nicht zu früh hinter seine Entwürfe kommen. Einige Zeit hielt nun auch diese Täuschung bei der Liga glücklich an. Sie zu erhalten, hat der Kaiser ein sehr gutes Mittel in den Händen, ein Mittel, welches sogar drei Dinge zugleich für ihn herbeiführen kann.



Zuerst die Begütigung und die Täuschung der Liga, dann die weitere Vorbereitung der Vernichtung des Protestantismus, endlich eine weitere Mehrung der kaiserlichen Macht. Eine Menge katholischer Bisthümer und Stifter waren erst nach dem Passauer Tractate von den Protestanten in Besitz genommen worden. Alle diese geistlichen Stiftungen zerfielen in zwei Klassen. Zuerst die kleinern, die nicht unter Kaiser und Reich unmittelbar, sondern unter den Fürsten und Ständen gestanden. Dann die größern, die unmittelbar unter Kaiser und Reich gestanden. In den Besitz mehrerer solcher, zu denen auch die Erzbisthümer von Magdeburg und Bremen gehörten, war der Protestantismus in einer beinahe seltsamen Weise gekommen, wodurch der sogenannte geistliche Vorbehalt des Religions-Friedens von 1555 umgangen worden war. Man ließ von den Kapiteln Protestanten zu Bischöfen oder Administratoren wählen. Der Katholicismus, selbst die früheren Päbste hatten dazu geschwiegen. Nur Sitz und Stimme auf den Reichstagen hatten solche protestantische Bischöfe niemals erlangt. Was der Katholicismus sich früher in der Zeit seiner Schwäche und seiner Niederlagen hatte gefallen lassen, warum sollte er es jetzo noch dulden, da die Zeit der Kraft und der Siege wiedergekehrt war! Es war etwas Großes, ja etwas Ungeheures, wenn man zuerst nur den Stand der Dinge zurückbrachte, der beim Abschlusse des Passauer Tractates gewesen war. Welch' größere Kraft erlangte der Katholicismus doch wieder, wenn die verloren gegangenen Reichsunmittelbaren Stifter wieder an Katholiken kamen. Wie konnte der Katholicismus selbst auf die ganz protestantisch gewordenen Gebiete wieder einwirken, wenn mitten in ihnen alle die katholischen Stifter wieder erstanden, die zur Zeit des Passauer Tractates noch unverloren gewesen! Auf sehr vielen Puncten der prote-

stantischen Welt hatte man sich dann plötzlich angebaut. Und um so mehr konnte man auf die Rückgabe aller dieser Bisthümer und Stifter dringen, da man katholischerseits hier den Buchstaben des Gesetzes von 1555 allerdings für sich hatte. Unter und mit diesen Buchstaben konnte man es ja, bis allenthalben festerer Fuß gefaßt worden, verhelen, daß es nicht auf die Zurückführung des Zustandes von 1555, sondern auf den Umsturz des gesammten Protestantismus in dem Reiche abgesehen war. Darum lagen die Jesuiten, der päbstliche Legat und der Klerus dem Kaiser unaufhörlich wegen dieser sogenannten Restitution an.

Im Herbste 1627 hatte der Kaiser einen Kurfürstentag zu Mühlhausen gehalten. Der Kaiser hatte diesen Tag bestimmt, um eine abermalige, wenn auch nur kurze und flüchtige Täuschung, als ob es ihm um die Wiederherstellung des Friedens in dem Reiche zu thun sei, herbeizuführen. Alle Verhandlungen dieserhalb lösen sich wie gewöhnlich in Staub und Nichts auf. Die katholischen Fürsten begehren schon auf diesem Tage die Restitution von dem Kaiser. Damals wieß Ferdinand II. indessen den Gedanken noch ab als einen, dessen Ausführung noch nicht an der Zeit sei.

Aber gleich am Anfange des Jahres 1628 tritt der Kaiser durch den Kurfürsten von Mainz in Verbindung und Unterhandlung mit den katholischen Fürsten wegen der Restitution. Sie sollen Mittel, Art und Weise erwägen, auch an Wehr und Waffen denken, weil es ohne Widerstand wohl nicht würde durchzusetzen sein. Auch macht er sie auf die großen Vortheile aufmerksam, den die katholischen Stände von der Restitution haben würden. Also möchten sie ihm, dem Kaiser, ja in Nichts zuwider sein und die vorübergehenden Kriegsübel tragen. Der Brief des Kaisers an den von Mainz ist



eine Ermunterung an die Liga, auszuhalten, es solle und werde ihr ja ihr an der Beute gebührender Theil nicht entgehen. In dem Jahre 1628 werden nun auch noch alle Vorbereitungen zu dem Restitutions-Edict, das 1629 erscheint, ausgesonnen und ausgesponnen.

Der Kaiser will auch dieses Restitutions-Edict mit voller Seele, denn es ist ein Mittel für die Niederschlagung des Protestantismus. Nur soll der weltliche Vortheil davon weniger den Fürsten der Liga als ihm und seinem Hause zu Theil werden. Schon 1627 sind die Domherrn von Halberstadt gezwungen worden, des Kaisers Sohn Leopold Wilhelm, der schon Bischof von Straßburg und Passau ist, auch noch zu ihrem Bischof zu wählen. Die Abtei Hirschfeld in Hessen-Cassel wird für eben denselben in Besitz genommen. Als geschah, daß die Domherrn von Magdeburg ihren Administrator Christian Wilhelm aus dem Hause Brandenburg absetzten und den zweiten Sohn Johann Georgs I. von Sachsen, den Prinzen August, erwählten, erklärte sich der Kaiser mit Heftigkeit gegen diese Wahl. Er hatte sich bereits an den Pabst gewendet und von diesem den obengenannten Sohn auch noch zum Erzbischof von Magdeburg ernennen lassen. Die Restitution soll also erfolgen, aber allenthalben zum Besten des kaiserlichen Hauses. Das sprechen die Thaten des Kaisers aus schon ehe das Restitutions-Edict erfolgt. Die Liga mag noch hoffen, daß sie auch ihren Theil empfangen werde und sie hoffte es in der That. Aber wenn dem Kaiser seine Sache ausgegangen, so würde dieser Theil entweder in gar nichts oder in armseligen Brodsamen, die von des Herrn Tische gefallen, bestanden haben. Unterdessen hat der Kaiser Wallenstein noch mehr erhoben, ein mächtiges kaiserliches Patent vom 21. April 1628 zum General des oceanischen und bal-

tischen Meeres ihn ernannt. Eine Flotte soll auf der Ostsee geschaffen werden, wozu Spanien und Polen Hülfe leisten kann. Dem Kaiser mag der Kopf durch die jüngst gewonnenen Erfolge schwindelich geworden sein. Vielleicht lassen sich die größten Dinge erreichen und Dänemark, Schweden, Preußen, wer weiß, was nicht noch Alles, erobern. Je höher indessen Wallenstein von dem Kaiser gestellt wird, desto freier und selbstständiger beginnt er auch sich zu bewegen.

Deutlich siehet man, daß die Interessen Wallensteins und des Kaisers nicht genau mehr auf einer und derselben Bahn gehen. Ferdinand II. erneuerte in Verbindung mit Spanien die schon einmal betriebenen Unterhandlungen mit dem hanseatischen Bunde im Jahre 1628, nicht lange nachdem Wallenstein zum Herzog von Mecklenburg erhöht worden, abermals. Die Sache ward jetzt von einer andern Seite angefaßt. Nicht sowohl von einer näheren Verbindung mit dem Kaiser als vielmehr mit Spanien war diesesmal die Rede. Für ein Bündniß mit Spanien wurden den deutschen Hansestädten die größten Handelsvortheile geboten. Schweden, Dänemark, England, die Nord-Niederlande und selbst Frankreich sollten ihren Handel nach Spanien verlieren, Waaren dieser Länder nur noch durch die Vermittelung der Hansestädte, die durch diesen Zwischenhandel einen bedeutenden Gewinn machen mußten, in Spanien eingeführt, gleichergestalt die sämmtlichen Ausfuhr-Artikel Spaniens auch nur noch an diese Städte verkauft werden dürfen. Man siehet, Spanien bietet die größten Vortheile, um die Städte in das katholische Interesse herüberzuziehen. Sicher dachte man, sich der hanseatischen Schiffe, wenn man die Städte nur einmal in dem Bündnisse habe, zu großen Unternehmungen gegen den europäischen Norden zu benutzen. Wallenstein hatte ja selbst den Kaiser früher



aufgefordert, sich zum Dänen-König zu machen, und diese Aufforderung war sicher nicht auf einen unfruchtbaren Boden gefallen. Indessen das war gewesen, wie Wallenstein noch nicht Herzog von Mecklenburg war. Jetzt haben sich seine Ansichten geändert. Ihm selbst kann nunmehr wenig an der Vermehrung der kaiserlichen Macht gelegen sein, ja er muß sie fürchten, diese Vermehrung. Sie möchte auch ihn als Herzog von Mecklenburg niederdrücken. Kaum hat daher Wallenstein von dem König von Dänemark die Zusicherung erhalten, daß die vertriebenen Herzöge von Mecklenburg von ihm nicht unterstützt werden sollten, wenn er einen billigen Frieden vom Kaiser erlange, kaum fühlt er sich von dieser Seite sicherer, als er auch mit dem größten Uebermuth den Abbruch aller Verhandlungen mit den Hansestädten begehrt. Geschehe es nicht, so werde er sich, also drohete Friedland, sogleich von dem Heerbefehl zurückziehen. Und der Kaiser und Spanien müssen gehorsamen und diese Verhandlungen, in denen die hanseatischen Städte ebenfalls sehr wenig Geneigtheit erwiesen, abbrechen. Eben so wenig strengt sich Wallenstein für die Sache des Kaisers bei Magdeburg an. Es liegt ihm nichts daran, sie in den Gehorsam des Kaisers und das Erzbisthum an dessen Sohn zu bringen. Als die Stadt sich weigert, Besatzung aufzunehmen, läßt Wallenstein die Sache bald ruhen.

Wie seltsam ergehet es doch dem Kaiser Ferdinand. Er hat sich dem Fürsten von Friedland in die Arme geworfen, um von der Liga unabhängig zu werden, nun möchte er wieder eine andere Macht haben, die ihn unabhängig von Wallenstein mache, aber es findet sich keine. Man begreift, wie schon diese eingetretenen Verhältnisse dem raschen Fortgang der katholischen Sache unförderlich sein mußten. Mit halben

Mißtrauen beobachten sich der Kaiser und die Liga. Und mit halben Mißtrauen beobachtet Wallenstein sie wieder beide und beide wieder ihn. Die Vorsehung säet dieses Mißtrauen unter die Erz-Feinde des Protestantismus, um dessen Untergang abzuwehren. Bald soll noch größerer Zwiespalt im Katholicismus erscheinen

Der Krieg gegen Dänemark war unterdessen fortgegangen. So unbedeutend war aber dieser Feind für den Kaiser geworden, daß er kaum noch recht in Beachtung zu kommen schien, obwohl die Dänen sich 1628 wieder in Jütland und Nieder-Sachsen, später selbst auf den Küsten von Pommern, zeigten. Mehr auf eigene Rettung als auf die Beschirmung der deutschen Protestanten konnte es Christian IV. noch ankommen. Er wünschte einen Frieden mit dem Kaiser; seine Kraft war erschöpft. Einleitungen zu einem Frieden wurden schon in diesem Jahre getroffen, konnten aber zu keinem Ende führen. Der Kaiser begehrte nichts weniger als Holstein, Schleswig und Jütland, wodurch die dänische Macht auf ein so Unbedeutendes würde herabgedrückt worden sein, daß ihr bald völliger Untergang hätte gebracht werden können. Daß sich der Kaiser so an der Meeresküste, in der Nähe und Nachbarschaft Mecklenburgs, wo er selbst sich förmlich einzurichten begann, festsetzen wollte, behagte dem Fürsten von Friedland durchaus nicht. Eher entgegen als förderlich ist er der Mehrung der kaiserlichen Macht, wenn er dieses auch, wo es eben angeht, zu verbergen sucht und zu verbergen suchen muß. Desto eifriger ist er bedacht auf die Vermehrung seiner eigenen Macht. Wallenstein hat das ganz richtige Gefühl in sich, daß der Kaiser ihm Mecklenburg nur geliehen zu haben glaube, daß er es nicht vor demselben würde behaupten können, so wie seine Dienste nicht mehr gebraucht würden, dafern er sich



nicht in den Stand setze, es mit Gewalt behaupten zu können. Eine immer weitere Mehrung seiner Macht ist ihm so selbst nothwendig geworden, nachdem er einmal nach dem Herzogthume von Mecklenburg gegriffen. Aber war so auch ein seltsames und gespanntes Verhältniß zwischen dem Kaiser und seinen Feldherrn entstanden, vor der Hand schien es nicht, als würde dadurch die trübe Lage des Protestantismus sich ändern. Und durch sich selbst vermochten die deutschen Protestanten kaum noch irgend etwas. Ihre Fürsten und Stände lagen darnieder vor dem wallensteinschen Heer, das um diese Zeit gegen hundertundfünfzig tausend Streiter gezählt zu haben scheint. Selbst der angesehnsten unter diesen Fürsten ward nicht mehr geschont. Sogar der Kurfürst von Sachsen mußte sich jetzo die räuberischen Durchzüge wallensteinscher Haufen durch sein Land gefallen lassen. Die Erpressungen und Quälereien scheinen beinahe mit Absicht gehäuft worden zu sein. Es ist als habe man die Menschen zur Verzweiflung treiben, ihnen ein Auftreten gegen die kaiserlichen und ligistischen Heere abzwingen wollen, damit man doch eine Art von Grund habe zu sagen, sie wären Empörer gegen des Kaisers Majestät, und damit wieder einen Grund ihnen Hab und Eigenthum, den Fürsten besonders ihre Gebiete, zu nehmen.

Dieser Zustand der Dinge, die klare und unzweideutige Gefahr des Unterganges für den deutschen Protestantismus muß die Augen Gustavs Adolfs, des Königs von Schweden, immer mehr nach Deutschland ziehen. Nicht allein er, sondern auch Christian IV. von Dänemark ist, wie mehrere andere Zeitgenossen, die zu urtheilen fähig, von dem wirklichen Dasein einer solchen Gefahr überzeugt. Der Dänen-König spricht sich in seinen Schreiben darüber deutlich aus. Im Frühlinge des Jahres 1627 war Gustav Adolf wieder in Preußen auf-

getreten. Die Polen traten in Preußen, Liefland und Kurland wieder angriffsweise auf. Der Reichstag hatte sich einmal zu einer Anstrengung für die Sache Siegismunds III. erhoben. Der König von Schweden behauptete zwar seine Eroberungen, hatte jedoch diesesmal keinen leichten Stand gegen die Polen. Immer den Seinen voran im Kampfe, nicht achtend den Tod, der ihn im Streite für Schwedens Sicherheit und Größe treffen könnte, ward er zweimal, und das zweitemal sogar gefährlich, verwundet. Abermalige Friedensunterhandlungen, die mit Polen angeknüpft wurden, konnten zu einem Ergebniß nicht führen, denn noch immer begehrte der König von Polen nichts Geringeres, als daß ihm und seiner Nachkommenschaft das Reich von Schweden wieder eingeräumt werde. Ob nun also wohl die alten Verhältnisse hier fortdauerten, hatte doch der Gang der Dinge in Deutschland die Aufmerksamkeit Gustavs Adolfs stärker auf sich ziehen müssen. Bereits im Jahre 1627 ist er einmal entschlossen, rettend einzugreifen. Ein schwedischer Heerhaufe unter Banner soll nach Mecklenburg geworfen werden. Wallenstein ist indessen mit der Besetzung des Landes zuvorgekommen und die schwedischen Truppen werden wieder zurückgerufen. Ungewißheit und Zweifel sind offenbar in der Seele des Königs. Er siehet, daß der Augenblick der äußersten Gefahr in Deutschland gekommen und möchte so gern als Retter erscheinen. Und doch kann dadurch Schweden selbst in die größte Gefahr gestürzt werden. Wenn die schwedische Kraft nach Deutschland gerichtet wird, wie kann man hoffen den Polen genugsam zu begegnen?

Wallenstein hat sich nun über Mecklenburg und Pommern ausgebreitet. Die Schweden aber stehen in Preußen und so sind Gustav Adolf und Wallenstein dicht an einander gekommen.



In dieser Lage der Dinge hat Gustav Adolf eine Unterhandlung mit dem Kaiser über ein Bündniß begonnen. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß dieses von dem König nur aus dem Grunde geschehen, um besser den Entwürfen Ferdinands II. auf die Spur zu kommen. Wallenstein selbst vermuthet so etwas. In einem seiner Briefe sagt er, „der König von Schweden führe die Leute gern an der Nase herum." Wallenstein, durch den diese Verhandlungen betrieben worden, ist in dieser Beziehung doch eben so klug als der König. Er rückt mit den Bedingungen nicht heraus und begehrt, daß der König von Schweden darlegen solle, welche er wolle und meine. Wenn, schreibt er an seinen Vertrauten Arnim, Schweden von Holland, Dänemark und Preußen abläßt, so kann man wohl Norwegen an Gustav Adolf überlassen. Doch ermahnt er dabei Arnim das nicht gerade herauszusagen, sondern sich nur in allgemeinen Ausdrücken zu halten. Die Unterhandlungen führen natürlich zu keinem Ende, da sie nach Gustav Adolfs Sinn dazu gar nicht führen sollen. Wallenstein hat auch schon im Jahre 1627 den Polen nicht unbedeutende Hülfe zugesendet, weshalb Gustav Adolf später sagen konnte, daß er sogar ohne Kriegserklärung von dem Kaiser angegriffen worden sei. Doch mag Friedland die Unterhandlungen mit Gustav Adolf in einer Beziehung aufrichtig gemeint haben. Wenn sich Schweden wie Dänemark dazu verstehen wird, ihn in dem Herzogthum Mecklenburg und was er sich sonst etwa noch gewinnen will, zu dulden, so ist er bereit, Freundschaft mit Gustav Adolf zu schließen, mehr jedoch für sich selbst als für den Kaiser. Bald aber mag er erkannt haben, daß der König von Schweden kein Mann sei, der dem böhmischen Edelmanne alte deutsche Fürstengeschlechter zum Opfer bringen werde. Daher kommt

er in seinen spätern Briefen wieder auf einen Plan zurück, mit dem er sich schon früher getragen. Die schwedische und nächst ihr die dänische Flotte soll durch Verrätherei in Brand gesteckt werden. Die Art und Weise, wie es angestellt werden sollte, erkennet man aus den wallensteinschen Briefen nicht. Man siehet nur, es ist von einer Verrätherei die Rede, durch welche der neue General des Meeres einen Sieg gewinnen will.

Vernichtung der schwedischen wie der dänischen Flotte ist ihm freilich, nachdem er erkannt hat, daß er Gustav Adolfs Freund- und Bundesgenossenschaft für sich nicht werde gewinnen können, sehr nothwendig wegen eines neuen ehrgeizigen Entwurfes, der in seiner Seele aufgegangen. Dieser lief auf nichts Geringeres als auf den Gewinn noch eines Herzogthumes. Seit dem Herbste 1627 war auch Pommern vom wallensteinschen Heere besetzt und es lief das Gerücht um, auch Bogeslas, der Herzog, würde vertrieben und Pommern an Maximilian von Baiern gegeben werden. Ferdinand II. und die Liga, sie mögen beide, wie auf alle protestantische Länder, so auch auf Pommern speculirt haben. Wallenstein speculirt aber auch darauf. In einem vertrauten Briefe äußert er, daß dem Herzogthume Mecklenburg Pommern gewaltig glatt anstände Hat er nur das Land erst völlig in Besitz, der Kaiser soll es ihm auch nicht vorenthalten eben so wenig wie Mecklenburg.

Aber Stralsund, zum hanseatischen Bunde gehörig und deshalb selbst von dem Landesherzog Bogeslas sich, in halber Freiheit bewegend, weigerte sich standhaft, wallensteinsche Besatzung aufzunehmen. Etwa tausend streitbare Männer zählte die Stadt; einige hundert Dänen waren auch darin, Kanonen hatte der König von Schweden gesendet. Von Bogeslas selbst, der gebieten mußte, wie ihm geboten ward, von kaiserlichen Mandaten, von dem wallensteinschen Heere gedrängt, schwur Rath und Bürgerschaft von Stralsund 12. April 1628, bei dem evangelischen Glauben bis an's Ende auszuharren, keine Besatzung aufzunehmen, die Freiheit bis auf das Aeußerste zu vertheidigen. Dem Fürsten von Friedland kam viel auf den Besitz aller Küstenpuncte Pommerns an, damit hier nicht Dänen oder Schweden landen und ihn in seinem Werke stören möchten. Schon schweiften seine Blicke selbst bis nach Preußen hin. Preußen, meint er in seinen Briefen, hat ja sonst zum Reiche gehört; es sollte wieder zu demselben zurückgebracht werden. Nicht um das Reich ist es ihm bei diesem Wunsche zu thun, nur um sich selbst. Die Augen seiner Gier schweifen von Mecklenburg nach Pommern und von Pommern weiter nach Preußen. Nun soll Stralsund mit den Waffen gezwungen werden. Arnim aber vermag nicht, die Stadt mit stürmender Hand zu nehmen, Wallenstein muß bald selbst herbeikommen. Vorher läuft noch eine kaiserliche Botschaft ein, daß Stralsund mit Truppen-Einlagerung zu verschonen sei. Aber schon kümmert sich Wallenstein nicht im Mindesten um kaiserliche Erlasse, wenn sie mit seinen Ansichten und Entwürfen nicht übereinstimmen. Es kommt ihm besonders für sich selbst darauf an, sich hier an diesen Küsten festzusetzen. Darum erklärt er eben jetzt, er werde Stralsund nehmen und wenn es mit Ketten an dem Himmel gefesselt und wenn es hunderttausend Mann kosten sollte. So wenig ist der Kaiser Herr über seinen Feldhauptmann, daß er die Operationen desselben nicht mehr lenken kann. Ferdinand II. mag die Truppen anderwärts brauchen wollen zu seinen Entwürfen. Wallenstein fragt nicht darnach. Er will die Küste von Pommern inne haben. Die stolzen

Worte des Friedländers lößten sich indessen in nichts auf. Weder Wallenstein selbst, der sich bald wieder entfernte und nach Mecklenburg ging, noch sein Unterfeldherr Arnim war im Stande, Stralsund zu zwingen. Wallenstein war besonders deshalb so schnell nach Mecklenburg gegangen, weil eine dänische Flotte in diesen Gewässern erschien und er für seinen jungen Besitz fürchtete. Am Anfange des Augustsmonats 1628 war die Einschließung Stralsunds ganz wieder aufgehoben.



## Viertes Kapitel.

Während dieser Vorgänge war Schweden immer näher zu den deutschen Angelegenheiten gezogen worden. Im Herbste 1627 war Gustav Adolf aus Preußen nach Schweden zurück gegangen. Ein Reichstag ward am Ausgange des Jahres in Stockholm eröffnet. Auf Verlangen des Königs ward ein Ausschuß aller vier Stände, aus denen ein Reichstag in Schweden besteht, gebildet, um den Stand der deutschen Sachen in Erwägung zu ziehen. Es handelte sich nicht allein um die Rettung des deutschen Protestantismus, es handelte sich fast schon um die Sicherheit Schwedens selbst, ja um die Aufrechterhaltung aller Ordnung und alles Rechtes überhaupt. Schon standen die wallensteinschen Schaaren auf den Küsten von Mecklenburg und Pommern, die Revolution, das heißt, die Gewalt und die Ungesetzlichkeit, erhub ein kühnes Haupt. Der Ausschuß des Reichstages erkannte die Nothwendigkeit des Krieges an. Er gelobte dem König im Namen der Nation, daß, wenn die gerechte Sache nicht anders als durch Krieg erhalten werden könnte, Schweden weder Anstrengungen noch Kosten scheuen würde. Schon am Anfange des Jahres 1628 war Gustav Adolf entschlossen, den Deutschen die Hand zu reichen. Er betrachtete sich als von Gott zur Rettung des

Protestantismus bestimmt. Dieser Entschluß, meint Oxenstierna, war göttliche Eingebung, hat aber Schwedens Obergewalt im Norden verhindert. Der große Staatsmann meinet damit, wenn man sich um Deutschland nicht gekümmert und nur den Krieg gegen Polen mit aller Macht fortgesetzt, so hätten so bedeutende Eroberungen gemacht werden können, daß Schweden die erste Macht des Nordens geworden.

Indessen ist Gustav Adolf über die Art, in welcher er Theil an dem deutschen Kriege nehmen soll, noch unentschlossen. Einmal hat er doch auch den Gedanken durch Polen hindurch dem Kaiser und der Liga in den Rücken zu kommen. Das läßt sich jetzo weit eher bewerkstelligen als früher, weil der König sich nun in dem Besitz des preußischen Küstenlandes befindet. Dabei fragt sich Gustav Adolf, wie eine Armee wohl zu unterhalten sei und antwortet darauf „auf wallensteinsche Weise". Durch die ungeheure Rücksichtslosigkeit, mit welcher er auftritt, hat sich Wallenstein ein Uebergewicht verschafft. Wallenstein kann mit seinem Heere nie in Noth, in Verlegenheit kommen; die Requisitionen und Contributionen bringen schon Alles herbei. Nachdem Wallenstein angefangen, ist es für seine Gegner, wenn sie ihm nicht unterliegen wollen, fast Nothwendigkeit geworden, auf gleicher Straße zu gehen. Nie hat indessen Gustav Adolf sich dem Raub-Systeme Wallensteins ergeben. So lange der König sie führte, nahmen die schwedischen Heere in Freundes- und Feindes-Land, was nun einmal nothwendig war. Aber man nahm nicht, um sich zu bereichern, nicht um die Länder methodisch zu ruiniren. Nicht allein das „Wie" hielt Gustav Adolf auf, sondern auch andere Verhältnisse. Er wollte doch erst gern den Krieg mit Polen zu Ende bringen; auch wartete er wohl darauf, daß in der ganzen politischen Gestaltung Europas bald



eine Veränderung vor sich gehen werde, die ihm ein Auftreten unter günstigern Verhältnissen möglich mache. Er hoffte und erwartete nämlich, daß das Bündniß zwischen Frankreich und Spanien-Habsburg von 1627 brechen werde, welches dann nun auch bald genug auseinander ging.

Im Frühling 1628 ging der König aus Schweden zuerst nach Liefland. Gustav Horn schlug die Polen, die hier einen Einfall versucht, und Gustav Adolf ging weiter nach Preußen. Schon im Aprilmonat hatte er ein Bündniß mit Dänemark geschlossen. Dänische und schwedische Schiffe in Verbindung sollten den Fall von Stralsund verhindern. Es war für den König Stralsund ein Punct von der größten Wichtigkeit. Fiel Stralsund nicht Wallenstein in die Hände, so konnte die Stadt zum Anhalt für ein künftiges Unternehmen in Deutschland gemacht werden. Darum lieferte Gustav Adolf Kanonen, Pulver und endlich selbst Truppen zur Vertheidigung der Stadt. Denn am 25. Juni 1628 hatte er ein förmliches Bündniß mit derselben geschlossen. Sie begab sich in seinen Schutz und er nahm sie unter diesen. In den Bund waren zweideutige Ausdrücke eingeschoben: die Stadt verbleibe inskünftige beständig bei König und Krone und Schweden. Stralsund wollte das nur von seiner Treue als Bundesgenossin verstanden wissen. Von Schweden aber ward es anders verstanden; man wollte festen Fuß in Deutschland fassen. Gustav Adolf wird nicht nach Deutschland kommen, um rein umsonst, ohne alle weltliche Vortheile, die Sache des Protestantismus zu retten. Ist er weit entfernt von der wilden Weise, mit welcher der Kaiser religiöse und politische Vernichtung drohet, belohnt will er doch auch für seine Mühe der Befreiung sein. Deshalb stellet es Schweden auch so an, daß die Dänen keinen Fuß in Stralsund behalten. Eine früher

Protestantismus bestimmt. Dieser Entschluß, meint Oxenstierna, war göttliche Eingebung, hat aber Schwedens Obergewalt im Norden verhindert. Der große Staatsmann meinet damit, wenn man sich um Deutschland nicht gekümmert und nur den Krieg gegen Polen mit aller Macht fortgesetzt, so hätten so bedeutende Eroberungen gemacht werden können, daß Schweden die erste Macht des Nordens geworden.

Indessen ist Gustav Adolf über die Art, in welcher er Theil an dem deutschen Kriege nehmen soll, noch unentschlossen. Einmal hat er doch auch den Gedanken durch Polen hindurch dem Kaiser und der Liga in den Rücken zu kommen. Das läßt sich jetzo weit eher bewerkstelligen als früher, weil der König sich nun in dem Besitz des preußischen Küstenlandes befindet. Dabei fragt sich Gustav Adolf, wie eine Armee wohl zu unterhalten sei und antwortet darauf „auf wallensteinsche Weise". Durch die ungeheure Rücksichtslosigkeit, mit welcher er auftritt, hat sich Wallenstein ein Uebergewicht verschafft. Wallenstein kann mit seinem Heere nie in Noth, in Verlegenheit kommen; die Requisitionen und Contributionen bringen schon Alles herbei. Nachdem Wallenstein angefangen, ist es für seine Gegner, wenn sie ihm nicht unterliegen wollen, fast Nothwendigkeit geworden, auf gleicher Straße zu gehen. Nie hat indessen Gustav Adolf sich dem Raub-Systeme Wallensteins ergeben. So lange der König sie führte, nahmen die schwedischen Heere in Freundes- und Feindes-Land, was nun einmal nothwendig war. Aber man nahm nicht, um sich zu bereichern, nicht um die Länder methodisch zu ruiniren. Nicht allein das „Wie" hielt Gustav Adolf auf, sondern auch andere Verhältnisse. Er wollte doch erst gern den Krieg mit Polen zu Ende bringen; auch wartete er wohl darauf, daß in der ganzen politischen Gestaltung Europas bald



eine Veränderung vor sich gehen werde, die ihm ein Auftreten unter günstigern Verhältnissen möglich mache. Er hoffte und erwartete nämlich, daß das Bündniß zwischen Frankreich und Spanien-Habsburg von 1627 brechen werde, welches dann nun auch bald genug auseinander ging.

Im Frühling 1628 ging der König aus Schweden zuerst nach Liefland. Gustav Horn schlug die Polen, die hier einen Einfall versucht, und Gustav Adolf ging weiter nach Preußen. Schon im Aprilmonat hatte er ein Bündniß mit Dänemark geschlossen. Dänische und schwedische Schiffe in Verbindung sollten den Fall von Stralsund verhindern. Es war für den König Stralsund ein Punct von der größten Wichtigkeit. Fiel Stralsund nicht Wallenstein in die Hände, so konnte die Stadt zum Anhalt für ein künftiges Unternehmen in Deutschland gemacht werden. Darum lieferte Gustav Adolf Kanonen, Pulver und endlich selbst Truppen zur Vertheidigung der Stadt. Denn am 25. Juni 1628 hatte er ein förmliches Bündniß mit derselben geschlossen. Sie begab sich in seinen Schutz und er nahm sie unter diesen. In den Bund waren zweideutige Ausdrücke eingeschoben: die Stadt verbleibe inskünftige beständig bei König und Krone und Schweden. Stralsund wollte das nur von seiner Treue als Bundesgenossin verstanden wissen. Von Schweden aber ward es anders verstanden; man wollte festen Fuß in Deutschland fassen. Gustav Adolf wird nicht nach Deutschland kommen, um rein umsonst, ohne alle weltliche Vortheile, die Sache des Protestantismus zu retten. Ist er weit entfernt von der wilden Weise, mit welcher der Kaiser religiöse und politische Vernichtung drohet, belohnt will er doch auch für seine Mühe der Befreiung sein. Deshalb stellet es Schweden auch so an, daß die Dänen keinen Fuß in Stralsund behalten. Eine früher

aufgenommene dänische Besatzung muß bald vor der schwedischen weichen.

Der Krieg, welchen Gustav Adolf in diesem Jahre in Preußen zu führen hatte, war von keiner Bedeutung. Aus den Staatsschriften dieser Zeit gehet hervor, daß ein guter Theil des polnischen Adels dieses Krieges vollkommen satt und überdrüßig war und ungestüm begehrte, daß Siegismund III. Frieden mit Gustav Adolf schließe. Der König von Polen war indessen zu Nichts zu bewegen. Friedliche Unterhandlungen, die durch brandenburgische Vermittelung eingeleitet werden sollten, zerschlugen sich abermals wieder, noch ehe sie wirklich begonnen. Siegismund III. hatte noch das größte Vertrauen auf den Kaiser und auf Wallenstein. In seinen Gedanken stand die Wiederherstellung seiner Gewalt über Schweden nahe bevor. Er sendete sogar schon polnische Schiffe nach der mecklenburgischen Küste, damit die kaiserlichen Truppen auch nach Schweden hinübergeführt werden könnten. Sie wurden aber unterweges von den Dänen und den Schweden vernichtet.

Im Spätherbste 1628 ging Gustav Adolf wieder nach Schweden zurück, hoffend, daß der polnische Krieg nicht lange mehr dauern werde, da die polnische Nation sich immer bestimmter und bestimmter gegen denselben erhob. Axel Oxenstierna und Hermann Wrangel blieben in Preußen zurück. Unter den protestantischen Mächten war damals Schweden die einzige, auf deren Hülfe Deutschland gegen die religiöse und politische Tyrannei, mit der Deutsche selbst ihr Vaterland bedroheten, zählen konnte. Unter den letzten Ereignissen waren die Dänen noch mit aufgetreten. Christian IV. war mit Schiffen und Truppen an den Küsten von Pommern erschienen, hatte sich auch einen Augenblick der Insel Wollin bemeistert,



bald aber vor Wallensteins Waffen wieder weichen müssen. Wallenstein dagegen war, nachdem er Stralsund aufgegeben, wieder in das Gebiet des Dänen-Königs selbst eingebrochen, wo er Glücksstadt eben so vergeblich wie Stralsund zu bezwingen suchte. Im Winter begab sich Wallenstein nach Lübeck. Er wollte eine Reichs-Flotte errichten. Es wollte indessen gar wenig mit derselben von Statten gehen. Indessen erschrack Christian IV. über diese Anstalten, bei denen es zunächst auf sein Reich abgesehen zu sein schien, doch gewaltig. Seine Absicht war, sich von dem Kampfe zurückzuziehen, dafern er nur einen billigen Frieden vom Kaiser gewinnen könne. Auch hatte sich schon erwiesen, daß Christian IV. nicht der Mann war, der Deutschland würde retten können.

Eben so wenig war von König Karl I. von England etwas zu hoffen und zu erwarten. Schon im Jahre 1628 zeigten sich die Vorboten der heftigen Stürme, die gegen das Ende des dreißigjährigen Krieges in Deutschland zu vollem Ausbruch kamen. Ein Theil der englischen Nation vermuthete, Karl I. habe, wie sein Vater Jacob I., nichts Geringeres als die Vernichtung der alten Privilegien und Freiheiten und die Aufrichtung eines uneingeschränkten Königthums im Sinne. Die Vermuthung ward auch durch fast alle Handlungen des jungen Königs bestätiget. Ja, man hatte noch überdem Grund anzunehmen, daß Karl I. eine stille Neigung zum Katholicismus habe, für welchen die Großmutter, Maria Stuart von Schottland, das Haupt auf das Blutgerüst hatte legen müssen. Die große Lauheit, mit der die Sache des Protestantismus auf dem europäischen Festlande vom Hause Stuart, von Jacob I. und Karl I., behandelt worden, schien, in Verbindung mit andern Dingen, auch dieser Annahme Bestätigung zu geben. Das Parlament von 1628 erhob sich in den heftigsten Klagen

wegen der Verletzung der Freiheiten und Privilegien, verlangte eine abermalige Bestätigung derselben, die Karl I. auch zögernd und unwillig gab. Den schwersten Theil der Anklage richtete das Parlament dabei gegen den Freund und Diener Karls I., Buckingham, welcher als das Instrument, durch den der König die selbstherrliche Gewalt in England zu begründen gedenke, betrachtet ward. Buckingham ward am 23. Aug. 1628 ermordet. Er scheint nur ein treuloser Freund seines Königs gewesen zu sein, der auf den Tod desselben speculirte, vielleicht sogar mit Spanien in Verbindung stand, um sich selbst und sein Haus auf den Thron zu schwingen. Lauigkeit für die Sache des Protestantismus blieb bei Karl I. auch nach Buckinghams Tode herrschend. War er auch nicht im Stillen selbst dem Katholicismus, für den seine Großmutter geblutet, geneigt, was freilich mit mathematischer Genauigkeit nicht erwiesen werden kann, so beschäftigte ihn doch sicher in der nächsten Zeit der Entwurf die parlamentarischen Rechte Englands zu vernichten und ein autokratisches Königthum aufzubauen; und darüber kümmerte ihn der Gang der Dinge in Deutschland wenig und er konnte sich wenig darum kümmern. Im Jahre 1629 schloß Karl I. auch Frieden mit Frankreich und 1630 mit Spanien, um in den heimischen Angelegenheiten durch Krieg nicht gestört zu sein. Was den dritten protestantischen Staat, die Republik von Nord-Niederland oder Holland, anlangte, so war sie theils zu unbedeutend, theils durch den Krieg mit Spanien selbst zu sehr beschäftiget, als daß sie für Deutschland von einem namhaften Gewicht hätte sein können.

Also war Schweden die einzige protestantische Macht, auf welche die Deutschen noch zählen konnten. Aber wird auch Schweden allein der riesenmäßig emporgeschossenen Macht des Kaisers gewachsen sein. Wird Gustav Adolf der Macht des



Kaisers, der Liga und des gesammten Katholicismus gewachsen sein, wird er ihnen gewachsen sein, selbst wenn die Kraft aller deutscher Protestanten ihn verstärkt? Wenn eine Wiedererhebung des Protestantismus möglich sein soll, so muß erst eine große Spaltung in den Katholicismus hineinkommen. Nun sind die Anfänge einer solchen Spaltung allerdings schon in dem Mißtrauen vorhanden, das zwischen den Kaiser, Wallenstein und die Liga gekommen. Aber auch die Vereinigung, die 1627 zwischen Frankreich einer- und Spanien-Habsburg andrerseits geschlossen worden, muß zerbrechen und umschlagen in das Gegentheil, ehe der Protestantismus wieder sichere Hoffnungen fassen kann. Richelieu hat mit den Calvinisten von La-Rochelle schon seit 1627 einen langen und harten Kampf gehabt. Sie haben sich mit dem Muthe der Verzweifelung bis auf das Aeußerste gewehrt. Auch weichen sie endlich mehr von Hunger und Noth als von den Waffen Louis XIII. und des Kardinals Richelieus besiegt. Am 30. Novbr. 1628 muß sich La-Rochelle der königlichen Autorität wieder unterwerfen. Richelieu benutzte die abermalige Demüthigung der Calvinisten nicht, ihnen das Toleranzedict von Nantes zu entreißen, wohl aber ihnen die unabhängige Stellung zu nehmen, die sie bis jetzt noch immer behauptet. Soubise und Rohan hatten den Kampf selbst nach dem Falle von La-Rochelle noch fortgesetzt, mußten sich aber zu dem Frieden von Alais 28. Juni 1629 bequemen. Durch diesen nahm Richelieu den Calvinisten ihre unabhängige Stellung. Sie mußten ihre Waffen ausliefern und ihre Festungswerke niederreißen. Wenn Richelieu nun nach Außen zu auftreten will, werden die Calvinisten ihn nicht wieder im Rücken fassen können.

Unterdessen ist bei Richelieu der Gedanke, das Bündniß mit Spanien-Habsburg von 1627 auszuführen, längst ver-

gangen. Mit schweren Besorgnissen blickt er auf Spanien und Kaiser Ferdinand II. Auch ihm sind nicht minder als Wallenstein die geheimen Entwürfe desselben klar geworden, die sich freilich auch immer deutlicher verrathen. Der Kaiser will das alte Reich umstürzen und seine Macht unmäßig erhöhen. Frankreich kann es nicht dulden; selbst Pabst Urban VIII. in Rom ist nicht ohne Sorgen wegen Spanien-Habsburg. Sie könnten Alles verschlingen wollen. Seit Karl V. und Philipp II. stehet das Haus Spanien-Habsburg bei der Welt in dem übelsten Geruche. Und nicht in Deutschland allein, auch in Italien will das Haus seine Macht noch steigern. Die Besorgnisse Frankreichs müssen ernster werden.

Bei der Belagerung von La-Rochelle war Louis XIII. von Frankreich noch von Spanien unterstützt worden. Doch noch ehe die Stadt fiel, brach die Freundschaft auseinander und nachdem sie gefallen, trat Feindschaft und Streit an ihre Stelle. Am 26. Decbr. 1627 starb Herzog Vincent II. von Mantua und sein Fürstenthum ging den Rechten gemäß über auf Karl von Nevers, einen der französischen Großen, nächsten Agenten des verstorbenen Fürsten. Die Rechte desselben waren auch von Vincent II. bei seinen Lebzeiten noch förmlich anerkannt worden und sie waren auch überhaupt gar nicht zweifelhaft. In Italien ward die Verpflanzung eines französischen Hauses nach Mantua sehr gern von alle denen, die sich noch in einiger Unabhängigkeit von Spanien und dem Kaiser befanden, von Pabst Urban VIII., von Venedig, von Genua, gesehen. Die kleinen italienischen Mächte sind ebenfalls mit den größten Besorgnissen vor dem Hause Spanien-Habsburg erfüllt. Man argwöhnt, daß es sich ganz Italiens zu bemeistern gedenke. Daher ist ein Franzose als Fürst in Mantua willkommen. Er kann dazu dienen, Frankreich in



die italienischen Sachen hereinzuziehen. Frankreich hat ja auch ein Interesse daran, daß nicht ganz Italien von Spanien-Habsburg überschwemmt werde. Die kleinen Mächte erwarteten, in den Franzosen Helfer und Bundesgenossen zu finden. Das Haus Nevers hatte von Mantua Besitz ergriffen. Karl Emmanuel aber, Herzog von Savoien, ging mit thörichter Politik seinen eigenen Weg. Er erhub Ansprüche auf einen Theil des Fürstenthumes Mantua, auf das Gebiet von Montferrat, und bündete sich deshalb mit Spanien. Goncalez von Cordova, spanischer Statthalter von Mailand, griff mit Savoien gegen Mantua zu den Waffen. Nun erhub sich auch Kaiser Ferdinand II. In Erinnerung der alten Kaiser-Rechte über Italien, und Mantua als ein Lehn des Reiches betrachtend, welches Nevers zu übernehmen gewagt, ohne die kaiserliche Belehnung empfangen zu haben, erklärte er das Fürstenthum für sequestrit. Spanien und Savoien empfingen den Auftrag, den kaiserlichen Spruch zu vollziehen. Nevers wehrte sich unterdessen mit viel größerer Kraft als man mochte erwartet haben. Er hatte mehrere tausend Franzosen in seinen Dienst gezogen. Sie vertheidigten rüstig seine Städte und Vesten. Doch fühlend, daß er sich auf die Dauer nicht allein behaupten könne, wendete er sich mit einem Hülferuf an den Hof von Frankreich.

Richelieu durchschaute die Plane des Hauses Spanien-Habsburg auf Deutschland und auf Italien. Sie lagen auch so klar da, daß sie beinahe mit Händen gefaßt werden konnten. Er wollte und mußte diesen Planen entgegenarbeiten, das gebot das Interesse des französischen Reiches selbst. Wie sollte Frankreich jenem Hause widerstehen können, wenn es erst Deutschland und Italien verschlungen. Es war guter Grund vorhanden, anzunehmen, daß die Entwürfe Kaiser

Karls V. und Philipps II. gegen Frankreich noch immer nicht aufgegeben. Indessen waren dem Kardinal durch die Calvinisten die Hände gebunden, und bevor nicht La-Rochelle gefallen, vermochte er nichts zu thun. Als es gefallen und jedes Begehren an Spanien, daß man von Mantua lassen solle, vergeblich blieb, brach ein französisches Heer, von Louis XIII. selbst geführt, im März 1629 in Italien ein. Indessen kamen die Franzosen diesesmal nicht weit. Der Herzog von Savoien ward aber doch genöthiget, in einem Tractate seinen Ansprüchen auf einen Theil von Mantua gegen eine geringe Entschädigung zu entsagen. Goncalez von Cordova versprach auch, daß von Mantua würde gelassen werden, daß Nevers die kaiserliche Belehnung empfangen würde. Es war schon lange her, daß man die Entdeckung gemacht hatte, daß ein Versprechen gar nichts koste. Richelieu trauete demselben auch keinesweges. Aber er war des Königs Louis XIII. nicht völlig Meister und es kam hinzu, daß die Umkehr nach Frankreich selbst eine gewisse Nothwendigkeit war. Denn Soubise und Rohan hatten die Waffen noch immer nicht aus den Händen gelegt. Schon im April 1629 ging Louis XIII. über die Alpen zurück, um sie zu bekämpfen. Obwohl Spanien eifrige Feindin des Protestantismus war, so scheuete man sich doch keinesweges auch die Protestanten, wenn man sie eben brauchte, zu benutzen. Philipp IV. von Spanien schloß 3. Mai 1629 einen förmlichen Tractat mit Soubise, und versprach darin reiche Subsidien zu zahlen, wenn er nur den Krieg gegen Louis XIII. fortsetzte. Dadurch sollten die Franzosen gehindert werden, in Italien dem Hause Spanien-Habsburg entgegenzutreten. Soubise und Rohan setzten nun auch den Krieg bis in den Sommer 1629 noch fort. Indessen verlor Frankreich doch die italienischen Sachen keinesweges ganz aus den Augen. Ein



Theil des französischen Heeres blieb an den Grenzen Italiens stehen. Man wollte den Gang der Dinge beobachten. Die Hauptsache in allen diesen Vorgängen bestand in Beziehung auf Deutschland und den Protestantismus darin, daß die Freundschaft zwischen Frankreich auf der einen und Spanien-Habsburg auf der andern Seite völlig auseinander gebrochen, eine Spaltung unter den Mächten des Katholicismus erzeugt war. Frankreich wird es nicht dulden, daß die protestantischen Fürsten und Stände von dem Kaiser vernichtet werden. Die Gesinnungen des Kaisers sind durchschaut worden. Er will ja den Protestantismus nicht allein vernichten, er will sich auch zum Erben desselben machen. An einer solchen Vernichtung ist nicht einmal dem Pabste Urban VIII. in Rom gelegen.

Kaiser Ferdinand II. aber scheinet entweder nicht recht begriffen zu haben, daß eine solche Spaltung entstanden sei, oder, was wahrscheinlicher ist, er meinet Kraft genug zu haben, alle seine Entwürfe, trotz dieser Spaltung, hinauszuführen. Ein Theil des kaiserlichen Heeres soll nach Polen geführt werden, um Gustav Adolf zu beschäftigen, ein anderer in die Niederlande gehen, um dort den Krieg zu Gunsten Spaniens zu entscheiden, ein dritter in Italien einbrechen, um Mantua zu bezwingen und die Macht von Spanien-Habsburg auch sonst noch auszudehnen. Das wallensteinsche Heer wird noch immer bedeutend genug bleiben, um Deutschland niederzuhalten. Von diesen Gedanken und Unternehmungen war der Einbruch in Italien der thörigste, da er mit Nothwendigkeit in Frankreich die Augen über die Entwürfe des Hauses Spanien-Habsburg immer mehr öffnen mußte. Ein in Schwaben zusammengezogenes Heer trat diese Fahrt unter dem Befehle des Grafen Torrejuliano, unter dem Gallas, Altringer und Merode standen, an. Sie ward gleich mit einer neuen Ver-

höhnung alles Völkerrechtes im Mai 1629 eröffnet, eben wie die Franzosen sich wieder aus Italien zurückgezogen. Graubündten wollte den Durchzug nicht gestatten. Er ward erzwungen. Unter Raub, Mord und Brand fuhr der größere Theil des kaiserlichen Heeres durch Graubündten weiter nach Italien. Der kleinere blieb in Graubündten. Die drei kleinen Bünde, aus denen Graubündten zusammengesetzt, wurden nun gezwungen abermals den für Spanien-Habsburg bequem gelegenen Theil des Landes förmlich abzutreten. Abermals ward hier der evangelische Gottesdienst abgestellt. Das übrige Graubündten mußte einen Tractat mit Spanien-Habsburg schließen, in dem freier Durchzug für Spanien und Oestreich bewilliget werden mußte, damit man sich zu jeder Zeit noch in den Besitz des übrigen Graubündtens setzen könnte. Der kleine Freistaat mußte sich wohl die Gewalt gefallen lassen. Die schweizerische Eidgenossenschaft, mit welcher derselbe verbündet, war in sich selbst zerrissen und gespaltet. Katholische und evangelische Kantone standen sich mit Haß gegenüber, der bei den Erstern von den Jesuiten sorgsam genährt und gepflegt ward. Die evangelischen Kantonen konnten nur ohnmächtige Klagen über das verhöhnte und zertretene Völkerrecht ertönen lassen, welche Ferdinand II. verlachte.

Der Hauptstrom der kaiserlichen Macht aber war mit wilden Verheerungen weiter hinunter nach Italien gezogen, um Mantua zu erobern. Spanien sendete den großen Feldherrn Ambrosio Spinola als Gouverneur nach Mailand. Man gedachte noch Alles nachzuholen, was unter Karl V. und Philipp II. nicht hatte gewonnen werden können. Die Herrschaft über Italien ward erstrebt. Darum ward von der Wiederherstellung der kaiserlichen Würde gesprochen. Man suchte, wo noch alte kaiserliche Lehen wären und fand, daß sich Venedig und selbst der Pabst solcher im Laufe der Zeit bemeistert. Das Alles müsse zum Kaiserthum zurückgebracht werden. Ferdinand II. beabsichtigte Wallenstein nach Italien zu senden, wenn er in Deutschland fertig geworden. Der Mann hatte sich so trefflich erwiesen. Zum Niedertreten und Zerstören konnte man kaum einen bessern finden. Mit Pabst Urban VIII. ward wegen der Kaiserkrönung unterhandelt. Der Pabst versprach sie, suchte aber die Sache aufzuschieben. Selbst Pabst Urban VIII. unterscheidet nun in demselben Maße, als Ferdinand II. und Spanien klarer mit ihren politischen Entwürfen hervortraten, auch klarer, daß es sich jetzo um zwei Dinge handele, um die religiös-kirchliche und die politische Sache. Ferdinand II., das begreift nun der Pabst sehr wohl, will in Deutschland beide mit einander vermischen, den Protestantismus vernichten, zugleich aber auch seine Macht steigern, und das will der Pabst nicht, weil es auch ihm gefährlich werden kann. Urban VIII. zeigt daher seine Ungunst und Abneigung, die durch Furcht entstanden, dem Kaiser, wo er kann. Er muß ja fürchten, daß Ferdinand II., wenn er in Deutschland Herr geworden, das Pabstthum als politische Macht werde zerstören wollen.



Richelieu hat Alles, was der Pabst begreift, noch viel früher und viel klarer begriffen. Dennoch siehet er sich genöthiget, dem Treiben des Kaisers in Italien geraume Zeit zuzusehen. Zuerst endet der Krieg gegen Soubise und Rohan erst im Sommer 1629, dann ist das südliche Frankreich von einer schweren Pest heimgesucht, dann hat der Kardinal am Hofe viel gegen die Kabalen der Königin-Mutter und des Bruders Louis XIII. zu kämpfen, die ihn, den Kardinal, vom König, von der Leitung der Angelegenheiten hinwegdrängen möchten. Erst im Spätherbste 1629 kann Richelieu

wieder ernstlich an den Krieg in Italien denken. Bis dahin vertheidiget sich Mantua gegen des Kaisers Heer.

Indessen war Richelieu in dieser Zeit keineswegs sonst müßig. Er wünschte, daß eine protestantische Macht in Deutschland gegen den Kaiser auftreten möchte. Von den Dänen konnte keine Rede sein, nur von Schweden war noch etwas zu erwarten. Richelieu will zwar nicht den Protestantismus an sich selbst erhalten, aber er will nicht, daß der Kaiser den Protestantismus vernichte, weil derselbe keine andere Vernichtung als eine solche will, welche zugleich Mehrung seiner politischen Macht sei. Also ist es doch immer der Protestantismus, der erhalten werden soll, und es kann diesem gleichgültig sein, aus welchen Gründen die französische Politik auf seine Erhaltung arbeitet. Richelieu will nicht, daß Frankreich, eine selbst katholische Macht, in Deutschland auftrete. Er hat die katholische Stimmung in Frankreich zu schonen, sein Eingreifen in die deutschen Verhältnisse darf daher nur ein mittelbares, nicht ein unmittelbares sein. Schweden's König Gustav Adolf wird nun keineswegs allein durch Richelieu bestimmt, in Deutschland aufzutreten. Lange schon ist der König von Schweden dazu entschlossen. Aber sein Auftreten wird durch Frankreich erleichtert und beschleunigt. Wenn die katholischen Mächte nicht unter einander selbst zerfallen, wenn Frankreich, Spanien, Oestreich, Polen gemeinschaftlich auf die Vernichtung des Protestantismus gearbeitet, würde auch Gustav Adolf dessen Untergang aufzuhalten kaum im Stande gewesen sein. Aber sie zerfielen, nur weil Ferdinand II. auch noch einen politischen Entwurf mit aufgefaßt. Und diesen Entwurf hatte eine höhere Macht in seine Seele gelegt, damit der Protestantismus nicht unterginge.

Das Erste, was geschehen mußte, war einen Frieden oder



einen längern Waffenstillstand zwischen Polen und Schweden herbeizuführen. Gustav Adolf kam im Mai 1629 wieder aus Schweden nach Polen herüber. Ein Waffenstillstand, der im April mit Polen geschlossen worden, lief am 20. Juni ab. Wallenstein fürchtete schon sehr, daß dieser Waffenstillstand zum Abschlusse eines Friedens führen könne, denn die Polen waren des Krieges sehr müde. Er betreibt daher mit Hast den Marsch Arnims, der mit zehntausend Kriegern dem König Siegismund in Preußen zu Hülfe kommen soll. Auch vereinigte sich Arnim am 25. Juni mit dem polnischen Feldherrn Koniecpolski. Am 27. Juni ward die Schlacht bei Stum geschlagen. Schon hatten zwei polnische Reiter den König gefaßt, um ihn niederzuhauen. Erich Soop rettete ihn. Die Nacht unterbrach den Kampf. Die Schweden zogen sich in ihr festes Lager bei Marienburg zurück. Gustav Adolf zog neue Verstärkung aus Schweden und aus Liefland unter Jacob de la Gardie heran. Bald war das alte Uebergewicht zu den Schweden zurückgekehrt und Siegismund III. sah, daß auch Arnims Hülfe ihm nicht fromme. Den Versicherungen Wallensteins, daß er bald mit seiner ganzen Macht nachkommen werde, mochte der König von Polen wenig Glauben beimessen, da er wußte, daß der Kaiser sein Heer für seine eigenen Zwecke nothwendig genug brauche, und daß diese Zwecke um seinetwillen nicht würden aufgeopfert werden. Ja vielleicht hätte Siegismund III. Wallensteins Kommen nicht einmal gern gesehen. Wer konnte das wallensteinsche Heer und Wallensteins Stolz und Uebermuth herbeiwünschen. Auch scheinet, daß Siegismund III. mißtrauisch gegen Ferdinand II. und Wallenstein geworden war. Am Ende wollen sie sich in Preußen festsetzen, es nicht für Polen, sondern für sich selbst den Schweden abgewinnen.

Man kann wohl mit Sicherheit annehmen, daß dem König von Polen bereits selbst des Kaisers und Wallensteins Entwürfe zunächst auf Preußen verdächtig zu werden begonnen. Nun traten die Franzosen auf und vermehrten die Besorgnisse des Königs. Also den Krieg gegen Gustav Adolf mit Ferdinand II. und Wallensteins Hülfe fortsetzen, war bedenklich für Polen selbst. Ohne diese Hülfe aber war an einen glücklichen Ausgang des Kampfes kaum zu denken. Und doch konnte Siegismund von Polen seine Hoffnung auf Schweden noch immer nicht ganz aufgeben. Das Höchste, was daher die Vermittelung Frankreichs über ihn vermochte, war, daß er nach langen Unterhandlungen den Abschluß eines sechsjährigen Waffenstillstands zugab, der am 16. Septbr. 1629 zu Altmark bei Stum in Preußen vor sich ging. In dem Tractate ward ausbedungen, daß Liefland bis an die Düna den Schweden verbleiben, Kurland dagegen von ihnen geräumt werden sollte. In Preußen behielten die Schweden ebenfalls mehrere Orte besetzt, wie Elbing, Braunsberg, Pillau und Memel; andere Städte sollten während des Waffenstillstandes durch Brandenburg besetzt sein. Für die Protestanten und Katholiken Preußens ward gleiche Religions-Freiheit bestimmt. Wie der Waffenstillstand bereits geschlossen, erhub Siegismund neue Schwierigkeiten. Bei der Ratification bedung er sich noch aus, daß der in dem Tractate an Gustav Adolf gegebene Königs-Titel von Schweden seinem Erbrechte auf dieses Reich unnachtheilig sein sollte. Man siehet, wie sich Siegismund doch noch die Hoffnung auf die Zukunft vorbehalten will. Aber nicht eben lange nach diesen Vorgängen hat ihn der Tod ereilt. Siegismund III. von Polen starb am 30. April 1632. Gustav Adolf aber war schon vor dem Abschlusse des Waffenstillstandes nach Schweden zurückgegangen. Seine Seele war



voll von dem Gedanken an Deutschland. Lebhafte Unterhandlungen wurden zwischen ihm und Frankreich wegen des Abschlusses eines Bündnisses gegen Ferdinand II. betrieben. Schon in diesem Jahre verbreitete sich das Gerücht in Deutschland bei Protestanten und Katholiken, daß Gustav Adolf von Schweden auftreten werde.

So nahm gegen den Ausgang des Jahres 1629 die Lage der Dinge für Kaiser Ferdinand II. wieder eine ungünstige Wendung. Die Verbindung mit Frankreich war ganz auseinandergebrochen, selbst Angriff und Krieg mußte von dieser Seite befürchtet werden. Und über Schweden konnte Ferdinand II. auch kaum zweifelhaft sein. Es war aber erst gegen den Ausgang des Jahres, daß sich die Verhältnisse wieder so ungünstig, ja drohend gestalteten. So lange der Waffenstillstand zwischen Polen und Schweden nicht abgeschlossen, hat Ferdinand II. gemeint, daß die günstigsten Aussichten vor ihm lägen. Wallenstein erwartete mit Sicherheit, daß durch die Polen und Arnim Gustav Adolf noch lange so werde beschäftiget werden, daß er sich um Deutschland nicht kümmern könne.

Unter den Ereignissen, deren zuletzt gedacht worden und deren Schauplatz in Frankreich, Italien, Polen und Schweden war, ist Kaiser Ferdinand II. in den deutschen Angelegenheiten nicht müßig gewesen. Das Mißtrauen, welches zwischen den Kaiser und Wallenstein gekommen, ruhete einige Zeit. Wallenstein blieb, vor der Hand zufrieden damit, daß Mecklenburg in seine Hände gefallen, in seinen Anforderungen stehen, erkennend, daß für ihn die Zeit Weiteres, wie Pommern, Preußen oder was sich sonst darbieten möchte, zu begehren, noch nicht gekommen sei. Der Kaiser mag nun wegen dieses eingetretenen Schweigens Wallenstein für weniger gefährlich

als früher angesehen haben. Auch braucht er den Mann zu nöthig, um ihm nicht immer Einiges zu übersehen. Im Stillen rechnete der Kaiser wohl darauf, daß es ihm, wenn er nur erst durch Wallenstein Herr im Reiche geworden, doch leicht sein müßte, diesen selbst entweder aus dem Herzogthume von Mecklenburg wieder zu drängen oder ihn doch daselbst in eine kleine und abhängige Stellung zu versetzen. Das wallensteinsche Heer aber ward fortwährend vermehrt. Der Kaiser bedurfte ungeheurer Streitkräfte, wenn er alle seine Entwürfe hinausführen und allen Gegnern, die ihm über kurz oder über lang entgegentreten mußten, begegnen wollte.

Schon am Anfange des Jahres 1629, wo der Bruch mit Frankreich nicht mehr bezweifelt werden kann, ist es nothwendig geworden, sich nach einer andern Seite hin Luft zu verschaffen. Tilly und Wallenstein rathen dem Kaiser zum Frieden mit Dänemark. Besonders will Wallenstein diesen Frieden gern, weil sein Herzogthum Mecklenburg dadurch vor der Gefahr eines dänischen Angriffs gesichert wird. Christian IV., durch den Gang des Krieges tief gebeugt und heruntergebracht, ist zu einem Frieden sehr geneigt. Am Anfange des Jahres 1629 wird zu Lübeck zwischen Kaiser und Liga einer- und Dänemark andererseits ein Friedens-Congreß eröffnet. Auch ein schwedischer Abgeordneter begehrte zu demselben zugelassen zu werden. Wallenstein aber ließ ihn nicht zu: So lange Gustav Adolf nicht Stralsund räume, werde man keinerlei Unterhandlungen mit ihm pflegen, war die stolze Abfertigung, die er empfing. Wallenstein hat jetzo bereits einen großen Haß gegen Gustav Adolf, den er oftmals in seinen Briefen ausspricht. Es ist eine Ahnung in ihm, daß der König von Schweden der Mann sei, der wie eine eherne Mauer seinen ehrgeizigen und räuberischen Entwürfen in den Weg treten



würde. Die dänischen Boten aber begehren auf dem Friedens-Congresse zu Lübeck zuerst eine allgemeine vom Kaiser für Nieder-Sachsen zu ertheilende Amnestie, womit besonders die Wiederherstellung der vertriebenen Herzöge von Mecklenburg verstanden ward, dann Sicherheit der Fortdauer des Religions-Friedens, endlich Herausgabe aller vom Kaiser und der Liga über Dänemark gemachten Eroberungen. Diesen Anforderungen setzte Wallenstein, denn er war es, der auf dem Tage zu Lübeck, obwohl er nicht persönlich anwesend, die Verhandlungen leitete, ganz andere und zum Theil recht wunderbare entgegen. Dänemark müsse Schleswig und Holstein an das Reich zurückgeben, alle Kriegskosten bezahlen und alle Schäden ersetzen, den Sund allen Feinden des Kaisers verschließen, versprechen, das Reich nicht wieder anzugreifen, keine feindlichen Werbungen zu gestatten und über Alles dieses noch Jütland an Kur-Sachsen zu überlassen, bis der Kaiser die Lausitz von dem Kurfürsten würde wieder eingelöst haben. Man siehet, Ferdinand II. hat große Lust, dem Sachsen die Lausitz wieder zu nehmen und er sucht Jemanden, der für ihn die Kosten trage.

Erfüllung dieser schweren Bedingungen würde natürlich fast gänzliche Vernichtung des dänischen Reiches enthalten haben. Christian IV. kann sie daher nicht annehmen, obwohl Dänemark sich in großer Noth und Verlegenheit befindet, da bis nach Jütland hinauf das wallensteinsche Heer sich wieder verbreitet. Indessen ist auch dem Fürsten von Friedland an dem Frieden gelegen. Er ermäßiget daher seine schweren Bedingungen wenigstens in Beziehung auf Jütland, dessen Herausgabe von den Dänen auch auf das bestimmteste verweigert ward. Wallenstein wollte nun Jütland herausgeben, wenn die Dänen dafür fünf Millionen zahlten. Aber auch so will Chri-

stian IV. den Frieden nicht, und es verläuft noch einige Zeit, ehe dessen Abschluß erfolgt. Während dieser Verhandlungen that Kaiser Ferdinand II. einen sehr wichtigen Schritt. Er ließ am 6. März 1629 das sogenannte Restitutions-Edict erscheinen. In dem Eingange desselben erklärt der Kaiser, daß die Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung unabweisbar erheische, den Stand der Dinge, welcher zur Zeit des Abschlusses des Religions-Friedens von 1555 im Reiche gewesen, wieder herzustellen. Da nun seit dieser Zeit die Protestanten eine große Anzahl Stifter und Klöster, theils solche, die unmittelbar unter dem Reiche, theils solche, die nur mittelbar unter demselben, unter den Fürsten und Ständen, gestanden, bald in dieser, bald in jener Weise eingezogen oder an Protestanten gebracht hätten, so müßten alle diese Stifter und Klöster auf der Stelle wieder an die Katholischen herausgegeben werden. Der Kaiser erklärt ferner das Stück des Religions-Friedens, nach dem katholisch-geistliche, dem Reiche unmittelbar untergebene Fürsten gehalten sein sollten, ihren Unterthanen freies evangelisches Bekenntniß zu lassen, für nichtig. Es stand das allerdings nicht in dem Instrument des Religions-Friedens selbst, sondern war nur als Klausel angehängt worden. Der Kaiser setzte überhaupt für alle katholische Fürsten das uneingeschränkte Recht, die Unterthanen zu ihrem Glauben zu nöthigen, fest. Auch wird noch erklärt, daß der Religions-Friede von 1555 nur auf die Bekenner des Lutherthumes gehen könne, wodurch natürlich die Calvinisten ausgeschlossen sind. Zum Schluß wird mit Acht und Ober-Acht, Verlust aller Privilegien allen Fürsten und Ständen gedroht, die sich diesem kaiserlichen Befehl nicht auf der Stelle fügen würden. Der Hauptpunct in dem Edict war des Kaisers Verlangen an die Protestanten alle Stifter und Klöster, die



1555 noch katholisch bestanden, herauszugeben. Dadurch würde der Katholicismus wieder in den Besitz der Erzbisthümer von Magdeburg und Bremen, der Bisthümer Minden, Halberstadt, Verden, Lübeck, Ratzeburg, Meißen, Merseburg, Naumburg, Brandenburg, Havelberg, Libus, Camin, gekommen sein. Durch die kleinern Stifter und Klöster mit ihren Gütern hätte sich der Katholicismus nun wieder mitten im Gebiete des Protestantismus angebaut.

Der Kaiser behauptete, daß es nur das im Religions-Frieden von 1555 liegende Recht sei, das er durch das Restitutions-Edict wieder herstellen wollen. Schon die Art und Weise, mit welcher es geschah, bewieß, daß es dem Kaiser wohl um etwas Anderes als um das Recht möge zu thun sein. Denn die Form des Rechts war gleich durch das Edict auf das härteste verletzt. Der Kaiser erlaubte sich in demselben über Dinge zu entscheiden, die dem gesetzlichen Herkommen gemäß nicht von ihm, weil er kein Herr, sondern nur ein Haupt des Reiches war, entschieden werden konnten, sondern vom Reiche selbst entschieden werden mußten. Er hatte sich eine Erklärung des Religions-Friedens in mehreren Stücken, eine Entscheidung mehrerer Puncte erlaubt, die noch streitig unter den Gliedern des Reiches schwebten. Die früheren auf dem Wege des Gesetzes gehenden Kaiser hatten sich solche willkührliche Entscheidungen nicht angemaßt. Jetzo lassen sich freilich die katholischen Fürsten und Stände des Kaisers selbstherrliches Verfahren gefallen, weil derselbe zu ihrem Vortheil entschieden zu haben scheint. Aber Kur-Sachsen erhebt sogleich seine Stimme und mahnt Ferdinand II. an alle hier vorgegangene Ungesetzlichkeiten. Vom fränkischen und schwäbischen Kreise geschieht dasselbe. Der Kaiser aber, da er die Gewalt zu haben meinet, zu thun, was er wolle, ist nie um Worte

verlegen. So behauptet er, er habe in dem Restitutions-Edict nichts entschieden, sondern nur für die Vollziehung bereits entschiedener Dinge gesorgt, was seines kaiserlichen Amtes sei.

Ist die Entstehung des Edicts wider das Recht, so ist es noch mehr die Ausführung, welche der Kaiser sogleich darauf will folgen lassen. Kaiserliche Commissaire werden nach allen Seiten hin abgefertiget, besonders zu den kleinern Reichsständen, mit denen man am leichtesten fertig zu werden hoffen kann, um die Restitution zu betreiben. Auf keine Berufung an das Reich, auf kein neues Recht, das sich durch Kauf oder Vertrag in der Zwischenzeit gebildet, ward von den Commissairen Rücksicht genommen. Nebenbei betrieben die Commissaire aber nicht allein die Restitution des katholischen Kirchenguts, sondern auch andere Dinge. Verfolgt, besonders mit Güter-Einziehung verfolgt, wurden alle, die unter protestantischen Fürsten und Feldherrn gegen Kaiser und Liga gefochten. Selbst Kinder und Nachkommen derselben beraubte man ungescheut ihres Eigenthums. Der Raub schien sich an die Stellung der Ordnung und des Rechtes in Deutschland aufzwingen zu wollen. Es sind daher die, welche sich gegen dieses Treiben nachmals erheben, besonders Gustav Adolf von Schweden, nicht allein als die Erretter des Protestantismus, sondern auch des Rechtes, der Gesetzlichkeit und der Ordnung überhaupt zu betrachten. Wie wenig es dem Kaiser um das Recht, welches im Religions-Frieden von 1555 lag, zu thun war, konnte man bald genug noch an andern Dingen erkennen. Er dehnte sogleich die Restitution weit über sein eigenes Edict und den Wort-Inhalt jenes Religionsfriedens aus. Daß in den Reichsstädten die Protestanten das Recht völligfreier Religionsübung besaßen, konnte nicht im mindesten zweifelhaft sein. Aber Gewalt kann es ja wohl anders bestimmen. In Augsburg



wird der öffentliche protestantische Gottesdienst abgestellt, den Bürgern nicht allein verboten, außerhalb der Stadt ihren Gottesdienst zu begehen, sondern ihnen auch geboten, den katholischen zu besuchen. Bei der mächtigen und bedeutenden Stadt Augsburg sucht man der Sache wenn auch nur einen Schein des Rechtes umzuhängen. Man sagt, der Kaiser müsse die Rechte des Bischofs, die verletzt worden, aufrechterhalten. Bei kleinern Städten giebt man sich diese Mühe nicht. Die Augsburg benachbarte Stadt Kaufbeuren wird von einem kaiserlichen Haufen überfallen und den Bürgern sogleich geboten, katholisch zu werden oder auszuwandern, welches denn nun auch ins Werk gesetzt wird. Ebenso wenig wird in Schlesien, was früher gelobt worden, gehalten. Allenthalben wird hier der Majestätsbrief gebrochen, allenthalben tritt wilder Zwang und wilde Gewalt hervor.

Daß es dem Kaiser nicht zu thun ist um die Darstellung und Wiederaufrichtung des Standes der Dinge vom Jahre 1555, ist durch jede seiner Handlungen und Bewegungen klar. Es ist ihm zu thun um den Ruin und die Vernichtung des Protestantismus, die mit der Ausdehnung der kaiserlichen Macht und Hoheit verbunden sein soll. Daß das Restitutions-Edict sich den Worten nach doch noch auf den Religions-Frieden von 1555 stützte und daß gesagt ward, man wolle weiter nichts als die Wiederherstellung desselben, war natürlich. Das Sagen hatte man ganz umsonst; es kostete weiter nichts als ein Paar Worte. Und doch konnte durch ein solches rein umsonst gewonnenes Mittel vielleicht etwas gewonnen werden. Vielleicht konnte dadurch gewonnen werden, daß die Protestanten, wenn auch nicht auf lange, doch auf kurze Zeit getäuscht wurden über des Kaisers Gedanken und in dieser Täuschung sich zu That und Kraft nicht ermannten.

Zwar auf das Aeußerste besorgt, doch verzagt und schweigend, liegen die gepreßten, gequälten und beraubten Protestanten Deutschlands darnieder. Sie sehen auf den ungeheuren Jammer hin, der keineswegs den Untergang des Protestantismus allein, sondern auch, worauf nicht oft genug aufmerksam gemacht werden kann, die Vernichtung alles Rechtes und jeglicher Wohlordnung des Lebens bringen zu wollen scheint. Es schweiget das Recht, jede Billigkeit, jede Zucht und jede Sitte vor der Herrschaft eines aus wüsten Banden bestehenden Heeres und ihrer ehrgeizigen und raubsüchtigen Führer. Auf den Jammer des deutschen Vaterlands sehen nur noch Jesuiten und einige der Priester Roms mit Freude und Jubel, hoffend in der allgemeinen Zerstörung eine reiche Ernte an irdischen Gütern für sich zu erhalten. Viele aber derselben, besonders der Hochpriester, die mit unter den Fürsten des Reiches zählen, fangen schon an mit Besorgniß auf den Greuel der Verwüstung zu sehen, fürchtend, daß am Ende sie selbst auch mit von dem Sturme dieser Revolution verschlungen werden möchten. Das freie Wort ist aber noch nicht todt. Johann Georg I., Kurfürst von Sachsen, durch das Restitutions-Edict ebenfalls in seinem Lande bedroht, ist es besonders, welcher noch Muth genug besitzt, Ferdinand II. zu mahnen und ihm die bittersten Wahrheiten zu sagen. Sein Schreiben an den Kaiser besonders wegen der Stadt Augsburg erinnern in der derben Sprache deutscher Redlichkeit denselben daran, wie er selbst bei seiner Huldigung gelobt, Augsburg beim evangelischen Glauben zu lassen, wie nach dem klaren und einfachen Gefühl Alles null und nichtig sei, was zur Beschönigung des Verfahrens gegen die Stadt, gegen die Protestanten überhaupt, mit Verdrehungen und Verdeutungen vorgebracht werde.



Ferdinand II. glaubt im Vertrauen auf seine Macht diese und ähnliche Stimmen mit Trotz und Verachtung beantworten zu können. Indessen stehet diese Macht nicht so ganz sicher. Es stehet niemals sicher, was auf faulem Grunde aufgebaut worden. Das Mißtrauen zwischen der Liga und dem Kaiser, welches schon früher vorhanden, steigerte sich um diese Zeit auf einen hohen Grad.

Die nächste Veranlassung dazu wird wieder von Wallenstein gegeben. Der schwebt in unaufhörlicher Angst, daß ihm Mecklenburg wieder entrissen werden möchte. Früher hatte er sich dem Feldherrn der Liga, dem Tilly, immer feindlich gezeigt. Jetzo meinte er, sich des Mannes versichern und ihn an sein Interesse ketten zu müssen. Wie kann dieses wohl geschehen? Am besten dadurch, wenn man auch ihm ein Fürstenthum in die Hände spielt. Dann hat er mit Wallenstein ein Interesse. Beide, ursprünglich nur Edelleute, haben sich dann in die Reihe der Fürsten eingedrängt, und keiner kann den andern, ohne Gefahr des eigenen Untergangs, fallen lassen. Wallenstein ist nicht verlegen, wo er abermals ein altes Fürstenhaus finde, das vertrieben werden könne. Er erkieset dazu Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel. In dem Gebiete desselben hauste Tilly, wie anderwärts Wallenstein. Wie ein Blutigel legte sich Tilly an die Beutel der Menschen, als wollte er den letzten Heller heraussaugen. Schon im März 1629 wendet sich nun Wallenstein an den Kaiser mit dem Verlangen, daß dem Tilly wenigstens das Friedrich Ulrich gehörige Fürstenthum Calenberg überantwortet werden möge. Der Kaiser scheint nichts gegen die Sache gehabt zu haben. Vielleicht kann so Tilly aus dem Interesse der Liga gezogen und für den Kaiser gewonnen werden. Die Ausführung bleibt Wallenstein überlassen. Dieser läßt nun zuerst Tilly Besitz

von den wichtigsten Aemtern des Fürstenthums Calenberg ergreifen, worin er auch die Huldigung einnimmt. Mit völliger Zustimmung des Kaisers geschah dieser neue Gewaltschlag. Wallenstein ließ darauf eine Commission niedersetzen, die das Betragen des Herzogs seit dem Ausbruche der böhmischen Unruhen untersuchen sollte. Die Herzöge von Mecklenburg waren ja verjagt worden, weil sie gegen den Kaiser und die Liga sich zu vertheidigen gewagt, warum sollte nicht Friedrich Ulrich auch deshalb verjagt werden können?

So ward für deutsche Fürsten und ihre Nachkommenschaft die Aussicht an den Thüren frecher Emporkömmlinge betteln zu gehen, für die deutschen Länder die Aussicht von frechen Emporkömmlingen und ihren Spießgesellen geplündert zu werden, eröffnet.

Es ist aber kaum anders möglich gewesen, schon die ersten Bewegungen gegen Friedrich Ulrich, von denen jedermann siehet, wohin sie auslaufen sollen, haben selbst bei katholischen Fürsten und Ständen die größten Besorgnisse aufgeregt. Sie fangen an zu begreifen, daß es dem Kaiser nicht allein um die Vernichtung des Protestantismus, sondern auch um die Vernichtung des Reiches zu thun sei. Was soll doch die Vertreibung der alten Fürstenhäuser von Mecklenburg und Braunschweig-Wolfenbüttel bedeuten, was daß die Lande derselben an bloße Edelleute gegeben werden! Ist das Fürstenthum vor dem Kaiser gar nichts mehr, so wenig mehr, daß es vor dem Hauche seines Willens verschwinden muß? Wer bürgt dafür, daß nicht, wenn der Kaiser mit den protestantischen Fürsten fertig ist, die katholischen an die Reihe kommen? Ferdinand II. aber hat um dieselbe Zeit von dem Feldobristen der Liga, Maximilian I. von Baiern, begehrt, daß das ligistische Volk aus Schwaben und Franken abgeführt oder abgedankt werde.



Maximilian I. von Baiern hält darauf auch im März 1629 einen Bundestag der Liga zu Heidelberg. Auf demselben wird zuerst eine Botschaft an den Kaiser beschlossen dieses Inhaltes: „Es sei unabweisbar nothwendig, wenn nicht Alles in den Untergang gehen sollte, den allgemeinen Frieden in dem Reiche herzustellen. Dazu sei von dem Kaiser ein Kurfürstentag zu berufen und zu sorgen, daß besonders Kursachsen auf demselben erscheine. Kursachsen werde aber nicht erscheinen, und also ein Friede nicht gewonnen werden können, wenn es nicht eine Sicherheit empfange, daß es nicht auf Vernichtung des Religions-Friedens abgesehen sei. Diese Sicherheit müsse also Kursachsen, gewissermaßen dem Haupte der Protestanten, gegeben werden." Die Liga bestehet zum großen Theil aus katholisch-geistlichen Fürsten. Sie selbst haben den Kaiser zu dem Restitutions-Edicte, das nur der Anfang der Vernichtung des Protestantismus sein sollte, getrieben. Aber in dem Augenblicke, wo es erscheint, sind sie selbst anderen Sinnes geworden. Zwar das wollen sie nicht, daß das Restitutions-Edict zurückgenommen werde, aber den Protestantismus, so scheint es, wollen sie kaum mehr vernichtet sehen. Sie sagen es dem Kaiser ja, es müsse ein Friede geschlossen werden und dieser Friede werde nicht anders möglich sein, als wenn die Protestanten eine Sicherheit empfingen, daß es auf ihre Vernichtung nicht abgesehen. Nun, den Protestantismus an sich selbst hätten sie auch jetzo noch sehr gern vernichtet gesehen, eine solche Vernichtung aber, wie der Kaiser sie allein zu wollen scheinet, eine Vernichtung, die zu einer ungeheuren Erweiterung der kaiserlichen Macht führt, wollen sie, die Fürsten der Liga, nicht und können sie nicht wollen, weil sie, wenn auch nicht für die allernächste Gegenwart, doch für die Zukunft die Gefahr eigener Demüthigung vor dem Kaiser, vielleicht sogar

die Gefahr des Unterganges vor demselben und durch denselben enthalten möchte. Wallenstein, so erzählt man sich, hat die übelsten Dinge schon im Munde geführt. Nicht genug, daß er gesagt haben soll, man bedürfe der Fürsten gar nicht mehr und der Kaiser müsse Herr in Deutschland sein, wie die Könige von Frankreich und Spanien in ihren Landen; er soll sogar geäußert haben, daß auch den geistlichen Herren die Röcke kürzer geschnitten werden müßten. Es ist ihnen, den Fürsten der Liga, Angst geworden vor dem Sturme, den sie erst selbst aufgeregt haben, denn er hat eine Richtung genommen, welche sie nicht gewollt. Das wallensteinsche Heer besonders flößt ihnen die größten Bedenklichkeiten ein. Noch nie hat ein deutscher Kaiser, so lange das Reich stehet, eine so furchtbare nur von ihm abhängige Macht gehabt, wie Ferdinand II. jetzo in Wallensteins Heere hat. Was will er doch mit diesem furchtbaren Heere! Sollte es allein gegen Dänen, Schweden und Protestanten, nicht am Ende auch gegen die katholischen Fürsten bestimmt sein, wenn man nur mit den Erstern erst wird fertig geworden sein? Die Angst der Ligisten vor diesem Heere drückt sich auch in der Mission an den Kaiser schon aus. Sie klagen, daß die kaiserliche Armada in dem Reiche jetzo so stark sei und, wie verlaute, noch immer vermehrt werde.

In anderen zu derselben Zeit gefaßten Beschlüssen des Heidelberger Tages drückt sich das Mißtrauen gegen Ferdinand II. und Wallenstein noch viel stärker und bestimmter als in dieser Botschaft aus. Diesen Beschlüssen gemäß soll das kaiserliche Verlangen, den Theil des ligistischen Heeres, der in Franken und Schwaben steht, entweder wegzuziehen oder abzudanken, keinesweges erfüllt werden. Im Gegentheil werden die Feldobristen angewiesen, sich in dem Besitz der besetzten Gebiete nöthigenfalls mit den Waffen zu behaupten, wenn



etwa die Kaiserlichen versuchen sollten, sie daraus zu vertreiben. Bis der allgemeine Friede, den man von Ferdinand II. begehrt hat, erreicht worden, soll das Heer des Bundes zusammengehalten werden. Alle diese Dinge zeigen auf das deutlichste, welch tödtliches Mißtrauen die Liga gegen den Kaiser gefaßt hat. Trotz ihres Hasses gegen den Protestantismus möchte sie doch fast wünschen, daß derselbe ruhig gelassen werde. Ohne Krieg und Waffen ist er nun einmal nicht zu vernichten und unter dem Kriege, unter den Waffen, steigt Ferdinands II. Macht immer drohender empor.

Gerade in diese Zeit hinein fallen nun die Versuche Wallensteins auch Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel zu vernichten. Der wendet sich um Hülfe an Maximilian I. von Baiern. Alle Fürsten, katholische wie protestantische, haben doch wieder ein gemeinschaftliches Interesse, Ferdinand II. dem Kaiser, gegenüber. Sie müssen zusammen verhindern, daß der Kaiser ihnen nicht über den Kopf wächst, nicht mit ihnen schalten und walten kann, wie er will. Maximilian I. von Baiern nimmt sich auch der Sache des Herzogs sogleich kräftig an. Schon im April 1629 schreibt er einen ziemlich ernsten Brief an den Kaiser. „Solche seltsame Prozesse gegen altfürstliches Geblüt möchten nicht angestellt werden; er bitte, der Kaiser möge die gegen den Herzog begonnene Untersuchung niederschlagen." Seinem General Papenheim, der sich von Wallenstein an die Spitze der Commission, welche das Betragen des Herzogs untersuchen soll, hat stellen lassen, schreibt Maximilian I. von Baiern in einem strengen Tone: „Er solle sogleich von solchen wider seinen Befehl unternommenen Dingen abstehen und sich nie wieder Aehnliches beikommen lassen, auch dem Herzog in nichts beschwerlich werden." Ferdinand II. meint, daß er die Liga jetzt schonen müsse, denn noch braucht

er sie. Also kann von förmlicher Vertreibung Friedrichs Ulrichs nicht mehr die Rede sein. Die Liga würde dann die kaiserlichen Absichten durchschauen. Das wäre jetzo noch gefährlich, es ist noch viel zu früh dazu. Ferdinand II. wieß daher die Sache an den Reichshofrath, und dieser entschied nur, daß es bei der Anweisung der Aemter und Herrschaften, die bis jetzt an Tilly überwiesen worden, allein verbleiben sollte. Tilly, der persönlich an der ganzen Sache nur geringen Antheil genommen, ließ sich auch noch von dem Hause Braunschweig mit Geld und Pfandschaft für seine Ansprüche abfinden. Damit war die Sache abgethan und Wallensteins Plan gescheitert.

Indem Kaiser und Wallenstein den Plan gegen Friedrich Ulrich wieder fallen lassen, beschwichtigen sie die Liga auf einen Augenblick. Was nun den Frieden in dem Reiche anlangt, hält sie der Kaiser mit guten Worten auf. Aber er fühlet es wohl, daß zwischen ihm und die Liga ein Bruch gekommen ist, wenn derselbe auch noch nicht offen ausgesprochen. Um so nothwendiger ist es, Frieden mit Dänemark zu schließen. Das wallensteinsche Heer ist zwar bedeutend, aber auf wie vielen Puncten wird man es auch nicht brauchen? Schon haben kaiserliche Truppen nach Italien gesendet werden müssen, Schweden drohet, und kommen die Schweden nicht, wird man am Ende selbst die Liga als Feindin haben, wenn alle kaiserliche Entwürfe werden an das Tageslicht treten. Der Friede mit Dänemark hatte bis jetzt nicht zu Stande kommen können, weil der Kaiser seine Ansprüche so hoch geschraubt. Schleswig, Holstein und Jütland waren ja begehrt worden. Nunmehr läßt Ferdinand II. alle diese und andere Ansprüche fallen, wodurch der Abschluß des Friedens zu Lübeck 22. Mai 1629 möglich wird. Die Bedingungen desselben sind, wenn



man weiß, was der Kaiser hier früher gewollt hat, auffallend billig.

Alle Eroberungen, also lautet der Friede, sind an Christian IV sofort zurückzugeben, alle Provinzen, Städte und Vesten von den kaiserlichen Truppen zu räumen, wobei auch alle bereits ausgeschriebene Leistungen abgethan werden sollen. Der Kaiser wird sich in Zukunft keinerlei Einmischung in das souveraine Königreich anmaßen. Also giebt der Kaiser alle Eroberungsgedanken auf dieser Seite auf. Aber auch die Anforderung, daß Dänemark alle Kriegskosten entschädigen sollte, hat man gänzlich fallen lassen. Diese plötzliche Billigkeit erklärt sich allein aus den eingetretenen Umständen. Der Kaiser, der sich selbst der Liga gegenüber unsicher fühlt, will dieses Feindes erledigt sein. Christian IV. aber hat seinerseits auch etwas nachgegeben. Erst hat er begehrt, daß in dem Frieden der Kaiser sich noch förmlich und feierlich anheischig mache, die Fürsten und Stände des Reichs nicht über's Recht zu beschweren. Der Kaiser will sich doch nicht gern vor aller Welt gerade förmlich und feierlich zu etwas anheischig machen, was er nicht zu halten gesonnen. Daher muß das, so weit es förmliches und feierliches Angelöbniß ist, aus dem Friedens-Instrument hinweggelassen werden.

Indessen stehet doch in demselben Folgendes: „Der König von Dänemark wolle darum nicht auf der von ihm erst aufgestellten Forderung bestehen, daß der Kaiser in diesem Frieden die Fürsten des Reiches nicht über das alte Recht zu beschweren gelobe, weil kaiserlicher Seits beständig angeführt worden, daß der Kaiser auch ohne ein solch förmliches Angelöbniß Niemanden über's Recht zu beschweren je gemeint." Ein gewisses Versprechen, Niemanden über's Recht zu beschweren, legt der Kaiser also doch ab, nur ist es nicht in einem förm-

lichen Angelöbniß gegeben. Der König von Dänemark hat, wie er in einem spätern Brief an den Kaiser selbst erzählt, bei den Friedens-Unterhandlungen besonders von der Wiederherstellung der Herzöge von Mecklenburg gesprochen und sie begehrt. Die kaiserlichen Botschafter haben ihm deshalb gute Vertröstungen gegeben, zwar sich zu nichts Besondern in Beziehung auf Mecklenburg verpflichtet, aber im Allgemeinen versichert, „daß der Kaiser Niemanden über das Recht zu beschweren gesonnen." Der Dänen-König hat nun gemeint, wenn Niemand über das Recht beschwert werden soll, wie Ferdinand II. hier verspricht, so müssen natürlich auch die Herzöge von Mecklenburg bald wieder in ihr Land, welches bis jetzt nur als Pfandschaft dem Wallenstein überantwortet worden, eingesetzt werden. Versprechen ist Versprechen, meint der Däne, also besteht er nicht weiter darauf, daß Mecklenburgs in dem Tractate besonders gedacht, oder daß der Kaiser auch nur das förmliche und feierliche Angelöbniß, Niemandem im Rechte zu kränken, ausspreche. Es versteht sich ja das eigentlich von selbst. Kann der ein Kaiser sein, welcher selbst das Recht verletzt. Indessen, was ist ein Versprechen bei Ferdinand II. und bei den Jesuiten! Es ist ja nur darum zu thun, den Frieden von Dänemark zu erhalten. Hat Christian IV. die Waffen aus den Händen gelegt, wird man thun, was man will. Nur gerade ein ganz förmliches und ganz feierliches Angelöbniß, es nicht zu thun, will man nicht geben, höchstens ein allgemeines und unbestimmtes Versprechen, das noch einer jesuitischen Verdrehung fähig ist. So viel Scheu ist doch noch vorhanden.

Wallenstein aber mag sich nicht wenig unruhig darüber gefühlt haben, daß ihm der Plan auch Tilly zum Fürsten zu machen und an ihn einen Bundesgenossen gegen den Kaiser,



gegen die Liga, gegen wen immer, zu gewinnen gescheitert ist. Um so nothwendiger schien es ihm, wenigstens eine Art von Rechtstitel auf Mecklenburg zu gewinnen. Es scheint ihm das um so nothwendiger, je dringender der Kaiser von allen Seiten um die Wiedereinsetzung der Herzöge von Mecklenburg angegangen wird, je lauter das Geschrei dieser armen vertriebenen Fürsten durch Deutschland, durch ganz Europa tönt. Der Kaiser siehet sich nun abermals genöthiget dem Drängen Wallensteins, ihm einen festern und sicheren Besitz von Mecklenburg zu verschaffen, nachzugeben. Ferdinand II. kann ohne Wallenstein nicht auskommen. Eben scheinet der Plan gefaßt worden zu sein, den Kaiser zunächst zum Herrn der Hanse-Städte zu machen. Wie kann dieser Plan und jeder andere Entwurf auf Vergrößerung, der noch in der Seele Ferdinands ruhet, ohne Wallenstein ausgeführt werden! Abermals sind mehrere kaiserliche Räthe den Forderungen Wallensteins entgegen und erklären sie für gefährlich. Dennoch entschloß sich Ferdinand II. zu dem, was Wallenstein begehrte. Gegen die beiden Herzöge von Mecklenburg, die bis jetzt auf alle ihre Klagen nicht einmal Antwort empfingen, erschien ein langes kaiserliches Patent. Alle feindselige Handlungen, welche die Herzöge gegen das Heer des Kaisers und das Heer der Liga gethan, waren darin mit großer Genauigkeit aufgezeichnet und als Majestätsverbrechen bezeichnet. Daß er, der Kaiser, und die Liga, indem sie das Reich mit ihren Heeren überschwemmen und Alles bedrohen, Alles Recht und Herkommen zuerst gebrochen, die Fürsten von Mecklenburg aber, indem sie gegen Gewalt und Ungesetzlichkeit sich rüsten und vertheidigen, in ihrem vollkommensten Recht gewesen sind, wird mit Stillschweigen theils übergangen, theils abgeläugnet. Wegen jenes angeblichen Majestäts-Verbrechens werden nun die Herzöge und ihre Nach-

kommenschaft ihres angestammten Erbes auf immer und ewige Zeiten für verlustig erklärt, das Herzogthum dem Wallenstein und seiner Nachkommenschaft als Erb, Eigenthum und Reichs-Lehn überwiesen. Der Lehnbrief für Wallenstein ist vom 16. Juni 1629.

Das ganze Verfahren ist, wie die Fürsten des Reiches bald darauf dem Kaiser sagen, null und nichtig in sich selbst und eine ungeheure Rechtsverletzung. Die Herzöge von Mecklenburg versuchen, ob sich auf gütlichem Wege noch etwas erreichen ließe. Sie erlassen ein demüthiges Bittschreiben an den Kaiser, aber es bleibt dasselbe ebenso vergeblich als die Verwendung des Königs Christian IV., der sich ebenso vergeblich auf das Versprechen beruft, das ihm wegen Mecklenburgs mündlich ertheilt worden, auf das im Lübecker Frieden geschriebene Wort, „daß der Kaiser Niemanden über's Recht beschweren wolle." Wallenstein richtete sich nun Mecklenburg förmlicher ein. Güstrow sollte seine Residenz werden. Er gedachte auch daselbst ein Jesuiter-Collegium zu gründen. Die Fürsten und Stände Deutschlands, katholische wie protestantische, mußten immer bedenklicher werden über den Kaiser und über Wallenstein. Die Gesetzwidrigkeit, mit welcher gegen Mecklenburg verfahren worden, erregte ein ungeheures Aufsehn.

Aber immer strengt sich Wallenstein mehr für sich als für den Kaiser an. Ferdinand II. soll ihm in Erwartung der großen Dienste, die er noch leisten wird, Vieles geben. Wenn er es hat, wird Wallenstein sich mit diesen Diensten eben nicht übereilen. Große Macht des Kaisers könnte ihm nun, da er selbst Reichs-Fürst geworden, gefährlich werden. Es liegt dem Kaiser daran, in den Besitz der Stadt Magdeburg zu kommen, um des Erzstiftes Magdeburg, das er durch den Pabst seinem Sohne hat auftragen lassen, sicher zu werden.



Wallenstein aber ist wenig daran gelegen, daß das kaiserliche Haus sich im Norden des Reiches anbaue. Magdeburg weigert sich kaiserliche Besatzung aufzunehmen und Wallenstein läßt im Sommer 1629 die Stadt allerdings einschließen und angreifen. Der Herzog selbst trifft zwar im Juli vor der Stadt ein, verweilt aber nur kurze Zeit. Die ganze Belagerung Magdeburgs, die acht und zwanzig Wochen dauert, wird von ihm mit großer Lauigkeit betrieben. Man siehet deutlich, es ist ihm nichts daran gelegen, daß die wichtige Stadt in die Hand des Kaisers kommt. Auf Verwendung der hanseatischen Städte hebt er die Einschließung derselben am Ende des Septembermonats ganz auf, und das Heer, welches das Heer des Kaisers genannt, beinahe ebenso wohl das Heer Wallensteins war, schied fast freundlich und freundschaftlich von den Magdeburgern.

Deutlich siehet man aus der Magdeburger Geschichte, wie dem Kaiser und der Liga Wallenstein und sein Heer über den Kopf zu wachsen drohet. Und der Kaiser und die Liga stehen sich wieder mit Spannung und Mißtrauen entgegen. Welche seltsame, welche verworrene Verhältnisse! Der Kaiser hat keine Macht mehr, seinen Feldhauptmann zu nöthigen, daß das geschehe, was er will. Wallenstein thut, was ihm behagt und was mit seinen geheimen Entwürfen übereinstimmt. Die Plane des Kaisers kümmern ihn sehr wenig, ja er handelt ihnen, wenigstens auf indirectem Wege, entgegen. Und was die Liga sich mußte von Wallenstein gefallen lassen, nun das mag beurtheilt werden nach einem Schreiben des Erzherzogs Leopold an seinen Bruder, Kaiser Ferdinand II. In demselben wird der Kaiser bei den Wunden Christi, bei der Barmherzigkeit Gottes angerufen die brüderliche Mahnung zu hören und dem wilden Treiben der wallensteinschen Banden zu steuren.

kommenschaft ihres angestammten Erbes auf immer und ewige Zeiten für verlustig erklärt, das Herzogthum dem Wallenstein und seiner Nachkommenschaft als Erb, Eigenthum und Reichs-Lehn überwiesen. Der Lehnbrief für Wallenstein ist vom 16. Juni 1629.

Das ganze Verfahren ist, wie die Fürsten des Reiches bald darauf dem Kaiser sagen, null und nichtig in sich selbst und eine ungeheure Rechtsverletzung. Die Herzöge von Mecklenburg versuchen, ob sich auf gütlichem Wege noch etwas erreichen ließe. Sie erlassen ein demüthiges Bittschreiben an den Kaiser, aber es bleibt dasselbe ebenso vergeblich als die Verwendung des Königs Christian IV., der sich ebenso vergeblich auf das Versprechen beruft, das ihm wegen Mecklenburgs mündlich ertheilt worden, auf das im Lübecker Frieden geschriebene Wort, „daß der Kaiser Niemanden über's Recht beschweren wolle." Wallenstein richtete sich nun Mecklenburg förmlicher ein. Güstrow sollte seine Residenz werden. Er gedachte auch daselbst ein Jesuiter-Collegium zu gründen. Die Fürsten und Stände Deutschlands, katholische wie protestantische, mußten immer bedenklicher werden über den Kaiser und über Wallenstein. Die Gesetzwidrigkeit, mit welcher gegen Mecklenburg verfahren worden, erregte ein ungeheures Aufsehn.

Aber immer strengt sich Wallenstein mehr für sich als für den Kaiser an. Ferdinand II. soll ihm in Erwartung der großen Dienste, die er noch leisten wird, Vieles geben. Wenn er es hat, wird Wallenstein sich mit diesen Diensten eben nicht übereilen. Große Macht des Kaisers könnte ihm nun, da er selbst Reichs-Fürst geworden, gefährlich werden. Es liegt dem Kaiser daran, in den Besitz der Stadt Magdeburg zu kommen, um des Erzstiftes Magdeburg, das er durch den Pabst seinem Sohne hat auftragen lassen, sicher zu werden.



Wallenstein aber ist wenig daran gelegen, daß das kaiserliche Haus sich im Norden des Reiches anbaue. Magdeburg weigert sich kaiserliche Besatzung aufzunehmen und Wallenstein läßt im Sommer 1629 die Stadt allerdings einschließen und angreifen. Der Herzog selbst trifft zwar im Juli vor der Stadt ein, verweilt aber nur kurze Zeit. Die ganze Belagerung Magdeburgs, die acht und zwanzig Wochen dauert, wird von ihm mit großer Lauigkeit betrieben. Man siehet deutlich, es ist ihm nichts daran gelegen, daß die wichtige Stadt in die Hand des Kaisers kommt. Auf Verwendung der hanseatischen Städte hebt er die Einschließung derselben am Ende des Septembermonats ganz auf, und das Heer, welches das Heer des Kaisers genannt, beinahe ebenso wohl das Heer Wallensteins war, schied fast freundlich und freundschaftlich von den Magdeburgern.

Deutlich siehet man aus der Magdeburger Geschichte, wie dem Kaiser und der Liga Wallenstein und sein Heer über den Kopf zu wachsen drohet. Und der Kaiser und die Liga stehen sich wieder mit Spannung und Mißtrauen entgegen. Welche seltsame, welche verworrene Verhältnisse! Der Kaiser hat keine Macht mehr, seinen Feldhauptmann zu nöthigen, daß das geschehe, was er will. Wallenstein thut, was ihm behagt und was mit seinen geheimen Entwürfen übereinstimmt. Die Plane des Kaisers kümmern ihn sehr wenig, ja er handelt ihnen, wenigstens auf indirectem Wege, entgegen. Und was die Liga sich mußte von Wallenstein gefallen lassen, nun das mag beurtheilt werden nach einem Schreiben des Erzherzogs Leopold an seinen Bruder, Kaiser Ferdinand II. In demselben wird der Kaiser bei den Wunden Christi, bei der Barmherzigkeit Gottes angerufen die brüderliche Mahnung zu hören und dem wilden Treiben der wallensteinschen Banden zu steuren.

„Nicht in protestantischen Landen allein, nein in katholischen ebenfalls, in katholischen eben so sehr, sagt der Erzherzog, wüthen die Wallensteiner mit Brand, Mord, Weiberschändung, mit jeglichem Frevel, der teuflisch ersonnen werden mag. Sie schneiden den Menschen Nasen und Ohren ab, sie pressen und schinden bis sie den letzten Heller heraushaben. Offiziere dieser wallensteinschen Banden, die erst kaum hatten, womit sie ihre Blöße zudecken sollten, sind jezo reiche Leute von 3—400,000 Gulden." Mit einer gewissen Naivetät fügt der Erzherzog am Schlusse seines Schreibens hinzu, daß er solche Klagen lange und oft gehört, daß es nun aber zu arg werde und er reden müsse, denn die Wallensteiner hätten sogar seiner eigenen Güter nicht geschont. Und doch bleiben auch diese Klagen so gut wie vergebens. Wenn sie einmal zu laut werden, solche Klagen selbst der katholischen Fürsten und Stände, so erläßt Wallenstein einmal einen Befehl an seine Unter-Feldhauptleute doch nicht zu rauben, zu plündern und zu morden. Damit ist die Sache aber auch abgethan. Nach der Ausführung fragt weder Wallenstein selbst und seine Unter-Feldhauptleute, noch die wallensteinschen Banden und Alles bleibt beim Alten.

Indessen wurden, je näher das Ende des Jahres 1629 herankam, die Umstände für den Kaiser immer verwickelter und gefährlicher. Dem Antrage der Liga, daß ein Kurfürstentag gehalten werden müsse, glaubte er doch nachgeben zu müssen. Den Frieden, welchen die Liga von ihm begehrt hatte, wollte er aber keineswegs aufstellen. Durch freundliche Worte, die eine Wirklichkeit nicht werden sollten, gedachte er sie nur zu täuschen und hinzuhalten. Den Kurfürstentag wollte er zugleich benutzen, um die Wahl seines Sohnes, Ferdinand geheißen, zum künftigen König durchzusetzen. An die Liga machte er obenein von neuem das Ansinnen, die Zahl ihrer Truppen zu



vermindern. Maximilian I. aber von Baiern hielt gegen den Ausgang des Jahres 1629 einen abermaligen Bundestag zu Mergentheim. Auf demselben ward beschlossen, dem Verlangen des Kaisers keineswegs nachzugeben und die militairische Macht des Bundes nicht allein in ihrem gegenwärtigen Stande zu erhalten, sondern sie sogar zu vermehren. Der Kaiser wünscht Verminderung der militairischen Kräfte der Liga, um ungehinderter mit dem Reiche schalten und walten zu können, wie ihm beliebt. Die Liga aber ist klug genug, um das zu bemerken. Sie kann und will dem Kaiser nicht das Reich zu willkührlicher Schaltung überlassen. Das möchte mit der Gefahr des eigenen Untergangs verbunden sein. Bittere Früchte erntet Maximilian I. für den großen Eifer, den er für die Habsburger angewendet. Aber er fühlet noch Kraft genug zum Widerstande in sich. Er wird sich nicht verschlingen lassen weder vom Kaiser noch von Wallenstein.

Großen Antheil an der Entschiedenheit, welche Maximilian I. und die Liga zeigt, dem Kaiser das Walten und Schalten nach Willkühr mit dem Reiche zu wehren, hat Richelieu und die französische Politik. Richelieu zeigt die Gefahr, ermuntert zum Widerstande, redet von der Nothwendigkeit gegen die Vergrößerungs-Gedanken des Kaisers einen Bund selbst mit Protestanten, mit Schweden und mit Sachsen, zu schließen. Und das erz-katholische Baiern vernimmt solche Anträge schon ohne Unwillen. Es offenbart sich immer mehr und mehr, wie die Entwürfe Kaiser Ferdinands II. auf Vergrößerung seiner Macht die Kraft des Katholicismus in sich selbst seltsam stören und zerbrechen.

Mit gespannter Aufmerksamkeit folgt Richelieu allen Entwürfen des Kaisers und sucht ihnen allen zu begegnen, in Deutschland sowohl als auch in Italien. Da hatten des Kaisers Truppen und die Truppen von Spanien den Kampf

gegen Nevers, den Herzog von Mantua, zum großen Aerger und Verdruß Pabst Urbans VIII., der die Macht von Spanien-Habsburg am allerwenigsten in Italien weiter wollte wachsen sehen, fortgesetzt und in derselben Weise fortgesetzt, mit welcher der Krieg in Deutschland geführt ward. Brand, Mord und Zerstörung bezeichneten den Weg der kaiserlichen Heere. Fast alle Dörfer im Herzogthume Mantua waren niedergebrannt, und bei dem geringsten Zeichen von Unwillen der armen gequälten Bauern wurden sie auf Befehl der kaiserlichen Heerbefehlshaber erwürgt. Doch vermochte das kaiserliche Heer nicht, die feste Stadt Mantua, die von der Republik Venedig in aller Weise unterstützt ward, zu bezwingen. Im Winter 1629 mußte die Einschließung Mantua's sogar wieder aufgehoben werden. Richelieu hatte alle Mittel der Güte erschöpft und bald mit Spanien, bald mit Ferdinand II. unterhandelnd, nur begehrt, daß dem Herzog von Nevers die Belehnung mit Mantua gegeben und er in seinem unzweifelhaft rechtmäßigen Besitz nicht gestört werde. Alle Unterhandlungen aber blieben vergeblich und Richelieu erkannte klar, was der Kaiser auch in Italien erstrebe. Da entschloß er sich das Schwert zu ergreifen, und obwohl Hochpriester und Kardinal der Kirche, stand er doch nicht an, selbst den Oberbefehl über das französische Heer zu übernehmen, welches 40,000 Streiter stark gerade am Ausgange des Jahres 1629 an den Grenzen Italiens zusammengezogen ward, um Mantua und den Herzog von Mantua zu retten. Also während der Kaiser in böse Spannung gekommen war, mit der einen katholischen Macht, mit der Liga, die seine treueste Bundesgenossin einst gewesen, wollte ihm eine andere katholische Macht, Frankreich, schon in Italien als offene Feindin entgegentreten.



# Viertes Buch.

**Gustav Adolfs Fahrt nach Deutschland. Schwedens und der deutschen Protestanten Krieg gegen den Kaiser und die Liga bis zur Schlacht bei Lützen und Gustav Adolfs Tod.**

## Erstes Kapitel.

Es war schon lange her, daß in Gustav Adolf, dem ritterlichen König von Schweden, die Ueberzeugung lebendig geworden, er müsse nach Deutschland hinübergehen, um dort den Protestantismus, das Reich, Ordnung und Gesetzlichkeit zu retten. Kaum kann man noch fragen, was den König in diese Ueberzeugung hineingetrieben. Zwei Dinge waren es, von denen seine Seele in jenen für Deutschland und für ganz Europa so inhaltsschweren Augenblicken bewegt sein mußte. Gustav Adolf war zuerst bewegt von heißer Liebe für den Protestantismus, in dem er die alleinige Wahrheit und somit auch die Leuchte der Welt erblickte. Wenn er, der König, nicht sein Schwert für den Protestantismus in die Scheide warf, so war zu fürchten, daß er in Deutschland, seiner Wiege, würde vernichtet werden und die Leuchte da, wo sie angezündet worden, verlösche. War sie da ausgelöscht mit Gewalt, mit

Mord und Brand, so war zu fürchten, daß dieselbe rohe Gewalt, welche die Quelle verstopft, weiter zu greifen versuchen, und, aufschreitend in dem Gewande des Blutes und des Mordes, den Protestantismus allenthalben zu vernichten trachten würde, und also die Länder der Erde weithin mit dem Greuel der Verwüstung angefüllt werden möchten. Vor dieser trüben Aussicht, daß der Fürst dieser Welt wieder mächtig werden könnte über das Reich Gottes auf Erden, daß der Fürst dieser Welt die Leuchte des Himmels wieder verlöschen könnte, bebte die große Seele Gustav Adolfs zurück. Noch giebt es ein Mittel dagegen und Gott selbst hat dieses Mittel in die Hand gegeben. Man vergesse nicht, daß noch Mark in den Knochen und ein gutes Schwert in der kräftigen Faust ist. Wenn der Fürst dieser Welt mit Gewalt streitet, um die wahre Kirche des Herrn zu vernichten, so streite man auch mit Gewalt, um sie zu erhalten.

Zweitens war in dem König Liebe für sein Reich von Schweden, für Recht, Ordnung und Gesetzlichkeit überhaupt wirksam. In Deutschland tobte der Sturm einer ungeheuren Revolution, die das Reich zu vernichten drohete, die jedem Rechte, jedem Herkommen, jeder Billigkeit, jeder Mäßigung, jeder Sitte einen kalten Hohn und das Lachen der Gewalt entgegensetzte. Es war die Revolution, als deren Schildknappen und Henker Wallenstein und Tilly erscheinen. Wenn sie nun, diese Revolution, in dem deutschen Reiche fertig werden sollte mit dem Werke der Zerstörung, kann sie nicht auch, kühn und verwegen gemacht durch den Erfolg, noch anderwärts hin, auch nach Schweden hin, dringen wollen? Hat sie sich nicht schon jetzo über die Grenzen des deutschen Reiches, nach Graubündten, nach Italien, ausgebreitet, hat sie nicht schon versucht, sich auch auszubreiten über das Reich der Dänen, hat



sie nicht an das Reich von Schweden mindestens schon gedacht! In der That war von Wallenstein nach dem Lübecker Frieden das Begehren an Christian IV., er möge Schiffe gegen Schweden liefern, gestellt worden. Freilich war das Ansinnen von Dänemark zurückgewiesen worden, aber die Gesinnung Ferdinands II. und Wallensteins hatte sich in diesem Vorgange, wie in mehreren anderen Vorgängen, sattsam erwiesen. Also mußte das Recht aufrecht erhalten werden, zuvörderst weil es überhaupt das Recht war, dann auch um Schwedens willen.

So waren es die höchsten Dinge, von denen er als Christ und Protestant, als König und als Mensch bewegt werden konnte, die in Gustav Adolfs Seele laut geworden. Sie waren laut geworden in einer schönen und reinen oder doch in einer menschlichen Weise. Es galt dem König, was Glauben und Kirche anlangte, nicht etwa Feuer und Schwert auf den römischen Katholicismus zurückzuwerfen, wie sie von demselben auf den Protestantismus ausgeworfen worden waren. Es galt ihm nur ein Retter für den Protestantismus zu werden, ihn zu schirmen und zu erhalten, wie er damals stand oder ihn zurückzuführen auf den Standpunct, den er vor den gewaltsamen Angriffen gehabt, die besonders seit dem Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts gegen ihn losgebrochen und durch die er vielfach eingeschränkt worden. Kein Zwang, keine Gewalt sollte dabei über die Katholischen kommen, Niemand in dem Reiche der Deutschen um seines Glaubens, um seiner Meinung willen leiden und dulden. Und das war sicher rein und schön von diesem Gustav Adolf.

Ist er das aber, rein und schön, auch immer und allenthalben gewesen? Der Wahrheit muß ihr Recht stets werden, möge die Rede sein, von wem sie wolle. In Beziehung auf die Angelegenheiten des Staates war Gustav Adolf nur

menschlich, war es aber immer noch in einer nicht geradehin tadelnswerthen, nicht verwerflichen Weise. Es ist ungemein selten in der Welt, daß sich ein Mensch rein dem Reiche der Idee und des Geistes dahingiebt. Auch Gustav Adolf hat das nicht gethan und nicht umsonst, nicht ohne alle weitere Rücksicht auf seinen Vortheil und auf seine Größe ist er nach Deutschland gekommen. Schnell hat der Tod den Faden seines Lebens abgebrochen und es ist daher schwer zu sagen, in welcher Weise er in Deutschland seinen Vortheil und seine Größe zu erreichen gemeint gewesen ist. Man vermag nicht mit voller Klarheit zu sehen, ob er Kaiser des gesammten Reiches der Deutschen, oder ob er nur das Haupt einer neuen Föderation der Protestanten zu werden trachtete. Wenn man nun aber auch das Höchste annimmt, was hier angenommen werden kann und sagt, daß Gustav Adolf im Sinne gehabt habe, Kaiser des gesammten Reiches zu werden, so träte damit wohl ein menschlicher Ehrgeiz, ein menschliches Streben nach Macht, Größe und Herrlichkeit, aber weiter auch nichts Unreines hervor. Wenn er die Fürsten des Reiches, einen nach dem andern bewog, ihn zum Haupte des Reiches zu erkiesen, so blieb er noch auf dem Wege und der Bahn des Rechtes. Die Fürsten hatten ja das Recht zu erkiesen, wen sie wollten, wer ihnen entsprach. Und von Kaiser Ferdinand II. konnte nicht ohne Grund der Wahrheit gesagt werden, daß er das Reich verloren, seit er sich selbst gegen Recht und Ordnung desselben erhoben. So viel über diesen Gegenstand vor der Hand im Allgemeinen, der späterhin im Einzelnen noch näher beleuchtet werden muß.

Bereits vor dem Abschlusse des Waffenstillstandes mit Polen war Gustav Adolf in sein Reich zurückgegangen. Um diese Zeit schrieb er zwei Briefe nach Deutschland, den einen



an das gesammte Kur-Fürsten-Collegium, angefüllt mit bittern Klagen über den Kaiser, der ihn bedroht und verletzt, wo er immer gekonnt, den zweiten an den Kurfürsten von Brandenburg. Er enthält dieselben Klagen, offenbart aber die Gedanken des Königs über die Lage der Dinge viel deutlicher: „Des Kaisers Vorhaben ist die wahre Religion auszurotten und seiner Begierde, seinem Ehrgeize und seiner Eroberungssucht keine Schranke weiter zu setzen. Die deutsche Freiheit ist von ihm fast vernichtet, nun will er sich, mit Verachtung alles Rechtes und aller Billigkeit, auch gegen fremde Lande wenden und den Krieg tragen, wohin ihm beliebt." In Schweden war bereits der Reichstag versammelt, und ihm die Frage über Krieg und Frieden vorgelegt worden. Wie der König zurückkam, war der Beschluß des Reichstages bereits, 29. Juni 1629, gefaßt: „es möge der Krieg so weit als möglich von Schweden entfernt und die Last desselben auf Feindes Land gewälzt werden." Rüstungen waren zu gleicher Zeit angeordnet worden. Die Städte hatten besonders die Transportschiffe für das Heer zu stellen.

In das Reich gekommen, legte Gustav Adolf die wichtige Frage, ob der Angriffs-Krieg begonnen werden sollte, dem Reichsrathe und den Vornehmen noch einmal vor. Nicht alle waren zuerst der Meinung des Königs, daß der Krieg sofort zu beginnen sei. Axel Oxenstierna besonders gab den Rath noch zu warten. Das war nun wohl nicht seine Meinung, daß man den Feind überhaupt in Schweden erwarten sollte, weil dieses Reich nirgends schwächer als in seinem eigenen Innern war, sondern er meinte, daß man mit dem Angriffe auf Ferdinand II. und die Liga noch warten müsse, weil fast mit Sicherheit anzunehmen, daß sie, dafern nicht eine gemeinschaftliche Gefahr sie wieder zusammenbringe, nächstens unter

einander selbst sich bekämpfen würden und Schweden dann sich unter günstigen Verhältnissen auf sie werfen könnte. Der König aber theilte diese Meinung nicht. „Wolle man darauf wärten, so könnte vorher das Lutherthum in Deutschland ausgerottet sein. Auf der Stelle, so bald als möglich, müsse der Kampf eröffnet werden." Auch erklärte Gustav Adolf, er habe keine Ruhe mehr, er fühle sich innerlich und mächtig zu diesem Unternehmen getrieben. Der Reichsrath stimmte am 3. Novbr. 1629 einmüthig dem König bei, und so war nun das Auftreten Schwedens entschieden.

Wie der große Entschluß gefaßt ward, stand Schweden ziemlich allein und verlassen da. Man konnte fast auf gar nichts Anderes als auf die eigene Kraft mit Sicherheit zählen. Von Dänemark war nichts, durchaus nichts, zu erwarten. Immer fort, und jetzo zum großen Schaden des Protestantismus, dauerte der alte nationale Gegensatz zwischen Schweden und Dänemark fort, und er war jetzo bitterer durch den Unmuth geworden, den Christian IV. über das Waffenglück Gustav Adolfs, während er selbst allenthalben mit entschiedenem Unglück aufgetreten, empfunden zu haben scheint. Der Gedanke, daß der Schwede in Deutschland auftreten und dort den Ruhm und die Ehre der Errettung des Protestantismus gewinnen könne, mag dem Dänen fast unerträglich gewesen sein. Als, bereits am Anfange des Jahres 1629, die beiden Könige des Nordens eine Zusammenkunft haben und der König von Schweden von dem deutschen Kriege redet, antwortet Christian IV., was denn Schweden mit Deutschland zu schaffen habe, was denn Schweden sich um die deutschen Sachen zu kümmern habe? Auch Karl I. von England kann nicht Hoffnungen und Erwartungen von sich erregen. Zu tief ist er in seine eigenen Plane und Entwürfe verstrickt, als daß sich



für Deutschland etwas von ihm erwarten ließe. Die Republik von Nord-Niederland war auch durch ihren Krieg mit Spanien in und mit sich selbst sattsam beschäftiget. Selbst das war sehr zweifelhaft und ungewiß, wie die protestantisch-deutschen Fürsten das Kommen des Schweden-Königs betrachten würden. Wohl hatten sich Einzelne an ihn gewendet, aber sie alle zusammen hatten ihn nicht gerufen. Wenn er kam, kam er ungerufen und es war nicht vorauszusehen, welchen Eindruck es auf sie machen würde. Ist es doch ein seltsames und, so lange das Reich besteht, noch nicht da gewesenes Ereigniß, daß ein fremder König, ungerufen und unaufgefordert, mitten in das Reich hineinkommt, die Fürsten und Stände gegen den zu schützen, welcher Kaiser des Reiches heißt.

Nur eine Aussicht, aber keineswegs eine sichere und unzweideutige Aussicht, daß ein Bündniß mit Frankreich werde gewonnen werden, war für Gustav Adolf vorhanden. Französische Anträge wegen eines solchen Bündnisses waren gemacht, Unterhandlungen darüber gepflogen, aber nichts bis zum Abschluß gebracht worden. Zweimal war der französische Gesandte, Herr von Charnacé, der auch den Waffenstillstand mit Polen zu Stande gebracht, in Schweden, das erstemal am Ende des Jahres 1629, das zweitemal im März 1630. Aber das erstemal war Charnacé nicht hinlänglich zum Abschluß eines Bündnisses ermächtiget, das zweitemal fand Gustav Adolf die französischen Bedingungen nicht annehmbar. Es scheinet, Richelieu, in dessen ganzem Wesen viele Zweideutigkeit lag, wünschte zwar, daß Gustav Adolf nach Deutschland kommen und gegen den Kaiser auftreten möchte, wollte aber jetzo Frankreich, dafern das sich nicht gerade als eine unabweisbare Nothwendigkeit zeige, nicht durch ein förmliches Bündniß mit Schweden vereinigen. Wenn der König von

einander selbst sich bekämpfen würden und Schweden dann sich unter günstigen Verhältnissen auf sie werfen könnte. Der König aber theilte diese Meinung nicht. „Wolle man darauf warten, so könnte vorher das Lutherthum in Deutschland ausgerottet sein. Auf der Stelle, so bald als möglich, müsse der Kampf eröffnet werden." Auch erklärte Gustav Adolf, er habe keine Ruhe mehr, er fühle sich innerlich und mächtig zu diesem Unternehmen getrieben. Der Reichsrath stimmte am 3. Novbr. 1629 einmüthig dem König bei, und so war nun das Auftreten Schwedens entschieden.

Wie der große Entschluß gefaßt ward, stand Schweden ziemlich allein und verlassen da. Man konnte fast auf gar nichts Anderes als auf die eigene Kraft mit Sicherheit zählen. Von Dänemark war nichts, durchaus nichts, zu erwarten. Immer fort, und jetzo zum großen Schaden des Protestantismus, dauerte der alte nationale Gegensatz zwischen Schweden und Dänemark fort, und er war jetzo bitterer durch den Unmuth geworden, den Christian IV. über das Waffenglück Gustav Adolfs, während er selbst allenthalben mit entschiedenem Unglück aufgetreten, empfunden zu haben scheint. Der Gedanke, daß der Schwede in Deutschland auftreten und dort den Ruhm und die Ehre der Errettung des Protestantismus gewinnen könne, mag dem Dänen fast unerträglich gewesen sein. Als, bereits am Anfange des Jahres 1629, die beiden Könige des Nordens eine Zusammenkunft haben und der König von Schweden von dem deutschen Kriege redet, antwortet Christian IV., was denn Schweden mit Deutschland zu schaffen habe, was denn Schweden sich um die deutschen Sachen zu kümmern habe? Auch Karl I. von England kann nicht Hoffnungen und Erwartungen von sich erregen. Zu tief ist er in seine eigenen Plane und Entwürfe verstrickt, als daß sich



für Deutschland etwas von ihm erwarten ließe. Die Republik von Nord-Niederland war auch durch ihren Krieg mit Spanien in und mit sich selbst sattsam beschäftiget. Selbst das war sehr zweifelhaft und ungewiß, wie die protestantisch-deutschen Fürsten das Kommen des Schweden-Königs betrachten würden. Wohl hatten sich Einzelne an ihn gewendet, aber sie alle zusammen hatten ihn nicht gerufen. Wenn er kam, kam er ungerufen und es war nicht vorauszusehen, welchen Eindruck es auf sie machen würde. Ist es doch ein seltsames und, so lange das Reich besteht, noch nicht da gewesenes Ereigniß, daß ein fremder König, ungerufen und unaufgefordert, mitten in das Reich hineinkommt, die Fürsten und Stände gegen den zu schützen, welcher Kaiser des Reiches heißt.

Nur eine Aussicht, aber keineswegs eine sichere und unzweideutige Aussicht, daß ein Bündniß mit Frankreich werde gewonnen werden, war für Gustav Adolf vorhanden. Französische Anträge wegen eines solchen Bündnisses waren gemacht, Unterhandlungen darüber gepflogen, aber nichts bis zum Abschluß gebracht worden. Zweimal war der französische Gesandte, Herr von Charnacé, der auch den Waffenstillstand mit Polen zu Stande gebracht, in Schweden, das erstemal am Ende des Jahres 1629, das zweitemal im März 1630. Aber das erstemal war Charnacé nicht hinlänglich zum Abschluß eines Bündnisses ermächtiget, das zweitemal fand Gustav Adolf die französischen Bedingungen nicht annehmbar. Es scheinet, Richelieu, in dessen ganzem Wesen viele Zweideutigkeit lag, wünschte zwar, daß Gustav Adolf nach Deutschland kommen und gegen den Kaiser auftreten möchte, wollte aber jetzo Frankreich, dafern das sich nicht gerade als eine unabweisbare Nothwendigkeit zeige, nicht durch ein förmliches Bündniß mit Schweden vereinigen. Wenn der König von

Schweden, so scheint Richelieu gerechnet zu haben, bereits wird nach Deutschland gekommen sein, wenn ihn Gefahren umgeben, wird Frankreich für das Bündniß, wenn es nöthig sein sollte, noch bessere Bedingungen erhalten können. Da nun Charnacé siehet, daß der König so zum Aufbruch nach Deutschland entschlossen ist, übereilen sich die Franzosen nicht. Sie begnügen sich den Wunsch, daß der König kommen möge und die allgemeine Versicherung, daß ihre Hülfe und Unterstützung nicht fehlen würde, auszusprechen. Damit begnügt sich auch Gustav Adolf, der gewohnt ist, immer auf sich selbst zumeist zu zählen und zu rechnen und weniger auf andere. Der König trat die Fahrt nach Deutschland an, wie Richelieu selbst berichtet, ohne des Bündnisses mit Frankreich ganz sicher zu sein. Das aber wußte der König freilich, daß sein Kommen nach Deutschland dem französischen Hofe willkommen sein würde und daß er auf Frankreichs, wenn auch nur mittelbare, Hülfe wohl zählen könne.

Ob nun aber auch Gustav Adolf fest entschlossen war zu den Waffen zu greifen, fand doch noch kurz vor seinem Aufbruche aus Schweden eine Art von Friedensunterhandlung mit dem Kaiser Statt. Es hoffte und erwartete der König nicht, daß Ferdinand II. die ungemein billigen Bedingungen, die er vorlegen würde, annehmen werde, aber er wünschte, daß es dem Kaiser, den Fürsten des Reiches bekannt werden möge, was er wolle, was er erstrebe. Dänemark und Brandenburg hatten besonders daran gearbeitet, daß noch eine Friedens-Unterhandlung versucht werde. Der Kaiser, der nach Möglichkeit oft sich das Ansehn gab, als ob er einem Frieden nicht zuwider sei, weil auch aus diesem Schein vielleicht irgend ein Vortheil gezogen werden konnte, hatte sich bereit gezeigt und so war die Stadt Danzig zum Congreß bestimmt worden.



Dort traf denn nun auch Karl Hannibal Freiherr von Dona als kaiserlicher Bevollmächtiger am Anfange des Maies 1630 ein. Schwedische Botschafter aber kamen nicht. Es wurden dem Freiherrn von Dona die schwedischen Forderungen nur schriftlich übergeben. Gustav Adolf wollte keine förmliche Unterhandlung in diesem Augenblicke. Sie würde auch weiter gar nichts als eine ganz nutzlose Verzögerung des kriegerischen Unternehmens gewesen sein, da mit Sicherheit anzunehmen war, daß der Kaiser auf die vorzulegenden Bedingungen nicht eingehen werde. Er begehrte von Ferdinand II., was er begehren mußte: der Kaiser solle alle vertriebene Fürsten restituiren, fürderhin keinen Fürsten und keinen Stand des Reiches ohne rechtliches Erkenntniß zu irgend einer Strafe verurtheilen lassen, sein Heer aus dem Reiche ziehen und die Frage über die geistlichen Güter der Entscheidung des Reiches überlassen. Das hieß mit anderen Worten, der Kaiser sollte zuerst als Kaiser und in seinem Verhältniß zu dem Reiche auf den verlassenen Weg des Reichs-Rechtes und Reichs-Herkommens zurückkehren und selbst wieder Alles vernichten, was er dagegen gethan. Genau dasselbe hatte Gustav Adolf schon am Ende des Jahres 1629 bei den Unterhandlungen mit Frankreich zur Grundlage für die das deutsche Reich betreffenden Bestimmungen genommen. Es soll das Recht wiederhergestellt werden, das ist Alles, was er begehrt. Darauf verlangte der König noch, daß die Feinde des schwedischen Reiches vom Kaiser fernerhin nicht unterstützt, und alle Schweden bedrohende Anstalten an der Meeresküste zurückgenommen würden, worauf dann auch die schwedische Besatzung wieder aus Stralsund entfernt werden sollte. Man siehet, daß diese Vorschläge das letztmögliche Maß von Billigkeit und Nachgiebigkeit enthalten. Wollte der Kaiser sie noch annehmen, so war immer

noch Zeit genug dazu. War der Kaiser dem Frieden wahrhaft geneigt, so konnte der Schweden Erscheinen in Deutschland nichts schaden. Es konnte nur die Geneigtheit des Kaisers steigern und den Frieden schneller herbeiführen. Also begnügte sich Gustav Adolf damit, seine Forderungen dem Kaiser übergeben zu haben.

In Schweden aber war am Ende des Monats Mai 1630 Alles zum Aufbruch fertig, Flotte und Heer. Das Heer bestand zuerst aus sechszehn Geschwadern, die etwa 3000 Reiter, lauter Schweden, enthielten. Zwei und neunzig Kompagnien bildeten das Fußvolk, etwa 12,000 Mann, zur Hälfte aus Schweden, zur andern aus Deutschen und Schotten. Es war eine kleine Schaar, aber sie bestand aus Kerntruppen, war an eine strenge Kriegszucht gewöhnt, abgehärtet und eben so fähig wie bereit alle Beschwerden zu ertragen, voll Lust zum Kriege und voll Vertrauen zu dem Helden und König, der an ihrer Spitze stand. Begleitet war diese Schaar von einer eben so vortrefflichen als starken Artillerie. Ein zweiter Theil des schwedischen Heeres blieb unter dem Pfalzgrafen Johann Casimir in Schweden zurück, ein dritter stand unter Oxenstierna, etwa 10,000 Mann stark, in Preußen, weil Polen fortwährend beobachtet werden mußte. Die Regierung Schwedens war dem Reichsrathe, besonders aber zehn Reichsräthen, welche beständig in Stockholm verbleiben sollten, übertragen.

So nachdem Alles geordnet, erschien Gustav Adolf am 29. Mai 1630 in voller Versammlung der Stände des Reiches, stellte denselben im Vorgefühle des nicht fernen Lebensendes die junge Tochter Christine als seine Erbin und ihre künftige Königin vor, empfahl sie ihrer Liebe und ihrer Treue und nahm von des Reiches Ständen, wiederum von der Ahnung des nahen Todes überwältigt, so gerührten Abschied, daß



kein Auge in der ganzen Versammlung trocken bleiben mochte. „Nicht möchten sie, also waren die letzten Worte Gustav Adolfs zu seines Reiches Ständen, meinen, daß er nur von gewöhnlicher Kriegslust getrieben ausziehe zu diesem Kampfe. Er unterwinde sich dieses Streites, um die wahre Kirche Gottes von dem Joche der Papisten zu erlösen und weil er hoffe, das mit Gottes Hülfe hinauszuführen. Nun habe er schon viel und lange gekämpft für des Reiches Wohlfahrt und Gott ihn immer aus Todesgefahr befreit. Aber es werde nicht immer so gehen und er endlich doch sein Leben lassen müssen. Darum wolle er alle Stände Schwedens, die gegenwärtigen und die abwesenden, Gott, dem Allerhöchsten, noch einmal anbefohlen haben und wünschen, daß er sie nach diesem elenden und beschwerlichen Leben in dem himmlischen und unvergänglichen dermaleinst wiederfinden und wiedertreffen möge." Darauf richtete er sich noch an jeden einzelnen Reichsstand insbesondere und schloß mit einem Gebete aus dem neunzigsten Psalmen Davids.

Tages darauf ging der König an Bord der Flotte, mit ihm die Feldhauptleute Gustav Horn, Johann Banner, Nillis de Brahe, Philipp von Ortenburg, Otto Ludwig, der Rheingraf, Matthias Graf von Thurn, der Böhme, und mehrere andere. Anhaltender Südwestwind hinderte geraume Zeit das Auslaufen der Flotte. Als sie ausgelaufen, nöthigte eben derselbe den Hafen noch einmal zu suchen. Also verliefen fünf Wochen, ehe die schwedische Flotte das deutsche Ufer gewinnen konnte. Es war am 4. Juli 1630 während eines heftigen Gewitters, daß der König bei der kleinen Insel Ruden, ohnweit der Mündung der West-Oder vor Anker legte. Die umliegende Küste fand der König, der selbst in einem Boote recognoscirte, vom Feinde geräumt. Und so ging die Landung

auf der Insel Usedom vor sich. Der erste, der an das Land sprang, war Gustav Adolf und sein erstes Wort auf deutschem Boden war ein Dankgebet an Gott, daß er ihm hindurch geholfen durch Wasser, Wetter und Sturm zur Rettung seiner bedrängten Kirche. Die Insel Rügen war damals schon vom Feinde gereinigt. Die Schweden hatten sie bereits im April 1630 von Stralsund aus eingenommen.

Gerade in dieser Zeit, wo Gustav Adolf an den deutschen Küsten erscheint, um das schwere Werk zu beginnen, trat in den Verhältnissen zwischen dem Kaiser, Wallenstein und der Liga eine wichtige Veränderung ein. Auf der einen Seite war diese Veränderung eine Gunst für das Unternehmen Gustav Adolfs, auf der andern aber war sie für ihn Ungunst des Geschickes. Am Ende des Jahres 1629 standen Ferdinand II., Wallenstein und die Liga ganz seltsam einander gegenüber. Mißtrauen waltete zuerst zwischen dem Kaiser und zwischen Wallenstein. Wallenstein war Herzog von Mecklenburg geworden, war nun Fürst des Reiches und hatte als solcher selbst ein Interesse daran, daß die Kaiser-Macht den Fürsten nicht ganz über den Kopf wachse. Auch war sein Eifer für die Entwürfe des Kaisers offenbar sehr gering geworden. Ferdinand II. hatte das sehr wohl bemerkt. Wie hätte er es auch nicht bemerken sollen! Hatte doch Wallenstein ihm beim hanseatischen Bunde geradezu entgegengearbeitet, gegen Magdeburg wenigstens nichts Ernstliches unternommen. Und doch brauchte er Wallenstein, denn ohne ihn und sein Heer schien nichts von Bedeutung auf der Bahn der politischen Größe erlangt werden zu können. Aber man schwebte am kaiserlichen Hofe in steter Angst, Wallenstein werde noch mehr, noch mehr Fürstenthümer des Reiches begehren. Der Kaiser war also diesem Wallenstein gegenüber in einer ganz seltsamen



Lage. Der Mann, welcher seine Plane durchführen soll, arbeitet diesen Planen entgegen, freilich ohne das einzugestehen, ohne es mit dem Laute eines einzigen Wortes zu verrathen.

Mißtrauen hat aber zweitens die Liga und zwar ein tiefes Mißtrauen wieder gegen sie beide zusammen, gegen Ferdinand II. und gegen Wallenstein, gefaßt. Ohne auf das wieder zwischen dem Kaiser und Wallenstein herrschende Mißtrauen, das auch nicht offen hervortritt, zu sehen, vermuthet die Liga, daß zwischen ihnen ein Plan zu ungeheurer Ausdehnung der Kaiser-Macht bestehe. Die Liga hat deshalb ihren ganzen Haß besonders auf Wallenstein und sein Heer geworfen. Die, besonders Wallenstein selbst, sind das Instrument, durch welches der Kaiser seine Sachen hinausführen will. Wären sie hinweg, wäre besonders Wallenstein selbst hinweg, brauchte man den Kaiser nicht weiter zu fürchten. Die Liga ist besonders durch die Braunschweig-Wolfenbüttelsche Sache aufmerksam geworden. Tilly soll sogar den Auftrag erhalten haben, sich Wallensteins Person zu bemächtigen und ihn auf irgend eine Weise hinwegzuschaffen. Der Böhme Slawata warnt Wallenstein in einem Sommer 1629 geschriebenen Briefe vor einem solchen Entwurfe. Die Höhe des Hasses der Liga gegen Wallenstein läßt sich nur dadurch begreifen und erklären, daß sie ihn als das Haupt-Instrument betrachtet, durch welches die kaiserlichen Entwürfe zur Ausführung gebracht werden sollen. Nun umdüstert sich mit dem Ausgange des Jahres 1629 der politische Horizont für Ferdinand II. Auf der einen Seite drohet ein französisches Heer in Italien einzubrechen, auf der anderen Seite rüstet Gustav Adolf zur Fahrt nach Deutschland, und daß Unterhandlungen zwischen Frankreich und Schweden über ein Bündniß betrieben werden, kann dem Kaiser ebenfalls nicht unbekannt sein. Ferdinand II. hat erst gehofft,

Frankreich werde nicht auftreten und Schweden nicht auftreten können. Treten sie nicht auf, so ist er Meister in dem Reiche und selbst die Liga, die im Uebrigen mit dem Restitutions-Edicte gekirrt und geködert ist, wird sich schweigend fügen müssen. Da nun aber die Umstände sich verändert und Frankreich und Schweden auftreten werden, ist dem Kaiser die Hülfe der Liga wieder sehr nothwendig geworden. Nun klagten die Ligisten heftig über Wallenstein, den sie hinweghaben wollten. Der Kaiser aber glaubt ihn zu brauchen, wenn es auch für ihn selbst fast gefährlich ist einen Mann zu brauchen, der mehr für seine eigenen als für die kaiserlichen Entwürfe arbeitet. Um aber die Liga doch einigermaßen zu begütigen, wird Wallenstein veranlaßt, sich von dem Heere zu entfernen. So wird erklärlich, warum Wallenstein im Januar 1630 sich von dem Heere hinweg auf seine Besitzungen in Böhmen begiebt.

Wallenstein findet auf seinen Gütern in Böhmen die Bauern im Aufstande gegen das römische Kirchenthum, und läßt sie mit den gewöhnlichen Mitteln, d. h. durch Soldaten und Säbelhiebe, in die Messe treiben. Die Regierung Wallensteins in seinen böhmischen Besitzungen ist aber auch überhaupt entsetzlich. Restiren die Abgaben der armen Bauern, so ist auf Vorstellungen und Klagen nicht selten die fürstliche Resolution, „daß sowohl den Beamten, wenn sie die Reste nicht eintrieben als auch den Unterthanen, wenn sie nicht zahlten, die Köpfe heruntergeschlagen werden sollten."

Obwohl nun Wallenstein nicht wieder an die Küste, wo doch der Angriff der Schweden drohet, zurückkehrt, ist es doch keineswegs die Absicht des Kaisers ihn vom obersten Heerbefehl wirklich zu entfernen. Er mißtraut Wallenstein zwar, aber er hofft, ihn in Zaum und Zügel zu halten, hat sein Vertrauen ihm noch nicht ganz und unbedingt entzogen, eben weil er hofft, ihn noch in Zaum und Zügel halten zu können. Wallenstein soll sich nur auf einige Zeit in den Hintergrund stellen, bis der Sturm, den die Ligisten gegen ihn erhoben, sich wieder wird gelegt haben. Aber der Kaiser irrt sich, die Ligisten werden diesen Sturm nicht eher vorübergehen lassen, als bis Wallenstein gestürzt ist.



Sie wollen Sicherheit haben, daß der Kaiser nicht auch gegen sie auftreten, daß er sich nicht als Meister und als Herr des Reiches hinstellen kann. Sie werden deshalb einen Sturm auf den Kaiser machen, aber sie wollen damit warten bis auf den Tag, den der Kaiser nach Regensburg ausgeschrieben hat, um diesen Sturm mit gemeinschaftlichen Kräften unternehmen zu können. Wenn nun Gustav Adolf jetzo nicht nach Deutschland gekommen wäre, so ist wahrscheinlich, daß Ferdinand nicht nachgegeben, Wallenstein nicht entfernt und die Feindschaft zwischen Kaiser und Liga zum offenen Ausbruch würde gekommen sein. Dieser Zeitpunct hätte nach Oxenstierna's Meinung von Schweden erwartet werden sollen. Gustav Adolf war einer andern Ansicht und es muß diese doch als die richtige bezeichnet werden. Denn zuerst hätte bis dahin der deutsche Protestantismus, wenn auch nicht vernichtet, doch noch in die größten Nachtheile versetzt werden können, zweitens würden Kaiser und Liga, auch wenn ihre Feindschaft schon in offenen Kampf übergegangen, sich doch gewiß im Angesicht eines gemeinschaftlichen Feindes schnell wieder vereinigt haben. Nun aber die Schweden kommen, wird der Kaiser nicht anders können; er wird der Liga seinen Wallenstein zum Opfer bringen und mit Wallenstein zugleich einen guten Theil der Kräfte hingeben müssen, die er sich nicht allein gegen die Protestanten, sondern auch gegen das Reich zusammengebracht.

Aber erst auf dem Regensburger Tage wird der Sturm gegen den Kaiser und gegen Wallenstein losbrechen. Bis dahin ist Ferdinand II. guter Hoffnung und guter Dinge und meinet, daß die Liga doch wohl noch getäuscht und hingehalten werden könne. Er denkt, daß er tüchtig auf den Untergang des Protestantismus losarbeite, müsse die Liga doch auch wieder günstig für ihn stimmen. In diesem Werke wird daher mit ungeheurem Eifer fortgefahren. Die beiden Jesuiten Lämmermann und Weingärtner, Beichtväter und Hofprediger, treiben den Kaiser sonder Ruh und Rast, auf daß er nichts achte, keine Klage höre, keine Billigkeit kenne, kein Recht scheue. Die Jesuiten hoffen bei der Wieder-Einziehung der geistlichen Güter für sich und ihre Gesellschaft den besten Fang zu thun, zum Theil thun sie ihn wirklich. Ueberlaut schreien sie, die alten Orden taugten insgesammt nichts, nicht ihnen, sondern den Jesuiten möchte man die für den Katholicismus wiedergewonnenen Güter geben, da würde es künftig viel besser mit der katholischen Welt stehen.

Der Kaiser ließ das Restitutions-Werk auf seine gewohnte Weise forttreiben. Kaiserliche Schaaren wurden in die Gebiete der protestantischen Fürsten und Stände gesendet, um die Rückgabe der geistlichen Güter zu erzwingen, nebenbei in aller Weise zu pressen und zu plagen, auch die festen Städte und Burgen in die kaiserliche Gewalt zu bringen, damit, wenn die Zeit erfüllt, wenn der Augenblick gekommen, daß man würde hervortreten, die Fürsten und Stände vernichten und die unmittelbare Kaisergewalt an ihre Stelle setzen können, kaum noch Widerstand entgegenzutreten vermöge. Darum trachtet man mit so großem Eifer allenthalben in den Besitz der Städte und festen Plätze zu kommen. „Kaiserliche Besatzungen einnehmen", die Forderung wird allenthalben gestellt.



Wer es nicht will, der soll mit den Waffen gezwungen werden. So weigert sich jetzt Philipp Moritz, Graf von Hanau, solche Besatzungen aufzunehmen. Gleich wird er dafür in seiner Stadt Hanau belagert.

So viel sich nach Allem, was geschieht, vermuthen und schließen läßt, war es die nächste Absicht des Kaisers zuerst die protestantischen Fürsten und Stände zu vernichten und sich zum unmittelbaren Herrn der Gebiete derselben zu machen. Dann konnte der Protestantismus unter den Menschen am sichersten ausgerottet werden. Es schien ja weiter nichts als der Anwendung jener Mittel zu bedürfen, die schon in Böhmen gebraucht worden waren. Mit mathematischer Gewißheit läßt sich freilich von den Planen des Kaisers nicht reden. Denn auseinandergesetzt hat er sie Niemanden, der sie der Nachwelt hätte verrathen können, vollendet sind sie auch nicht worden, und sie haben also der Nachwelt nicht als eine Thatsache, die mit Händen gegriffen werden könnte, entgegentreten können. Sicher aber ist, daß die Zeitgenossen des Kaisers, welche am meisten fähig waren, aus dem, was geschah, auf das, was noch geschehen sollte, zu schließen, angenommen haben, der Kaiser gehe mit einem ungeheuren Plane zur Vermehrung seiner politischen Macht um, und daß sie vermutheten, die Vernichtung der protestantischen Fürsten und Stände sei der erste Theil dieses Planes, an welchem, wenn er gelungen und vollendet, sich dann schon ein zweiter, ein dritter knüpfen werde. Wenn sie nicht das, und zwar mit den triftigsten Gründen, vermuthet und angenommen, so würden nicht katholische Mächte, wie Frankreich, Venedig, der Pabst und die Liga, Opposition gegen den Kaiser gebildet haben, mit dem sie im Uebrigen in dem Wunsche, daß der Protestantismus vergehen möchte, wohl übereinstimmten.

Das Werk des Kaisers ward mit der unerhörtesten Wildheit betrieben. Wo die kaiserlichen Heere standen, ward die Verödung herrschend. Selbst seine eigenen Lande, in denen es galt den Protestantismus schnell zu vernichten, wurden eben so wenig geschont. Schlesien war so furchtbar behandelt worden, daß Breslau und mehrere andere Städte klagten, täglich müßten viele Personen vor Hunger sterben, Eltern tödteten ihre Kinder, weil sie dieselben nicht mehr ernähren konnten. Das Land war von Mißwachs befallen worden, dennoch requirirte Wallenstein so entsetzlich, daß Hunger und Tod in Schlesien Könige waren. Es muß der Gedanke den Menschen aufkommen, daß die Vernichtung kaiserlicherseits systematisch und planmäßig betrieben werde. Ist es doch als sollte den Völkern und den Landen das Mark ausgesaugt werden, damit sie, bis auf den Tod abgemattet und abgemüdet, sich Allem, was noch über sie kommen wird, sonder Widerstand fügen müssen.

Der Kurfürst von Sachsen sagt es in einem an den Kaiser gerichteten Schreiben vom Monat Mai 1630, welches im Uebrigen noch in ziemlich demüthigen und bittenden Tone abgefaßt ist, daß es sei, als ob Alles ruinirt werden solle. In langer Reihe zählt der Kurfürst die auf, die zum Ruin, zur Vernichtung bestimmt sind. Das Kurfürstenthum Brandenburg, dessen Herr nie etwas gegen den Kaiser unternommen, ist bis auf das Letzte ausgesaugt, die sächsischen Fürsten von Weimar, Altenburg, Koburg und Eisenach, die Fürsten von Braunschweig wissen kaum mehr, was auf die fürstliche Tafel zu setzen, geschweige, daß deren Unterthanen wissen, was sie auf die ihrige setzen sollen. Pommern, Würtenberg, Baden, Franken, Schwaben, die Wetterau, Anhalt, Oldenburg, Schwarzburg, Reuß, Mannsfeld, Stolberg sind ausgesaugt,



ausgeplündert, zertreten, verheert. Wenn kein Geld mehr erpreßt werden kann, weil keines mehr da ist, werden die Fürsten gezwungen, den Hauptleuten und Offizieren des ligistischen und des kaiserlichen Heeres ganze Aemter und Districte zu schenken. Nach den Fürsten fragt in ihren eigenen Gebieten Niemand mehr, nur jene Feldhauptleute schalten und walten noch darin, wie sie wollen. Die Reichsstädte sind nicht minder ruinirt als die Fürsten. Aller Handel und Verkehr stehet still, der Bauer wagt nicht mehr sein Feld zu bestellen und er kann es nicht. Das ganze Reich, sagt der Kurfürst, ist nicht mehr da. Kein Stand, kein Gesetz, kein Herkommen wird geachtet, kein Versprechen, kein Schwur, kein Tractat, er möge Namen haben, welchen er wolle, sei gehalten oder auch nur beachtet worden. Eine Eingabe des schwäbischen Kreises bei dem Kaiser sagt genau dasselbe. Und noch sind diese Klagen gelinde zu nennen, sie erschöpfen noch nicht den ganzen Grund und Boden des Jammers, welcher auf dem Reiche der Deutschen lastet. Denn die sittlichen Greuel, welche von den wallensteinschen und ligistischen Banden allenthalben verübt wurden, bleiben hier unerwähnt.

Das Elend aber und die Noth Deutschlands kam nicht von diesen wilden Schaaren allein her. Der Krieg, welcher zwischen Spanien und Nord-Niederland fortdauerte, hatte seinen Jammer auch über das nieder-rheinische Deutschland mit ausgegossen. Der Streit zwischen den Häusern Kur-Brandenburg und Pfalz-Neuburg über die jülich-clevesche Erbschaft war noch immer nicht ausgeglichen. Der katholische Wolfgang von Pfalz-Neuburg hatte spanische Truppen zu seiner Hülfe herbeigerufen und am Anfange des Jahres 1630 lagen mehr als 20,000 Spanier in den Fürstenthümern von Berg und von der Mark. Brandenburg dagegen hatte sich mit Nord-

Niederland föderirt und die Niederländer hatten die Gelegenheit ergriffen sich ebenfalls auf deutschem Boden niederzulassen. Noch im Jahre 1629 hatten sie sich der wichtigen Stadt Wesel bemeistert. Spanier und Niederländer lassen es auch nicht an sich fehlen, die Noth und den Jammer Deutschlands zu mehren.

Den protestantischen Fürsten und Ständen aber ist es mitten in ihrem Elend, das, wie der Kurfürst von Sachsen in seinem Schreiben an den Kaiser sagt, täglich und stündlich vernichtender wird, nicht entgangen, daß doch von ferneher die Verhältnisse sich für sie günstiger zu gestalten beginnen, indem zwischen den Kaiser und die Liga ein Bruch gekommen, Ferdinand II. von Frankreich und von Schweden bedroht ist. Deshalb fangen sie an, sich wieder einigermaßen zu ermannen. Schon im November 1629 haben die Hanseaten einen Bundestag zu Lübeck gehalten und beschlossen sich zu waffnen und sich zu wehren, wenn sie wegen der Religion angegriffen werden sollten. Der Kurfürst von Sachsen verlangt in dem Schreiben an den Kaiser, dessen bereits Erwähnung gethan worden, daß das Restitutions-Edict zurückgenommen und überhaupt allenthalben auf den Weg der Ordnung und des Gesetzes zurückgekehrt werde. So demüthig auch das nach Sitte der Zeit mit ungeheurer Weitschweifigkeit abgefaßte Schreiben sonst noch mit dem Kaiser spricht, so ist doch der Entschluß des Kurfürsten, das Reich von dem, der sich Kaiser desselben nannte, nicht ruiniren zu lassen, ziemlich verständlich ausgesprochen.

Indessen achtete der Kaiser die Stimmung, die sich unter den Protestanten zeigte, nicht im Mindesten; auch Schweden achtete er nicht, obwohl er seit dem Anfange des Jahres 1630 kaum noch zweifelhaft darüber sein konnte, daß Gustav Adolf



kommen würde. Er glaubte, der Macht genug zu besitzen, um von dieser Seite Alles niederzuwerfen. Nur die Liga scheinet ihm einige Sorge gemacht zu haben. Die Liga hat von ihm begehrt, daß er einen Kurfürsten-Tag berufe, damit ein allgemeiner Friede aufgerichtet werden könne. Der Kaiser hat sich genöthiget gesehen, einen solchen Kurfürstentag wirklich auf den Juni 1630 nach Regensburg anzuberaumen. Es ist so lange her, daß kein Reichstag mehr gehalten worden; auch ein Kurfürsten-Tag ist seit 1627 nicht einberufen worden. Selbst die Fürsten der Liga finden es sehr seltsam und auffallend, daß die Reichs-Versammlungen fast in Vergessenheit gestellt werden. Sie haben angefangen zu fürchten, daß Ferdinand II. im Sinne führen möchte fürderhin allein, ohne die Fürsten und Stände, zu herrschen. Da sich nun die Umstände doch jüngst wieder etwas ungünstiger gestaltet und die Hülfe der Liga bald wieder nöthiger sein möchte, als sie in diesem Augenblicke ist, will der Kaiser wenigstens diese Besorgniß, daß er die Reichs-Versammlungen in Vergessenheit fallen lassen wolle, der Liga nehmen und daher ist der Kurfürsten-Tag nach Regensburg endlich ausgeschrieben worden.

Herrscht hier eine gewisse kluge Berechnung, so tritt anderwärts doch auch wieder Unklugheit hervor. In der Nähe von Regensburg war ein bedeutendes kaiserliches Heer von beiläufig 20,000 Streitern zusammengezogen worden. Bestimmt war dieses Heer sicher, die Fürsten der Liga zu schrecken. Von den kaiserlichen Waffen umgeben, sollten sie Beschlüsse fassen, wie sie ihnen vorgelegt und dictirt würden. Das war auch, wie es scheinet, die Meinung Maximilians von Baiern, daß deshalb das Heer zusammengezogen worden. Es war aber sehr unklug, die Fürsten der Liga in diesem Augenblicke schrecken zu wollen. Sie brauchten sich jetzo vor dem Kaiser nicht zu

fürchten, da zwei neue Feinde, Frankreich und Schweden, sich gegen ihn zu erheben im Begriff waren. Wenn sie von kaiserlichen Waffen umgeben wurden, so konnten sie dadurch nur erbittert, so konnte ihnen dadurch nur noch klarer werden, daß es mit der Freiheit des Reiches zu Ende gehen werde, wenn sie gegen das Treiben des Kaisers sich nicht jetzo, wo es noch Zeit, mit dem kräftigsten Ernste erhüben.

Nachdem diese unklugen Anstalten getroffen worden, zog der Kaiser am 19. Juni 1630 in Regensburg ein, zu einer Zeit, wo er die Nachricht gehabt haben muß, daß die Schweden nächstens kommen würden, da Gustav Adolf bereits drei Wochen vorher an Bord gegangen war. Von den Kurfürsten sind Sachsen und Brandenburg nicht in Person gekommen, sondern nur in Abgeordneten erschienen. Sie sind nicht in Person gekommen trotz vielfacher kaiserlicher Mahnungen. Tiefes Mißtrauen gegen den Kaiser mag ein Hauptgrund ihres Daheimbleibens gewesen sein. Wer konnte ihnen, nachdem so ungeheure Gesetzwidrigkeiten in dem Reiche geschehen, Bürgschaft dafür geben, daß nicht auch gegen ihre Personen ein Gewaltstreich werde geführt werden. Nur die katholischen Kurfürsten von Mainz, Köln, Trier und Baiern waren in Person gekommen. Der Kaiser wird es also auf dem Tage zu Regensburg besonders mit Katholischen, mit den Häuptern und Führern der Liga zu thun haben. Diese Fürsten sind mit dem Kaiser über das Restitutions-Edict einverstanden. Sie würden auch einverstanden mit ihm sein über die Vernichtung des Protestantismus, wenn diese nur durch einen andern als durch ihn, den Kaiser, zu erzielen wäre. Aber das Reich wollen sie von Ferdinand II. nicht zusammenschlagen lassen, weil sie selbst bei dessen Zusammenschlag den Untergang finden könnten. Es möge ein Frieden mit den Protestanten geschlossen



werden, in dem man ihnen Einiges bewilligt, damit nur dieser Krieg endet, in dem der Kaiser immer mächtiger wird. Soll der Krieg aber fortgehen, so muß Ferdinand ihnen wenigstens eine große Bürgschaft stellen, welche sie vollkommen beruhiget, daß nicht auch zugleich gegen sie etwas unternommen werden könne, daß nicht auch zugleich das Reich vernichtet werde. Einen sehr hohen Preis wird die Liga darauf setzen, wenn sie ferner mit dem Kaiser vereinigt bleiben soll. Er muß beweisen, daß er seine Entwürfe auf ungeheure Vermehrung seiner politischen Macht, auf Vernichtung des Reiches fallen läßt.

Zwei Dinge sind nun unter den Umständen, wie sie vor dem Anfange des Regensburger Tages stehen, wahrscheinlich und denkbar. Es möge davon eintreten, welches wolle, ein jedes muß zum Vortheil Gustav Adolfs und der Protestanten ausschlagen. Es kann Kaiser Ferdinand II. das Verlangen der Liga entweder erfüllen, oder es abweisen. Erfüllt er es, so muß er sein bedeutendes Heer verringern. Davon werden Schweden und die Protestanten den Vortheil eines leichtern Kampfes haben. Oder der Kaiser weist jenes Verlangen ab. Da werden Ferdinand II. und die Liga vollends auseinanderfallen, die Kräfte des deutschen Katholicismus gewaltig in sich selbst gelähmt werden und Schweden und die Protestanten ebenfalls einen leichtern Kampf haben.

Die Ereignisse aber auf dem Regensburger Tage bieten ein großes Interesse dar. Eingefunden haben sich außer den vier in Person erschienenen Kurfürsten und den Abgeordneten von Sachsen und Brandenburg, die Botschafter einer bedeutenden Zahl deutscher Fürsten und Stände, der Kronen von Frankreich und England. Die Botschaft Frankreichs wird von Karl Brüllard und einem schlauen Priester, Joseph genannt,

gebildet Auch Richelieu will eben darauf arbeiten, worauf die Liga zu arbeiten gedenkt. Der Kaiser soll Wallenstein entlassen und sein furchtbares Heer vermindern. Die englische Botschaft soll Fürbitte einlegen wegen des unglücklichen Friedrichs V. von der Pfalz. Jede Satisfaction, läßt König Karl I. von England wissen, die möge begehrt werden, will Friedrich V. leisten, dafern nur der Kaiser die Acht zurücknimmt und den Besitz von Land und Leuten wiedergiebt. Friedrich hat auch einen eigenen Botschafter nach Regensburg gesendet, an das gesammte Kurfürsten-Collegium geschrieben und sich ebenfalls zu Allem, was von ihm begehrt werden könnte, erboten, wenn er nur seine fürstliche Stellung in dem Reiche wieder erlange.

Der Kaiser eröffnet nun den Kurfürsten-Tag und legt, wie es die Regel ist, seine Vorschläge und Anträge den Fürsten vor. Die Ligisten haben begehrt, daß der Kaiser den Frieden im Reiche herstelle. Ferdinand II. schlägt nun die Mittel vor, welche nach seiner Meinung, oder vielmehr nach seinem Vorgeben, am besten und sichersten zum Frieden führen sollen. Diese Mittel bestunden in folgenden Dingen. Zuerst müßten die Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz fallen lassen und auf eine Restitution desselben nicht bestehen. Etwas Anderes verdiene derselbe nicht, die Unterwürfigkeit, welche er anbiete, bestehe ja nur in Worten und nicht in Werken. Zweitens müßten die Kurfürsten ihm, dem Kaiser, helfen, daß die niederländischen Truppen, welche das Reich so hart schädigten, entfernt und hinausgetrieben würden. Daß die Spanier auch in das Reich gedrungen und dieses von den Spaniern noch viel ärger geschädiget ward als von den Niederländern, übergeht der Kaiser bei diesem Puncte gänzlich mit Stillschweigen. Drittens müßten die Kurfürsten dem Kaiser kräftigen Beistand leisten, wenn die Schweden angreifen sollten und ihm viertens



in Behauptung der Reichs-Rechte über Italien ebenfalls unterstützen. Für alle diese Unterstützungen will dann nun Ferdinand II. sechstens doch Rath und Meinung der Fürsten anhören, wie der Krieg in's Künftige mit besserer Ordnung als zeither zu führen sei.

Wenn der Kaiser und seine Rathgeber wirklich gehofft haben, daß die Kurfürsten, namentlich die Ligisten, diese Vorschläge annehmen würden, so sind sie freilich in der ungeheuersten Verblendung und Selbsttäuschung gewesen. Die kaiserlichen Anträge besagen ja, wie so offenbar ist, daß es von jedem Kinde mit Händen gegriffen werden kann, weiter gar nichts als zuerst: daß ein Friede in dem Reiche nicht geschlossen werden soll. Denn begreiflicherweise kann der Friede nicht geschlossen werden, wenn man den Gegnern auch nicht das Allergeringste nachgeben will. Und das ist es ja, was der Kaiser will, nicht das Allergeringste nachgeben. Er schlägt ja nicht das Allergeringste vor, was zu einer Versöhnung, zu einer Begütigung führen könne. Er verlangt nur, daß die Kurfürsten den Pfalzgrafen unbedingt sollten fallen lassen. Die kaiserlichen Anträge fordern zweitens: daß die Kurfürsten ihm, ohne auch nur die allermindeste Bürgschaft zu empfangen, daß er es nicht forttreiben würde, wie er es bis jetzt getrieben, alle Hülfe und Unterstützung leisten sollten, um sich der Feinde zu erwehren, die seinen Planen und Entwürfen sowohl auf Deutschland als auch auf Italien noch entgegenarbeiten. Die Kurfürsten, die Liga, so lauteten die Anträge des Kaisers, wenn man sich dieselben in pures Deutsch übersetzte, sollten Ferdinand II. die Möglichkeit schaffen, später im Reiche noch in einem weit größerem Grade, als es bis jetzt schon geschehen schalten und walten zu können, wie er wolle.

Die Ligisten hätten die allerverblendetsten Menschen sein

sie hätten nicht Tag und Nacht von einander müssen unterscheiden können, wenn sie den Gehalt der kaiserlichen Vorschläge nicht sofort auf den Grund gesehen. Was Ferdinand II. bis jetzt gegen das Reich gethan, war so ungeheuer, daß die Ligisten gegen ihn von dem größten Mißtrauen beseelt sein mußten, daß sie mit totaler Blindheit hätten geschlagen sein müssen, wenn sie ihm, ohne für sich auch nur die mindeste Bürgschaft zu empfangen, noch hätten helfen wollen, sich der Feinde, die ihm noch entgegenstanden, zu erledigen. Sollten sie das etwa thun, damit Ferdinand II. hernach, auch mit ihnen zu schalten und zu walten, wie er wolle, volle Macht und Freiheit bekäme?

Wie groß nun aber auch eine solche Verblendung und Selbsttäuschung immer erscheinen möge, so scheinet sie doch in der That und Wahrheit Statt gefunden zu haben. Ferdinand II. mag gehofft haben, daß einerseits das in der Nähe zusammengezogene Heer, bei dem sich auch Wallenstein einfindet, die Ligisten schrecken, andererseits das gemeinschaftliche katholische Interesse dieselben an ihn festhalten, sie wenigstens von Widerstand gegen ihn abhalten würden. Ja nicht allein, was in den Vorschlägen enthalten ist, sondern auch Anderes noch, was nicht darin enthalten war, glaubte man jetzo durchsetzen zu können. Der Fürst von Eggenberg mußte den vier ligistischen Kurfürsten und den Abgeordneten Sachsens und Brandenburgs die großen Verdienste des Kaisers um das Reich und den Dank, den er sich bei demselben verdient, ins Klare setzen und sie auffordern, des Kaisers Sohn, zum Beweis der Reichs-Dankbarkeit, im Voraus zum Nachfolger seines Vaters zu erkiesen. Dazu bezeigten indessen weder die Ligisten, noch auch Sachsen und Brandenburg die mindeste Lust.

Die Kurfürsten reißen nun den Kaiser recht bald aus der



angenehmen Täuschung, in welche er sich gestellt hat. Die nächsten Schritte, welche geschehen, sind besonders von der Liga ausgegangen, als Werk und Wille besonders der Liga zu betrachten. Die Ligisten haben in dem Kurfürsten-Collegio vier Stimmen, Sachsen und Brandenburg sind nicht einmal in Person anwesend. Am 3. Juli sind ihnen die kaiserlichen Anträge vorgelegt worden, am 16. Juli geben sie ihre erste Antwort. Vor der Hand übergehen sie die andern Puncte und sie fangen mit dem an, der ihnen der wichtigste ist, mit dem sechsten, in welchem der Kaiser die Absicht ausgesprochen, Meinung und Rath der Kurfürsten über die weitere Kriegsführung zu hören. In dieser ersten Antwort sagen nun die Ligisten dem Kaiser, daß das Reich von seinem Heere auf das Unerhörteste vergewaltiget, einzelne Theile desselben beinahe schon vernichtet, alles Recht und Gesetz mit Füßen getreten, die fürstliche Gewalt verhöhnt und verlacht, die Unterthanen mit den unmenschlichsten, nicht zu beschreibenden Qualen geplündert und an den Bettelstab gebracht, oder gar ermordet und erwürgt würden. Ihm selbst, dem Kaiser, wollten sie zwar die Schuld aller dieser Greuel nicht beimessen, aber sicher sei, daß das Elend des Reiches grenzenlos und daß eine Abhülfe auf der Stelle eintreten müsse. Die Ligisten wollen die Sache nicht dem Kaiser selbst Schuld geben, nicht weil sie wirklich meinten, daß sie nicht von ihm herrührten, sondern weil sie sich das Ansehn geben wollen, es nicht zu glauben. Es ist noch nicht nöthig, dem Kaiser so starke Dinge zu sagen. Vielleicht fügt er sich auf die linderen. Später werden sie sich schon stärker und bestimmter ausdrücken. Die Ligisten fahren fort: daß der Kaiser mit ihnen über die weitere Führung des Krieges berathen wolle, sei ihnen willkommen. So müßte es auch sein; in allen wichtigen und des Reiches Wohl-

sie hätten nicht Tag und Nacht von einander müssen unterscheiden können, wenn sie den Gehalt der kaiserlichen Vorschläge nicht sofort auf den Grund gesehen. Was Ferdinand II. bis jetzt gegen das Reich gethan, war so ungeheuer, daß die Ligisten gegen ihn von dem größten Mißtrauen beseelt sein mußten, daß sie mit totaler Blindheit hätten geschlagen sein müssen, wenn sie ihm, ohne für sich auch nur die mindeste Bürgschaft zu empfangen, noch hätten helfen wollen, sich der Feinde, die ihm noch entgegenstanden, zu erledigen. Sollten sie das etwa thun, damit Ferdinand II. hernach, auch mit ihnen zu schalten und zu walten, wie er wolle, volle Macht und Freiheit bekäme?

Wie groß nun aber auch eine solche Verblendung und Selbsttäuschung immer erscheinen möge, so scheinet sie doch in der That und Wahrheit Statt gefunden zu haben. Ferdinand II. mag gehofft haben, daß einerseits das in der Nähe zusammengezogene Heer, bei dem sich auch Wallenstein einfindet, die Ligisten schrecken, andererseits das gemeinschaftliche katholische Interesse dieselben an ihn festhalten, sie wenigstens von Widerstand gegen ihn abhalten würden. Ja nicht allein, was in den Vorschlägen enthalten ist, sondern auch Anderes noch, was nicht darin enthalten war, glaubte man jetzo durchsetzen zu können. Der Fürst von Eggenberg mußte den vier ligistischen Kurfürsten und den Abgeordneten Sachsens und Brandenburgs die großen Verdienste des Kaisers um das Reich und den Dank, den er sich bei demselben verdient, ins Klare setzen und sie auffordern, des Kaisers Sohn, zum Beweis der Reichs-Dankbarkeit, im Voraus zum Nachfolger seines Vaters zu erkiesen. Dazu bezeigten indessen weder die Ligisten, noch auch Sachsen und Brandenburg die mindeste Lust.

Die Kurfürsten reißen nun den Kaiser recht bald aus der



angenehmen Täuschung, in welche er sich gestellt hat. Die nächsten Schritte, welche geschehen, sind besonders von der Liga ausgegangen, als Werk und Wille besonders der Liga zu betrachten. Die Ligisten haben in dem Kurfürsten-Collegio vier Stimmen, Sachsen und Brandenburg sind nicht einmal in Person anwesend. Am 3. Juli sind ihnen die kaiserlichen Anträge vorgelegt worden, am 16. Juli geben sie ihre erste Antwort. Vor der Hand übergehen sie die andern Puncte und sie fangen mit dem an, der ihnen der wichtigste ist, mit dem sechsten, in welchem der Kaiser die Absicht ausgesprochen, Meinung und Rath der Kurfürsten über die weitere Kriegsführung zu hören. In dieser ersten Antwort sagen nun die Ligisten dem Kaiser, daß das Reich von seinem Heere auf das Unerhörteste vergewaltiget, einzelne Theile desselben beinahe schon vernichtet, alles Recht und Gesetz mit Füßen getreten, die fürstliche Gewalt verhöhnt und verlacht, die Unterthanen mit den unmenschlichsten, nicht zu beschreibenden Qualen geplündert und an den Bettelstab gebracht, oder gar ermordet und erwürgt würden. Ihm selbst, dem Kaiser, wollten sie zwar die Schuld aller dieser Greuel nicht beimessen, aber sicher sei, daß das Elend des Reiches grenzenlos und daß eine Abhülfe auf der Stelle eintreten müsse. Die Ligisten wollen die Sache nicht dem Kaiser selbst Schuld geben, nicht weil sie wirklich meinten, daß sie nicht von ihm herrührten, sondern weil sie sich das Ansehn geben wollen, es nicht zu glauben. Es ist noch nicht nöthig, dem Kaiser so starke Dinge zu sagen. Vielleicht fügt er sich auf die linderen. Später werden sie sich schon stärker und bestimmter ausdrücken. Die Ligisten fahren fort: daß der Kaiser mit ihnen über die weitere Führung des Krieges berathen wolle, sei ihnen willkommen. So müßte es auch sein; in allen wichtigen und des Reiches Wohl-

fahrt treffenden Sachen müßten auch sie, die Kurfürsten, befragt und zu Rathe gezogen werden. Nachdem sie diese Lehre dem Kaiser, der jüngst die wichtigsten Sachen, als ob es Kurfürsten, Fürsten und Stände gar nicht mehr gäbe, für sich allein gethan, gegeben haben, gehen sie wiederum weiter und gelangen zu ihrem Zwecke. Sie sagen dem Kaiser nun, wie der Krieg weiter geführt werden muß. Und hier ist die Sprache ungemein klar und verständlich. Das kaiserliche Heer, lautet sie, darf nicht stärker und bedeutender sein, als es der wirkliche Zweck des Krieges erfordert und es muß dasselbe unter einen Feldhauptmann gestellt werden, der ein angesehener Fürst des Reiches und als ein solcher von Allen anerkannt ist, welcher dann den Krieg mit und nach der Kurfürsten Rath und Gutachten zu leiten und ohne alle Verletzung der Reichs-Verfassung und des Reichs-Herkommens zu führen hat. Will der Kaiser im Uebrigen in seinen eigenen Landen sich noch ein anderes Heer halten, so werden sie, die Ligisten, so lange das nicht zum Schaden und Nachtheil des Reiches geschieht, nichts dagegen haben.

Nun über Mangel an Deutlichkeit in dieser Antwort konnte sich der Kaiser nicht beschweren und es war leicht, sich Alles hier Gesagte in klares Deutsch zu übersetzen. In diesem lautete es so: Ferdinand II. vermindere sein Heer um ein sehr Bedeutendes, daß wir sehen, es ist ihm nur darum zu thun gegen den Protestantismus Stand zu halten, daß wir sehen, es ist ihm nicht zugleich auch darum zu thun, Herr und Meister des Reiches zu werden. Er gebe uns eine Bürgschaft, daß dieses nicht sein wird, nicht sein kann. Er entferne darum Wallenstein von dem Heerbefehle und gebe sein Heer in unsere eigenen Hände, damit wir ganz sicher sind, daß es nicht gegen uns angewendet werden könne. Das ist die Haupt-



Friedens-Bedingung, die dem Kaiser von der Liga gesetzt wird. Indessen ist mit dieser Haupt-Bedingung noch nicht Alles gesagt. Drei Tage nach der ersten wird dem Kaiser noch eine zweite Antwort des Kurfürsten-Collegii zugefertiget, in welcher die in der ersten übergangenen Puncte der kaiserlichen Anträge an die Reihe genommen werden. Die Ligisten spielen die Meister in dem Kurfürsten-Collegio; daran muß man sich wohl erinnern. Theils wissen sie noch nicht, ob der Kaiser ihnen Alles, was sie wegen des Heeres und wegen Wallenstein begehrt, nachgeben wird, theils ist es doch für sie noch sicherer, wenn der Krieg gar nicht fortgesetzt wird, wo dann dem Kaiser alle militairische Gewalt im Reiche abgeschnitten werden kann. Also wünschen sie, daß ein allgemeiner Friede, ein Friede mit den Protestanten geschlossen werde. Nur darf dabei den Protestanten nicht zu viel nachgegeben werden. Das Restitutions-Edict muß bleiben; darin ist die Liga mit dem Kaiser einig. Einiges indessen muß den Protestanten nachgegeben werden, damit der Friede mit ihnen überhaupt möglich werde.

Also redet die zweite Antwort zuerst stark von dessen Nothwendigkeit. Die von dem Kaiser dazu vorgeschlagenen Mittel sind nicht die rechten. Die Ligisten wissen andere und bessere. Dabei benutzen sie die Gelegenheit, dem Kaiser noch einmal die bittersten Wahrheiten zu sagen und ihm zugleich zu verstehen zu geben, was sie von ihm halten. Ein gutes Mittel den Frieden wiederherzustellen wird sein, wenn die Rechte der Kurfürsten, Fürsten und Stände wieder geachtet und anerkannt werden, wenn sie reichsverfassungsmäßig wieder in des Reiches Sachen befragt werden, wenn man nichts ohne sie unternimmt, wenn die Gerechtigkeit nicht verletzt, wenn die Reichs-Constitutionen und die Wahlcapitulation gehalten, wenn nicht ohne Vorwissen der Fürsten, ohne Urtheil und Recht,

Fürsten verjagt und ihre Lande den Ersten Besten gegeben werden, wenn man nicht fremde Generäle mit ungewöhnlicher und reichsgesetzwidriger Gewalt ausrüstet. Diese Sprache war wiederum so klar und vernehmlich, daß Ferdinand II. sich darüber, was die Liga von ihm dachte, unmöglich noch irren konnte. Auch mußte der Kaiser an dieser Sprache sehen, daß der Bruch mit der Liga nahe bevorstehe, unvermeidlich sei, wenn er sich nicht füge. Damit er dieses sehen sollte, deshalb redete die Liga auch diese Sprache.

Nun kamen die Ligisten auf die Puncte, welche der Kaiser vorgeschlagen hat, geben sich aber nicht die Mühe, sie zu widerlegen, ja sich auch nur weitläuftiger auf sie einzulassen. Sie schlagen besonders nur andere Puncte vor. Also lautet ihre Antwort: Pfalzgraf Friedrich V. ist nicht gänzlich fallen zu lassen, wie der Kaiser vorgeschlagen. Das möchte ein sehr unpassendes Mittel sein, den Frieden zu gewinnen. Es möge der Pfalzgraf von der Acht losgesprochen und ihm ein Theil seiner Lande zurückgegeben werden. Maximilian I. von Baiern will doch lieber das als des Stammvetters völligen Untergang. Ein Theil der Pfalz möge herausgegeben werden, damit Baiern das Andere desto ruhiger und sicherer besitzen kann. Was die niederländischen Truppen anlangt, so sind sie allerdings hinauszuschaffen, aber die Mittel können nicht von den Kurfürsten allein bewilliget werden; hierüber muß das gesammte Reich beschließen. Die Ligisten mögen dem Kaiser keine Kriegsmittel weiter anvertrauen, bevor sie nicht seiner ganz sicher ist. Dabei vergessen sie nicht, Ferdinand II. daran zu erinnern, daß auch spanische Truppen in dem Reiche sind; die müßten ebenfalls hinausgeschafft werden. Der Kaiser stützt sich mit seinen Entwürfen nicht allein auf das wallensteinsche, sondern auch auf das spanische Heer. Also muß auch dieses hinweg.



Was Schweden anlangt, so drücken die Ligisten ihr Bedauern aus, daß der Krone Schweden durch die Belagerung Stralsunds Anlaß gegeben worden sei, sich in die deutschen Reichssachen einzumischen, daß man sie durch Truppen-Sendungen nach Polen gereizt. So gehe es, wenn die Kurfürsten in wichtigen Dingen nicht zu Rathe gezogen würden. Da nun der König von Schweden sich auch Mecklenburgs annehme, und auch Mecklenburg einen Grund seines Auftretens abgebe, so solle der Kaiser demselben nur gleich wissen lassen, daß ein ordentliches Rechtsverfahren gegen die Mecklenburger Herzöge ingeleitet und Niemandem Unrecht geschehen solle. Sollte nun aber Schweden doch Krieg anfangen, so sichern die Ligisten dem Kaiser Hülfe und Beistand zu. Natürlich, denn durch Schweden könnten sonst die Protestanten wieder emporkommen. Was die italienischen Sachen anlangt, sagt die Liga dem Kaiser, daß diese übel begonnen worden und er selbst sehen möge, wie er wieder herauskomme.

Wie diese Antworten, deren Bedeutung nicht zweifelhaft sein kann, beim Kaiser einlaufen, muß er nun die Nachricht von der Landung der Schweden in Pommern gehabt haben. Jetzo ist keine Zeit, sich mit der Liga in offenen Bruch zu versetzen. Indessen hofft er doch noch, dem Schlage, den ihm die Liga beibringen will, ausbeugen zu können. Schon am 20. Juli läuft eine kaiserliche Antwort ein: Es jammert den Kaiser ungemein, daß so viele böse Dinge von seinem Heere geschehen sind. Er hat sogleich strenge Ordnung anbefohlen. Daß so Vieles ohne Zuziehung der Fürsten geschehen, namentlich so viele Contributionen ausgeschrieben worden, möge mit der Dringlichkeit der Zeitverhältnisse entschuldiget werden. Was aber freilich die Contributionen anlange, so werde es sich auch in Zukunft nicht füglich anders thun lassen, als sie ohne das

Reich zu erheben und sie geradehin auszuschreiben, denn sie durch das Reich bewilligen und erheben zu lassen, sei zu weitläuftig. Was die Verminderung des Heeres betreffe, so sei der Kaiser bereit, Vorschläge der Kurfürsten anzuhören. Was aber die Feld-Hauptmannschaft anlange, so befände sich das Kur-Collegium in großem Irrthume. Sie müßten ja wissen, daß er, der Kaiser selbst, das oberste Haupt seines Heeres sei, auch von ihm als solcher nie Anordnungen getroffen, daß sich jemand mit Fug darüber werde zu beschweren haben. Auch habe er Fremde nicht als Generale angestellt, und sollte es doch geschehen sein, so gäbe es keine Reichs-Ordnung, durch welche ihm das gewehrt sei. Klagen über den von ihm angestellten Feldhauptmann sei er indessen bereit zu hören und nach Gebühr darüber zu entscheiden. Das ganze Schreiben ist in einem bitter-süßen Tone gefaßt, die Absicht Ferdinands II. aber mit demselben klar. Die Verminderung des Heeres will er der Liga nicht abschlagen, weil er sie bald wieder dringend nothwendig brauchen möchte. Aber wirklich vermindern will er sein Heer auch nicht und er sucht daher die Sache auf die Länge hinauszuschieben. Wallenstein nicht fallen zu lassen, scheint er jetzo noch völlig entschlossen.

Dieses Schreiben hat nun aber bei den Ligisten eine gewaltige Erbitterung erzeugt. Sie fürchten, der Kaiser werde sich nicht fügen. Er hat ja die Entsetzung Wallensteins fast geradezu abgeschlagen und sucht die Verminderung des Heeres hinaus auf die lange Bank zu schieben. Sie erlassen sogleich, am 29. Juli 1630, eine abermalige Eingabe an Ferdinand II., die an Derbheit und Heftigkeit alle früheren weit überbietet. Diesesmal fassen sie die Sache gleich bei ihrem Mittelpuncte an. Der Kaiser, sagen sie, mißverstehe sie, wenn er meine, die Kurfürsten hätten nur von einzelnen Excessen, wie groß



diese immer sein möchten, gesprochen. Darüber hätten sie geklagt, daß der Kaiser Wallenstein mit uneingeschränkter Macht, die von diesem auf das entsetzlichste gemißbraucht worden, angestellt, daß er zu einer Zeit, wo kaum noch ein Feind vorhanden gewesen, ein unermeßliches Heer aufgestellt, ein Heer so unermeßlich, daß selbst ausländische Fürsten darüber besorgt werden müßten, darüber hätten sie geklagt, daß er dieses Heer aufgestellt und erhalten nicht auf eigene Kosten, sondern auf Kosten des Reiches, daß das Reich dadurch schon halb zertreten und ruinirt sei nicht allein wegen der Kriegsnoth und des Kriegsbedarfs, sondern auch weil Wallenstein wie ein König, seine Unter-Feldhauptleute besser wie Fürsten leben wollten. Wer eigentlich des Kaisers Feind genannt werde, müsse man jetzo fragen, fragen, ob etwa auch die des Kaisers Feinde genannt werden sollten, welchen erst gegründete Ursache sich in Vertheidigungs-Stand zu setzen, gegeben worden. Sie müßten nun wissen, mit wen sie es eigentlich zu thun hätten, wen sie anzugreifen, gegen wen sie sich zu vertheidigen hätten. Schon könne man sagen, daß das Reich, das unter so vielen Kaisern geblüht, unter dem jetzigen niedergerissen und seine Freiheit unter die Füße getreten sei. Nachdem sie Ferdinand II. diese und ähnliche Derbheiten gesagt, bemerken sie, daß die Contributionen keinesweges willkührlich ausgeschrieben werden dürften, sondern durch das Reich verwilligt sein müßten. Dann fügen sie hinzu, wie sie wohl wüßten, daß der Kaiser selbst seines Heeres oberstes Haupt sei, daß es sich aber nicht darum handele, sondern um den Ober-Anführer, der das Heer wirklich im Felde befehlige. Einzelne Klagen gegen denselben, gegen Wallenstein, anzubringen, sei völlig unnöthig, da es bereits notorisch und weltbekannt, daß das Reich durch ihn ruinirt worden. Zum Abschlusse die nochmalige Mahnung noch auf diesem

Kurfürstentage eine Abminderung des Heeres zu bestimmen, und einen andern Feldhauptmann mit Rath und Zustimmung der Kurfürsten aus den Fürsten des Reiches zu erkiesen.

Erst unter dem 7. August läuft darauf die kaiserliche Entgegnung ein. Die Verminderung des Heeres und die Absetzung Wallensteins sind in derselben mit Stillschweigen übergangen. Ferdinand II. antwortet hauptsächlich nur, um sich gegen die nun fast ganz klar und offen ausgesprochene Anschuldigung, daß er und Niemand Anderes es sei, der das Reich ruinirt, es durch Wallenstein ruinirt habe, oder es doch ruiniren wolle, zu vertheidigen. Diese Vertheidigung besteht nun freilich in weiter gar nichts als in einigen leeren und hohlen Worten. Aber es sind doch Worte und es ist so immer noch besser, solche aufzustellen als ganz stumm zu bleiben und damit die Wahrheit der Anschuldigung selbst gewissermaßen einzugestehen. Der Kaiser, lautet die Vertheidigung, könne nicht finden, daß er die Schuld alles Unglückes sei, er könne sich nicht erinnern, daß er die Rechte der Kurfürsten, Fürsten und Stände geschmälert und verachtet, er könne sich nicht erinnern, daß er jemals gewaltsam verfahren und daß er jemandem sein Recht je geweigert habe. Pfalz und Mecklenburg, offenbare Rebellen, dürfe man freilich nicht hierher rechnen. Die Ligisten geben sich nicht die Mühe, diese matte Vertheidigung weiter zu beantworten. Sie sagen nur in noch einer Eingabe dem Kaiser kürzlich, daß das ganze Verfahren gegen die Herzöge von Mecklenburg rechtlich bis jetzt null und nichtig sei. Für die Pfalz kann nicht so gesprochen werden, denn diese Beute ist an einen Ligisten selbst gefallen. Aber für Mecklenburg muß man sprechen; die Liga darf nicht den Grundsatz aufkommen lassen, daß ein Kaiser das Recht habe, Fürsten



des Reiches ohne Weiteres für Rebellen zu erklären und sie dann, ebenfalls ohne Weiteres, von Land und Leuten zu treiben. Wie dann, wenn der Kaiser, fertig mit den Protestanten geworden, gegen die Ligisten selbst so verfahren sollte? Dagegen giebt es nur einen Schutz. Man muß Ferdinand II. in die Unmöglichkeit versetzen, es thun zu können.

Der Schriften-Wechsel endet nun und die mündlichen Verhandlungen beginnen. Der Kaiser setzt einen langen und harten Widerstand entgegen. Die Jesuiten Lämmermann und Weingärtner rathen, es nur fortzutreiben in der bisherigen Weise, Alles an das Aeußerste zu setzen. Auch die Freunde Wallensteins erheben sich: der Kaiser solle doch die Vortheile, die er jetzo habe, nicht aus den Händen geben und das Heer nicht vermindern, auch Wallenstein nicht abdanken, unter dessen Feldhauptmannschaft Alles so glücklich gegangen. Die Freunde Wallensteins sollen sogar schon eine fast drohende Sprache gegen den Kaiser geführt haben: der Kaiser möge sich hüten, Wallenstein so heftig zu beleidigen; der sei ein gar zorniger Herr, wenn man ihn desperat mache, könne er wohl gar seine große Macht und seinen großen Einfluß bei dem Heere gegen den Kaiser geltend machen, sich vielleicht gar mit dem Feinde verbinden. Wenn Wallensteins Freunde, wie berichtet wird, so am kaiserlichen Hofe redeten, so war das freilich sehr ungeschickt. Das wußte Ferdinand II. schon selbst, daß Wallenstein ein auch ihm gefährlicher Mann sei. Wenn er ihn jetzo noch hielt, hielt er ihn nicht deshalb, weil er in ihm den treuesten aller Diener sah, sondern weil er ohne ihn seine Entwürfe gegen das Reich nicht hinausführen zu können glaubte. Es war sicher thöricht, den Kaiser jetzt gerade darauf aufmerksam zu machen, daß Wallenstein auch gefährlich werden könne. Die Erinnerung daran mag es Ferdinand II. leichter

gemacht haben, den Ligisten zuerst wegen seines Feldhauptmanns nachzugeben.

Doch ist das immer nicht eher geschehen, als bis der Kaiser sah, thue er es nicht, so sei der Bruch mit der Liga unvermeidlich. Der Kurfürst von Mainz erklärte, wenn der Dictator des Reiches, Wallenstein, nicht entsetzt werde, so werde der Kurfürsten-Tag keine Beschlüsse weiter fassen. Ja die Ligisten lassen dem Kaiser wissen, geschehe ihr Wille nicht, „so werde es zur Desperation kommen und die höchste Ungelegenheit erweckt werden." Nun diese Sprache war verständlich genug. Die Liga wird mit dem Kaiser völlig brechen. Nun endlich giebt Ferdinand II. nach. Es werden zuerst 20,000 Mann von dem Heere abgedankt und Wallensteins Entfernung beschlossen. Der Kaiser erklärt dabei, er thue es ungern und nur um der Erhaltung des Friedens willen. Er will sich Wallenstein für die Zukunft aufsparen. So kräftig kann Niemand das Reich erschüttern und seinen Fall vorbereiten, wie der Mann es gethan. Wenn der gegenwärtige Sturm vorübergegangen, wenn etwa durch die nun versöhnte Liga die Schweden wieder aus dem Reiche geschlagen sind und man sie nicht mehr braucht, kann ja Wallenstein wieder hervorgezogen werden. Der Graf von Wertenberg und der Freiherr von Questenberg werden zu Wallenstein, der sich damals in Memmingen befindet, gesendet, ihm seine Entsetzung auf die glimpflichste Weise und mit der Versicherung fortdauernder kaiserlicher Gnade kund zu thun. Schon hat man gefürchtet, Wallenstein werde sich dem kaiserlichen Befehle nicht fügen. Aber er fügt sich sogleich und antwortet den kaiserlichen Boten, daß er Ferdinand II. keine Schuld beimesse: „der Spiritus des Kaisers werde jetzo von dem Spiritus des Kurfürsten von Baiern beherrscht." Wallenstein ist zu klug, um nicht zu



wissen, daß es eigentlich nicht der Kaiser gewesen, der ihn fallen läßt, daß es die Liga ist, die ihn stürzt. Von dem Kaiser bittet er nur, daß er ihn in der Reichs-Fürstlichen Würde, zu der er erhoben worden und im Besitze Mecklenburgs erhalten möge. Darauf zieht er sich vom öffentlichen Leben zurück und lebt mit mehr als königlichem Pomp. Der Raub von ganz Deutschland gab dem Emporkömmling die Kosten aller Pracht. Zwischen dem Kaiser und Wallenstein ist fortdauernd gutes Vernehmen, selbst vertraulicher Briefwechsel. Die Kurfürsten aber senden ihm noch einen Beschluß nach. „Der Herzöge von Mecklenburg würden sie sich annehmen und müßte deren Sache rechtlich untersucht werden, er aber, Wallenstein, Alles herausgeben, was er in und aus dem Reiche geraubt."

Aber noch ist mit Wallensteins Entfernung keineswegs Alles abgethan. Die Liga besteht nun auf noch weiterer Verminderung des kaiserlichen Heeres; bis auf 40,000 Mann soll es heruntergebracht werden. Nicht allein darin muß der Kaiser nachgeben, sondern auch überdem noch versprechen, keinen Krieg weiter als mit Zustimmung der Stände anzufangen und zu führen. Endlich begehren nun die Ligisten noch, daß der Kaiser die Feldhauptmannschaft über sein Heer dem Kurfürsten Maximilian I. von Baiern auftrage. Das ist zu viel, das kann der Kaiser nicht. Da möchte nun ihm die Liga ebenso über den Kopf wachsen als er bis jetzt ihr über den Kopf gewachsen war. Nach langem Hin- und Herhandeln wird eine Auskunft getroffen, durch welchen der Liga wenigstens der volle Sieg in dieser Sache noch entrissen wird. Der Feldhauptmann der ligistischen Truppen wird zugleich als Feldhauptmann der kaiserlichen angestellt. Kaiser Ferdinand II. ist da doch wenigstens etwas sicherer, daß das Heer, welches

seinen Namen führt, nicht ganz im Interesse der Liga und wenigstens auch mit in dem seinigen geführt wird, als wenn Maximilian von Baiern selbst und unmittelbar die kaiserlichen Truppen anführe. Auch die Liga fühlt sich durch diese Auskunft beruhiget. Tilly wird und kann das kaiserliche Heer, das nun so von dem ligistischen völlig in Schach gehalten werden kann, nicht gegen die Liga brauchen.

Einer eisernen Nothwendigkeit hatte Kaiser Ferdinand II. ein großes Opfer gebracht. Gewiß waren es nicht die Reden und die Einflüsterungen, die von Wallensteins persönlichen Feinden ausgehend, von hier und von dort zu des Kaisers Ohr gelangten, die Friedland entfernten und die so bedeutende Verminderung des kaiserlichen Heeres herbeiführten. Es war die Liga mit ihrer Kraft, mit ihren Drohungen, welche Ferdinand II. zwang. Im Angesichte des neuen Feindes, der in dem Könige von Schweden sich gegen ihn erhub, konnte er mit der katholischen Liga nicht brechen. Mit solchem Bruche hatte die Liga klar und unzweideutig gedroht, wenn der Kaiser nicht eine große Bürgschaft stelle, daß er seine politischen Entwürfe aufgegeben habe. Diese Bürgschaft war für die Liga die Entlassung Wallensteins, die Verminderung des kaiserlichen Heeres. Sicher rechneten die Ligisten etwa so: für die Vertheidigung des Katholicismus reicht das verminderte Heer des Kaisers verbunden mit den Schaaren Tilly's vollkommen hin, und weiter braucht es ja nichts. Wir haben nun Ferdinand II. die Hände gebunden, daß er nichts mehr gegen das Reich, nichts mehr gegen uns wird unternehmen können. Und in der That hat der Kaiser nun die Aussicht vor sich, zwar wohl noch Vieles gegen den Protestantismus unternehmen zu können, weil hier die Ligisten mit ihm übereinstimmen, aber nichts mehr thun zu können gegen das Reich und dessen Herkommen



und Verfassung, die Aussicht, nichts mehr thun zu können für die Steigerung der politischen Macht und Größe seines Hauses. Wenigstens vor der Hand müssen alle diese Entwürfe bei Seite gestellt werden.

Und für die großen Opfer, die er gebracht, kann Ferdinand II. nicht einmal erreichen, daß das Kurfürsten-Collegium seinen Sohn zum künftigen König wähle. Auf alle Anträge deshalb wird geantwortet: es sei wider die Satzungen des Reiches, daß die Kurfürsten eine Königswahl vornähmen, wenn nicht hierzu ein besonderer Tag angesetzt und sein Zweck vorher verkündet worden. Bedenkliche Reden sind erst vor Kurzem noch geführt worden: Oestreich habe nun Erbrechte an dem Reiche gewonnen, Oestreich bedürfe der Fürsten nicht mehr. Da wollen die Ligisten zeigen, daß dem nicht so sei und deshalb schlagen sie die Wahl des kaiserlichen Sohnes jetzo rund ab. Wenn nun die Gemahlin Ferdinands II. am 7. Novbr. 1630 zur Kaiserin gekrönt werden kann, so ist das sicher kein Ersatz für den abgewiesenen Antrag wegen des Sohnes und des Erben.

Aber nicht allein die Entwürfe gegen das Reich mußten aufgegeben oder doch in den Hintergrund gestellt sein, auch was der Kaiser in Italien früher gewollt, daran konnte kaum noch gedacht werden. Bereits im Monat April 1630 war das französische Heer unter Richelieu in Italien eingebrochen. Dabei erläßt auch Frankreich ein Manifest gegen Ferdinand II. und gegen Spanien: „unter dem Scheine und dem Vorwande die katholische Gottseligkeit zu erhalten, gingen sie damit um anderen Fürsten und Staaten Recht und Besitz zu nehmen. Dabei werde nicht einmal jener Schein sattsam beachtet, denn wo die Heere von Spanien-Habsburg hausten, da würden die Kirchen entweiht, Laien wie Priester ermordet, furchtbare Ver-

ödung allenthalben erzeugt. Darum greife Frankreich zu den Waffen, um solcher barbarischen Furie zu wehren und das Gesetz Gottes zu schirmen." Nun hatte sich aber Karl Emmanuel, Herzog von Savoien, mit den Franzosen wieder verfeindet und den Spaniern sich in die Arme geworfen, weil er hoffte, durch sie etwas von der mantuanischen Erbschaft zu erhaschen. Spanische und kaiserliche Truppen waren nach Savoien gerufen worden. Verbunden mit dem Heere des Herzogs bildeten sie einen starken Wall, den die Macht von Frankreich nicht durchbrechen konnte. Darum blieb im Innern des obern Italiens Nevers, der Herzog von Mantua, doch ohne Frankreichs kräftige und entscheidende Hülfe. Zwar hatte die Republik Venedig, besorgt über Ehrgeiz und Ländersucht der Häuser Spanien-Habsburg, für ihn zu den Waffen gegriffen, vermochte aber nicht die Hauptstadt Mantua zu retten. Am 18. Juli 1630 ward sie vom kaiserlichen Heer mit stürmender Hand genommen und wie Alles, was unter diese Gewalt fiel, auf das grausamste gemißhandelt. Drei Tage und drei Nächte ward die Stadt geplündert und nichts geschont, weder ein Geschlecht der Menschen noch eine Sache, mochte sie der Welt angehören oder der Kirche. Mantua lag in Trümmer. Man siehet, das Herrnthum, welches Ferdinand II. Italien zugedacht, kündet sich in derselben furchtbaren Weise an, wie sich ebendasselbe Herrnthum auch in Deutschland ankündiget. Unterdessen war nun der Tag in Regensburg eröffnet worden. Die Ligisten sagten dem Kaiser, daß, was die italiänischen Sachen anlange, er nicht im Mindesten auf ihre Unterstützung zählen könne, Frankreich, dessen Heer unterdessen Savoien erobert hatte, rüstete sich, um mit noch größerer Macht bald in Italien aufzutreten, Pabst Urban VIII. begehrte mit Ungestüm, daß der Kaiser den Herzog von Nevers



mit Mantua belehne, seine Truppen aus Italien ziehe, Spanien seine Macht in Italien ebenfalls auf die gewöhnlichen Besatzungen beschränke, Graubündten geräumt werde.

Wie für den Kaiser am Anfange des Regensburger Tages wegen der deutschen Sachen ein Bruch mit der Liga bevorsteht, so stehet ihm ein eben solcher wegen der italiänischen mit dem Pabste bevor. Nachdem er sich genöthiget gesehen, nachzugeben in Deutschland, siehet er sich auch gedrungen, nachzugeben in Italien. An dem Hofe des Kaisers giebt man sich lange das Ansehn, als würden die Schweden nicht im Mindesten gefürchtet. Mit Worten und Redensarten will man Verachtung gegen den nordischen König ausdrücken. Die Thaten aber und die Vorgänge beweisen, daß der König von Schweden und seine Macht nicht allein nicht verachtet, sondern sogar gefürchtet ward. Denn wenn Ferdinand II. der Liga nachgab, wenn er in Italien nachgab, so geschah es nur darum, weil er wußte und fühlte, daß er durch die schwedische Macht bedeutend bedroht sei. Also schließt der Kaiser mit dem französischen Gesandten, der auf den Regensburger Tag gekommen, am 13. Octbr. 1630 einen Tractat. Binnen sechs Wochen will Ferdinand II., diesem Tractate gemäß, dem Herzog von Nevers die Belehnung mit Mantua geben, die kaiserlichen Truppen sollen aus Italien und aus Graubündten gezogen werden. Hiermit sind auch die italiänischen Entwürfe des Kaisers als vor der Hand fast aufgegeben zu betrachten.

Ferdinand II. hat gehofft, daß er durch dieses Aufgeben wenigstens den Vortheil erreichen werde, seine Truppen schnell aus Italien ziehen und dadurch mindestens zum Theil die Truppen-Verminderung, zu der ihn die Liga nöthigte, wieder ausfüllen zu können. Aber auch diese Hoffnung geht nicht aus. Der König von Frankreich ratificirte den Tractat vom

13. Octbr. 1630 nicht, weil Ferdinand II. in denselben noch einen andern wichtigen Artikel eingestellt, den Richelieu durchaus nicht annehmen wollte. Nach diesem Artikel sollte sich Frankreich anheischig machen, keinem, der jetzo Feind des Kaisers sei, keinem, der noch in Zukunft Feind des Kaisers werden könnte, mit Waffen, Geld oder sonst in einer Weise zu unterstützen. Ferdinand II. will durch diesen Artikel des Tractates das Bündniß, welches zwischen Frankreich und Schweden verhandelt wird, zur Unmöglichkeit machen. Deshalb ratificirt eben Richelieu den Tractat nicht; er will sich die Hände nicht binden lassen. Nun müssen neue Verhandlungen wegen der mantuanischen Sache angesponnen werden, die nicht sogleich zu einem Ende führen. Die Franzosen behalten Savoien besetzt und auch der Kaiser muß seine Truppen noch in Italien lassen, weil er nicht wissen kann, welche Wendung diese Angelegenheiten noch nehmen möchten. Indessen siehet man doch auch auf dieser Seite bereits, daß Kaiser Ferdinand II. seine früheren Entwürfe auf Italien aufzugeben im Begriff steht. Sie hatten noch mehr als die auf Deutschland gerichteten Plane im Unbestimmten geschwebt.

Alle diese Vorgänge haben sich nun unter den katholischen Mächten selbst bewegt. Man begreift, von welcher Rückwirkung sie auf Schweden und die Protestanten sein mußten. Auf der einen Seite ist es allerdings gut, daß Wallenstein entlassen, noch besser, daß das wallensteinsche Heer so bedeutend vermindert worden. Das ist die Gunst, welche die Wendung der Dinge für den Protestantismus enthält. Die materielle Kraft, welche bis jetzo Alles niedergeschlagen, war ja auf Seiten des Katholicismus nun viel geringer geworden. Andererseits enthält dieselbe Wendung der Dinge aber Ungunst für Schweden und den Protestantismus. Der Katholicismus hatte eben auf dem Puncte gestanden, in eine große Spaltung auseinanderzugehen. Auf die eine Seite hatten sich die Häuser Spanien-Habsburg gestellt, auf die andere Seite die Liga, der Pabst, Frankreich, Venedig. Theils hatten sie die Waffen schon gegeneinander ergriffen, theils waren sie im Begriff gewesen, sie noch gegeneinander zu ergreifen. Aber die Waffen wurden niedergelegt, Friede und Versöhnung schien an die Stelle des Krieges treten zu wollen. Da drohete nun dem Protestantismus wieder die Kraft des gesammten, neu-vereinigten Katholicismus. Das war die Ungunst, die sich aus den Verhältnissen herausentwickelt. Ein Glück war dabei, daß sie doch nicht vollständig war. Jener Friede und jene Versöhnung, die unter die katholischen Mächte gekommen zu sein schien, war keinesweges fest und sicher begründet. Frankreich, der Pabst, die Liga, alle, sie wußten nur zu genau, daß Ferdinand II. nicht freiwillig, nur einer bittern Nothwendigkeit nachgebend, da zurückgetreten war, wo er überhaupt zurückgetreten. Und worin war er besonders zurückgetreten. Darin, daß er sich eines guten Theiles der Mittel, durch welche die Ausführung geheimer Entwürfe eine Möglichkeit werden konnte, begeben. Das glaubten die Anderen zu wissen, daß der Kaiser die Entwürfe an sich selbst deshalb noch keinesweges aufgegeben habe. So wie er kann, wird er auf sie zurückkommen, so wie er kann, wird er sich die Mittel zu ihrer Ausführung wieder zu verschaffen suchen. Alle Schritte des Kaisers müssen daher mit Sorgfalt überwacht werden. Besonders ist es Richelieu, der diesen Gesichtspunct festhält. Man muß doch den Untergang der protestantischen Fürsten und Stände des deutschen Reiches, wie sehr auch Untergang des Protestantismus an sich selbst immer wünschenswerth sein möge, verhindern, weil der Kaiser dadurch

emporkommen, weil der Kaiser die Gelegenheit benutzen möchte, seine politische Macht auf Kosten jener protestantischen Fürsten und Stände zu erweitern.

Katholische Mächte waren es, die den Kaiser genöthiget hatten, nachzugeben, sowohl in Deutschland als auch in Italien. Ferdinand II. hatte sich in eine Verfassung setzen müssen, daß sie ruhiger über die geheimen Entwürfe seiner Brust sein konnten. Eine gewisse Wieder-Vereinigung war nun besonders zwischen Ferdinand II. und der Liga eingetreten. Es kann nun wieder mit gemeinsamen Kräften gegen den Protestantismus gearbeitet werden. Die Liga braucht nicht mehr zu fürchten, daß, wenn sie dem Kaiser die Hand zur Vernichtung des Protestantismus biete, sie damit zugleich am eigenen Untergange arbeite. Fest und sicher zwar ist diese Wieder-Vereinigung keineswegs, denn noch fürchtet auch die Liga, daß der Kaiser, so wie er es nur könne, auf seine früheren Entwürfe zurückkommen werde, aber auch so ist sie doch ein Nachtheil für Schweden und für die Sache des Protestantismus überhaupt. Dagegen werden diese wieder aus der Art und Weise Vortheil ziehen, in welcher die Wieder-Vereinigung gewonnen worden ist. Sie hat ja von dem Kaiser nur dadurch erreicht werden können, daß er einen sehr bedeutenden Theil seiner Streitkräfte entlassen hat.

Aber nachdem der Theil des Schauplatzes der Ereignisse, auf dem die Katholischen unter sich thätig gewesen, betrachtet worden, ist nun nöthig die Protestanten in's Auge zu fassen. Zuerst haben sich die deutsch-protestantischen Fürsten auf dem Regensburger Tage ebenfalls geregt. Ihre Klagen über Wallenstein und das Rasen und Toben seiner Haufen übertönten dort fast noch die Klagen der Ligisten. Pommern reichte eine Klageschrift von nicht weniger als 54 Puncten ein. Alles



was von scheußlicher Unmenschlichkeit ausgesonnen und ausgesponnen werden kann, geht Tag für Tag über das pommersche Land. Viele Bewohner desselben haben aus Verzweifelung Gift genommen, um nur dem Elend zu entrinnen, Frauen und Jungfrauen mußten den freien Tod suchen, um viehischen Barbareien zu entgehen. Seine Räthe, klagt Herzog Bogeslas ferner, die sich den blutsaugerischen Anforderungen kaiserlicher Heerbefehlshaber nicht fügen, ihren dem Landesfürsten geschworenen Eid nicht vergessen, die Hand zum Ruin des Landes nicht bieten wollen, werden auf die Folter gespannt oder geprügelt, bis sie sich gefügt haben. Er sendet einen Befehl des kaiserlichen Generals Torquato Conti in Abschrift mit ein: „denen, die mit den Contributionen restiren, soll Alles, müßte es auch das letzte Hemd vom Leibe sein, genommen sein." In demselben Tone lauten die Eingaben einer großen Menge anderer protestantischer Fürsten und Stände über Wallenstein und sein Heer. Es ist unnöthig sie im Einzelnen zu betrachten, und die entsetzlichen Verhältnisse der Zeit dadurch noch weitläuftiger zu schildern. Es läßt sich Alles in die kurzen Worte auf: „die roheste Gewalt, die entsetzlichste Unmenschlichkeit, die Verhöhnung alles Rechtes, das Verbrechen in seiner verruchtesten Gestalt herrscht von dem einen Ende des Reiches bis zum andern."

Doch das ist ja nicht Alles, was auf den Protestanten lastet. Das Restitutions-Edict des Kaisers, alle neuerdings gegen den Protestantismus ergriffenen Maßregeln drohen sie etwas anderes als Vernichtung! Der Kurfürst von Sachsen erhebt durch seinen Abgeordneten am Regensburger Tage, den Grafen Ernst von Mannsfeld, zuerst seine Stimme. Er begehrt, daß der Kaiser das Restitutions-Edict zurücknehme, daß überhaupt Alles wieder in denselben Stand gesetzt werde, wie

es vor dem Ausbruche des böhmischen Krieges gewesen. Der Kaiser, entschlossen das Restitutions-Edict aufrecht zu erhalten, antwortet darauf, er wolle und werde den Passauer Tractat aufrecht erhalten; was die Protestanten erst nach demselben der katholischen Kirche entrissen, das müßten sie wieder herausgeben. Eben so vergeblich wendet sich der schwäbische Bund an den Kaiser bittend, daß nur ein Stillstand in den reichsgesetzwidrigen Executionen gemacht und die Entscheidung der Frage über die kirchlichen Güter auf dem Wege des Reichs-Rechtes und Reichs-Herkommens geschehe. Je mehr es Ferdinand II. schmerzt, daß die Liga ihn nöthiget, vor der Hand wenigstens seine politischen Entwürfe aufzugeben, um desto entschlossener scheinet er, seine kirchlich-religiösen, die den Untergang des Protestantismus im Reiche bezwecken, nicht fahren zu lassen. Und es muß ja, so meinet er, in diesem Bestreben die Liga mit ihm Hand in Hand gehen. Und in der That will diese hier wieder mit ihm Hand in Hand gehen. Früher hat die Liga einen Frieden mit den Protestanten gewünscht und ist geneigt gewesen, denselben Einiges nachzugeben, damit dieser Friede überhaupt nur möglich werde. Aber nur deshalb hat sie Frieden mit den Protestanten gewollt, weil sie sah, daß durch den Krieg der Kaiser sich immer furchtbarer, immer mächtiger mache, und sie selbst von ihm am Ende verschlungen zu werden fürchtete. Die Umstände haben sich nun verändert, der Kaiser hat Wallenstein entlassen, sein Heer vermindert und dasselbe gewissermaßen der Liga selbst überantwortet. Da nun von dem Kaiser, wenigstens vor der Hand, nichts zu fürchten ist, kann der Kampf gegen die Protestanten fortgesetzt werden. Nur darf man doch nicht zu gewaltig herausfahren, man muß doch mit einiger Vorsicht auftreten, denn die Schweden sind ja im Reiche erschienen. Wie dürfte man



jetzo den Protestanten Tod, Vernichtung und Untergang gerade ganz klar und offen zeigen!

Gegen das Ende des Regensburger Tages sehen die protestantischen Fürsten und Stände des Reiches, daß Schweden, eine Macht, die von ihnen auch als eine fremde betrachtet wird, die sie nicht herbeigerufen, auf dem Boden des Reiches erschienen, auf demselben bereits festen Fuß gefaßt hat. Sie sehen einen Kampf voraus, in dem neue Verheerungen über das Vaterland werden kommen, in dem Deutsche gegen Deutsche werden fechten, in dem sie in vielfache Gefahren werden gestürzt werden müssen. Sie wollen einen solchen Kampf nicht, sie wünschen aufs Höchste, daß er möge vermieden werden. Daher wenden sich die protestantischen Fürsten und Stände der Kreise Franken und Schwaben, Brandenburg, Kursachsen, die sächsischen Häuser von Weimar, Altenburg, Koburg und Eisenach, Braunschweig, Hessen und die Reichsstädte nun auch noch an die Ligisten, die zu Regensburg versammelt sind. „Es möge ein friedliches Abkommen zwischen Katholiken und Protestanten im Reiche getroffen und zu dem Ende sofort ein Stillstand mit den kaiserlichen Executionen gemacht werden." Sie schlagen ferner ungemein billige Bedingungen für den Abschluß eines Friedens unter den Deutschen selbst vor, damit den Fremden keine Gelegenheit gegeben werde sich einzumischen und sich einzudrängen. „Man solle katholischerseits sich nur bereit erklären, den Protestanten alle die Stifter oder Klöster zu lassen, sie möchten reichsunmittelbar oder reichsmittelbar sein, die bis zum Jahre 1555 eingezogen worden, man solle die Reichsstädte, die zur Zeit des Abschlusses des Religions-Friedens sich im Besitz der freien evangelischen Gottesverehrung befinden, ruhig bei demselben belassen." Es ist ein Sühne-Versuch, der nicht allein von einem hohen Maße der Billigkeit

dieser Fürsten und Stände, sondern auch von ihrer guten deutsch-nationalen Gesinnung Zeugniß giebt. Wenn nur die Katholiken zeigen, daß sie den Protestantismus nicht zu vernichten gesonnen, wollen sie ihrerseits lieber etwas nachgeben, damit nur das Reich nicht von Krieg zerrüttet, nicht den Fremden Preis gegeben wird. Die Sache, welche die protestantischen Fürsten und Stände vertheidigen, ist die germanische, die deutsche. Die Art und Weise, in der sie von ihnen vertheidiget wird, ist nicht minder deutsch. Die Ligisten aber mit der undeutschen Sache, mit dem römischen Katholicismus, den sie vertheidigen, was fragen sie nach Deutschland, nach seinem Jammer und seiner Noth? Sie antworten: „es müsse beim Beschlossenen, bei dem Restitutions-Edicte des Kaisers, bleiben." Aber die evangelischen Fürsten und Stände machen doch den ligistischen Kurfürsten noch eine Eingabe: „sie möchten doch bedenken, daß sie, als Kurfürsten des Reiches, auch die Säulen und Schirmer desselben sein sollten. Daher möchten sie für den Frieden arbeiten und zunächst Sorge tragen, daß die kaiserlichen Executionen, die allenthalben tobten, abgestellt würden." Nun haben in dieser Zeit, es ist im November 1630, die Schweden bereits Vortheile errungen, es hat sich auch schon einer der protestantischen Fürsten, Bogeslas von Pommern, mit ihnen verbündet. Es ist daher für die Liga nicht gerathen, eine ganz scharfe und schneidende Sprache gegen die Protestanten zu führen, und Baiern, Mainz, Köln und Trier antworten: „sie wollten Sorge tragen, daß die Excesse bei der Execution abgestellt würden und es solle deshalb auf den Anfang künftigen Jahres eine Versammlung beider Theile nach Frankfurt am Main bestimmt werden, wo über die Art und Weise der Vollziehung des Restitutions-Edicts verhandelt werden sollte." In der Sache selbst gaben sie nicht



das Mindeste nach; sie machten den Protestanten nur eine zweideutige Hoffnung darauf, daß die Ausführung des Restitutions-Edicts nicht mehr in der barbarischen Weise, wie bis jetzt geschehen, Statt finden werde.

Eine neue Bestätigung des Religions-Friedens, die von den protestantischen Fürsten ebenfalls begehrt worden, verweigerten sie ganz. Schon hierdurch trat ihre innere Gesinnung sattsam ans Licht. Sie wollen eben jetzo den Religions-Frieden nicht von neuem anerkennen und bestätigen, weil sie entschlossen sind ihn bei der ersten Gelegenheit, die sich zeigen würde, ganz über den Haufen zu reißen. Denn wenn nicht so ihre innere Gesinnung war, wenn sie gewillet waren, den Religions-Frieden zu halten, warum verweigerten sie die Bestätigung in einem Augenblicke, wo sie fühlen und wissen mußten, daß diese Bestätigung und das geringe Nachgeben, welches die Protestanten begehrt hatten, dem Reiche einen blutigen und ungeheuren Kampf ersparen konnte? Man braucht daher nicht mehr zu fragen, wer die Schuld des ungeheuren Jammers trägt, der über Deutschland kam, wo die Häupter sind, auf welche sie fällt.

Zwischen dem Kaiser und der Liga ist wieder eine Uebereinstimmung eingetreten. Es soll auf die Vernichtung des Protestantismus gearbeitet werden. Der Ruin des Protestantismus, mögen die Ligisten, nachdem sie Wallenstein entfernt und das kaiserliche Heer vermindert, gehofft haben, wird nun nicht mehr, wie der Kaiser zuerst wollte, zu dessen alleinigen Besten geschehen, sondern es wird eine gemeinschaftliche Beute werden. Das Erscheinen Gustav Adolfs beunruhiget sie in etwas in den schönen Träumen, welche sie sich gebildet. Doch hoffen sie auch diesem Sturme wohl noch begegnen zu können. Gegen Schweden sind die ligistischen Kurfürsten mit

dem Kaiser natürlich eben so einig als sie es nun wieder mit ihm gegen die Protestanten überhaupt sind. Sie fordern von Regensburg aus den König Gustav Adolf auf, das Reich wieder zu räumen, in dem er nichts zu suchen habe. Nichts, auch die Vertreibung der Herzöge von Mecklenburg nicht, gäbe ihm ein Recht sich in die Sachen des Reiches zu mischen, die schon in dem Reiche selbst würden ausgemacht werden. Ihr Eifer für die Mecklenburger ist wieder verschwunden, seitdem sie sich des Kaisers versichert zu haben glauben. Nicht Rechtsgefühl war es gewesen, das sie für Mecklenburg früher in Bewegung gesetzt, nicht Billigkeitsgefühl hatte sie am Anfange des Regensburger Tages bewogen, sogar für Friedrich V. von der Pfalz zu sprechen, daß er doch wenigstens etwas von seinem Lande wiedererhalten möge, nur Furcht vor dem Kaiser war es gewesen. Diesem Kaiser versichern sie nun alle Hülfe gegen Schweden und so kann Ferdinand II. am 12. Novbr. 1630 den Regensburger Tag mit der Erklärung beschließen, daß der Krieg gegen Schweden ein Reichskrieg sei. In dem Abschiede, mit dem er die Verhandlungen beschließt, gedenkt der Kaiser auch des Kurfürsten von der Pfalz. Wenn er sich gehörig demüthiget und dem Besitze seiner pfälzischen Lande entsagt, so soll er Alimente empfangen. Dazu haben die Ligisten ihre Zustimmung gegeben. So hoch glauben sie, Kaiser und Liga, so gewaltig hoch zu stehen, daß ein von ihnen widerrechtlich vertriebener Fürst sich glücklich schätzen müsse, von ihnen Almosen, Alimente, wie sie es nannten, damit er nicht verhungere, zu empfangen. Von dem Restitutions-Edicte sagt der Abschied nichts, auch nichts mehr von Mecklenburg.



## Zweites Kapitel.

Von ungemeiner Wichtigkeit ist es gewesen, daß Gustav Adolf gerade in der Zeit, in welcher es geschah, an die Küsten von Pommern gekommen ist. Er kommt, wie eben der Tag zu Regensburg eröffnet worden und die Liga, wie nun bereits erzählt worden, darauf besteht, daß Wallenstein entlassen und das wallensteinsche Heer bis auf 40,000 Streiter vermindert würde. Dadurch waren die kriegerischen Anstalten des Kaisers nicht allein geschwächt worden, sie waren auch in Verwirrung gebracht. Man bemerkte überhaupt an diesem kaiserlichen Heere, daß der Raub und die Wildheit, an die es gewöhnt worden, alle Bande der Ordnung und der Disciplin aufgelöst hatte. Nach Wallensteins Entfernung war die Zuchtlosigkeit der Schaaren noch viel größer geworden. Seine Kraft hatte das wilde Thier noch in Zaum und Zügel gehalten. Das kaiserliche und das ligistische Heer, beide zusammen jetzo etwa 70,000 Streiter stark, lag weit hin durch das Reich zerstreut. Denn die Protestanten mußten allenthalben in Zaum und Zügel gehalten werden und man brauchte Truppen bald hier, bald dort, um die Executionen des Restitutions-Edictes vornehmen zu können. Tilly, der dieses vereinigte Heer nun befehligen sollte, stand zwar an Feldherrn-Talent sicher über Wallenstein, aber die

kühne und verwegene Entschlossenheit desselben schien er doch nicht zu besitzen. In Regensburg hatte er den Ligisten sogar eifrig zum Frieden gerathen: „man möge nicht zu viel gewinnen wollen, den Bogen nicht zu hoch spannen, wandelbar sei das Glück, zu lange habe es schon gelächelt, zu lange daure überhaupt schon der Krieg.“ Alle diese Umstände begünstigten das erste Auftreten Gustav Adolfs. Schwach waren gerade die Küstenländer Pommern und Mecklenburg besetzt. In Pommern befehligte Torquato Conti, der unter der Schaar der Unter-Feldhauptleute Wallensteins als einer der ersten und wildesten Blutsauger bekannt war. Die Schaaren, welche unter ihm standen, scheinen Raub, Mord und Plünderung viel besser als den ehrlichen und geraden Kampf verstanden zu haben. In dem schwedischen Heere dagegen herrschte die strengste Zucht und Sitte. Gustav Adolf selbst ging allenthalben mit dem besten Beispiel voran. Ausdauer, Tapferkeit, Gehorsam, jede militairische Tugend überhaupt, herrschte in diesem Heere.

Gustav Adolf war aber nach Deutschland gekommen, ohne von den protestantischen Fürsten gerufen worden zu sein. Es fehlte viel, daß sie sich sogleich für ihn ausgesprochen hätten. Die Macht, mit welcher er nach Deutschland kam, war nur klein und unbedeutend, wenn man die damit verglich, über welche Kaiser und Liga in diesem Augenblicke noch zu verfügen hatte. Wenn nun Gustav Adolf nicht siegte, wie mußte das Schicksal der protestantischen Fürsten und Stände werden, welche sich für ihn erklärt! Hatte man doch an Pfalz und an Mecklenburg gesehen, wie die katholische Partei, wenn sie im Siege und in der Macht war, mit protestantischen Fürsten verfuhr. Gustav Adolf konnte sich, wenn das Glück nicht mit ihm stand, immer wieder retten; er brauchte nur in sein Reich Schweden zurückzugehen, wo er für Kaiser und Liga beinahe



unangreifbar war. Auf der einen Seite also mußte Furcht vor den Katholischen die protestantischen Fürsten und Stände wenigstens so lange von Gustav Adolf entfernt halten als von ihm nicht bewiesen worden, daß sein Werk von Dauer sein werde.

Aber auch eine andere Bedenklichkeit noch, eine Bedenklichkeit, welche durch Gustav Adolfs Glück nicht verschwinden, sich durch solches eher noch vermehren konnte, mußten die protestantischen Fürsten und Stände über ihn, den König von Schweden, haben. War er, ungerufen und unaufgefordert, nach Deutschland gekommen, nur um ihnen zu helfen, nur um des Protestantismus willen, begehrte er sonst gar nichts, begehrte er nichts für sich, nichts für Schweden? Die Fürsten und Stände mußten es unwahrscheinlich finden, daß Gustav Adolf nach Deutschland sollte gekommen sein, um nichts von dem schweren Werke, dem er sich unterzogen, einzuärnten. Darum, weil sie es bedenklich fanden, einen fremden König in das Reich hereinzuziehen, hatten die Protestanten auch schon zu Regensburg den Katholischen so billige Bedingungen stellen wollen. Selbst die Herzöge von Mecklenburg, die sich doch zu den Schweden hatten flüchten müssen, unterhandelten mit dem Kaiser. Wenn nur etwas von demselben zu erlangen gewesen! Die Protestanten wünschten, daß die Deutschen sich unter sich selbst verständigen möchten. An ihnen lag es nicht, wenn die Fremden in das Reich hereingezogen wurden.

Dem König Gustav Adolf aber mußte Alles darauf ankommen, die Bundesgenossenschaft und die Hülfe dieser protestantischen Fürsten zu gewinnen. Von ihnen war Bogeslas, Herzog von Pommern, der erste, mit dem er zusammentraf. Die Schweden hatten sich sofort der Odermündungen und der Städte Wollin und Camin bemeistert. Mit großer Eile fuhr

Gustav Adolf mit seiner Flotte in die Oder hinein und legte nicht weit von Stettin vor Anker. Stettin, wo sich Bogeslas befand, war nicht von kaiserlichen, sondern nur von pommerschen Truppen besetzt. Torquato Conti, der von der Ankunft der Schweden ganz überrascht worden zu sein scheint, zog eilends sein zerstreutes Volk zusammen. Es kam darauf an, ihm in der Besetzung Stettins zuvorzukommen und ein Bündniß mit Bogeslas zu gewinnen. Der Herzog zeigte Angst und Furcht. Bald begehrte er von Gustav Adolf, daß sein Land ganz mit dem schwedischen Durchmarsche verschont bleibe, bald, daß ihm Neutralität gestattet werde, denn er gedächte Zeitlebens in standhafter Treue gegen Kaiser und Reich zu bleiben. Darauf aber hatte Gustav Adolf erklärt, daß er gar nicht gegen das Reich komme, daß er nur gekommen, um die in ihren Rechten gekränkten Protestanten zu schirmen. Bogeslas hatte mit dem König eine persönliche Zusammenkunft. Des Herzogs Seele war voller Angst. Er frug Gustav Adolf, ob er denn auch des Kaisers Macht kenne, ob er sich derselben gewachsen glaube. Da der König versicherte, daß er jene kenne und dieses zu Gott hoffe, rief der Herzog, nachdem er sich mit seinen Getreuen berathen „nun in Gottes Namen". Am 10. Juli 1630 zogen die Schweden in Stettin ein und an demselben Tage ward auch das Bündniß mit dem Pommern-Herzog unterschrieben.

Der deshalb geschlossene Tractat ist in mehr als einer Beziehung von Wichtigkeit. Pommern föderirt sich mit Schweden, aber Kaiser und Reich wird vorbehalten. Aber freilich braucht darunter nicht Ferdinand II. verstanden zu werden. Der Herzog wird von Schweden in allen seinen Rechten geschirmt und geschützt, und Alles, was die Schweden während des Krieges einnehmen und besetzen, wird dem Herzog ohne



Kosten-Entschädigung wieder überantwortet werden. Der Bund, aus dem kein Theil ohne Bewilligung des anderen treten kann, ist gegen die harte und ungerechte Gewalt gerichtet, welche der Herzog und Pommern in den letzten Jahren haben erleiden müssen und durch welche die Reichsrechte so vielfach verletzt worden sind. Das Reich also soll bleiben, die Veränderungen mögen kommen wie sie wollen. Es mag Ferdinand II. fallen, der ist ja nicht das Reich, und leicht könnte behauptet werden, Kaiser sei er auch nicht; er ist ja gegen Reichs-Gesetz und Reichs-Ordnung aufgetreten. An dem Schlusse des Tractates findet sich noch ein seltsamer Artikel. „Wenn Bogeslas ohne männliche Leibeserben sterben und das Herzogthum Pommern damit erlediget werden wird, der Kurfürst von Brandenburg aber, der nächste in dem Erbrechte, zu dieser Zeit diesem Bunde noch nicht beigetreten und noch nichts zur Befreiung Pommerns beigetragen hat, oder wenn das Erbrecht des Brandenburgers von Jemanden bestritten wird, soll die Krone Schweden das Land von Pommern in Sequester und Schutz behalten, bis die Erbstreitigkeit ausgeglichen und die Kosten bezahlt sind." Das Absterben des Mannesstammes von Pommern, welches 1634 wirklich eintritt, ist schon damals mit ziemlicher Sicherheit vorauszusehen. Offenbar will Gustav Adolf, daß nach des Herzogs Ableben Pommern an Schweden falle. Mit Brandenburg wird sich schon ein Abkommen treffen lassen, man wird es anderswo entschädigen können. Es kommt darauf an, in dem Besitz des Landes zu sein, wenn der Erbfall eintritt. Daher dieser für den ersten Anblick so seltsam lautende Artikel. Sollte die Kaiserkrone an Schweden gebracht werden können, so muß man dabei auch festen Fuß, einen eigenen, unmittelbaren Besitz, in Deutschland haben. Das Kaiserthum darf nicht in freier Luft schweben, es muß

auf einem eigenen, unmittelbaren Boden in dem Reiche selbst ruhen. So mögen dabei die geheimen Gedanken Gustavs Adolfs gewesen sein.

Bogeslas von Pommern aber schreibt nachher noch einen Brief an Ferdinand II. Zuerst entschuldiget er sich in demselben allerdings, daß er sich mit dem Schweden verbündet, wie er nicht anders gekonnt, da dieser mit übermächtigen Waffen zu ihm gekommen, auf der andern Seite aber sagt er dem Kaiser, daß, obwohl er, der Herzog, nicht die mindeste Veranlassung dazu gegeben, die Reichs-Verfassung gegen ihn und sein Land auf das wildeste verletzt und seine langen Klagen deshalb ungehört geblieben wären. Die Protestanten sagen es dem Kaiser eben so gut wie die Ligisten, daß er es sei, der das Reichs-Gesetz umgestoßen. Gustav Adolf siehet und weiß das. Um hundertmal geringerer Gründe halber sind in früheren Zeiten Kaiser von den Fürsten abgesetzt worden. Warum sollte gegen Ferdinand II. nichts geschehen können? Warum sollten die protestantischen Fürsten und Stände nicht wünschen, einen Protestanten zum Kaiser zu haben? Die Verhältnisse selbst scheinen dem König von Schweden die Gedanken an das Kaiserthum aufzudrängen.

Die Pommerschen Truppen wurden nun mit den Schweden vereinigt, auch war eine bedeutende Truppenzahl aus Finnland und den Ostseeprovinzen von Gustav Horn nachgeführt worden, so daß des Königs Macht in den ersten Wochen nach seinem Erscheinen in Deutschland wohl auf 30,000 Streiter gestiegen sein mag. Indessen giebt Gustav Adolf Befehl, daß noch mehr Truppen aus Preußen heranziehen sollen. Er fühlt die Nothwendigkeit mit großer Kraft aufzutreten. Die protestantischen Fürsten stehen schwankend und unbestimmt. Nicht eher, als bis er sich in einer großen Macht zeigen kann, werden



sie zu ihm übertreten. Auch kann es nicht fehlen, die jetzo noch zerstreuten kaiserlichen und ligistischen Haufen werden sich bald vereinigen. Er könnte dann von der Uebermacht erdrückt werden, es ist also nothwendig, das Heer schleunigst zu vermehren. Torquato Conti zieht die Seinen bei Greifenhagen an der Oder zusammen; die Schweden dehnen sich aber doch in Pommern immer weiter aus.

Am Anfange des Monats Augusts entging Gustav Adolf einer schweren Gefahr. Ein Italiener Quinti de Ponte war aus kaiserlichen in schwedische Dienste getreten. Als Gustav Adolf einst mit 70 Reitern auf Recognosciren ausgeritten und der Italiener es den Kaiserlichen verrathen, wurden sie von 1500 Mann überfallen. Doch hieben die treuen Schweden ihren König noch aus der Todesgefahr heraus. Solche Vorgänge irrten Gustav Adolf nicht. Er hatte sein Leben ja im Voraus schon geweiht. Wenn nur der Protestantismus errettet, wenn nur Schweden herrlich und mächtig wird.

Gustav Adolf ließ Colberg einschließen und stellte Gustav Horn in das befestigte Lager von Stettin Torquato Conti gegenüber. Er selbst wendete sich mit einem Theile seines Heeres, von der Flotte unterstützt, nach Stralsund, um Mecklenburg, wo der Italiener Savelli befehligte, zu befreien. Franz Karl, Herzog von Sachsen-Lauenburg, hatte Truppen geworben und sich für Schweden erklärt. Er hatte Lauenburg, Boitzenburg und Neuhaus besetzt. Gustav Adolf hoffte, sich mit ihm vereinigen zu können. Von Stralsund aus bricht er in Mecklenburg ein. Dabei wird vom König ein Manifest an die Bewohner des Landes erlassen: „sie sollen sich ihm anschließen, der zur Aufrechterhaltung der alleinseligmachenden Kirche, zur Wiederherstellung der rechtmäßigen Herzöge gekommen ist, sie sollen alle, die an dem falschen Herzog, an Wal-

lenstein, hingen, wie Räuber und Feinde Gottes gefangen nehmen." Wohl zu bemerken ist dabei, daß das Benehmen des Kaisers Ferdinands II. gegen Mecklenburg und seine Herzöge in diesem Manifeste als „Landfriedensbruch" bezeichnet wird.

Jedoch gewinnt das Unternehmen gegen Mecklenburg jetzo, am Anfange des Herbstes 1630, noch keinen günstigen Fortgang. Papenheim ist schnell herbeigeeilt und hat den Herzog von Lauenburg erdrückt und gefangen genommen. Savelli hat über bedeutende Streitkräfte zu gebieten, auch regten sich die Kaiserlichen in Pommern unter Torquato Conti wieder. Diese Umstände veranlaßten den König, das Unternehmen zur raschen Eroberung Mecklenburgs vor der Hand aufzugeben und nach Pommern zurückzukehren. Jedoch ward Mecklenburg deshalb keinesweges ganz vergessen. Mehrere genommene Orte blieben von Schweden besetzt und die bedeutende Garnison von Stralsund konnte noch immer auf Mecklenburg und für die vertriebenen Herzöge wirken.

Dagegen gab die Rückkehr des Königs nach Pommern den schwedischen Waffen neue Erfolge. Diesesmal stehet das Glück mit denen, welche als die sittlichen erscheinen, die es genug sein lassen mit dem Blut, das in offenem und ehrlichem Kampfe nun einmal nicht erspart werden kann. Der Fluch, den namenlose Greuel und Verbrechen hundertfach verdient, fällt auf die Banden zurück, die ein kaiserliches Heer genannt wurden. Keine Feder und keine Rede würde im Stande sein, diese Greuel und diese Verbrechen in ihrem ganzen scheußlichen Umfange zu schildern. Seit die Schweden in Pommern erschienen und Bogeslas Bund mit ihnen geschlossen, kannte die bestialische Wuth dieser Horden keine Grenzen mehr. Wo die Kaiserlichen standen, wo sie wieder hinkamen, boten die Fluren, die Städte, die Dörfer nur noch das Bild der Verödung und der zerstörungssüchtigen Raubwuth dar. Die Leichenhaufen qualvoll hingewürgter, wehrloser Menschen bildeten die Trophäen des sogenannten kaiserlichen Heeres. Solche Banden hatten unter dem Obersten Götz die kleine pommerische Stadt Pasewalk am 7. Septbr. 1630 wieder eingenommen. Sie begingen dort Greuel, vor denen jede menschliche Brust zurückschaudern muß. Weiber, Jungfrauen, zarte Mädchen wurden geschändet, bis sie todt waren, die Männer gemartert, bis sie es auch waren. Dann zündeten sie die Stadt an und schleuderten lebendige Kinder in die Flammen. Dafür aber schien auch der Fluch des Himmels diese Horden zu treffen. Vor den Fahnen eines christlichen und ehrlichen Feindes verließ sie der Sieg. Verwirrung, Auflösung, Verzagtheit kam je länger je mehr in ihre Reihen. Torquato Conti legte noch in diesem Jahre den Befehl nieder, ging nach Italien und fand dort bei des Pabstes Truppen Anstellung. Hannibal, Graf von Schaumburg, ward vom Kaiser als Befehlshaber in Pommern angestellt. Der schämte sich fast der General über solches Raub-Gesindel zu sein und schrieb bald nach dem Antritt seines Amtes an Tilly: wenn das Unwesen nicht abgestellt würde, würde er den Befehl wieder niederlegen, denn ein deutsch Gemüth könne solche Barbareien nicht mit ansehen. Aber es ward nicht abgestellt und Schaumburg selbst ließ es an Sengen und Brennen nicht fehlen. Georg Wilhelm von Brandenburg, ermuthigt durch die Nähe der Schweden, erließ damals einen Befehl an seine Unterthanen: „einen Unterschied zu machen unter des Kaisers Truppen. Die sich als wirkliche Krieger betrügen, ihres Weges ziehen zu lassen, die Räuber, Mörder und Plünderer aber, wo sie immer könnten, gefangen zu nehmen und in die kurfürstlichen Aemter abzuliefern, wenn sie sich widersetzen, sie ohne Weiteres niederzuschlagen." Da-

hin sind des Reiches Fürsten gebracht, daß sie solche Sprache zum Kaiser und zu seinem Heere sprechen müssen. Nur das verzweifelte Mittel der Selbsthülfe, ja der Selbstrache, war noch übrig geblieben. Gustav Adolf aber sah bis gegen das Ende des Jahres doch schon einen Erfolg seiner Waffen. Schaumburg vermochte nicht mehr sich in Pommern zu behaupten und zog sich mit den Trümmern seines Heeres nach Frankfurt an der Oder zurück. Fast ganz Pommern war vom Feinde gesäubert. Nur einige Orte noch, unter denen Kolberg und Greifswalde die bedeutendsten waren, hielten sie noch besetzt. Schon reichten die Schweden in das kurbrandenburgische Gebiet, in die Neumark, hinüber. Schaumburg mußte von Frankfurt aus an Tilly schreiben, daß sein Heer auf 12,000 Mann zusammengeschmolzen, und daß es an Allem Mangel litt. Ihre wilden Verheerungen fielen nun auf ihre eigenen Häupter zurück.

Was war aber nun während dieser Zeit für eine Vereinigung zwischen Schweden und den deutschen Protestanten geschehen, von welcher, wo nicht Alles, so doch gewiß Vieles abhing. Wie konnte der Protestantismus gerettet werden, wenn nicht die Protestanten selbst sich dafür erhuben! Für sich allein war Gustav Adolf doch zu schwach, Herr über die Macht zu werden, welche bei seinem Erscheinen noch die Macht des Reiches war. Wenn sein Werk vollendet werden sollte, so mußte das Reich sich spalten, die Protestanten dieses Reich verlassen, welches allein im Sinne und im Geiste des ultrarömischen Katholicismus handelte und welches damit ein undeutsches geworden.

Von diesem Reiche, wie es jetzo dastand, war Gustav Adolf vom Regensburger Tage aus im Monat August durch Schreiben des Kaisers, durch Schreiben der Kurfürsten abgemahnt wor-



den vom Angriff. Es hatte der König gleich bei seinem Erscheinen auf deutschen Boden eine Art von Kriegs-Manifest gegen Ferdinand II. erlassen. Man kann sich wundern, daß in demselben die religiös-kirchlichen Beweggründe, um derenwillen er doch hauptsächlich nach Deutschland gekommen, mit Stillschweigen übergangen sind. Daß er von des Kaisers Truppen in Preußen ohne Kriegserklärung angegriffen, daß seiner Aussöhnung mit Polen alle mögliche Hindernisse in den Weg gelegt, daß er und Schweden durch die an der Ostseeküste getroffenen Anstalten bedroht, daß die Krone Schweden beleidiget worden, indem man sie von den Friedensunterhandlungen zu Lübeck ausgeschlossen, giebt Gustav Adolf allein als die Gründe seines Erscheinens, seines Angriffs auf des Kaisers Macht an. Und sie sind es doch keineswegs allein, wenn sie es auch mit sind. Warum verschweigt Gustav Adolf, weshalb er eigentlich und hauptsächlich komme? Er thuts, wie es scheinet, er verschweigt, daß er vorzüglich um des Protestantismus willen, der an dem Rande eines Abgrunds schwebt, komme, weil ihm entgegnet werden konnte, daß selbst die protestantischen Fürsten und Stände ihn ja nicht gerufen, ja nicht einmal seine Hülfe verlangt hätten. Auch der Bund, den er mit Frankreich zu schließen gedachte, machte es nothwendig der religiösen Angelegenheit so selten als möglich zu gedenken. Der König durfte den Abschluß dieses Bündnisses dem Kardinal Richelieu nicht unnöthigerweise schwer machen. Richelieu hatte große Rücksichten auf die in Frankreich herrschende katholische Stimmung zu nehmen, und diese machte es dem Kardinal nothwendig, die kirchlich-religiöse Sache nach Möglichkeit in den Hintergrund zu stellen und den Bund mit Schweden nach Möglichkeit als einen solchen erscheinen zu lassen, dessen Zweck nur auf politische Dinge gehe.

Auf die Regensburger Schreiben antwortet nun der König im October 1630. Er weiß es recht wohl, daß von Ferdinand II. kein Friede erwartet werden kann. Der unzweideutige Beweis dafür ist, daß bis jetzt auf die Vorschläge, die er, der König, schon am Anfange des Jahres zu Danzig hat eingeben lassen, nicht einmal eine Antwort erfolgt ist. Dennoch läßt er in dem Schreiben an Ferdinand II. noch einmal sehen, daß von seiner Seite dem Frieden kein Hinderniß entgegensteht, dafern nur die katholische Partei Billigkeit, Recht und Reichs-Gesetze hören will. Wenn der Kaiser sich soweit will vernehmen lassen, sagt Gustav Adolf in diesem Schreiben, daß alle ungesetzlich vertriebene Fürsten restituirt, daß alle drohende Anstalten gegen Schweden aufgegeben, daß die Kriegskosten entschädiget werden sollen, dann wird sich vom Frieden sprechen lassen. Man siehet, wie rein die Gesinnungen Gustav Adolfs doch immer sind. Er ist mit großen Gedanken auch an politische Macht und Herrlichkeit nach Deutschland gekommen. Aber er will Alles wieder fallen und sinken lassen, damit Blut und Verwüstung der Christenheit erspart werde, nur soll der Gegner zeigen, daß er nicht rings um sich her Alles vernichten, daß er den Protestantismus nicht erdrücken will. Von diesem redet zwar Gustav Adolf in dem Antwort-Schreiben an den Kaiser abermals nicht ausdrücklich, aber es versteht sich von selbst, daß, wenn an eine Ausgleichung gedacht werden soll, die Katholischen den Religions-Frieden von neuem bestätigen müssen. An Oxenstierna schreibt auch Gustav Adolf um diese Zeit, „wir sind der Meinung, daß über ganz Deutschland ein neuer Religions-Friede confirmirt werden muß, wenn ein Vergleich eingegangen werden soll."

Der Kaiser antwortet auf die schwedischen Vorschläge mit



dem Verlangen, daß Gustav Adolf, ohne die mindeste Bürgschaft für Schweden und die Protestanten empfangen zu haben, in sein Reich zurückkehren solle, antwortet mit dem Gebote an alle Fürsten und Stände, auch an Sachsen und Brandenburg, gegen die Schweden zu rüsten und zu streiten, als ob Gustav Adolf gekommen sei gegen das wahre und wirkliche Reich der Deutschen und nicht gegen das Reich, welches sich bis zur Dienstmagd Roms und bis zum Büttel der Jesuiten herabgewürdiget, in dem kein Herkommen und kein Recht, kein Gesetz, keine Billigkeit, kein Versprechen, kein Gelöbniß, kein Schwur beachtet ward, in dem um einer angeblichen Wahrheit willen, alle wirkliche Wahrheit gehöhnt und mit Füßen getreten war. Auf das Begehren, welches jetzo stillschweigend von Gustav Adolf gestellt, welches schon früher auf dem Regensburger Tage von den protestantischen Fürsten und Ständen ausgesprochen worden, daß die Katholischen sich bereit erklären sollten, den Religions-Frieden von neuem zu bestätigen und wegen der geistlichen Güter sich zu einer friedlichen und ordnungsmäßigen Auseinandersetzung zu erbieten, wodurch sie zeigen müßten, daß sie dem in dem Reiche gesetzlich und durch Schwüre anerkannten Protestantismus nicht den Tod im Herzen geschworen hätten, antwortete Ferdinand II. mit verschärften Befehlen für die Ausführung des Restitutions-Edicts. Und sie wurden, diese Befehle, gerade im Jahre 1630 mit noch größerer Wuth als früher ausgeführt.

Dieses Reich konnte Gustav Adolf als das wahre und rechte nicht erkennen. Er glaubte, die protestantischen Fürsten und Stände könnten es auch nicht mehr. Das Reich, das in ihnen seinen besten und schönsten Theil durch rohe Gewalt vernichten wollte, das Reich, meinte er, könnten sie nicht mehr anerkennen als das rechte. Er wollte, daß sie zusammentreten

sollten in ein wahres und wirkliches Reich. Die Bildung eines solchen schien in demselben Augenblicke eine unabweisbare Nothwendigkeit zu werden, wo klar erkannt worden, daß die katholische Partei, die katholischen Fürsten und Stände, den Gedanken der Vernichtung der protestantischen aufgefaßt. Denn wie kann, wo die eine Hälfte des Staatskörpers die andere zu vernichten gedenkt, noch ein Halt und Zusammenhang bestehen! Doch konnte die Vernichtung dieses Reiches, das sich selbst um das Recht des Daseins gebracht, indem es selbst das Recht, auf dem es ruhete, nicht mehr beachten wollte, die Bildung des wahren und wirklichen, in dem Recht, Gesetz und Ordnung wieder herrschen sollten, natürlich nur allmälig vor sich gehen. Gustav Adolf wünschte, daß die protestantischen Fürsten und Stände sich an ihn anschließen möchten. Hierüber hatten bereits mehrfache Unterhandlungen Statt gefunden.

Aber es wirkten bei den protestantischen Fürsten Deutschlands immer noch jene zwei Dinge fort, deren bereits Erwähnung geschehen, auf der einen Seite Furcht vor vernichtender Rache der katholischen Partei, wenn sie obsiegen sollte, auf der andern die deutsch-nationale Gesinnung, die ihnen wünschen ließ, daß die Sache noch friedlich unter den Deutschen selbst, ohne Eingreifen und Einmischen fremder Mächte, geschlichtet werden möge. Daher waren die Bemühungen Gustav Adolfs Bundesgenossen unter ihnen zu gewinnen bis zum Ablaufe des Jahres 1630 nur von geringen Erfolgen begleitet. Brandenburg, Hessen-Cassel und Sachsen wären dem König die nächsten gewesen, mit denen nützliche Verbindung geschlossen werden konnte. Aber die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen zeigten keine Geneigtheit für das Bündniß mit Schweden.



George Wilhelm von Brandenburg, dessen Land von den Kaiserlichen auf das furchtbarste ausgeraubt, dessen Kriegsmacht unbedeutend war, stand unter Leitung und Einfluß eines Katholiken, des Grafen von Schwarzenberg. Der rieth unaufhörlich, nur fest und treu an dem Kaiser zu halten. Was Kaiser und Liga wollten, das konnte kaum zweifelhaft sein. Dennoch meinte George Wilhelm nicht zu den Schweden treten zu dürfen. Zu den allgemeinen Gründen, die alle protestantische Fürsten Deutschlands hatten, sich mit dem schwedischen Bündniß wenigstens nicht zu übereilen, kommt bei Kur-Brandenburg noch ein besonderer. Die Schweden haben sich in den Besitz von Pommern gebracht, auf welches doch das Kurhaus die nächsten Ansprüche hat. Das kann unmöglich angenehm sein und der Graf von Schwarzenberg gewinnt dadurch, daß er seine Bestrebungen gegen Schweden als im Interesse des Kurhauses begründet darstellen kann. Die Schweden wollen ja, so scheint es, Pommern nehmen. Daß aber Kaiser und Liga, wenn sie nur obsiegen, Alles zusammen nehmen werden, das mag Schwarzenberg freilich bei seinen Rathschlägen nicht eben sehr bemerkbar gemacht haben. Der Kurfürst von Brandenburg hat nicht um einen Bund, sondern nur um die Neutralität mit Gustav Adolf unterhandelt, welche von diesem nicht zugestanden werden kann. Neutralität der protestantischen Fürsten und Stände würde ja die Schweden der ganzen Ueberlegenheit des Kaisers und der Liga blosstellen!

Viel größere Geneigtheit zu dem schwedischen Bündniß zeigte Wilhelm V., Landgraf von Hessen-Cassel und seine Mutter Juliane. Schon im Novbr. 1630 wurden die vorläufigen Bedingungen eines Bundes entworfen. Gustav Adolf versprach die Wiederherstellung der Rechte und Freiheiten der Fürsten, wie sie vor dem Ausbruche des Krieges gewesen. Es

sollten dann auch die Eroberungen, welche über die Ligisten gemacht würden, denen Fürsten und Ständen verbleiben, welche sie machen würden. Hessen sollte 10,000 Mann zu dem Kriege stellen, Gustav Adolf über das Ganze den obersten Heerbefehl führen. Hessen empfing auch den Auftrag, mit den Fürsten und Ständen des Südens und der Mitte Deutschlands, besonders mit Würtemberg, Nürnberg, Frankfurt und Straßburg zu verhandeln und sie für ein Bündniß mit Schweden zu bestimmen.

Sehr wichtig ist es nun, daß schon in dem vorläufigen Bündniß mit Hessen-Cassel von Eroberungen die Rede ist, welche über die Ligisten gemacht werden sollen. Unter dem Ausdrucke „die Ligisten" mögen hier besonders die Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte verstanden sein, welche einen großen Theil der Liga bildeten. Es wird uns damit wohl ein Blick eröffnet in die Gestaltung, welche Gustav Adolf dem Reiche, das er begründen wollte, zugedacht. Selbst in der römisch-katholischen Welt ist Deutschland der einzige Staat gewesen, in dem es den Erzbischöfen, Bischöfen und selbst vielen Aebten gelungen, sich geradehin zum Range und zur Macht von Fürsten emporzuarbeiten. Sicher war das eben so sehr wider Natur und Wesen des Staates als wider Natur und Wesen der Kirche. Sowohl aus den Bestimmungen des hessischen Bündnisses als auch aus mehrern spätern Vorgängen scheint zu erhellen, daß Gustav Adolf gesonnen war, das wahre Verhältniß des Staates und das wahre Verhältniß der Kirche, das durch den römischen Katholicismus widernatürlich verschoben und verrenkt worden, wiederherzustellen. Die Bischöfe sollten wieder das werden, worauf ihr Name, ihr Beruf, ihre Pflicht lautete, Diener und Lehrer der Kirche allein; sie sollten aufhören zugleich weltliche Fürsten zu sein. Es war jetzo gerade



die bequemste Zeit sie hinwegzunehmen. Wenn man nur die Macht gewann es zu thun, eine Art von rechtlichen Grund dazu bot sich ziemlich ungezwungen dar. Die Liga hatte ja ebenso gut wie Ferdinand II. die Gesetze des Reiches auf die härteste Weise verletzt. Konnte doch der Einfall, das wilde Hausen auch der ligistischen Truppen in den protestantischen Gebieten als „Land-Friedensbruch" bezeichnet werden! Gustav Adolf hatte das Verfahren des Kaisers gegen Mecklenburg auch schon „Land-Friedensbruch" genannt. Stürzte aber die weltliche Macht und Gewalt dieser katholischen Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte zusammen, kam sie an protestantische Fürsten, so war mit Sicherheit zu erwarten, daß, selbst ohne daß der mindeste Zwang gegen den römischen Katholicismus an sich selbst angewendet wurde, der Protestantismus noch der vorherrschende Glaube in dem Reiche und die nationale Einheit des Glaubens noch gewonnen werden würde. Auch würde das Hinwegnehmen dieser seltsamen Zwittergestalten, dieser Fürsten-Bischöfe oder Bischofs-Fürsten, dem Reiche der Deutschen schon damals eine naturgemäße Gestaltung und der Nation eine viel größere Kraft und Einheit gegeben haben. Es war ein Gedanke, der in aller Beziehung wohlthätig für Deutschland war.

Bei Kursachsen aber fand sich ebenso wenig Geneigtheit für das Bündniß mit Schweden als bei Brandenburg. Der Kurfürst von Sachsen Johann Georg I. war damals als das Haupt der deutschen Protestanten zu betrachten. Er hatte jetzo bei 20,000 Krieger zusammen, er besaß eine Macht, welche Kaiser und Liga selbst in der Zeit, wo ihre Gewaltthätigkeiten im übrigen Reiche am größten waren, schonen zu müssen geglaubt. Kursachsen war bis jetzt zwar nicht immer, aber doch meist verschont worden. Der mächtigste von den

protestantischen Fürsten mußte natürlich aufgespart werden bis zuletzt. Er sollte an die Reihe kommen, wenn man mit den Andern fertig wäre.

Das Benehmen Johann Georgs I. unmittelbar nach dem Erscheinen der Schweden ist selten richtig verstanden, richtig gewürdiget worden. Der Kurfürst repräsentirt die national-deutsche Gesinnung, deren schon gedacht worden, und ist der höchste Ausdruck derselben. Auch in den Schweden, obwohl sie Germanen sind, siehet er doch Fremde. Den Fremden das Reich zu erschließen, um durch sie gerettet zu werden vor andern Deutschen, das ist schwer und bitter. Es muß gethan werden, was nur gethan werden kann, um dieses Unheil abzuwehren. Es erscheinet dem Kurfürsten ferner als eine hohe und heilige Pflicht, den Ausbruch eines Kampfes zu hindern, der besonders von Deutschen gegen Deutsche gestritten werden muß. Kann nur dieser Jammer des gemeinsamen Vaterlandes verhindert werden, so mögen selbst glänzende Aussichten für den Protestantismus, dem Johann Georg I. im Uebrigen eifrig ergeben, vielleicht auch glänzende Aussichten für das Haus Sachsen nicht in Anschlag gebracht werden. Solche glänzende Aussichten eröffnen sich ja wohl, wenn die Ligisten niedergeschlagen, wenn die Lande der katholisch-geistlichen Herren erobert werden. Eine deutsch-nationale Gesinnung, die gewiß auch höchst ehrenwerth ist, hat sicher eben so viel Antheil an dem Benehmen des Kurfürsten als das Bewußtsein, daß die protestantischen Fürsten und Stände in der Eröffnung des Kampfes gegen den Kaiser und die Liga, selbst mit Schwedens Hülfe, ein gefährliches Spiel wagten.

Johann Georg I. von Sachsen wünschte jenem deutsch-nationalen Sinne gemäß, daß die Deutschen, Katholiken und Protestanten, sich untereinander selbst wieder versöhnen sollten.



Wenn Kaiser und Liga den Religions-Frieden halten, wenn sie das Restitutions-Edict widerrufen, wenn sie einen billigen Vergleich wegen der geistlichen Güter schließen, wenn sie auch nur die größten und schwersten der geschehenen Ungesetzlichkeiten zurücknehmen, wenn sie in Zukunft wieder Recht, Ordnung, Herkommen und Gesetz, nicht Gewalt, List und jesuitische Ränke und Schwänke in dem Reiche wollen walten lassen, dann sollen die Protestanten gern und freudig die Versöhnung ergreifen. Der Kurfürst meinet, Kaiser und Liga müßten doch auch etwas von national-deutscher Gesinnung haben, sie müßten doch fühlen, daß die Protestanten, von ihnen auf das Aeußerste getrieben, sich den Schweden in die Arme werfen, den Kampf eröffnen würden. Er meint, jene müßten doch nun auch etwas nachgeben wollen um ihrer selbst, um Deutschlands willen. Mehrere Schreiben hat der Kurfurst deshalb um die Zeit des Regensburger Tages an Ferdinand II. erlassen. Sie zeigen von einer wahrhaft deutschen, wahrhaft fürstlichen Gesinnung. Bei dem Jammer, bei der Gefahr des gemeinsamen Vaterlands fordert er den Kaiser auf, den Religions-Frieden, die Reichs-Gesetze, seine eigenen vielfachen Versprechungen zu halten. Alles aber tönet an dem Kaiser wie an der Liga vorüber. Ja Ferdinand II. antwortet mit kaum verhelten Drohungen: „Er versehe sich zu Sachsen und Brandenburg, daß sie als gehorsame Fürsten des Reiches alle Hülfe gegen Schweden leisten würden.“ Sie sollten ihm noch helfen, den hinwegzukämpfen, der beinahe allein ihn am Ruine des Reiches gehindert. Denn wären die Schweden nicht gekommen, selbst der Liga würde Ferdinand II. nicht nachgegeben haben und die wallensteinschen Banden hätten dann die Vernichtung des Reiches, so weit sie gekonnt, vollendet.

Noch vor dem Schlusse des Regensburger Tages aber

hatte Johann Georg I. klar erkannt, daß durch bloße Unterhandlungen und einfache Vorstellungen weder über den Kaiser noch über die Liga nicht das Mindeste zu gewinnen sei. Aber noch immer ist seine Absicht nicht, sich mit Gustav Adolf zu verbünden. Vielleicht ist die katholische Partei doch noch zu einem friedlichen Abkommen zu bringen. Aber vereinzelte Klagen, von Waffen nicht unterstützte Klagen haben nichts gefruchtet und sie würden auch ferner nichts fruchten. Alle protestantische Fürsten und Stände müssen sich vereinigen und gemeinsam ihr Wort anbringen, daß eben durch ihre Vereinigung ein ungleich gewichtvolleres werden muß. Sie müssen zugleich die Waffen ergreifen und es muß den Katholischen offenbar werden, daß, wenn sie auf die billigsten und gerechtesten Anforderungen nicht eingehen, der Ausbruch des Kampfes unvermeidlich ist. Die Katholischen werden und müssen dann auch sehen, daß, wenn es dahin kommt, der Bund zwischen den Protestanten und den Schweden nicht ausbleiben kann. Vielleicht bewegt doch diese Aussicht den Kaiser und die Liga noch zu einem billigen Nachgeben. Noch vor dem Schlusse des Regensburger Tages läßt Johann Georg I. von Sachsen, der sich darüber bereits mit George Wilhelm von Brandenburg verständiget, dem Kaiser wissen, daß er einen Convent der protestantischen Fürsten und Stände nach Leipzig berufen werde. Die Ligisten hielten ja solche Convente auch.

Im December erläßt Johann Georg I. ein Rundschreiben an alle protestantischen Fürsten und Stände, sich auf bevorstehenden Februar in seiner Stadt Leipzig einzufinden. Der kurfürstliche Brief sagt, weil gemeinschaftliche Maßregeln beschlossen werden müßten, wie die Protestanten auf dem nach Frankfurt am Main ausgeschriebenen Vergleichungs-Tage, den die Ligisten zu Regensburg versprochen, der Ehre Gottes



und ihrer Sache zu warten hätten, sei eine Versammlung Aller nothwendig. Er läßt auch zu diesem Zwecke die Stadt Leipzig besser befestigen und mit mehr Truppen besetzen. Außer dem Kurfürsten selbst erscheinen nun mehrere Stände in Person; so Kur-Brandenburg, Hessen-Cassel, Baden, die Herzöge von Sachsen, Anhalt, Baireuth, Sulzbach, Mannsfeld und Solms. Andere protestantische Stände lassen nur ihre Abgeordneten erscheinen. So Braunschweig, Lüneburg, Wirtenberg, Anspach, Waldeck, Lippe, Schwarzburg, Hohenlohe, Reuß und die Reichsstädte. Beinahe der ganze deutsche Protestantismus wird durch die Leipziger Versammlung repräsentirt. Indessen sind doch nicht alle protestantische Stände gekommen, wie der Kurfürst erwartet hat und die, welche nicht in Person erschienen, sondern Abgeordnete gesendet, haben denselben keine genügenden Vollmachten gegeben.

Am 10. Febr. 1631 ward der Leipziger Tag eröffnet. Ein schwedischer Botschafter, Baron von Chemnitz, hatte sich auch eingefunden. Die Versammlung als solche ließ sich aber in gar keine Unterhandlungen mit ihm ein. Das würde auch dem von dem Kurfürsten von Sachsen festgehaltenen Gedanken, daß man noch einmal versuchen müsse, ob sich nicht eine friedliche Ausgleichung unter den Deutschen, in dem Reiche selbst, gewinnen lasse, widersprochen haben. Mehrere Fürsten aber und besonders Wilhelm von Hessen-Cassel und die Herzöge Wilhelm und Bernhard von Sachsen-Weimar scheinen doch mit Chemnitz in Verbindung getreten zu sein.

Die Versammlung soll zugleich benutzt werden, um die Protestanten Deutschlands im Glauben zu einigen und die Spaltung zwischen den Lutheranern und Calvinisten aufzuheben. Es werden auch deshalb, gleichzeitig mit den Berathungen und Beschlüssen der Fürsten und Stände, Verhand-

lungen und Unterredungen zwischen lutherischen und calvinistischen Gelehrten gepflogen. Zu Stande aber ist nichts gekommen. Die Unruhe der Zeit, besonders aber der stets übergroße Eifer der lutherischen Orthodoxen für die Aufrechterhaltung ihres allein seligmachenden Glaubens verhindert es. Die Fürsten und Stände selbst scheinen auf die Verhandlungen der Gottesgelehrten ein großes Gewicht nicht gelegt und gleich von vorn herein einen großen Erfolg davon nicht erwartet zu haben.

Der Kurfürst hat die Sitzungen zwar bereits am 10. Febr. 1631 eröffnet und die Fürsten und Stände aufgefordert über Mittel und Wege, wie das so tief zerrüttete Reich zu erhalten und sein Frieden wiederherzustellen sei, zu rathschlagen. Aber es verlaufen unter langen Reden und langen Berathungen viele Wochen, ohne daß das Mindeste beschlossen wird. Weitläuftigkeit und Weitschweifigkeit kleben damals den Deutschen im höchsten Maße an. Doch nicht diese allein mögen die Schuld davon tragen, daß eine so lange Zeit vergeht ehe das Mindeste geschieht. Auch Furcht vor den Waffen des Kaisers und der Ligisten wirkt mit, daß man vor einem männlichen und kräftigen Entschlusse sich scheuet. Denn bald nach der Eröffnung des Leipziger Tages war ein drohendes Schreiben des Kaisers an den Kurfürsten von Sachsen eingelaufen. „Er habe vernommen, daß die Fürsten Werbungen angestellt, daß sie zu Leipzig berathen wollten, ob der Truppen noch mehrere geworben, ob man sich gegen Schweden neutral verhalten, oder sich mit Schweden verbünden solle. Er, der Kaiser, verwarne den Kurfürsten keinen Theil an solchen Dingen zu nehmen, er trage ihm auf, wenn von andern an dergleichen gedacht werden sollte, es zu wehren und zu hindern. Dafern nun aber solche Werbungen doch geschähen, so würde er dem



Unheil, das daraus entspringen müßte, mit aller der Macht entgegentreten, die ihm vom Reichs-Rechte an die Hand gegeben würde." Zum Schlusse wird in dem Schreiben die Versicherung hinzugefügt, daß der Kaiser Niemanden über Billigkeit zu beschweren gedenke, daß er sich nichts mehr und nichts eifriger werde angelegen sein lassen, als Reichs-Rechte, Religions-Frieden und Wahlcapitulation zu halten. Niemand scheint besser als Kaiser Ferdinand II. gewußt zu haben, daß Worte nichts kosten und daß man doch durch sie zuweilen etwas erlangen kann. Mit einer Stirn, die wohl eine dreiste genannt werden kann, sagt er unaufhörlich, daß er das Reichs-Recht nicht zu verletzen gedenke, es nicht verletzt habe und es nie verletzen werde. Aber das sind auch weiter nichts als leere Worte. Die katholischen ebenso wohl als die protestantischen Fürsten und Stände sagen es nicht allein, sondern sie beweisen es auch, daß Ferdinand II. alles Recht und alle Ordnung des Reiches mit Füßen getreten und eben im Begriff stehe das Reich im Namen des Reiches zu vernichten.

Die drohende Sprache aber, welche das kaiserliche Schreiben redete, mag neue Furcht unter den zu Leipzig versammelten Fürsten und Ständen verbreitet und an dem ängstlichen Zögern, das man bemerkt, vielen Antheil gehabt haben. Der ehrliche Kurfürst von Sachsen scheinet diese Furcht nicht eben zu theilen. Im Bewußtsein seines redlichen, deutschen Wollens und Strebens antwortet er dem Kaiser: „Nichts sei ihm bewußt von einer Verbindung mit den Schweden, von gefährlichen Werbungen, von Unterhandlungen, durch welche der Friede des Reiches gestört werden sollte. Das aber sei ihm bewußt, daß trotz der klaren und unzweideutigen Reichsgesetze und Ordnungen, trotz der hochbetheuerten und beschworenen Wahl-Capitulation die Fürsten und Stände des Reiches mit

unerhörter Gewaltthätigkeit gepreßt, gedruckt, unterworfen würden." Das mag der Kaiser als Antwort auf seine Anführung, daß er die Reichs-Gesetze stets gehalten, hinnehmen. Am Schlusse spricht der Kurfürst den Entschluß an dem Reiche fest zu halten, es nicht fallen zu lassen, aus. „Es solle von ihm nicht gesagt werden, daß bei seinem Leben das Reich deutscher Nation und dessen Freiheit ins Elend gestürzt worden." Der Kurfürst weiß genau, daß, was von dem Kaiser und jetzo auch wieder von den Ligisten „das Reich" genannt wird, das wahre und wirkliche Reich nicht, nur die wildeste Verdrehung desselben ist. Aber noch meinet und hofft er, auch mit diesem Kaiser, mit den Ligisten werde sich das alte, wahre und wirkliche Reich wieder herstellen lassen. Er will daher nichts wissen von dem andern Reiche, das Gustav Adolf bauen zu wollen scheint.

Es währet indessen dem Kurfürsten das nutzlose Hin- und Herreden auf dem Leipziger Tage endlich doch zu lange. Daher tritt er, mit dem Kurfürsten von Brandenburg einverstanden, am 23. März wieder auf. „Man solle doch nun endlich zu einem Beschlusse kommen und sorgen, daß wenn, wie es zu befürchten sei, eine Vergewaltigung durch die Waffen über die Fürsten und Stände kommen sollte, eine gemeinsame und kräftige Vertheidigung vorhanden sei. Zu dem Ende möge ein dirigender Ausschuß aus Kurfürsten, Fürsten und Städten bestehend, an einem bestimmten Orte niedergesetzt werden. Was von demselben beschlossen, müßte dann von allen Fürsten und Ständen pünctlich und eifrig ausgeführt werden. Auch möge man den König von Dänemark als Herzog von Holstein mit heranziehen und des Königs von Schweden freundliche Neigung sich zu erhalten suchen. Alles das könne und müsse mit Vorbehalt des Reiches geschehen,



da ja Alles nur auf Vertheidigung gegen Ungesetzlichkeit und Vergewaltigung gerichtet sei. Schon in dem Vortrage selbst äußert der Kurfürst sehr starke Zweifel darüber, daß wirklich etwas Tüchtiges werde zu Stande gebracht werden, da mehrere Fürsten ausgeblieben, andere Stände ihren Gesandten unzureichende Vollmachten gegeben. Was er selbst bei dem Zögern, bei der Ungewißheit der anderen Fürsten und Stände thun könne, das solle nichts desto weniger von ihm geschehen. Er selbst werde sich in noch bessern Vertheidigungsstand setzen und fünf neue Regimenter aufrichten, und nach Kräften mit seiner Macht allen Bedrängten, „wenn man sich unterstehen sollte, die Augsburgische Confession auszurotten", beispringen. Mit dieser Aeußerung drückt Johann Georg I. ganz deutlich die Furcht aus, daß Kaiser und Liga es auf den völligen Untergang des Protestantismus möchten abgesehen haben. Diese Furcht hatten, wie schon früher bemerkt, alle, die befähiget waren aus dem, was geschah, auf das, was geschehen sollte, zu schließen, alle, denen ein Urtheil über den Gang der Dinge, über geheime Entwürfe der Gegner zustand. Freilich siehet nicht jeder das, was für den, der sehen kann und sehen will, ziemlich unzweideutig daliegt. Der Kurfürst, der von nun an mit zu denen gehört, die sehen wollen und sehen können, arbeitet mit allem Eifer bei der Leipziger Versammlung dahin, daß ein gemeinschaftliches Handeln, eine allgemeine Bewaffnung der Protestanten eintreten möge, weil, wie klar und unzweideutig vorlag, Kaiser und Liga nicht anders als dadurch zu einem friedlichen Abkommen würden gebracht werden können, daß sie sähen, daß ihnen Waffen entgegenträten und daß sie nichts würden hinausführen können, weil ihrem Zwange ein anderer Zwang entgegentrete. Der Vortrag des Kurfürsten wirkte nun doch so viel, daß wenigstens etwas geschah. Die

Fürsten und Stände schrieben zuerst am Anfange des Monat Aprils an Kaiser Ferdinand II. Man stellte die Forderungen auf, die protestantischerseits an die Katholischen gemacht werden mußten, wenn der Friede im Reiche erhalten werden sollte. Diese Forderungen enthielten wiederum das höchste Maß der Billigkeit. Der Kaiser sollte die Executionen für die Vollziehung des Restitutions-Edicts sogleich beenden, das Restitutions-Edict ebenfalls widerrufen und in allen anderen Stücken auf den verlassenen Weg des Reichs-Rechtes und des Reichs-Herkommens zurückkehren. Wegen der geistlichen Güter zeigte die Leipziger Versammlung überdem noch große Geneigtheit den Katholischen Manches nachzugeben, nur müsse es auf dem Wege friedlicher Verhandlung und ohne rohe, zufahrende Gewalt geschehen. Gleichzeitig ward auch an die vier katholischen Kurfürsten von Baiern, Köln, Mainz und Trier geschrieben. In der stärksten Sprache, in der es geschehen konnte, ward ihnen vorgestellt, wie das Reich bis jetzt durch die fluchwürdigsten Greuelthaten unterdrückt, Fürsten und Stände fast schon vernichtet, Alles bis an den Rand des Unterganges getrieben sei. Bei ihrer fürstlichen Ehre und ihrer kurfürstlichen Pflicht wurden sie aufgefordert, die Hände zu einem billigen und sicheren Frieden zu bieten.

Die protestantischen Fürsten und Stände, welche zu Leipzig versammelt sind, befinden sich in einem sehr schweren Irrthume. Sie nehmen an, daß in ihren Gegnern ein Gefühl für den Jammer und das Elend Deutschlands, ein Gefühl für Recht und Billigkeit sei. Deshalb meinen und hoffen sie, daß nun doch noch ein Friede zu Stande kommen werde. Es ist aber in den Gegnern weiter nichts als der Gedanke an den Triumph des römischen Kirchenthums. Mag darüber Deutschland in Jammer und Noth auseinander gehen, was kümmert



sie das! Sie glauben für sich und andere den Himmel damit zu gewinnen, daß sie die Erde zum Schauplatze des Jammers, der Verödung, des Unrechts, der Wildheit, der Grausamkeit, der Greuel und der Verbrechen jeder Art machen. In jenem Irrthume, in der Erwartung, daß die Gegner die so billigen Friedens-Bedingungen annehmen würden, faßt die Leipziger Versammlung am 12. April 1631 ihren endlichen Schluß. Es sollen, so lautet derselbe zuerst, Buß- und Bet-Tage angestellt werden, damit Gott das Friedens-Werk gedeihen lasse, und wenn die Katholischen einen Tag zu den Friedens-Verhandlungen wirklich anberaumen werden, so soll er von allen protestantischen Fürsten und Ständen pünctlich besucht werden. Indessen fühlet man doch, daß damit gar zu wenig gethan sei. Die wildeste, unerhörteste Verletzung aller Reichs-Ordnung, die Tag für Tag von dem Kaiser und von der Liga durch ihre Truppen mit Contributionen, Requisitionen, Mord, Raub, Plünderung und allen denkbaren und nennbaren Verbrechen verübt werden, ein Jammer, welchen die treuen Unterthanen Tag und Nacht beweinen, welchen christliche Fürsten, eingedenk ihrer Pflichten, eben so wenig länger dulden als die Unterthanen ihn länger tragen können, muß beendet werden. Zu diesem Ende soll ein Ausschuß niedergesetzt werden, dem die übrigen Stände volle Macht und Gewalt das Nöthige deshalb anzuordnen übergeben. Alle Fürsten und Stände sollen vorläufig rüsten und waffnen, auch einer dem andern mit Rath und That beispringen, wenn jemand wider die Reichs-Gesetze sollte vergewaltiget werden. Diese Waffnung soll nicht gegen das Reich, nur gegen ungerechte Vergewaltigung gerichtet sein. Auch dieser endliche Beschluß ward dem Kaiser durch den Kurfürsten von Sachsen zugesendet. Ueber die Anzahl der Truppen, die von jedem Stande aufgebracht werden sollte, vereinigte

sich der Leipziger Tag ebenfalls, man bestimmte ferner, durch wen der Ausschuß gebildet werden sollte, zugleich aber auch, daß der wirkliche Eintritt dieses Ausschusses, in dem Kur-Sachsen, Kur-Brandenburg, Pfalz am Rhein, Hessen-Cassel, Wirtenberg, Braunschweig-Lüneburg, ein Fürst aus dem herzoglichen Hause Sachsen, einer aus der fränkischen Linie Brandenburgs, mehrere Reichsstädte und wegen des Herzogthums Holstein auch der König von Dänemark sein sollten, vor der Hand noch aufgeschoben bleibe. Mit sehr geringer Kenntniß von den Menschen erwarteten, meinten die Fürsten und Stände des Leipziger Tages, daß sie mit ihren Waffen-Rüstungen nur noch eine etwas drohendere Stellung einzunehmen brauchten, um den Kaiser und die Liga zu einem billigen Frieden zu bringen. So gingen sie nun wieder heim. Aber einige waren anderer Meinung als die Mehrzahl. Diese erkannten, daß auf so lindem Wege nichts zu erreichen, daß fast nichts weiter als das Bündniß mit Schweden, um Rettung vor dem Untergange zu finden, übrig bleibe. So Wilhelm von Hessen-Cassel, Wilhelm und Bernhard, die Herzöge von Sachsen-Weimar.

Für Gustav Adolf und die Schweden in Deutschland waren alle diese Zustände und alle diese Vorgänge von großer Wichtigkeit. Gustav Adolf mochte mit Sicherheit erwartet haben, daß alle protestantische Fürsten und Stände des Reiches, oder doch die meisten, sich bei seinem ersten Erscheinen eben so freudig als kräftig erheben würden. Bitter hatte er sich in seiner Erwartung getäuscht. Selbst als gefährlich konnte nun am Anfange des Jahres 1631 seine Stellung in Deutschland angesehen werden. Wenn er ohne alle Bundesgenossen blieb, wie sollte er der Macht Ferdinands II. und der Liga gewachsen sein! Es mußte daher wohl ein Bundesgenosse genommen



werden, der sich von einer anderen Seite her bot, ein Bundesgenosse, den Gustav Adolf sicher lieber nicht genommen, wenn er denselben nur hätte entbehren können. Dieser Bundesgenosse war Frankreich.

Der Kardinal Richelieu fühlte sich keineswegs dadurch ganz beruhiget, daß Wallenstein von Ferdinand II., daß ein großer Theil des kaiserlichen Heeres entlassen, daß die Plane auf Italien aufgegeben worden. Ist es doch immer noch eine Möglichkeit, daß der Kaiser auf seine früheren Entwürfe, so wohl auf die, welche das deutsche Reich trafen, als auch auf die, welche nach Italien liefen, später wieder zurückkomme. Man muß ihn in die Unmöglichkeit versetzen, das thun zu können. Darum müssen die protestantischen Fürsten und Stände Deutschlands erhalten werden. Wenn sie fortbestehen, bleibt des Kaisers Macht, wie sie jetzo ist. Will man sie vernichten, so wird man sie nur durch den Kaiser vernichten können. Der würde dann aber auch ihre Länder, ihre Macht an sich nehmen und hierdurch zu einer Gewalt emporkommen, die drohend für Frankreich wäre, um so drohender als Ferdinand II. jede Mehrung seiner Kräfte gewiß nur benutzen wird, um immer weiter und weiter um sich zu greifen. Nun kann der Fall der Protestanten jetzo kaum durch einen Andern als durch Gustav Adolf, den Schweden, aufgehalten werden. Darum muß man ihn unterstützen und es ist dabei nur zu sorgen, daß dem Katholicismus, wie er jetzo steht, weiter kein Nachtheil erwachse, daß der Protestantismus sich nicht etwa zu sehr ausdehne. Auch Pabst Urban VIII. in Rom ist mit Richelieu darüber einverstanden, daß noch etwas gegen den Kaiser geschehen muß und daß es nur durch Schweden geschehen kann.

Also wird endlich das Bündniß zwischen Schweden und Frankreich am 23. Janr. 1631 zu Beerwalde abgeschlossen.

Der Herr von Charancé repräsentirte dabei den König von Frankreich, Gustav Horn den König von Schweden. Das Bündniß ist auf fünf Jahre geschlossen. Schweden wird mit 36,000 Mann den Krieg gegen den Kaiser führen, damit das deutsche Reich erhalten, die unterdrückten und verjagten Stände desselben wieder zu ihren Rechten gelangen. Dafür wird Frankreich an Schweden eine jährliche Subsidie zahlen. Die Erhaltung des Reiches ist den Franzosen die Hauptsache, weil dessen Umsturz des Kaisers Macht vergrößern müßte, das Geld ist für Gustav Adolf beinahe eben so wichtig. Ferdinand II. hofft schon, daß Gustav Adolf aus Geldmangel sein ganzes Unternehmen wieder werde müssen fallen lassen. Wer in den Bund aufgenommen zu werden begehrt, der soll aufgenommen, der Liga Freundschaft oder doch Neutralität geboten werden. Gustav Adolf muß sich überdem anheischig machen, in allen eroberten Orten sich nach den Reichsgesetzen zu richten und die Ausübung der katholischen Religion allenthalben zu lassen, wo er sie finden wird. Für eine am Ende doch eben nicht sehr bedeutende Geldhülfe muß sich Gustav Adolf eine Schranke in seinen Entwürfen setzen lassen. Er soll ja die katholische Religion da, wo er sie finden wird, nicht schädigen. Also auch da nicht, wo sie erst jüngst durch die gewaltsamsten Maßregeln wieder begründet worden ist. Aber so genau hat der König sich diesen Artikel nicht erklärt. Auch war er wohl nicht gesonnen, sich von den Franzosen überhaupt vorschreiben zu lassen, wie er sich in dem Reiche zu benehmen habe. War nur das Glück recht günstig, so braucht man sich an den Inhalt des Bündnisses mit Frankreich auch eben nicht allzugenau zu binden. Den zweideutigen Franzosen zahle man mit gleicher Münze. Es ist ihnen nicht um den Protestantismus, nicht um Deutschland, nicht um Schweden zu thun. Gern



hätten sie Ersteren vernichtet gesehen, wenn es nur auf eine für sie bequeme und vortheilhafte Weise hätte geschehen können, eben so gern würden sie Deutschland selbst vergewaltigen, wenn sie es nur vermöchten. Was Frankreich auf der einen Seite durch sein Bündniß den Protestanten und den Schweden einbringt, darum bringt es auf der anderen Seite durch eine andere Maßregel. Wegen der italienischen Sachen schließt Richelieu zu Chierasco am 6. April 1631 einen zweiten Tractat mit Spanien-Habsburg. Ferdinand II. gelobt abermals dem Herzog von Nevers die Belehnung mit Mantua zu ertheilen. Alle Parteien sollen dieses Land räumen, auch die kaiserlichen Truppen aus Graubündten gezogen werden. Der Kaiser gewinnt dadurch die Freiheit, den Theil seines Heeres, welcher bis jetzt in Italien gestanden, wieder nach Deutschland zu ziehen. Es geschieht dieses nun gerade um die Zeit des Leipziger Fürstentages. Darum, weil die italienischen Sachen nun ganz abgethan, weil er das italienische Heer wieder nach Deutschland ziehen kann, ist Kaiser Ferdinand II. auch so hochfahrend gegen die Protestanten und hofft, trotz dem, daß die Schweden erschienen sind, sein großes Werk, die Vernichtung des Protestantismus doch noch hinausführen zu können. Auch Graubündten ward damals von des Kaisers Truppen wieder einmal erlößt.

Wenn Frankreich der Sache des Protestantismus eine bedeutende und kräftige Hülfe bringen wollte, so mußte es die Entscheidung der italienischen Sache so lange als möglich aufhalten, damit Ferdinand II. sein Heer nicht aus Italien ziehen konnte. Aber eine solche Hülfe wollte Frankreich gar nicht gewähren. War nun auch die Geldhülfe, welche Frankreich gewährte, nicht zu verachten, so mußte Gustav Adolf doch hauptsächlich auf sich selbst zählen. Nicht länger durfte geraſtet

werden. In das Herz von Deutschland mußte er eindringen und die bedeutendsten protestantischen Fürsten sich zu Bundesgenossen machen, wenn sein Werk gelingen sollte. Des Königs Macht war am Anfange des Jahres 1631 bereits auf mehr als 40,000 Streiter gestiegen. Die Schweden, nicht gewohnt, der Kälte zu achten, hatten zur Verwunderung ihrer Gegner den Krieg mitten im Winter fortgesetzt. In Mecklenburg, Pommern und Brandenburg tobte dieser Krieg. Tilly hatte sich endlich auch auf diesem Kampfschauplatze eingefunden. Aber noch geriethen beide Feldherren nicht in einer offenen Feldschlacht an einander. Das ligistisch-kaiserliche Heer zeigt sich noch immer, wie es sonst gewesen. Wuth der Vernichtung scheint es zu beseelen und sein einziger Wahlspruch zu sein. Als Neu-Brandenburg von kaiserlich-ligistischen Truppen wiedergewonnen ward, hieben sie nicht allein die schwedische Besatzung, sondern auch die wehrlosen Bürger nieder. Als Gustav Adolf die begangenen Schandthaten erfuhr, rief er aus „er wolle den alten Korporal schon lehren, wie man den Krieg als Mensch führen müsse." Die Vortheile indessen, welche das kaiserlich-ligistische Heer gewann, waren stets nur unbedeutend und vorübergehend. Auch zeigte sich Tilly dem König als Feldherr nicht gewachsen. Frankfurt an der Oder war ein Hauptpunct, den Kaiser und Liga in diesen Landen noch besaßen. Tilly hatte seine ganze Sorgfalt auf den Erhalt desselben gerichtet. Dennoch ließ er sich von Gustav Adolf täuschen. Rasch und verwegen nahmen die Schweden die Stadt am 13. April 1631 mit stürmender Hand. Tilly, der zur Rettung derselben herbeieilen wollte, kam zu spät, fand sie schon in der Schweden Gewalt. In Frankfurt brachten die Schweden ihren zu Neu-Brandenburg erwürgten Kampfgenossen ein Sühnopfer. Sie gaben keinen Pardon und mit



dem Rufe „Neubrandenburgisches Quartier" ward Alles niedergehauen, was das Schwert erreichte. Mehr als 4000 Leichen ließ das Heer des Kaisers und der Liga in Frankfurt an der Oder. Die Schweden hatten bis jetzo bei den Deutschen sich durch treffliche Mannszucht einen guten Namen gemacht. Auf diese Mannszucht hielt auch Gustav Adolf in der Regel mit Strenge. Noch am Anfange des Jahres 1631 war deshalb ein strenger Befehl erschienen. Die Deutschen sollten Freunde, Glaubensgenossen und Stammverwandte in den schwedischen Schlachthaufen erblicken. Vor der Erstürmung von Frankfurt an der Oder hatte sich Gustav Adolf indessen genöthiget gesehen, seinem Heere eine dreistündige Plünderung der Stadt zuzugestehen. Der Soldat begehrte gleichsam etwas für sein blutiges Gewerbe. Die Plünderung ging mit großer Unordnung, ja mit Wildheit vor sich. Der König selbst, die Offiziere mußten mit blanken Degen dem Toben der Soldaten Einhalt thun.

Nach seinem Erscheinen an den Küsten Deutschlands war er in die Nothwendigkeit gesetzt, auf rasche Vermehrung seines Heeres zu denken; es waren Viele, die bei den kaiserlich-ligistischen Schaaren gedient, in dasselbe aufgenommen worden. Die Aufnahme solcher Banden verpestete das schwedische Heer. Die Vorgänge in Frankfurt an der Oder konnten keinen günstigen Eindruck bei den Deutschen machen. Nach dem Verluste dieser Stadt fühlte Tilly, daß er dem König nicht gewachsen sei. Es standen ihm, wie er auch an Maximilian I. von Baiern schrieb, jetzo zwei Wege offen. Entweder konnte er sich nach Schlesien und in die kaiserlichen Erbstaaten überhaupt ziehen, wodurch dann diese vor einem schwedischen Anfall gesichert würden. In diesem Falle aber gab man den Schweden die Elbe frei und eröffnete ihnen den Weg mitten in das Herz

Deutschlands hinein. Es mußte gefürchtet werden, daß sich dann die protestantischen Fürsten und Stände, ledig der Furcht vor dem kaiserlich-ligistischen Heere, die jetzo noch auf ihnen lag, sich erhüben, sich mit den Schweden verbündeten. Alle Aussichten, mit denen sich der Katholicismus bis jetzt geschmeichelt, waren dann mit einemmale verloren. Tilly hielt es daher für weit besser, sich an der Elbe aufzustellen. In der That war das für ihn der weit bessere Rath. Gustav Adolf mußte ihm dorthin folgen, um die Protestanten nicht noch ganz überwältiget zu sehen, mußte also auch die kaiserlichen Lande unberührt lassen, und Kaiser und Liga hatten somit den großen Vortheil, den Krieg in Feindes Land und auf Feindes Kosten fortführen zu können. Darum wendete sich Tilly gegen Magdeburg, vor welcher Stadt er schon gestanden, ehe er an die Oder geeilt, um Gustav Adolf entgegenzutreten.

Während die größern protestantischen Fürsten, ängstlich und besorgt, sich an Schweden anzuschließen zauderten und schwiegen, hatte das kecke Magdeburg sich schon lange ausgesprochen. Die immer steigende Gefahr des Protestantismus und der politischen Freiheit hatte nicht, wie anderwärts, den Muth geschwächt, sondern ihn gestählt, ihn emporgehoben. Da kehrte der früher vertriebene Administrator des Erzstiftes, Christian Wilhelm, der in Schweden gewesen, zuerst heimlich in die Stadt zurück, trat aber bald öffentlich hervor, die Nähe schwedischer Hülfe verkündend. Mit ihm war ein schwedischer Legat in die Stadt gekommen, welcher dasselbe berichtete. Dieses geschah im Monat August 1630 wenige Wochen nach Gustav Adolfs Landung. Der Administrator, Rath und Bürgerschaft von Magdeburg sprachen sich alsbald offen für Schweden aus. Man glaubte, daß dieses sonder Gefahr geschehen könnte, weil Gustav Adolf bald an der Mittel-Elbe eintreffen



würde. Es wurden Truppen geworben und Krieg bereitet. Der Administrator verkündete mit Stolz, daß der wahre, alleinseligmachende, lutherische Glaube durch Gottes und Schwedens Hülfe in dem Reiche werde aufrecht erhalten werden. Bald wagte er sich mit seinen Truppen aus Magdeburgs Mauern heraus und besetzte mehrere benachbarte Orte, unter ihnen Halle und Mannsfeld. Während ganz Deutschland vor Kaiser und Liga darnieder liegt, will eine Stadt ihrer Macht Trotz zu bieten wagen.

Aber das schnelle Herankommen der Schweden, auf welches bei diesem Trotze gerechnet worden, trat nicht ein. Bald wurde die kleine Macht von Magdeburg wieder auf den Umkreis der eigenen Mauern beschränkt. Schon im November 1630 ward die Stadt von dem General Pappenheim eingeschlossen. Sicher war im Voraus beschlossen worden, ein furchtbares Strafgericht über Magdeburg ergehen zu lassen, wenn man die Stadt gewönne. Nur durch Schrecken und Greuel wollte man die Protestanten niederhalten. Eine furchtbare Strafe Magdeburgs, wenn es nicht durch schnelle Unterwerfung wieder Gnade erkaufe, sollte Allen ein schreckendes Beispiel sein. Tilly hatte schon selbst, ehe er an die Oder ging, vor Magdeburg gelegen. Er kehrte dorthin zurück, nachdem er an der Oder gegen Gustav Adolf keine Lorbeern hatte gewinnen können. Der Besitz Magdeburgs war jetzo von einer großen Wichtigkeit. Es war ja der Schlüssel der Mittel-Elbe. Im Monat April betreibt Tilly die Belagerung von Magdeburg mit dem größten Eifer. Auch werden die Außenwerke allmälig mit stürmender Hand genommen und die Vertheidiger auf die Stadt selbst beschränkt. Am 4. Mai bietet Tilly der Stadt eine Capitulation an: „sie könne auf Entsatz durch die Schweden nicht rechnen." In der Stadt befindet sich seit geraumer

Zeit der schwedische Oberst von Falkenberg, um die kriegerischen Operationen zu leiten. Auch hat Gustav Adolf zu mehrerenmalen Geld, das auf den Krieg verwendet werden sollte, gesendet. Die Stadt erwartete noch größere Dinge von dem König. Sie hoffte und meinte, daß sein Heer bald an der Elbe erscheinen, sie von der Belagerung erlösen würde. Indessen war, wie Tilly's Aufforderung zur Capitulation kam, die Hoffnung auf ein schnelles Herbeikommen des Königs doch schon schwächer geworden, da es sich mit demselben von einer Zeit zur andern verzögerte. Der Magistrat suchte daher Zeit zu gewinnen, wieß Tilly's Anträge nicht ganz zurück und begehrte, daß ihm gestattet werden möchte, die Vermittelung von Sachsen und Brandenburg anzurufen. Tilly möge daher den Abgeordneten, welche die Stadt aussenden wolle, freien Paß bewilligen. Hierzu erklärte sich der Feldherr Anfangs bereit, besann sich aber bald anders. Die Pässe wurden nicht in die Stadt geliefert, die Belagerung dagegen mit größtem Eifer fortgesetzt. Immer näher und näher rückten die Werke der Belagerer der Stadt. Tilly sah wohl, daß Magdeburg nur Zeit gewinnen wollte. Er mußte eilen, damit ihm die Stadt nicht durch die Schweden entrissen werde. In Magdeburg aber war nicht die Kraft und Energie, welche die Noth der Zeit begehrte. Man verließ sich darauf, daß die Schweden bald kommen müßten, man rechnete auf Sachsen, auf die andern Protestanten und meinte, daß sie die Stadt nicht würden fallen lassen.

In der That war Gustav Adolf entschlossen, Magdeburg nicht sinken zu lassen, wenn es ihm eine Möglichkeit sei. Aber eben war der Leipziger Fürstentag geschlossen worden und die bedeutendsten Fürsten und Stände der Protestanten hatten die Verbindung mit Schweden von sich gewiesen, indem sie, wie wir bereits wissen, fürchtend, daß auch Gustav Adolf



nicht allein um des Protestantismus willen nach Deutschland gekommen sei, noch einen Versuch machen wollten, sich selbstständig mit Kaiser und Liga zu versöhnen. Hierdurch war Gustav Adolf in eine eben so seltsame als schwierige Lage hineingekommen. Gekommen hauptsächlich um den Protestantismus zu retten, stand er doch ohne die Hülfe der Protestanten da, wußte selbst nicht, ob er sie als Freunde oder als Feinde zu betrachten habe. Als Feind konnten nun die protestantischen Fürsten und Stände den König freilich dann nicht betrachten, wenn sie sich ihre Lage, wie sie wirklich war, vergegenwärtigten, wenn sie sich erinnerten, welche die wahren Entwürfe des Kaisers und der Liga waren. Daran aber fehlte es eben bei Manchen. Sie schienen die wahren Entwürfe des Kaisers und der Liga noch immer nicht zu fassen. Zu diesen gehörte besonders Georg Wilhelm, der Kurfürst von Brandenburg. Mächtig und einflußreich war bei demselben der katholische Graf von Schwarzenberg. Wenn auch nicht gerade mit Absichtlichkeit, da Kaiser und Liga ihn sicher nicht in ihre geheimen Entwürfe eingeweiht, aber von seinem katholischen Standpuncte aus und nach dem stillen Wunsche seines Herzens hat Schwarzenberg dem Kurfürsten Kaiser und Liga sicher stets von der besten, die Schweden von der schwärzesten Seite dargestellt. Georg Wilhelm, der sich vor der Macht des Kaisers noch obenein sehr fürchtete, mochte sich von dem Grafen gern beweisen lassen, daß von Kaiser und Liga weniger als von den Schweden zu fürchten sei. Denn schwache Gemüther pflegen bereitwillig das anzunehmen, das zu glauben, wodurch ihnen ein kühnes und kräftiges Handeln gespart wird. Sie sind froh, wenn sie etwas haben, das sie mit dem Scheine der Wahrheit umkleiden können, das sich für eine wirkliche Wahrheit hinnehmen läßt, wenn sie damit nur sich des Handelns

entheben können. Sie fragen kaum darnach, wie lange dieser armselige Schein von Wahrheit dauern kann, wenn sie sich nur für den Augenblick das ersparen, was sie am meisten fürchten, Entschlossenheit, Kraft, Handeln, Kampf gegen die Gefahr. Sicher ist der Graf von Schwarzenberg kein Verräther seines Herrn in dem Sinne gewesen, daß er, bekannt mit des Kaisers und der Liga eigentlichen Entwürfen, in Uebereinstimmung mit diesen, mit vollständiger Absichtlichkeit auf Brandenburgs Vernichtung hingearbeitet. Aber eben so sicher und gewiß ist, daß er, weil er Katholik war und weil als solcher der Triumph des Katholicismus ihm stets vor Augen und im Herzen schwebte, immer das rieth, wodurch dieser Triumph, nicht das, wodurch der Triumph des Protestantismus herbeigeführt werden konnte. Solchen Rathschlägen folgend hat Georg Wilhelm bis jetzo beinahe feindlich dem Schweden entgegengestanden.

Gustav Adolf nun wendete sich, nachdem Frankfurt an der Oder in seine Gewalt gefallen und Tilly gen Magdeburg abgezogen war, in das Herz der kurbrandenburgischen Staaten hinein gegen Berlin. Seine Absicht war, Magdeburg zu entsetzen, aber er glaubte nicht, so weit vorgehen zu können, wenn er nicht Kurbrandenburgs und Kursachsens sicher sei. Schon war von Georg Wilhelm früher begehrt worden, daß er seine Festungen Küstrin und Spandau den Schweden einräume, aber er hatte es abgeschlagen. Am 14. Mai standen die Schweden um Berlin herumgelagert. Noch immer zögerte der Kurfürst auch nur die kleine Forderung zu erfüllen, welche Gustav Adolf an ihn stellte. Der König äußerte an diesem Tage zu Johann Albrecht, Herzog von Mecklenburg: „Meine Reise gehet auf Magdeburg zu, um selbiges zu entsetzen, nicht mir, sondern den Evangelischen zum Besten. Will mir niemand beistehen, so ziehe ich mich stracks nach Schweden zurück und schließe mit dem Kaiser einen Tractat, den er mir schon bewilligen soll. Sehet denn zu, wie es euch ergehen wird." Sein Entschluß ist also, Magdeburg zu entsetzen und es läßt sich gewiß in die Treue und Aufrichtigkeit seiner Aeußerungen kein Zweifel setzen.



Erst spät am Abend willigt Georg Wilhelm mehr gezwungen als freiwillig ein, daß Spandau den Schweden eingeräumt werden soll. Es ist dabei noch die Bedingung gesetzt, daß die Festung sogleich zurückgegeben werden soll, wenn Magdeburg entsetzt ist. Am folgenden Tage ziehen die Schweden weiter nach Spandau, wieder am folgenden ist Gustav Adolf in Potsdam. Die kaiserlichen Besatzungen, die noch hin und wieder in den Städten gelegen haben, ziehen sich auf Magdeburg zurück. Am 16. Mai ist es, daß Gustav Adolf sich in Potsdam befindet. Nur wenige Meilen trennen ihn noch von Magdeburg. Man erwartet, daß er dahin aufbrechen wird. Aber es geschieht nicht. Gustav Adolf läßt an diesem Tage eine Botschaft an den Kurfürsten von Sachsen abgehen. Er begehrt, daß ihm Wittenberg eingeräumt werde. Darauf läuft eine abschlägliche Antwort ein: „Die Devotion gegen Kaiser und Reich gestatte es nicht." Noch immer zählt Sachsen darauf, daß die friedliche Ausgleichung mit den Katholischen werde zu Stande kommen. Diese Hoffnung beruhete freilich auf einer ungeheuren Täuschung, es war freilich eine Meinung, die nicht hätte vorhanden sein sollen.

Unterdessen geschah die furchtbare Eroberung von Magdeburg. Am 18. Mai forderte Tilly die Stadt noch einmal auf. Des folgenden Tages befand sich Tilly's Trompeter in der Stadt und erlangte keine Antwort. Die Belagerer stellten Nachmittags, den 19. Mai, das Schießen aus ihrem Geschütz

ein, ja sie fingen an das Geschütz von einigen Puncten abzuführen. Mehrere andere Bewegungen gingen in dem kaiserlich-ligistischen Lager vor sich, aus denen die Belagerten schlossen, daß die Schweden ganz in der Nähe sein möchten, Tilly die Belagerung aufzuheben gedenke. Es ward beschlossen, den Trompeter nächsten Morgen zurückzusenden und diese Nacht noch gute Wacht zu halten. Die Nacht ging ruhig vorüber. Mit dem Anbruche des Morgens hielt man alle Gefahr vorüber, die Bürger begaben sich nach Hause, der Ruhe zu pflegen, die Bewachung der Wälle blieb den ebenfalls ermatteten Soldtruppen überlassen. Von Allem, was in der Stadt geschah, empfing Tilly durch Verräther immer genaue Kunde. Es ist bewiesen, daß niederträchtige Verrätherei einen guten Antheil an Magdeburgs Jammer gehabt hat. In der Nacht hatte Tilly Alles zum Sturme rüsten lassen. Um 7 Uhr Morgens am 20. Mai 1631 ließ er den Sturm auf den Puncten, die ihm von den Verräthern als die schwächsten bezeichnet worden, beginnen. Pappenheim stürmte zuerst in die Stadt hinein, bald folgten ihm die anderen Feldhauptleute mit ihren Schaaren. Die Wachten auf den Wällen sind leicht übermannt. Die Bürger stürzen auf die Straßen zum Kampf. Man versucht die Eingedrungenen zurückzutreiben. Aber Ordnung und Zusammenhang sind in diesem Kampfe nicht. Das Schrecken, der plötzliche und unerwartete Einbruch des Feindes macht sie unmöglich. Die vereinzelt Kämpfenden werden niedergeworfen. Der Obrist von Falkenberg wird gleich am Anfange erschossen, der Administrator gefangen genommen, wodurch die Verwirrung noch größer werden mußte. Etwa zwei Stunden scheint der Kampf in den Straßen gedauert zu haben. Gegen zehn Uhr sind die Kaiserlichen und die Ligisten vollkommen Meister der Stadt.



Nun begann drei Tage lang ein Rasen und Toben dieser wilden Soldateska in dem unglücklichen Magdeburg, das keine Beschreibung furchtbar und entsetzlich genug zu schildern vermöchte. Und doch braucht man diese Greuel, von denen sich das Gemüth abwendet, kaum noch im Einzelnen zu schildern. Ist es doch schon genug, wenn man sagt, es waren die alten wallensteinschen und ligistischen Banden und sie sind in Magdeburg wie sie immer sind. Sie sind es in Magdeburg nur einmal in einem etwas erhöhten Grade. Sie wütheten mit Plünderung, Raub, Mord und Brand nicht wie wilde, verbrecherische Menschen, sondern wie rasend gewordene Bestien, denen Greuel und Verbrechen zur Natur geworden sind. Weiber, Jungfrauen, Kinder schänden sie bis auf den Tod, lebendige Kinder stürzen sie in die Flammen der brennenden Häuser, tigermäßige Wuth üben sie an jeden, der ihnen aufstößt, selbst an den Verräthern, die ihnen Magdeburg überliefert. Erst am 24. Mai ritt Tilly in die Stadt ein und gebot, ein Ende mit dem Morde und dem Raube zu machen. Sechstausend Leichen mußten in die Elbe geworfen werden. Der größte Theil der Stadt lag in Trümmern und Schutt darnieder, denn die Kannibalen hatten bei Raub und Mord es auch an dem Brande nicht fehlen lassen. Von diesem Tage an ward Tilly von dem Glücke, das bis jetzt ihn begleitet, verlassen. Die Geister der unschuldig Ermordeten schienen rächend den Sieg von seinen Fahnen hinweg, ihn selbst dem Verderben und einem schmerzensvollen Tode entgegenzutreiben. Nicht ungestraft besudelt der Mensch seine Hand mit Blut und Verbrechen. Die Strafe geht oftmals schon in diesem Leben auf dem Fuße nach. Es weicht von dem Verbrecher bald das äußere, bald das innerliche Glück; bald weichen sie beide zugleich.

Der Fall Magdeburgs, die namenlosen Greuel, die abermals von dem kaiserlich-ligistischen Heere in Magdeburg, und in einem höheren Grade als jemals früher, verübt worden sind, erfüllen das protestantische Deutschland mit Angst und Schrecken. Welch einem furchtbaren, vernichtungssüchtigen Feind stehet man doch entgegen! Man kann es sich nicht bergen, daß die Verhältnisse jüngst wieder eine für die Protestanten ungünstige Wendung genommen. Kaiser und Liga haben sich wieder ausgesöhnt, wenigstens öffentlich und anscheinend ausgesöhnt, wenn auch Maximilian I. von Baiern durch das Bündniß, welches er eben mit Frankreich geschlossen, zu beweisen scheinet, daß ein volles Vertrauen, der Kaiser werde auf alle seine früheren Entwürfe nicht wieder zurückkommen, in ihm keinesweges eingetreten. Der Kaiser hat ferner sein italienisches Heer unter Fürstenberg wieder nach Deutschland ziehen können, in den kaiserlichen Landen werden, besonders seit dem Leipziger Fürsten-Tage, mit stürmischer Eile neue und große Rüstungen betrieben. Kaum ist es noch möglich, sich über die Entschlüsse Ferdinands II. zu täuschen. Es soll der Protestantismus vernichtet werden, wie viel das immer Jammer, Thränen und Blut kosten müsse. Durch alle Bedenklichkeiten, durch alle Zweifel hindurch muß sich nun bald die Ueberzeugung Platz machen, daß man sich an die Schweden anschließen, daß ein allgemeines Erheben der Protestanten eintreten müsse, daß man nicht fragen dürfe, was nun wieder hieraus hervorgehen könne, da es zunächst darauf ankomme den Untergang, der vor der Thür stehe, abzuwehren. Die Blutscenen von Magdeburg waren es, welche den Protestanten diese Meinung, diese Ueberzeugung aufzwingen mußten.

Gustav Adolf aber, wie er die Greuel gehört, mit denen das kaiserlich-ligistische Heer sich zu Magdeburg besudelt, schwur



das blutig zu strafen, an Tilly und seinem Heere zu strafen. Er wollte nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, nicht durch Mord an Unschuldigen und Wehrlosen den Mord rächen, welcher an Unschuldigen und Wehrlosen verübt worden. Nur in offener Feldschlacht, mit dem geraden und ehrlichen Schwerte, gedachte er die Mörder zu züchtigen und zu strafen. Der König meinte, daß es nothwendig sei, sich vor dem protestantischen Europa darüber zu rechtfertigen, daß er Magdeburg, obwohl in der Nähe mit einem Theile seines Heeres stehend, doch nicht entsetzt. Er ließ deshalb eine offene Vertheidigungs-Schrift ausgehen. Sein Heer, wird in derselben gesagt, sei durch den Winter-Feldzug auf das Aeußerste erschöpft worden Es würde daher für ihn, bei der Stärke des kaiserlich-ligistischen Heeres, immer ein gewagtes Unternehmen unter allen Verhältnissen geblieben sein, wenn er bis Magdeburg vorgehen und Tilly vor der Stadt habe angreifen wollen. Unabweisbar nothwendig sei aber dazu gewesen, daß ihm von Kur-Sachsen die Anforderungen, die er an dasselbe gestellt, auf der Stelle bewilliget worden. Proviant, Munition und den freien Ueberzug über den Elbstrom habe er von Kur-Sachsen begehrt und begehren müssen. Auf diese Anforderungen sei ihm abschlägliche Antwort gegeben worden und so habe er sich in die Unmöglichkeit, der Stadt zu Hülfe zu kommen, gesetzt gesehen. Er habe nun nicht gewußt, ob er Kur-Brandenburg und Kur-Sachsen als Feinde oder als Freunde anzusehen habe; in solcher Lage der Dinge habe es für ihn außer dem Bereiche der Möglichkeit gelegen, über die Elbe zu gehen. So weit die Vertheidigungs-Schrift des Königs. Es ist kein Grund vorhanden anzunehmen, daß, was von Gustav Adolf hier gesagt wird, nicht auf voller Wahrheit beruhe. Es war sein fester Entschluß, Magdeburg zu retten, wenn er es, ohne sich

selbst in Gefahr zu begeben, könne. Und er hätte sich in Gefahr begeben, wenn er, ohne mit Brandenburg und Sachsen Bündniß gewonnen zu haben, über die Elbe gegangen. Wenn nun, während er über den Strom gezogen, Sachsen und Brandenburg gezwungen wurden, ihre Truppen mit des Kaisers Macht zu vereinigen! Was sollte das Schicksal der Schweden, die dann im Herzen Deutschlands rings von Feinden umgeben standen, sein?

Das Benehmen des Kurfürsten erklärt sich dabei aus dem unglücklichen Irrthume, aus dem er noch immer nicht herauskommen kann, daß Kaiser und Liga ihre Hand zu einer friedlichen Ausgleichung, da die Protestanten so billige Bedingungen vorgeschlagen und da dem Reiche so große Gefahr drohe, wenn es nicht geschehe, nun nicht länger verweigern würden. Gerade zur Zeit des Falles von Magdeburg hat der Kurfürst abermals einen beweglichen Brief an den Kaiser geschrieben, auch an des Kaisers Sohn, Ferdinand, den König von Ungarn, sich gewendet: „auch er möge mit dafür Sorge tragen, daß das matte und sinkende Reich vor endlichem Untergang gerettet, Fürsten und Stände in ihrer Ehre erhalten, ein allgemeiner Friede geschlossen werde. Hierdurch würde der König-Erzherzog sich großes Lob bei Gott und Menschen verdienen."

Es konnte kaum etwas Unbegründeteres geben als die Hoffnung Johann Georgs I. Aber sie war nun einmal da und sie erklärt sein Betragen. Im Uebrigen konnte weder Gustav Adolf noch Johann Georg I. voraussehen, daß Magdeburg fallen würde. Sie hofften beide, daß sich die Stadt halten werde und vielleicht hätte sie sich auch gehalten, wenn nicht elender Verrath mit die Hand im Spiele gehabt. Daß so blutige, so ungeheure Greuel bei Eroberung der Stadt würden verübt werden, konnten sie ebenfalls beide nicht vor-



auswissen. Es würde wohl jeder auf seiner Seite, Gustav Adolf wie Johann Georg I., anders gehandelt haben als sie thaten, wenn sie die Zukunft vorausgesehen. Dem Kurfürsten von Sachsen gingen indessen nicht lange nach dem Falle von Magdeburg allmälig die Augen auf. Tilly weilte nur kurze Zeit in Magdeburg, unermüdlich weiterstrebend auf der Bahn, die ihm von Kaiser und Liga vorgezeichnet worden. Diese hofften fortgehen zu können auf derselben. Ziemlich laut und ungescheut ward nach dem Falle Magdeburgs verkündet, daß es allen Theilnehmern des Leipziger Tages, die es wagen würden sich zu bewaffnen, gehen sollte wie es Magdeburg ergangen sei.

Für den König von Schweden aber war keine Zeit zu verlieren. Er mußte nun entweder sein ganzes Unternehmen schimpflich aufgeben und nach Schweden zurückkehren, oder die protestantischen Fürsten und Stände, wenn sie, entweder in Angst oder in grausame Selbsttäuschung gebannt, es freiwillig nicht wollten, zu dem schwedischen Bündniß nöthigen. Auf Georg Wilhelm von Brandenburg scheint nach dem Falle Magdeburgs ein unendliches Schrecken gefallen zu sein. Er meinet, die Rettung vor gleichem, furchtbaren Schicksal sei für ihn und sein Land darin zu finden, daß man sich wehr-, waffen- und willenlos dem Kaiser und der Liga entgegenstelle. Sie war, diese Rettung, sicher darin nicht zu finden. Kaiser und Liga drangen nur deshalb auf Wehr- und Waffenlosigkeit der Protestanten, um das Verschlingen derselben leichter und bequemer zu haben. Doch waren die Schwarzenbergschen Rathschläge immer so gewesen und nunmehr kam die Angst bei dem Kurfürsten dazu. Er wollte sich nun ganz von dem Schweden wieder trennen und begehrte deshalb seine Festung Spandau zurück. Gustav Adolf ließ sie auch am 18. Juni

wieder räumen, um das gegebene Wort nicht zu verletzen. Denn Spandau war ihm nur bis zum Entsatz Magdeburgs eingeräumt worden, von der nun keine Rede mehr sein konnte. Aber gleich darauf erschien der König mit Heer und Kanonen vor Berlin, entschlossen das Bündniß zu erzwingen, dem schwarzenbergschen Einfluß ein Ende zu machen, den Kurfürsten seiner Angst mit Gewalt zu entreißen. Nun ward, und erst nach hartem Widerstreben George Wilhelms, am 21. Juni 1631 das Bündniß mit Schweden abgeschlossen. Spandau und Küstrin sollten den Schweden eingeräumt und 30,000 Thaler monatliche Subsidie von Brandenburg gezahlt werden. Mit diesem Tractate war Brandenburg in den Krieg als Schwedens Bundesgenosse eingetreten und der Graf von Schwarzenberg wird nun wenigstens aus den unmittelbaren Umgebungen des Kurfürsten entfernt.

Georg Wilhelm schreibt nach dem Abschlusse dieses Bündnisses noch einen Brief an den Kaiser. Allerdings lautet derselbe in vielen Puncten noch demüthig genug, doch werden Ferdinand II. auch einige bittere Wahrheiten gesagt. „Weltbekannt sei, so weltbekannt, daß es nicht noch erst weitläufig bewiesen zu werden brauche, daß alle Reichs-Gesetze und alle Reichs-Freiheit vernichtet worden. Nicht von den katholischen Ständen allein, sondern auch von den protestantischen sei Ferdinand gewählt worden nicht als Herr, sondern als Haupt und Beschützer aller Stände des Reiches und beider Religionen, und das sei es, wozu sich der Kaiser in seiner Wahl-Capitulation auf das heiligste verpflichtet, das sei es zugleich, was gänzlich übersehen und vergessen worden."

Als das Bündniß mit Brandenburg gewonnen worden, wendet sich Gustav Adolf nach Pommern zurück, wo noch die Stadt Greifswalde in den Händen der Kaiserlichen ist, die



nun auch bald genommen wird. Der König will nichts Unsicheres in seinem Rücken lassen. Zwei andere Dinge aber von größerer Wichtigkeit führen ihn auch nach Pommern zurück. Es ist eine Gesandtschaft des Zaren Feodor von Moscau in Stettin eingetroffen. Schon vor dem Aufbruche des Königs nach Deutschland hat der mächtige Zar Bund und Freundschaft bieten lassen. Die Umgriffe des jesuitischen Katholicismus können dem Zaren nicht gleichgültig sein. Auch Rußland ist in seinem alten Glauben von Polen her von demselben bedroht. Rußland muß in den Protestanten, in so weit auch sie gegen diesen Feind Rußlands stehen, natürliche Bundesgenossen erblicken. Also ist die moscowitische Gesandtschaft eine freundliche. Der Zar bietet Geld und Truppen. Es soll nun auch wirklich ein Tractat mit Moscau geschlossen worden sein. Wenn Gustav Adolf eine Hülfe begehren wird, so soll sie von dem Zaren geleistet werden. Sicher wollte der König diese Hülfe nur im Falle der allerdringendsten Noth nehmen. Zweitens will Gustav Adolf von Pommern aus ernstlich Hand an die Befreiung Mecklenburgs legen. Ein Theil des schwedischen Heeres wird dazu bestimmt. Die Herzöge haben auch Truppen geworben. Im Monat Juli sind die Herzöge wieder Meister des größten Theiles ihres Erbes. Sie können ihren Sitz wieder in Güstrow aufschlagen, freudig von ihren Treuen willkommen geheißen. So endet Wallensteins, des frechen Emporkömmlings, Herrschaft über das geraubte Land.

Als sich Gustav Adolf nach dem Falle von Magdeburg wieder rückwärts gewendet hatte, war es ihm darum zu thun gewesen, sich den Rücken völlig zu decken. Dieses ward erreicht, indem nun das kaiserlich-ligistische Heer aus Mecklenburg wie aus Pommern verschwand. Nicht anders als stets

mit der größten Vorsicht durfte der König handeln, denn nicht einmal Dänemarks war er vollkommen sicher. Die Schweden wollten damals bemerken, daß feindliche Rüstungen von Dänemark geschähen. Indessen ist kaum zu glauben, daß Christian IV. durch die alte, nationale Eifersucht sich in dem Grade würde haben verblenden lassen, daß er jetzo gegen Schweden und damit gewissermaßen für den Kaiser, der noch vor kurzem auf die Zerstörung seines Reiches gedacht, aufgetreten. Vorsicht indessen erheischte die zweideutige Stellung, in der Dänemark sich hielt, auf jeden Fall. Und wie unsicher war nicht Gustav Adolfs Lage überhaupt, er mochte sehen nach welcher Seite er wollte. Es war daher gut, daß bald neue Hülfe aus Schweden kam. Im Monat August kam die Königin mit 8000 Mann frischer Truppen nach Deutschland. Schweden hatte sie aufgebracht, obwohl man sich in der größten Noth, in dem größten Mangel befand. In allen seinen Briefen klagt Gustav Adolf über den bittern Geldmangel, der ihn drückt. Er kann aus der Heimath nichts erhalten, die Truppen können nicht ordentlich besoldet werden und die alte strenge Disciplin eines schwedischen Heeres ist daher auch nicht mehr aufrecht zu erhalten. In derselben Zeit, wo die Königin kommt, treffen auch unter dem Obristen Hamilton 6000 Engländer und Schotten bei dem König ein. Weiter mag sich König Karl I. von England um den Gang der Dinge in Deutschland kaum kümmern. Er ist zu sehr mit seinen eigenen auf England selbst gerichteten Entwürfen beschäftiget. Hier will er die Freiheiten des Parlaments zerstören und uneingeschränkte Königs-Gewalt an ihre Stelle setzen. Im Monat Juli ist zwar auch noch ein Botschafter Karls I. von England an des Kaisers Hof erschienen, um die Restitution Friedrichs V. in die Pfalz in sein rechtmäßiges Erbe und



Eigenthum zu begehren. Aber, wie gewöhnlich, läßt sich England mit holen Worten und Redens-Arten abspeisen.

Gustav Adolf aber wird bald wieder an der Elbe auftreten müssen, denn Kaiser Ferdinand ist nicht gesonnen, nachdem er nun der Liga das schwere Opfer gebracht, seine Entwürfe auf politische Größe wenigstens vor der Hand fallen zu lassen, auch noch die Entwürfe gegen den Protestantismus aufzugeben. Die Ligisten sind das eben so wenig gemeint. Der Kurfürst von Sachsen ist unermüdlich in seinen Schreiben an ihre Häupter, an Baiern, Mainz, Köln und Trier. „Sie möchten das Reich vom Untergange retten, sie möchten die Hände zum Abschlusse eines billigen Friedens bieten und auch den Kaiser dazu bewegen." Die Ligisten haben im Mai einen Bundestag zu Dünkelspül. Nicht das Mindeste geschieht von ihnen für den Frieden, für eine billige Aussöhnung mit den Protestanten. Nur für Ferdinand II., für den Krieg, sind sie wieder eifrig. Der Fall von Magdeburg, der sie mit Jubel und Freude, mit stolzen Erwartungen erfüllt, hat ihnen den Muth gegeben, im Juni einen stolzen Brief an Sachsen und Brandenburg zu schreiben. Was die Drangsale des Krieges anlange, die Bedrückungen, welche das kaiserliche Heer sich erlaube, so müßten sie in Geduld und Demuth getragen werden. Eben hatten sie selbst über diese Drangsale auf das bitterste geklagt und es dem Kaiser klar und unzweideutig gesagt, daß sie es nicht länger dulden würden, daß er das Reich ruinire und wenn es darüber bis zum Aeußersten kommen sollte. Nun aber, da es scheint, daß Ferdinand II. seine politischen Entwürfe, so weit sie gegen die Ligisten selbst gerichtet werden konnten, hat fallen lassen, da zu hoffen ist, daß Greuel und Verwüstung nur noch auf den protestantischen Theil des Reiches treffen werden, nun meinen die Ligisten, daß Alles in

Geduld und Demuth getragen werden müsse. Weiter begehren sie von den Protestanten, daß sie alle Rüstungen, die gegen den Kaiser und gegen sie gerichtet, einstellen, sich mit Schweden nicht allein nicht verbinden, sondern als getreue und gehorsame Glieder des Reiches sich selbst gegen die Schweden erheben sollten.

Die Protestanten, das ist der eigentliche Inhalt dieses Begehrens, sollen noch mit helfen, den Einzigen, von dem sie jetzo Rettung erwarten konnten, den König von Schweden aus Deutschland hinauszutreiben, damit Kaiser und Liga dann über sie herfallen und mit ihnen verfahren könnten, wie sie wollten. So eifrig wünschte Johann Georg I. von Sachsen Frieden in dem Reiche, Versöhnung unter den Deutschen selbst, daß, wenn Ferdinand II. und die Liga auf ihrem alten Wege fortgegangen, sie leicht einen vollständigen Triumph für den Katholicismus in dem deutschen Reiche hätten gewinnen können. Es kam jetzo darauf an, wieder so zu verfahren, wie nach dem Ausbruche der böhmischen Revolution verfahren worden. Es mußten gute Worte geredet, es mußte den Protestanten ein Versprechen gegeben werden. Das waren die alten Wege, die Wege, die sonst gegangen. Vielleicht hätten die Protestanten, obwohl schon öfterer auf das bitterste getäuscht, sich doch noch einmal täuschen lassen. Aber Ferdinand II. und die Liga waren vollständig verblendet. Sie wähnten stark genug zu sein, um Alles mit Gewalt niederschlagen, einer solchen Täuschung sich entheben zu können.

Daher fügten sie in dem Schreiben an Sachsen und Brandenburg drittens hinzu, daß das Restitutionsedict gehalten und ausgeführt werden müsse, auch ein neuer Religions-Friede nicht beschworen und geschlossen werden könne. Damit sagten sie den Protestanten ziemlich unzweideutig, daß es auf ihre



Vernichtung abgesehen sei. Versprechungen, wie sie früher gegeben und nicht gehalten worden, daß dieses geschehen und jenes nicht geschehen sollte, ein mildes Benehmen, ein augenblickliches Zurückgehen auf die Reichs-Gesetze und Reichs-Ordnungen würde auf die Protestanten und besonders auf Johann Georg I. von Sachsen den größten Eindruck gemacht haben. Er hätte sich dann mit den Schweden nicht verbündet; viele protestantische Fürsten und Stände würden seinem Beispiel gefolgt sein und Ferdinand II. und die Liga hätten Zeit gewonnen, die Schweden, die ohne deutsche Bundesgenossenschaft sich lange im Reiche zu halten nicht im Stande, hinauszutreiben. Dann hätten die gethanen Versprechungen umgangen und zurückgenommen, das alte Werk mit neuer Kraft wieder hervorgesucht werden können. Und schwerlich wäre dann Gustav Adolf zum zweitenmale nach Deutschland gekommen.

Aber sie waren verblendet, sie begriffen die Lage der Dinge nicht und meinten, daß die Protestanten, von Angst und Schrecken gebeugt, weil sie an Magdeburg gesehen, wie man zu strafen, wie man sich zu rächen verstehe, wenn Jemand sich zu erheben wage, sich doch den Schweden nicht in die Arme werfen würden, obwohl man ihnen die baldige Vernichtung klar und unzweideutig drohe. Und ist dieses nur der Fall, ruhen und rasten die Protestanten nur, so ist wohl Kraft genug vorhanden, die Schweden wieder in ihren hohen Norden zurückzutreiben. Dann soll die jetzt gedrohte Vernichtung wirklich auf die Protestanten fallen. So ist die Rechnung der Ligisten und Ferdinand II. Es schien ihnen jetzo besonders darauf anzukommen, daß die protestantischen Fürsten und Stände wehr- und waffenlos gemacht würden. Der Kaiser that hierfür, was in seiner Macht stand. Nach allen Seiten hin flogen seine Ermahnungs- und Drohungs-Schreiben:

„sie sollten ruhig sein, Wehr und Waffen niederlegen, Kaiser und Reich gehorsamen". Nicht allein an die Fürsten selbst, auch an ihre Unterthanen, an ihren Adel, an ihre Städte wendet sich der Kaiser und fordert sie zum Ungehorsam, ja zur Rebellion gegen ihre Landesherrn auf. „Sie sollen nichts geben, nichts zahlen, nichts thun, wenn die Fürsten waffnen, wenn sie sich in Vertheidigungsstand setzen wollen". Keine Kunst, um Verwirrung unter den Protestanten anzustiften, wird gespart. Die alten Namen „Kaiser und Reich" sollen die Menschen irren und täuschen. Die Kriegs-Rüstungen in den Erbstaaten Ferdinands II. werden ebenfalls mit allem Eifer fortbetrieben. Die Jesuiten, die über die Magdeburger Greuel ein großes Freudengeschrei erhoben, strengen sich an und geben reichlich Geld. Es muß ja hundertfältige Zinsen tragen, wenn der Sieg gewonnen wird.

Kaiser Ferdinand II. ist voll großer Hoffnungen. Bereits im Frühling des Jahres ist das Heer, welches in Italien gestanden, unter Egon von Fürstenberg wieder im südlichen Deutschland aufgetreten. Würtemberg, Ulm, die Stände in Franken sind gezwungen worden, dem Leipziger Bunde zu entsagen, von ihren Werbungen abzustehen und kaiserliche Truppen aufzunehmen. So, indem er einen protestantischen Stand nach dem andern zwinge, sich wehr- und waffenlos zu machen, will der Kaiser die Absicht, die Johann Georg I. durch den Leipziger Fürstentag zu erkennen gegeben, stören und zu nichte machen. Es sollen die Protestanten nicht im Stande sein, ihrem Wunsche nach Frieden und Versöhnung mit den Waffen in der Hand Nachdruck zu geben; frei und ungehindert soll der Sturm der Vernichtung über Deutschland brausen können. Das Heer Fürstenbergs zieht heran sich mit dem Tillyschen zu vereinigen



Tilly selbst hat nicht lange in Magdeburg geweilt. Gleich nach dem Falle dieser Stadt fordert er den Kurfürsten von Sachsen mit drohenden Worten auf, zu entwaffnen, findet es aber, da die begehrte Entwaffnung nicht erfolgt, noch nicht an der Zeit, den mächtigen Kurfürsten, den er für eine bessere Gelegenheit aufsparen will, jetzo anzugreifen und wendet sich zuerst nach Thüringen. An der Elbe läßt er mit einem Theile seines Heeres Papenheim zurück. Aber mit dem Falle von Magdeburg hat nicht allein das alte Glück, sondern auch das alte Geschick Tilly verlassen. Statt sich nach Thüringen zu wenden, mußte er Gustav Adolf nach Pommern und Mecklenburg folgen. Dadurch wären die Schweden wieder aus dem Herzen des Reiches gedrängt, ihre Verbindung mit den Protestanten erschwert, vielleicht selbst zur Unmöglichkeit gemacht worden. Tilly that diese falsche Bewegung, weil er vernommen, daß die Herzöge Wilhelm und Bernhard von Weimar, so wie Wilhelm von Hessen-Cassel stark gerüstet hätten und auf dem Puncte ständen, ein Bündniß mit Schweden abzuschließen. Mit Feuer, Mord und Brand ward in gewöhnlicher Weise Thüringen heimgesucht. Wilhelm von Sachsen-Weimar sah sich genöthiget nach Leipzig zu flüchten. Darauf wendet Tilly sich nach Hessen zu. Von Mühlhausen aus läßt er in dem stolzesten und übermüthigsten Tone den Landgrafen Wilhelm auffordern, seine gesammelten Schaaren abzudanken, in sein Land und in seine Residenz kaiserliche Besatzung aufzunehmen, für die Ernährung des kaiserlichen Heeres Rath zu schaffen. Wilhelm von Hessen-Cassel antwortete, daß er seine Krieger zu nothwendig selbst brauche, um sie entlassen zu können, daß er sein Land und seine Residenz Niemandem einräumen werde, da sie Niemandem als ihm gehöre und daß Tilly, wenn er für die Seinen Proviant brauche,

denselben von denen, die ihn gedungen, in München etwa, holen möge. Tilly war eben im Begriff, nun auch über Hessen Feuer, Brand und Mord zu ergießen, als böse Nachrichten von der Elbe ihn nöthigen, an andere Dinge zu denken.

Nur durch die Verblendung, welche nicht selten Menschen, die ihre Hand mit Blut und Verbrechen befleckt, zu überfallen pflegt, nur durch diese Verblendung, die das Böse nöthiget, verkehrte Maßregeln zu ergreifen und sich dadurch selbst den Untergang zu bereiten, wird Tilly's Benehmen nach dem Falle von Magdeburg erklärlich. Statt, wie auch der feurige Papenheim stets räth, den Eindruck der Katastrophe Magdeburgs zu benutzen, statt den Schweden zu folgen und die Waffen wieder hinauf bis in den hohen Norden Deutschlands zu tragen, hat er seine Zeit in nutzlosen Unternehmungen vergeudet und dem Könige von Schweden Zeit gelassen, seinen Rücken zu sichern. Gustav Adolf war am Anfange des Monats Juli wieder an der Elbe eingetroffen und der hart bedrängte Papenheim mußte nun Tilly'n zu eiliger Hülfe entbieten. Da mußte dieser die hessische Beute, die er schon gefaßt zu haben glaubte, wieder fahren lassen. Er eilte über die Elbe und glaubte an der Spitze von 26,000 Mann den König, der in diesem Augenblicke nur etwa 12,000 Krieger um sich hatte, mit Erfolg angreifen zu können. Die Schweden standen in und bei der Stadt Werben, am Einflusse der Havel in die Elbe, in guten Verschanzungen. Tilly hatte sich Verräther in der Stadt erkauft, welche die schwedischen Kanonen vernageln sollten. In der Hoffnung, daß es geschehen wäre, griffen die kaiserlich-ligistischen Scharen am 6. Aug. 1631 die schwedischen Verschanzungen mit dem größten Ungestüm an. Die Schweden ließen sie nahe genug herankommen, damit sie die volle Lage der Kanonen empfingen.



Der Verrath war von Gustav Adolf entdeckt und vereitelt worden. Das entsetzliche und unerwartete Feuer, welches den Stürmenden entgegendonnerte, brachte große Verwirrung in ihre Reihen. Rasch fuhr die schwedische Reiterei nun aus den Schanzen, aus der Stadt heraus und brach furchtbar in die gelößten Reihen der Feinde ein. Ein glänzender Sieg ward erfochten. Sechstausend feindliche Leichen ruheten auf dem Schlachtfelde. Bei diesem harten Strauße wand Bernhard von Sachsen-Weimar mit großer Auszeichnung und ritterlicher Kühnheit fechtend, die ersten Siegeslorbeern um seine Stirn. Gustav Adolf erhub ihn zum Obersten des Leibregiments zu Pferde. Bernhard hat auch damals schon Aussichten auf die beiden Bisthümer Bamberg und Würzburg empfangen. Sie sollen für ihn in ein weltliches Fürstenthum umgewandelt werden. Man sieht, Gustav Adolf hat doch eine nicht unbedeutende Umgestaltung mit dem Reiche vor, eine Umgestaltung, die zu dessen großen Vortheil ausschlagen mußte. Die Bischofs-Fürsten sollen entfernt werden. Waren sie entfernt, stürzte eine Hauptsäule des Katholicismus in Deutschland zusammen.

Nach diesem Ereigniß zog sich Tilly zwar nach Tangermünde zurück, blieb jedoch auch so noch im Angesichte des Königs stehen, den er vergebens zu einer offenen Feldschlacht zu bewegen suchte. Gustav Adolfs Streitkräfte waren in diesem Augenblicke zu schwach, als daß er eine offene Feldschlacht hätte wagen mögen. Auch versuchte Tilly noch einmal vergebens die schwedischen Verschanzungen mit stürmender Hand zu nehmen. So standen die Sachen bis in die Mitte des Augusts 1631.

Unterdessen rückte Egon von Fürstenberg in dem Lande Fulda ein. Die Ligisten hatten eine neue Anstrengung gemacht

und zehn neue Regimenter aufgestellt, die sich mit bei diesem Heere befanden. Fürstenberg bedrohete die Landgrafschaft Hessen-Cassel mit einem Einbruch. Hierdurch hatte sich Landgraf Wilhelm nicht abhalten lassen in das königliche Lager von Werben zu kommen. Klar erkennend, daß es für protestantische Fürsten und Stände keine andere Rettung vor unzweideutiger Gefahr des Unterganges gäbe, als mit Schweden die Waffen gegen die Katholischen zu erheben, schloß er am 12. Aug. 1631 ein Bündniß mit Gustav Adolf ab. Der Landgraf stellte seine Streitkräfte unter die oberste Leitung des Königs und gelobte alle Feinde des Königs auch als die seinigen, alle Freunde desselben auch als die seinigen zu achten und keinen Frieden ohne den König zu schließen. Wenn hessische Städte und Festungen den Schweden eingeräumt werden, so haben diese dann auch dem Landgrafen einen Eid zu schwören und sie müssen, so wie die Nothwendigkeit vorüber ist, dem Landesfürsten zurückgegeben werden. Der König dagegen nimmt den Landgrafen in seinen Schutz, gelobt ihn gegen jedermann zu schirmen und verspricht ebenfalls, keinen Frieden zu schließen, in welchen derselbe nicht eingeschlossen sei. Die meisten Bündnisse, welche Gustav Adolf später mit protestantischen Fürsten und Ständen abgeschlossen, lauten in derselben Weise. Absichtlich wird der eigentliche Zweck des Bündnisses nicht erörtert. Denn wie weit man gegen Ferdinand II., gegen die Katholischen, aufschreiten wird, das hängt ja von der Gunst der Verhältnisse und von dem Glücke ab, welches die Waffen begleiten wird.

Nach dem Abschlusse dieses Bündnisses begab sich der Landgraf von Hessen-Cassel zunächst nach Kursachsen, Bernhard von Weimar aber eilte in die Stadt Cassel, die von dem Fürstenbergschen Heere bedroht war. Fürstenbergs Heer greift



nun auch Cassel an, richtet indessen nichts aus. Tilly schien in der Verblendung, welche mit ihm besonders Kaiser Ferdinand II. getheilt zu haben scheint, sich beinahe darüber zu freuen, daß Wilhelm von Hessen-Cassel sich mit den Schweden verbündet. Man mußte ja einen Vorwand haben, die protestantischen Fürsten für abgesetzt zu erklären. Tilly hat kaum von dem Bündniß gehört, als er am 19. Aug. 1631 eine Erklärung an die Hessen erläßt. „Sie sollten ihren Landgrafen, weil er sich mit den Feinden des Kaisers verbündet, nicht mehr als ihren Fürsten betrachten, sondern sich unter unmittelbaren kaiserlichen Schutz und Gehorsam begeben, und erwarten, wie über sie weiter würde entschieden werden." Man suchte Veranlassungen, um einen nach dem andern von den protestantischen Fürsten zu entfernen. Wäre nur der Sieg auf diese Seite getreten, man würde mit ihnen allen fertig geworden sein. Bei den treuen Hessen findet indessen diese Aufforderung zum Abfall von dem angestammten Landesfürsten nicht den mindesten Anklang.

Unterdessen war das Hauptaugenmerk Tillys jetzo nicht auf Hessen, das er als die kleinere Beute später noch immer nehmen zu können gedachte, sondern auf eine größere, auf Kur-Sachsen gerichtet. In der Verblendung, in welcher er sich befindet, in der Verwirrung, von der sein Geist getroffen, wechseln wunderbar seine Absichten und Entwürfe. Um die Mitte des Augusts hatte Tilly seine Stellung dem König gegenüber aufgegeben und sein Hauptquartier in Wolmirstädt aufgeschlagen. Auch nach den Befehlen Ferdinand II. handelnd, der wähnte, die Zeit zu großen Unternehmungen sei gekommen, erließ er von hier aus eine Botschaft an den Kurfürsten von Sachsen. Johann Georg I. hatte jetzo seine Truppen bei Leipzig zusammengezogen, fühlend, daß ein Augenblick nahe,

in dem nur noch in den Waffen Rettung gefunden werden konnte. In den stolzesten und trotzigsten Ausdrücken ward der Kurfürst von Tilly aufgefordert, dem Leipziger Bunde zu entsagen und alle Werbungen und Waffnungen einzustellen.

Diese Aufforderung sagte im Grunde genommen weiter nichts Anderes, als daß sich der Kurfürst selbst wehr- und waffenlos machen und so über sich sollte ergehen lassen, was man in Gnaden über ihn beschließen würde. Es gehörte kein großer Scharfsinn dazu, um im Voraus zu wissen, was das für eine Gnade sein würde. Sehr oft schon war dem Kurfürsten gesagt worden, daß die auf Vertheidigung und auf Frieden gerichteten Schlüsse des Leipziger Fürstentages eine Verletzung des Reiches enthielten, während die auf Vernichtung und Krieg gerichtete Liga immer als mit der Ordnung des Reiches vollkommen übereinstimmend ausgegeben ward. Was mit ihm geschehen würde, wenn er sich wehr- und waffenlos mache, das konnte sich somit der Kurfürst sehr leicht voraussagen. Man wird ihm sagen, er habe durch den Leipziger Fürstentag die Gesetze des Reiches verletzt und er wird unter diesem Vorwande abgesetzt werden, sobald nur dazu Zeit und Gelegenheit sich bietet. Ferdinand II. und Tilly erwarten auch wohl gar nicht, daß der Kurfürst so thöricht sein werde, die ihm gelegte Schlinge nicht zu sehen. Sie wollen nur einen Vorwand haben, um in Kursachsen einbrechen, das Land in Besitz nehmen, den Kurfürsten, wie eben mit dem Landgrafen von Hessen-Cassel geschehen, für abgesetzt erklären zu können.

Tilly wartet auch die Antwort des Kurfürsten gar nicht ab, sondern bricht schon am 28. Aug. von Wolmirstädt auf, vereinigt sich zu Eisleben mit dem Fürstenbergschen Heere, das unterdessen von Hessen hinweggezogen ist, und bricht nun an der Spitze von mehr als 40,000 Streitern gegen das Kurfürstenthum Sachsen auf. Maximilian I. von Baiern theilt die ungeheure Verblendung, in welcher Ferdinand II. sich befindet, nicht. So wie er von diesen Dingen hört, schreibt er an Tilly, daß er den Kurfürsten von Sachsen mit jedem Angriff verschonen solle, weil man diesen jetzo nicht reizen dürfe. Sein Schreiben kann aber auf dem Kampfschauplatze erst eintreffen, als die Katastrophe bereits vorüber war. Nach der Vereinigung mit Fürstenberg empfängt Tilly die Antwort des Kurfürsten, die erwartet werden mußte. Im festen Tone weigert sich Johann Georg I., sich des Leipziger Bundes zu entschlagen und seine Waffnungen und Werbungen einzustellen.



Nun sendet Tilly von Halle aus im Septbr. 1631 ein zweites Schreiben an den Kurfürsten. Zwar wird in demselben nicht allein abermals das Aufgeben des Leipziger Bündnisses, sondern auch die Aufnahme des kaiserlichen Heeres und die Ueberlassung der kurfürstlichen Truppen, damit sie gegen Schweden angewendet werden können, begehrt, im Weigerungsfalle mit feindlichen Maßregeln gedroht, im Uebrigen aber redet das zweite Schreiben doch eine weit freundlichere Sprache als das Erste. Es ist viel von den guten Absichten des Kaisers darin die Rede, und ausdrücklich wird gesagt, daß der Kurfürst nicht etwa befürchten möchte, daß, wenn er desarmirt habe, man mit ihm machen werde, was man wolle. Er habe ja wegen Allem und besonders wegen der Religion bereits „stattliche Assecuranz" empfangen. Tilly weiß also sehr wohl, was Johann Georg I. fürchtet und fürchten muß. Das zweite Schreiben, wenn man es in gutes Deutsch übersetzt, heißt weiter nichts als etwa Folgendes: der Kurfürst soll doch so gut sein und mit seinen Streitkräften erst die Schweden vernichten oder austreiben helfen, damit Tilly hernach mit der

Vernichtung des Hauses Sachsen weiter keine Mühe habe. Deshalb ward jetzo auch nicht, wie früher, Entwaffnung von dem Kurfürsten gefordert. Tilly hat sich anders besonnen. Die kurfürstlichen Truppen können ja auch zu etwas gebraucht werden, sie können ja mit gegen die Schweden fechten. Man kann das ganze Schreiben naiv nennen; man kann es aber ebenso gut auch noch mit einem andern Namen belegen. Eine schriftliche Antwort des Kurfürsten wartet Tilly abermals nicht ab. Er läßt sogleich kaiserliche Scharen in das Kurfürstenthum Sachsen einbrechen. Die Städte Merseburg, Zeitz, Naumburg, Weißenfels, Freiburg an der Unstrut werden besetzt. Das Verfahren der einbrechenden Haufen ist wie allenthalben. Die Städte werden geplündert, die Menschen auf das wildeste gemißhandelt, besonders, wie Johann Georg I. selbst berichtet, die kurfürstlichen Beamten zum Opfer der unmenschlichsten Marter ausersehen. Daran mochte der Kurfürst die Treue und Aufrichtigkeit der hingeworfenen Versprechungen und der schönen Redensarten in Tilly's Schreiben erkennen.

Dem Kurfürsten sind nun aber auch alle die Täuschungen, denen er sich früher ergeben, verschwunden. Es ist klar vor seiner Seele geworden, worauf es die Widerpart abgesehen hat. Er erkennt, daß sie Untergang, daß sie Untergang des Protestantismus, Vernichtung der protestantischen Fürsten und Stände wollen. Von allen Seiten stürmen die bösen Nachrichten herein. Was Tilly beabsichtiget, liegt auf der flachen Hand, ein neuer kaiserlicher Heerhaufe unter Altringer zieht aus dem Süden des Reiches heran, und von Schlesien her drohet Tieffenbach mit einem Einfalle in Sachsen. In den ersten Tagen des Monats läßt nun der Kurfürst das Lager bei Leipzig abbrechen. Truppen und Kanonen werden nach



Torgau gerichtet, damit man nicht von der Elbe und von den Schweden abgeschnitten werden kann, und Feldhauptmann Arnim flog nach Werben zu Gustav Adolf, ihn zu eiliger Hülfe zu entbieten.

Gustav Adolf war nicht ohne Unwillen gegen den Kurfürsten, dessen Benehmen ihm auf seinen Standpuncte als zweideutig erschien. Er begehrte daher zuerst den Kurprinzen als Geißel, die Uebergabe der Festung Wittenberg, die Vertreibung aller Verräther aus den kurfürstlichen Umgebungen und den Abschluß eines förmlichen Bündnisses. Arnim eilte mit diesen Anforderungen zum Kurfürsten und eben so schnell zum König, der sich unterdessen mit seinem Heere in Bewegung gesetzt, zurück. Johann Georg I. hatte keine Wahl. Dafür, daß er in der böhmischen Revolution die Sache des Kaisers ergriffen, dafür, daß er stets nur die Erfüllung heiliger Versprechungen und Schwüre gefordert, dafür, daß er immer für einen gerechten und billigen Frieden geredet und gehandelt, dafür, daß er sich in Vertheidigungsstand gesetzt, um mitsammt seinen Unterthanen nicht mit Füßen getreten zu werden, wurde er jetzo klar und unzweideutig mit Vernichtung bedroht. Die Antwort Johann Georgs I., die Arnim brachte, lautete daher kurz: nicht allein Wittenberg, sondern ganz Sachsen wolle er dem König überantworten, nicht allein den Sohn, sondern auch sich selbst und sein Heer als Geißeln stellen, sich und sein Leben der Sache weihen, welche Gustav Adolf zu vertheidigen gekommen. Da ließ Gustav Adolf alle weitere Bedingungen, welche nicht durch die Sache selbst nothwendig gemacht würden, fallen. Denn es sei ihm, wie er sagte, nur um die Sache zu thun.

Also trat nun dem Abschlusse eines gegenseitigen Bündnisses nichts weiter hemmend in den Weg. Es war am

11. Septbr. 1631, daß Sachsen und Schweden sich gegenseitig zwei Verschreibungen ausstellten, in denen dieses Bündniß enthalten war. Seinerseits unterschrieb und gelobte der Kurfürst, daß er sich mit dem König gegen den Feind verbünde und gegen diesen vor einen Mann mit Gustav Adolf stehen wolle, daß er dem König die Ausführung alles dessen, was im gemeinsamen Rath beschlossen, die sächsischen Truppen, die Elbpässe, so lange die Gefahr dauern werde, überlasse, keinen Frieden ohne ihn schließen, dem schwedischen Heere, wenn es sich in Kur-Sachsen befinde, den nöthigen Unterhalt verabreichen werde. Gustav Adolf aber seinerseits unterschrieb und gelobte, den Kurfürsten gegen die ihm drohende Vergewaltigung mit allen seinen Mitteln und Kräften zu jeder Zeit zu schirmen und zu schützen, ihn in aller seiner fürstlichen Macht und Hoheit mit Land und Leuten, Städten, Orten und Festungen zu erhalten.

Offenbar ist auch das schwedisch-sächsische Bündniß mit Absicht in einer gewissen Zweideutigkeit und Ungewißheit gehalten. Gerade diese Zweideutigkeit und diese Ungewißheit erscheinet als bedeutungsvoll. Kaiser und Reich werden gar nicht mehr genannt, nicht mehr, wie in dem schwedisch-brandenburgischen Bündniß noch vorbehalten. Es ist nur noch da „ein Feind", es ist nur noch da „eine Vergewaltigung". Damit scheint Kur-Sachsen dem König vor der Hand stillschweigend zuzugeben, daß, was jetzt von Ferdinand II. und den Ligisten „Kaiser und Reich" genannt wird, wirklich weder das Eine noch das Andere mehr ist. Was man jetzo so stillschweigend und mittelbar ausdrückt, wird vielleicht deutlich und unmittelbar ausgesprochen werden, wenn die Waffen sich mit Glück und Sieg bewegen. Hat das alte Reich sich in sich selbst zerstört, haben die, welche Kaiser und Reich zu sein behaupten,



sich selbst um das wahre und rechte Dasein gebracht, so kann, oder vielmehr so muß ein neues Reich gebildet werden. Der, welcher Feind genannt wird, kann ja wohl nicht zugleich auch Kaiser sein und das, was von ihm ausgeht, die Vergewaltigung, kann ja nicht wohl das Reich sein. In der That denkt, wie sich später erweisen wird, Johann Georg I. daran, daß Ferdinand II. unter gewissen Verhältnissen wohl abgesetzt werden könne. Nun Gründe dazu sind schon da: gewaltsame Vertreibung von Fürsten des Reiches ohne rechtskräftigen Spruch, Verletzung der Wahlcapitulation, Verhöhnung aller Ordnung, alles Gesetzes, Landfriedensbruch durch den Einfall kaiserlicher und ligistischer Scharen in Gebiete, in die sie nicht gehörten. Nicht allein Ferdinand II. als Kaiser, sondern auch die Ligisten konnten in einen solchen Verdammungsspruch, und nicht ohne rechtlichen Grund und Boden, hineingezogen werden. Kann man von ihnen doch auch sagen, daß sie den Landfrieden auf eine beinahe unerhörte Art gebrochen. Bricht nicht eben in diesem Augenblicke das Heer der Liga in Sachsen mit Raub, Mord und Brand ein. Aber es ist ein unermeßlich schweres Werk, ein neues Haupt aufzustellen, dem alten Reiche eine neue Fassung im Interesse des Protestantismus zu geben. Zunächst kommt es auf Rettung vor dem Feinde an, der es auch auf eine Umgestaltung des Reiches, aber in seinem Interesse, im Interesse des Katholicismus abgesehen hat.

Die Schweden gingen nun bei Wittenberg am 13. Septbr. über die Elbe und am 15. Septbr. 1631 geschah bei dem Städtchen Düben die Vereinigung des sächsischen und des schwedischen Heeres. Das schwedische bestand nach den Musterrollen aus etwa 21,000, das sächsische aus etwas über 18,000 Kriegern. Die Schweden führten eine für die damalige Zeit furchtbare Artillerie bei sich. Tilly's Benehmen in

diesen entscheidenden Augenblicken ist wieder, als wenn ihn Gott mit Blindheit geschlagen hätte. Am 2. September schon befindet er sich mit dem Kerne seiner Truppen in Halle. Von dieser Stadt aus mußte es ihm sehr leicht sein, eine Stellung einzunehmen, durch welche die Vereinigung der Schweden und der Sachsen, wo nicht gehemmt, doch erschwert werden konnte. Am besten für ihn war, wenn er entweder auf das linke Elbufer zurückging und die Schweden vor ihrer Verbindung mit den Sachsen zu einer Schlacht nöthigte. Nehmen sie die Schlacht nicht an, so würde sich doch Gustav Adolf vor Tilly's Uebermacht wieder in das Brandenburgische haben zurückziehen und von dem Kurfürsten von Sachsen entfernen müssen. Oder wenn Tilly auf dem rechten Elbufer bleiben wollte, so mußte er sich rasch und entschlossen auf die Sachsen stürzen und sie mit seiner Uebermacht vernichten. Auf eine oder die andere Weise war die Zeit zu benutzen, die Vereinigung der Gegner zu hindern und ein Theil derselben, sei es, welcher es wolle, anzugreifen, ehe er sich durch die Verbindung mit dem andern stärken konnte.

Das Uebelste aber, was in diesen entscheidenden Tagen geschehen konnte, war gar nichts unternehmen. Das war es, was Tilly erwählte. Er blieb bis zum 12. Septbr. ruhig in Halle, ungewiß und zweifelhaft, wie es scheint, was er thun, wohin er sich wenden sollte. Vielleicht kam diese verhängnißvolle Unthätigkeit nicht allein aus Verblendung, sondern auch aus dem Umstande her, daß Tilly, als Feldherr des Kaisers und der Liga zugleich, unter zwei verschiedenen Einflüssen stand. Ferdinand II., der mit stürmischer Eile zu dem Ende seiner Entwürfe strebte, wollte und gebot, daß Kur-Sachsen angegriffen und vernichtet werde. Das Haupt der Liga, Maximilian I. von Baiern, wollte, wenigstens vor der



Hand und bis man nicht mit dem Schweden fertig geworden, Sachsen nicht angegriffen und gereizt wissen. Das ausdrückliche Gebot Maximilians I., Sachsen nicht anzugreifen, langte bei Tilly allerdings erst nach der Schlacht bei Leipzig an, die Gesinnung des Baiernfürsten im Allgemeinen wegen Sachsens kannte Tilly sicher schon lange. Dieser Umstand mag hinzugekommen sein, um seine Zweifel zu mehren.

In dieser Ungewißheit brach er am 12. Septbr. von Halle gegen Leipzig auf, wo Johann Georg I. eine kleine Garnison unter Hans von der Pforte zurückgelassen hatte. Am folgenden Tage erscheint er in den unmittelbaren Umgebungen der Stadt, die zu einer äußersten Vertheidigung entschlossen scheint. Die Vorstädte werden in Brand gesteckt. Tilly läßt seine Truppen zum Löschen herankommen und ein Theil der Vorstädte ward gerettet. Noch an diesem Tage ward die Stadt heftig beschossen und Tilly gedachte zum Sturme zu schreiten, was aber wegen des doch noch fortdauernden Brandes nicht bewerkstelliget werden konnte. Die Garnison capitulirte am 15. Septbr. gegen freien Abzug nach Eilenburg, und das kaiserlich-ligistische Heer nahm Besitz von der Stadt. Die Festungswerke sollen in schlechten Zustand gewesen sein. Der Kurfürst äußerte aber nachmals der Stadt seine große Unzufriedenheit über die schleunige Uebergabe. Tilly soll damals, ohne es zu wissen, Quartier in dem Hause des Todtengräbers genommen haben. Auch Kriegsrath, wird erzählt, ward hier gehalten und alle, selbst der wilde Pappenheim, erschracken, als sie vernahmen, daß es gerade das Haus eines Todtengräbers sei, in dem man sich versammelt, um über die Zukunft zu berathen. Es waren die Geister der in Magdeburg Erwürgten und das Bewußtsein namenloser Unthaten, die Verblendung, Angst und Schrecken selbst in diese halbentmenschten Gemüther jagten.

Tilly schlug nun ein Lager zwischen den Dörfern Eutritsch und Möckern auf und befestigte sich auf allen Höhen, welche diese Gegend bietet. In dieser Lage mußte er bleiben und noch einige Tage jede Schlacht zu vermeiden suchen. Denn General Altringer zog mit einem neuen Korps heran und befand sich schon in Erfurt. Die Klugheit gebot, das Herankommen dieses Korps abzuwarten, um dem Feind mit Uebermacht entgegenzutreten. Nun soll aber in dem Kriegsrathe Pappenheim mit Ungestüm gerathen haben, daß die Schlacht auf der Stelle geliefert werde und dabei Aeußerungen fallen lassen, als ob der alte Muth den Ober-Feldherrn verlassen. Darauf habe sich Tilly zur augenblicklichen Schlacht entschlossen, auf daß Niemand ihm den Vorwurf der Feigheit machen könne. Schon am 16. Septbr. bricht er aus dem Lager wieder auf, bewegt sich eine Meile vorwärts und stellt sich zwischen den Dörfern Seehausen und Breitenfeld auf, so daß die dortigen Höhen sich wiederum in seiner Gewalt befinden.

Wie nun die Nachricht von der Uebergabe der Stadt Leipzig nach Düben gekommen, wird sogleich Kriegsrath gehalten, bei dem sich auch der Kurfürst von Brandenburg befindet. Gustav Adolf weiß sehr wohl, daß die Schlacht geliefert werden muß, ja, daß es ein Glück ist, daß der Feind sie jetzo, da Altringer noch nicht herangekommen, bietet. Er will indessen auf alle Fälle sicher sein und keine Vorwürfe hören, wenn sie doch etwa nicht gewonnen werden sollte. Daher gab er dem Kurfürsten von Sachsen, der auf rasche Entscheidung durch eine Schlacht drang, zu bedenken, daß nicht er, da ihm der Rückweg nach Schweden immer offen stehen werde, wohl aber Sachsen und Brandenburg nicht wenig wagten, wenn Alles auf das rasche Spiel einer Hauptschlacht gesetzt werde. Es sei ja möglich, den Krieg noch anders zu führen, dem



kaiserlich-ligistischen Heere die Zufuhren abzuschneiden und Tilly dadurch zum Rückzug aus Sachsen zu nöthigen. Johann Georg I. aber klagte, daß Zögern ihn und sein Land ruiniren müsse; es gäbe für ihn nur eine Rettung, die Schlacht, die Schlacht auf der Stelle. Wenn die Schweden sie nicht mit schlagen wollten, so müßte er sie mit seinen Sachsen allein wagen, denn der Augenblick, wo nur verzweifelte Mittel Rettung bringen könnten, sei gekommen. Das war es, was Gustav Adolf gewollt hatte, eine deutliche Erklärung des Kurfürsten selbst, daß die Schlacht eine unabweisbare Nothwendigkeit sei, sie möge fallen und enden, wie sie wolle. Daher stimmte auch der König ein: ja, die Schlacht müsse auf der Stelle geliefert werden, ehe das Korps Altringer sich mit Tilly vereiniget habe.

Am 16. Septbr. 1631 brach also das vereinigte Heer von Düben auf; die Schweden bildeten die rechte, die Sachsen die linke Marschcolonne. Der König brachte die Nacht auf dem Gehöfte Wolche, eine starke Stunde von der Position des Feindes entfernt zu. Morgens am 17. Septbr. brach man auf den Feind anzugreifen. Den sonst so mannhaften Tilly soll ein Zittern ergriffen haben, als er die langen, dunkeln Reihen sich wie eine drohende Gewitterwolke heranbewegen sah. Die Schweden standen wiederum rechts und die Sachsen links. Es war schon ziemlich spät am Tage als die Schlacht begann. Mehrere Stunden arbeiteten besonders nur die Kanonen gegen einander. Endlich ließ Tilly einen heftigen Angriff auf die Sachsen thun, darauf rechnend, daß über sie, weil sie frisches, neugeworbenes Volk waren, leichter ein Schlag geführt werden könne. In der That ward die sächsische Reiterei, doch nicht ohne harten Widerstand, geworfen. Sie brachte dann das Fußvolk in Verwirrung, dessen meiste Regimenter sich in wilder

Flucht auflößten. Selbst der Kurfürst, die Schlacht für verloren achtend, flüchtete mit der Leibcompagnie bis nach Eilenburg. Ein Theil des kaiserlichen Heeres stürmte den fliehenden Sachsen nach. Diesen Augenblick, in dem Tilly den Sieg schon in Händen zu haben meint, benutzen die Schweden zu einem kräftigen Angriff. Die Reihen des kaiserlich-ligistischen Heeres haben sich um der Verfolgung der Sachsen willen lösen und lockern müssen. Rasch und mit wohlcombinirten Bewegungen benutzen die Schweden die Lücken. Nach einem furchtbaren Widerstande werden fast alle Regimenter Tilly's zersprengt. Die ganze Artillerie, auch die sächsische, die während der Schlacht gewonnen worden war, ging verloren, Alles lößte sich in wilder Flucht. Tilly, der schon während des Kampfes geschrien, „er habe das Reich erobert", gebehrte sich, bald bitter enttäuscht, wie ein Wüthender, ward aber endlich in die allgemeine Flucht mit fortgerissen. Mehrere Wunden und Kolbenschläge trug er davon. Gustav Adolf ließ den fliehenden Feind durch Reiterei bis nach Leipzig hin verfolgen. Eine allgemeine Verfolgung, welche auch noch die aufgelößten und flüchtigen Reste des feindlichen Heeres vernichtet, konnte wegen Einbruch der Finsterniß nicht angeordnet werden, denn die Schlacht selbst hatte beinahe bis in die sinkende Nacht gedauert.

Gustav Adolf bleibt die Nacht über auf der Wahlstatt, welche von 7000 feindlichen Leichen bedeckt ist, während die Schweden nur 700 zu haben behaupten. Andere Berichte gaben den schwedischen Verlust auf 2000 Todte an. Zweitausend Leichen, welche die Sachsen auf dem Schlachtfelde ließen, bewiesen wenigstens, daß auch sie, wenn auch ohne Glück und ohne Geschick, doch zu fechten verstanden. Der Kurfürst von Sachsen eilte auf die günstige Botschaft auch



sogleich wieder herbei und ist am Abend wieder bei dem König zu finden. Gustav Adolf tröstete ihn über den geringen Antheil, den er an dem glänzenden Siege gehabt. Die Ehre des Tages fiel um desto glänzender auf ihn und sein Heer.

In ihrer Verblendung hatten Ferdinand II. und Tilly geeilt, den Kurfürsten von Sachsen zu einer Entscheidung zu bringen. Nach dem, was vorliegt, zu urtheilen, geschah Alles, was geschah, mit voller Absicht. Man war erfreut, daß man den Kurfürsten so weit gebracht, daß er sich den Schweden in die Arme werfen mußte. Denn nur damit glaubte man einen sattsamen, völlig ausreichenden Grund, ihn zu vernichten, wie man Kur-Pfalz, Mecklenburg, Hessen-Cassel theils vernichtet hatte, theils vernichten wollte, aufzufinden. Die Ausführung aber dieser Rechnung hatte zu einem Ergebniß geführt, dessen Gegentheil allein in dieser Rechnung selbst gelegen. Die lange Kette der Siege und günstigen Erfolge, die Kaiser und Liga seit der böhmischen Revolution gehabt, endete mit der Leipziger Schlacht.

## Drittes Kapitel.

Kaiser Ferdinand II. hatte gehofft, daß Tilly eine glückliche Schlacht schlagen, Gustav Adolf dadurch zu schleuniger Rückkehr in sein Reich würde genöthiget werden. Dann, so hatte man sich ausgerechnet, war der allerschönste Grund da, mit Sachsen und mit Brandenburg zu Ende zu kommen. Sie hatten ja, weil sie mit Schweden sich verbündet, viel Aergeres gethan als früher die Herzöge von Mecklenburg. Mit einem weit größeren Scheine von Recht konnte man über Sachsen und Brandenburg die Reichsacht aussprechen und sie vernichten.

Schwerlich würde dann Ferdinand II. diese reiche Beute, wie er mit Mecklenburg von Wallenstein zu thun genöthiget worden, an einem andern gegeben haben. Er würde sie selbst behalten, er würde wieder auf den Weg zurückgekommen sein, von dem er sich auf dem Regensburger Tage 1630 durch die Liga hatte müssen hinwegdrängen lassen, so wie ihm nur ein glänzender Sieg geworden wäre. Immer noch dachte der Kaiser an seinen Wallenstein. Alles, was wir von den Vorgängen wissen, deutet an, daß er im Stillen wünschte, Wallenstein wieder in seinen Dienst zu ziehen. Niemand schien so gut wie dieser das Werk der Zerstörung des Reiches hinausführen zu können. Wallenstein lebte, mit dem Raube des



Reiches beladen, in einer Herrlichkeit, gegen welche manches Könighofes Glanz in bescheidenen Hintergrund treten mußte, gewöhnlich zu Prag. Es ist oftmals die falsche Behauptung ausgesprochen worden, daß, seitdem Wallenstein vom Commando entfernt worden, zwischen dem Kaiser und ihm Spannung und Feindschaft obgewaltet. Davon ist in Wahrheit nicht das Allermindeste zu bemerken. Im Gegentheil siehet man aus Briefen und andern Dingen, daß beide in sehr gutem Vernehmen mit einander stehen. Der Kaiser fragt in freundlichen Briefen Wallenstein in allen wichtigen Dingen um Rath und Meinung. Man siehet deutlich, nur höchst ungern hat er den Mann seines Dienstes entlassen und gern wird er ihn wieder nehmen, so bald ihm nur die Hände von den Ligisten nicht mehr gebunden sind. Wallenstein seinerseits weiß es auch ganz genau, daß es eigentlich nicht der Kaiser gewesen ist, der ihn entlassen hat, sondern die Liga. Er erklärt deshalb, daß er vom Kaiser nicht im Mindesten beleidiget worden sei. War früher Spannung zwischen Ferdinand II. und Wallenstein gewesen, die dadurch herbeigeführt worden, daß der Fürst von Friedland durch des Kaisers Dienst selbst zu einer Stellung emporgestrebt, die Ferdinand II. bedenklich, ja gefährlich vorkommen mußte, so konnte natürlich jetzo von derselben keine Rede mehr sein. Wallenstein hatte ja sein Herzogthum Mecklenburg wieder verloren und sie brauchten einander wieder. Wallenstein bedurfte des Kaisers, um wieder zum General-Commando zu gelangen, der Kaiser bedurfte Wallensteins als des Einzigen, der Kraft, Entschlossenheit und Verwegenheit hatte Alles, was Ferdinand II. wünschte, und sollte es die Vernichtung des Reiches sein, hinauszuführen.

Selbst noch während der Schlacht bei Leipzig hatten die Gesinnungen des Kaisers und der Liga gegen die Protestanten

sich offenbart. Auf dem Regensburger Tage bereits 1630 war bestimmt worden, daß protestantische und katholische Fürsten und Stände noch eine Zusammenkunft halten und auf derselben für den Frieden gearbeitet werden sollte. Es hatte sehr lange gedauert, ehe diese Versammlung zu Stande kam. Die protestantischen Fürsten und Stände hatten keine Lust dazu, denn mehrfach erklärten Kaiser und Liga im Voraus, daß auf einer solchen Versammlung weder über das Restitutions-Edict noch über die Ausführung desselben verhandelt werden könne, sondern Alles so bleiben müsse, wie es jetzo sei. Wenn die Katholischen das nun im Voraus erklärten, daß sie nicht das Mindeste nachgeben würden, so konnte man auch nicht absehen, wozu denn die Versammlung noch dienen sollte. Der Kaiser aber bestand darauf, daß sie doch abgehalten würde, obwohl es schwer ist zu begreifen, warum er es gethan. Denn sollte auf dieser Versammlung weiter nichts geschehen als erklärt werden, daß man gar nichts nachgeben wolle, daß die ganze Reihe der Gewaltsamkeiten und Ungesetzlichkeiten fortdauern sollte, so war von einer solchen Erklärung kein Vortheil, sondern nur Nachtheil für die katholische Sache zu erwarten, der Nachtheil, daß die Protestanten zu der immer klarern und bestimmtern Einsicht kommen mußten, daß es auf ihren Untergang abgesehen sei.

Da nun der Kaiser aber doch darauf besteht, daß die Versammlung gehalten werde, so scheinet, er erwartete und hoffte, daß Tilly während derselben einen entscheidenden Sieg über Gustav Adolf gewinnen würde. Durch das Schrecken desselben sollten dann die protestantischen Fürsten und Stände genöthiget werden, eine Recht- und Gesetzmäßigkeit Alles dessen, was geschehen, geschah und noch geschehen sollte, anzuerkennen, und sich so mit eigenen Händen gewissermaßen das Grab zu



graben. Die Versammlung zu Frankfurt am Main ward indessen, schon wegen der gefährlichen Zeitläufte, von den protestantischen Fürsten und Ständen nicht selbst besucht, sondern nur durch Abgeordnete besendet. Am 15. Septbr. ließ der Kaiser die Sitzungen eröffnen. Die katholische Partei erklärte sich bereit, die Anträge der Protestanten zu vernehmen. Es ward dabei indessen zugleich gesagt, daß weder über das Restitutions-Edict an sich selbst, noch über sonst etwas, das damit in Verbindung stände, auch nur unterhandelt werden könne. Also nicht einmal die barbarische Art und Weise, in welcher das Restitutions-Edict ausgeführt worden und, wo es möglich, auch jetzo noch ausgeführt ward, sollte auch nur zur Sprache gebracht werden dürfen. Da war also eigentlich über gar nichts mehr zu unterhandeln. Es war am 15. Septbr., daß diese hohe Sprache geredet ward, wo man erwartete, daß die Nachricht von einem großen Siege Tilly's bald eintreffen müsse.

Die Abgeordneten der Protestanten, unter denen auch sächsische und brandenburgische Botschafter sind, geben sich nun noch die ganz vergebliche Mühe, doch zu antworten und ihre Vorschläge einzureichen. Sie erklären sich zu einem Frieden bereit, wenn das Restitutions-Edict nicht weiter ausgeführt werde, als es bis jetzt geschehen, wenn der Katholicismus und die Restitution nicht weiter getrieben, als es bis jetzt geschehen, wenn sie in dem Besitz der sonst katholischen Stifter und Güter belassen würden, die sie in diesem Augenblicke noch besäßen. Ueberdem erbieten sie sich dann auch den sogenannten geistlichen Vorbehalt, dessen Bedeutung und Wichtigkeit früher geschildert worden, förmlich und ausdrücklich anzuerkennen, was von den Protestanten bis jetzt noch nicht geschehen war. Auch aus dieser Erklärung kann man abermals sehen, wie geneigt die

Protestanten sind, sich mit ihren deutschen Brüdern friedlich zu setzen und zu versöhnen; nur sollen diese sie nicht mit der Vernichtung ihres Glaubens, nicht mit Vernichtung überhaupt bedrohen. Nun kommt aber nicht die katholischerseits ersehnte Botschaft von einem Siege Tilly's nach Frankfurt am Main, sondern die Nachricht von seiner gänzlichen Niederlage. Dadurch verändern sich alle Umstände und es ist an eine friedliche Ausgleichung überhaupt jetzo schwerlich zu denken. Die Katholischen, welche auf diesen Tag mit ganz andern Erwartungen gekommen, scheinen in Verlegenheit gerathen zu sein, was sie nun thun sollten, um nur die Unterhandlung mit Ehren abbrechen zu können, da sie zu einem Nachgeben auch nach jener Botschaft nicht geneigt sind. Erst ziemlich spät im October-Monat antworten sie. Jetzo erbieten sie sich, was früher immer geweigert worden, den Religions-Frieden von 1555 zu bestätigen. Das Restitutions-Edict aber müsse gültig bleiben; darüber könnten sie sich in weitere Unterhandlungen gar nicht einlassen. Nachdem diese Erklärung, die eigentlich weiter nichts besagte, als daß sie bei ihren bisherigen Entwürfen, so wie bei der Art und Weise der Ausführung derselben zu verharren gedächten, gegeben, eilt einer der katholischen Abgeordneten nach dem andern von dannen, ohne eine Antwort der Protestanten abzuwarten. Die Erklärung, mit welcher sie schließen, soll nur die Verlegenheit, in welche sie durch die unerwarteten Nachrichten von Leipzig her gesetzt worden sind, bemänteln. Die Versammlung in Frankfurt am Main löst sich somit im October 1631 in nichts auf. Die Abgeordneten der Katholischen können freilich auch schon aus dem Grunde nicht in Frankfurt bleiben, weil die Schweden sich mit starken Schritten der Stadt nahen.

Aber wenn auch nicht schon dadurch die ganze Verhandlung



sich aufgelöst, Kaiser und Liga würden sich doch selbst nach der Niederlage zu nichts verstanden haben. Wenn sie es gewollt, so müßte das in irgend einer Weise hervortreten. Vorschläge zu thun, wie das Unglück eines allgemeinen Krieges von Deutschland abgewendet werden könne, daran konnte sie nichts hindern. Die in der Nähe von Leipzig erlittene Niederlage mußte sie nur daran mahnen, mit solchen Vorschlägen schnell und bestimmt hervorzutreten, wenn sie überhaupt an dergleichen dachten. Aber man siehet und höret nichts davon. Man siehet nur, daß sie entschlossen sind, auszuharren bei ihren Entwürfen und den Krieg fortzusetzen. Der Kaiser und die meisten Ligisten treffen nach der Niederlage von Breitenfeld neue Rüstungen in ihren Landen. Zwar ist jene Niederlage ein großer Schlag, das fühlt man wohl, aber als einen entscheidenden, als einen so großen, daß man um seinetwillen von den alten Entwürfen etwas nachlassen müsse, siehet man ihn doch nicht an.

Das Einzige, was man siehet, ist ein Versuch, der gemacht wird, ob sich der Kurfürst von Sachsen nicht etwa wieder von dem schwedischen Bündniß werde trennen lassen. Gleich nach der Schlacht wird Wallenstein beauftragt, sich deshalb mit Arnim, der früher unter ihm gedient und der erst später in sächsische Dienste getreten, in Verbindung zu setzen. Der spanische Gesandte am kaiserlichen Hofe, Marquis de Cadareta, muß sich an den Kurfürsten von Sachsen wenden und ihn auffordern, alle seine Beschwerden aufzustellen, der Gesandte werde dann sogleich Hand an das Werk einer friedlichen Ausgleichung zwischen dem Kaiser, der dazu völlig bereit, und Kur-Sachsen legen. Das Anerbieten eines Friedens in den unbestimmtesten Ausdrücken, ohne eine einzige Bedingung dieses Friedens namhaft zu machen, damit man, so wie die Sachen

wieder günstig laufen, die Schweden von den Sachsen getrennt und besiegt worden sind, nicht etwa durch irgend ein Versprechen an etwas gebunden ist. Indessen will es mit diesen alten Künsten, die nur eine Trennung zwischen den Schweden und den Protestanten des Reiches herbeiführen sollen, jetzo nicht mehr gelingen. Der Kurfürst beantwortet das spanische Schreiben in einer entschiedenen, ja derben Weise. Seine Hingebung und seine Treue sei stets nur mit dem Gegentheil dessen, was ihnen selbst von vernünftigen Heiden werde, vergolten und beantwortet worden. Sein jahrelanges Erinnern, Bitten und Flehen, daß die Reichs-Gesetze gehalten, ein billiger Friede unter den Ständen des Reiches möge aufgerichtet werden, sei ungehört geblieben. Mitten im Frieden habe man ihn, den getreuen Stand des Reiches, der immer nur für den Frieden gesprochen und verhandelt, überfallen. Tilly sei wie ein Räuber in sein Land gefallen, die gräßlichsten Unthaten wären an seinen Beamten und Unterthanen ausgeübt worden. Der Kurfürst giebt sich dabei die Mühe einige solcher Unthaten, die zu Zeitz verübt worden, namentlich anzuführen. Die Verzweiflung und weil er vor Augen gesehen und mit Händen habe greifen können, daß man ihn vernichten wolle, habe ihn zu den Schweden geführt und er werde bei denselben ausharren. Nur hierin, nicht in der gebotenen, nochmaligen Friedens-Verhandlung gedenke er Rettung zu finden für sich, für seine protestantischen Mitstände, für das Reich.

Der Kaiser war zu spät von seiner Verblendung zurückgekommen. Es war zu spät, daß er gegen die Seinen nun äußerte, „es solle der Kurfürst von Sachsen nicht weiter irritirt werden", zu spät, daß Tiefenbach und Götz den Befehl empfingen, nicht in die Lausitzen einzubrechen. Zu deutlich hatte man erst gezeigt, daß es auf Kur-Sachsens, auf aller



protestantischer Fürsten und Stände Untergang abgesehen gewesen, als daß jetzo und unmittelbar nach so vielen entsetzlichen Vorgängen ein Vertrauen in kaiserliches Wort hätte Statt finden können. Unmittelbar nach der Schlacht schien Johann Georg I. sich unbedingt an die Schweden anschließen zu wollen. In der ersten Freude des Sieges und der Rettung soll der Kurfürst die kaiserliche Krone dem König versprochen haben. Die Nachricht hat viel Wahrscheinlichkeit für sich. Gustav Adolf ließ es wohl an Winken und Andeutungen nicht fehlen, um solche Aeußerungen hervorzurufen. Bestimmt aber und festgestellt ward nichts. Gustav Adolf wollte nur allmälig die Gemüther auf die große Veränderung vorbereiten, die mit dem Reiche geschehen sollte. Es konnte überhaupt etwas Bestimmtes nicht eher aufgestellt werden, als bis Ferdinand II. ganz darniederlag. Dann erst, wenn man die Macht hatte, dem ausgesprochenen Worte auch sogleich die Vollziehung beizugeben, ließ sich etwa eine Absetzung Ferdinands II. aussprechen, eine neue Kaiser-Wahl veranstalten.

Vor der Hand konnte es nur darauf ankommen, die Früchte des Breitenfelder Sieges einzuärndten. Weil der Feind in den Leipziger Ebenen nicht allein geschlagen, sondern auch guten Theiles vernichtet worden, hatte Gustav Adolf ziemlich freien Raum und freie Macht zu operiren, wie es ihm am besten dünkte. Tilly, der sich mit den Trümmern seines Heeres zuerst nach Halle geflüchtet hatte, ist bald weiter nach Halberstadt geflohen. Hier sucht er seine aufgelößten und zerstreuten Regimenter wieder zu sammeln und zu ordnen, womit es ihm indessen schlecht gelingt. Denn von dem zersprengten Heere Tilly's haben sehr Viele Dienste bei den Schweden genommen. Die Gefangenen aus der Breitenfelder Schlacht hatte Gustav Adolf, wenn sie es freiwillig wollten, gleich in sein Heer auf-

genommen. Wollten sie es nicht, so mußten sie schwören, gegen den evangelischen Glauben nicht wieder zu fechten. Hernach scheinen alle aus dem Tillyschen Heere, die sich meldeten, aufgenommen worden zu sein. Daher denn auch des Königs Fußvolk, das nur 12,000 Mann bei der Schlacht zählt, wenige Tage darauf sich auf 18,000 beläuft. Es ist diese Maßregel für den sittlichen Zustand des schwedischen Heeres nicht förderlich gewesen. Allmälig hört man nun auch von wilden Ausschweifungen schwedischer Truppen. Tillysche, nun unter die Schweden aufgenommene Scharen, konnten das Rauben und Plündern auch unter den neuen Fahnen nicht vergessen. Tilly selbst aber hatte von der Maßregel des Königs freilich den Nachtheil, daß es mit der Reorganisation seines Heeres schlecht vorwärts ging. Vor Halberstadt zog er sich weiter nach Hildesheim und am Ende des September-Monats ging er über die Weser zurück. Fünf neue Regimenter, welche der Erzbischof-Kurfürst von Köln geworben, stießen hier zu ihm. Aber immer noch hält er sich nicht für stark genug, dem Schweden wieder die Spitze zu bieten. So weit als möglich sich von dem König entfernend, schlägt er sein Haupt-Quartier im Stifte Paderborn auf. Erst als er hört, daß die Schweden ihm nicht folgen, setzt er sich im October von diesem Puncte aus wieder in Bewegung. Das alte Glück und die alte Entschlossenheit haben Tilly verlassen.

Schweden und Sachsen aber waren unmittelbar nach der Schlacht vor die Stadt Leipzig gerückt. Oberst Wangler, der hier befehligte, machte Miene sich zu vertheidigen. Da die Sachsen zur Einschließung der Stadt genügten, so wendete sich der König erst nach Merseburg, dann nach Halle, wo noch Tillysche Haufen standen, die ohne Weiteres wichen. In Halle verweilte der König mehrere Tage. Von hier aus ergingen



königliche Schreiben an alle protestantische Fürsten und Stände Deutschlands, um sie aufzufordern, sich zu erheben und mit Schweden zu föderiren. Nochmals versicherte Gustav Adolf dabei, daß er aus keinem andern Grunde gekommen sei, als um Frieden und Freiheit in dem Reiche aufrecht zu erhalten. Den Katholischen ward, wie es auch das Bündniß mit Frankreich besagte, Freiheit ihres Glaubens angelobt, ihren Fürsten Ruhe und Sicherheit verbürgt, wenn sie Neutralität beobachten wollten. Nie hat der König, was das Versprechen der Freiheit des katholischen Glaubens anlangt, sein Wort gebrochen. Wohl gedachte er dem Reiche, so weit es möglich sein würde, eine solche Verfassung zu geben, daß das Herrnthum in den Händen der Protestanten sei, aber kein Katholik sollte in der Weise, wie es von den Katholiken mit so vielen hunderttausenden ihrer protestantischen Brüder geschehen war, mit Zwang und Gewalt von seinem Glauben weggenöthiget werden. Es kamen auch alsbald die Fürsten von Anhalt herbei und schlossen das Bündniß mit Schweden ab. Fürst Ludwig von Anhalt empfing die Statthalterschaft in den Stiftern Magdeburg und Halberstadt. Unterdessen hat der Kurfürst den Oberst Wrangler zur Kapitulation gegen freien Abzug genöthiget und die Stadt Leipzig am 22. Septbr. 1631 wieder in Besitz genommen. Das sächsische Heer wird darauf bei Torgau gelagert. Der Kurfürst begiebt sich nun ebenfalls nach Halle. Es soll dort die wichtige Besprechung Statt finden, in welcher Weise die Fortsetzung des Krieges anzustellen sei.

Von dem Gange dieser hochwichtigen Berathung, von welcher das künftige Schicksal des Krieges vielfach abhängig war, ist uns nicht viel bekannt. Es treten für uns nur die Ergebnisse der Berathung hervor. Zuerst ist man darüber einig geworden, daß die vorhandenen Streitkräfte in zwei Haupt-

massen, eine schwedische und eine sächsische, getheilt werden sollten. Dieser Entschluß möchte als der erste Fehler, der begangen worden, bezeichnet werden. In neuester Zeit hat ein großer Kriegs-Fürst, Kaiser Napoleon, seine Hauptschläge immer dadurch gewonnen, daß er eine große Masse auf einen Punct versammelnd, sich in den Stand setzte, mit Uebermacht auf einen Theil des Feindes, wenn derselbe, wie oftmals geschah, seine Kräfte zerstreut und zersplittert hat, zu fallen und diesen zu vernichten. Dann wirft er sich auf den zweiten, nach Gelegenheit auf den dritten Theil, und ist hier ebenfalls des Sieges gewiß, indem er es immer nur mit Theilen der feindlichen Macht zu thun hat. Gustav Adolf konnte jetzo in gleicher Weise verfahren, denn auch seiner Feinde Macht fand er getheilt und zersplittert. Tilly zog sich weit von den kaiserlichen Landen hinweg. In diesen standen andere, freilich in diesem Augenblick wenig bedeutende Streithaufen, welche aber der Kaiser nach der Breitenfelder Schlacht, wollte er nicht untergehen, schnell zu vermehren bedacht sein mußte. Es stand also dem König eine Trennung der feindlichen Macht entgegen, Tilly an der Weser, der Kaiser in seinen Erblanden. Am besten war es wohl, wenn man sich gleich mit aller Macht auf Tilly warf und ihn vernichtete, welches nach der Breitenfelder Schlacht nicht schwer sein konnte. Entschloß man sich hierzu, so mußte mit reißender Schnelligkeit aus Sachsen nach der Weser aufgebrochen werden. Das Kurfürstenthum Sachsen wäre dann allerdings auf einen Augenblick den Verheerungen der kaiserlichen Korps Tiefenbach und Götz Preis gegeben worden. Das wäre aber nicht zu theuer mit der Vernichtung des Tillyschen Heeres bezahlt worden. War Tilly vernichtet, so schadete es wenig, wenn Kaiser Ferdinand II. auch unterdessen in seinen Erblanden, wie es später wirklich



geschah, sich ein neues Heer bildete. Denn es war doch unmöglich, dieses Heer in wenigen Wochen zu einem sehr bedeutenden zu machen. In wenigen Wochen aber konnte man, dafern nur mit rascher Kühnheit gehandelt ward, mit dem Heere Tillys fertig geworden sein und sich nun auf das neue kaiserliche Heer werfen, in dem man doch nur wieder einen Theil der feindlichen Streitkräfte zu bekämpfen hatte, die später, weil man seine eigene Macht getheilt, als eine Gesammtheit entgegentraten.

Wohl hätte das Schicksal von ganz Deutschland ein anderes werden müssen, wenn nicht, wie gesagt, gleich beim Anfange der Berathung von dem Grundsatze ausgegangen worden, daß das Heer in zwei verschiedene Hauptmassen auseinandergethan werden müsse. Für den ganzen Gang des Krieges muß dieser Gedanke als ein unglücklicher bezeichnet werden. Von wem er ausgegangen, wissen wir nicht. Vielleicht ging er von dem Kurfürsten von Sachsen aus, der sein Land auch nicht einen Augenblick den Verheerungen kaiserlicher Scharen von Schlesien oder von Böhmen her Preis geben wollte.

Nachdem nun die Theilung festgestellt, verlangte Johann Georg I., daß die Schweden sich nach Böhmen hinein und in die Erblande Ferdinands II. überhaupt wenden sollten, um neue Rüstungen, die der Kaiser veranstalten könnte, damit sogleich im Keime zu zerstören. Er selbst wolle zu derselben Zeit durch Thüringen in Franken einbrechen, um den Protestanten im Reiche Luft zu machen. Diesem Antrage glaubte der König sich widersetzen zu müssen. Wenn nun einmal die Macht getheilt werden und ein Einbruch in des Kaisers Erblande, ein anderer in das Reich gethan werden soll, so will er letzteren nicht dem Kurfürsten überlassen, sondern ihn selbst unternehmen. Johann Georg I. soll zwar gleich nach der

Breitenfelder Schlacht dem König selbst die kaiserliche Krone versprochen haben, Gustav Adolf giebt aber jeden Falls auf diese Aeußerung nicht viel. Er argwöhnt, der Kurfürst wolle nur darum ihn, den König, nach Böhmen senden, und den Einbruch in das Reich für sich behalten, um mit den Fürsten und Ständen wieder in Verbindung zu kommen, den Leipziger Bund wiederherzustellen, ihn zu einer Wahrheit zu machen, eine von den Schweden unabhängige Stellung zu gewinnen, in der er wieder auf eine Aussöhnung der Deutschen unter sich, mit Ausschluß Gustav Adolfs, arbeiten könne.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Gustav Adolf mit dieser Vermuthung das Rechte gesehen. Nur von der äußersten Noth gedrängt hatte sich Johann Georg I. endlich dem Schweden in die Arme geworfen. Was hatte er nicht vorher gethan, um eine friedliche Ausgleichung unter den Deutschen, ohne Einmischung Fremder, herbeizuführen, was hatte er nicht gethan, um das alte Reich, so wie es vor dem Ausbruche der böhmischen Revolution gewesen, aufrecht zu erhalten! Wenn auch einzelne Momente sind, in denen er dem Kaiserthume des Schweden sich geneigt zeigt, im Ganzen will er doch wenig von der Begründung eines gewissermaßen neuen Reiches, auf welches Gustav Adolf zu sinnen scheint, wissen. Er betrachtet denselben, obwohl er ein Germane ist, doch als einen fremden, einen undeutschen Mann, dem das Reich nicht erschlossen werden sollte. Wenn Ferdinand II. und die Liga sich nur zu Bewilligungen verstehen, wenn sie Bürgschaften für den Protestantismus und für Ordnung, für Gesetzlichkeit, geben wollten, so sollte man sich lieber mit ihnen versöhnen, als einem Fremden sich überantworten. Mit solcher Gesinnung, mit der halben Hoffnung, daß doch vielleicht nun eine Aussöhnung mit Kaiser und Liga gewonnen werden könnte, ja daß sie zu



einer solchen, seitdem die Schweden gesiegt, seitdem die Protestanten sich erhoben, sich bald würden gezwungen sehen, will der Kurfürst verhindern, daß Gustav Adolf mit den Fürsten und Ständen des Reiches in immer weitere Verbindung kommen, für den Aufbau seines Reiches verarbeiten könne. Darum gedenkt er den König nach Böhmen zu weisen, wo solche Fürsten und Stände gar nicht sind. Er selbst will in Franken, in die Mitte, in den Süden des Reiches brechen, damit er, nicht Gustav Adolf, an die Spitze der Protestanten komme. Dadurch sollen die Katholischen zu einem billigen Frieden gezwungen werden. So gedenkt der Kurfürst den Schweden für seine Entwürfe zu benutzen.

Es war für Gustav Adolf nicht schwer, die Gedanken Johann Georgs I. zu durchschauen. Was nun aber der Kurfürst verhindern wollte, die Verbindung Schwedens mit den Fürsten und Ständen, die Vorbereitung für die Errichtung eines neuen Reiches, das gerade gedachte Gustav Adolf mit allem Eifer zu betreiben. Er wollte mit den einzelnen Fürsten und Ständen des Reiches in Verbindung kommen, dem protestantischen Theile derselben als Hort und Retter, dem katholischen als ein nicht unfreundlicher, wenn auch nicht begünstigender, doch nicht verletzender Herr erscheinen, die Gemüther bestimmen und vorbereiten, daß er dereinst mit der Königskrone der Schweden auch die Krone Karls des Großen sich auf's siegbekränzte Haupt setzen könne. Darum wendet nun Gustav Adolf den vom Kurfürsten vorgelegten Plan um, und bestimmt, daß die Sachsen in Böhmen einbrechen sollen, während er selbst sich durch Thüringen nach Franken, überhaupt in das Reich hinein, wenden wird. Der Kurfürst ist genöthiget, sich dem Willen des mächtigen Freundes zu fügen.

Vielfach ist dieser Operations-Plan nicht allein in neuerer Zeit, sondern auch damals getadelt worden. So ist schon Oxenstierna der Meinung, daß Gustav Adolf nicht in das Reich, sondern in die Erblande des Kaisers hätte ziehen und Wien erobern sollen. Dadurch würde, meint der Kanzler, ein Hauptschlag ausgeführt, Ferdinand II. an der Errichtung des Heeres, das unter Wallenstein am Anfange des Jahres 1632 dem König entgegentrat, verhindert worden sein. In der That ist der entworfene Operations-Plan zuerst an sich selbst gerade zu schlecht zu nennen. Er erklärt sich nur durch den großen Wunsch des Königs, mit den Fürsten und Ständen der Mitte und des Südens des Reiches, mit denen seine Verbindungen bis jetzt sehr gering gewesen, in solche hineinzukommen und sein zukünftiges Kaiserthum bei ihnen so schnell als möglich vorzubereiten. Er ist, dieser Operations-Plan, besonders deshalb schlecht, weil dadurch dem Tilly vollkommene Zeit gelassen wird, sein Heer wieder herzustellen. Indem sich Gustav Adolf durch Thüringen nach Franken, dann an den Rheinstrom, dann nach Schwaben wendete, blieb Tilly in den Wesergegenden unberuhiget, gewann Zeit, sein Heer wieder zu organisiren und zu sammeln, sich mit Altringer und dem Herzog von Lotharingen, der 10,000 Mann für den Kaiser aufgebracht, zu vereinigen. Hierdurch ist geschehen, daß Tilly im Jahre 1631 wieder mit einer sehr bedeutenden Macht im Süden des Reiches auftreten kann. Es war, wie bereits früher bemerklich gemacht, nöthig, wenn man große und schnelle Erfolge haben wollte, sich gleich nach der Breitenfelder Schlacht mit aller Macht auf Tilly und die damals noch vereinzelten kaiserlich-ligistischen Korps zu stürzen und sie einzeln zu vernichten.

Schlecht war der Operations-Plan nun aber auch zweitens deshalb, weil die sächsische Macht, welche in Böhmen ein-



dringen sollte, an sich selbst und allein viel zu gering war, um eine große Erschütterung aller kaiserlicher Erblande, durch welche Ferdinand II. an der Aufrichtung eines neuen Heeres hätte gehindert werden können, herbeizuführen. Er ward freilich noch viel schlechter durch die Art und Weise, in welcher der Kurfürst den Einbruch in Böhmen ausführen ließ. Dem entworfenen Plane gemäß trennen sich die beiden Heere. Gustav Adolf bricht am 27. Septbr. 1631 von Halle auf, um sich nach Westen zu wenden. Die Sachsen sollen nach Böhmen. So wie nun die kriegerischen Operationen nach zwei verschiedenen Richtungen hin laufen, so muß sich von nun an auch die Betrachtung auf kurze Zeit nach zwei Seiten hin wenden. Zuerst der Zug der Sachsen nach Böhmen.

Der Kurfürst sammelte seine Truppen unter den Befehlen des Generals Arnim, den Gustav Adolf stets, weil er früher Freund und Waffenbruder Wallensteins gewesen, mit vielem Mißtrauen betrachtete, den er noch obenein für einen sehr schlechten Soldaten und General hielt. Gleich von vorn herein geht es mit dem Einbruche der Sachsen in Böhmen sehr langsam von Statten. Erst in den ersten Tagen des Monats November 1631 überschreitet Arnim die böhmische Grenze. Johann Georg I. unternimmt den böhmischen Zug nur mit halben Herzen, mit halber Entschlossenheit. Denn Kaiser Ferdinand II. hat sich noch immerfort angestrengt, den Kurfürsten wieder von dem schwedischen Bündniß abzuziehen. Wallenstein muß in seinem Auftrage einen Brief nach dem andern an Arnim schreiben und ihn zu einer persönlichen Zusammenkunft einladen, da der Kaiser einen Frieden wünsche. Es ist in diesen Briefen weiter gar nichts als die allgemeine und unbestimmte Versicherung, daß der Kaiser einen Frieden wolle, es ist keine Versprechung, keine Zusicherung weiter darin ent-

halten. Der Kaiser will sich nicht durch Angelöbnisse die Hände binden, er will keinen seiner Entwürfe aufgeben, er will weiter nichts als den Kurfürsten berücken, daß er die Waffen niederlege, damit erst über die Schweden hergefallen und dann die Protestanten vernichtet werden können. Wäre dem nicht so, so war es dem Kaiser sehr leicht durch Wallenstein Rücknahme des Restitutions-Edicts, Aufrichtung eines neuen Religions-Friedens, andere Dinge, welche die Protestanten seit Jahren begehrt, anbieten und angeloben zu lassen. Aber davon kein Wort. Das Einzige, weil es nichts ist, weil es kein Versprechen für die Zukunft enthält, ist, daß er Tiefenbach, welcher bereits in die Lausitzen eingebrochen, Befehl ertheilt, wieder zurückzukehren. Johann Georg I. hat vom Kaiser weiter gar nichts als die noch obenein nur schwankend und zweideutig ausgedrückte Versicherung, daß er einen Frieden wolle, in Händen. Es ist das eigentlich, wenn es genau besehen wird, gar nichts. Nur wenn man es mit dem heftigen Wunsche, mit Abweisung aller Fremden, einen Frieden unter den Deutschen herbeizuführen, betrachtet, wenn man sich durch diesen Wunsch täuschen läßt, kann es für etwas, das Hoffnungen errege, angesehen werden. In dem Gemüthe des Kurfürsten wechselt die Stimmung auf eine beinahe seltsame Weise. Es ist offenbar, daß er noch vor Kurzem überzeugt gewesen, Kaiser und Liga hätten es auf seinen und aller Protestanten Untergang abgesehen. In dieser Stimmung, in dieser Meinung, hat er sich den Schweden in die Arme geworfen und mit ihnen die Leipziger oder Breitenfelder Schlacht geschlagen.

Hierauf ist eine Veränderung in der Stimmung, in der Gesinnung, des Kurfürsten eingetreten. Es wäre doch besser, wenn man mit Kaiser und Liga sich versöhnen könnte, damit



das Reich nicht an den Schweden komme. Diese Stimmung Johann Georgs I. hat Ferdinand II. trefflich zu benutzen verstanden. Er läßt von Wallenstein an Arnim, den sächsischen Feldherrn, die Friedens-Briefe schreiben, deren so eben Erwähnung geschehen. Sie bieten und enthalten eigentlich nichts, weil der Kaiser den Protestanten nichts bieten und nichts geben will. Der Kurfürst aber in seinem heftigen Wunsche, Frieden unter den Deutschen selbst zu stiften, betrachtet, was sie enthalten, zwar als wenig, aber doch als etwas. Nun darf der Krieg gegen den Kaiser nicht mit der äußersten Energie getrieben werden, denn es ist ja Hoffnung da, daß er die Hand zur Versöhnung bieten wird. Der Kurfürst stellt nun seine eigene von den Planen und Entwürfen Gustav Adolfs ganz unabhängige Rechnung an, und nach dieser benimmt er sich bei dem Einbruche in Böhmen. Der Kaiser darf nicht auf das Aeußerste getrieben werden, man muß nicht etwa versuchen, ihm Böhmen zu entreißen, denn dadurch würden nur die Entwürfe Gustav Adolfs auf das Kaiserthum befördert werden. Man darf den Kaiser Ferdinand II. höchstens mit der Gefahr, daß er Böhmen verlieren könne, bedrohen, und auch das darf nur aus dem Grunde geschehen, damit er desto leichter sich zum Frieden bestimme, es nicht blos bei allgemeinen, keine Bürgschaft bietenden Aeußerungen lasse, wie bis jetzt, sondern mit festen, bestimmten und genügenden Anträgen hervortrete. Daraus, aus dieser Stimmung, aus diesen Hoffnungen, ist das ganze Benehmen des Kurfürsten in Böhmen zu erklären.

In den ersten Tagen also des November-Monats bricht Arnim endlich mit den Sachsen in Böhmen ein. Kaiser Ferdinand II. scheint ein sehr großes Vertrauen auf seine alten Täuschungskünste, auf die leeren Friedensworte, die Wallenstein

fortwährend an Arnim schreiben mußte, gehabt zu haben. Er hatte gemeint, der Kurfürst von Sachsen würde sich durch sie von dem Einbruche in Böhmen ganz und gar abhalten lassen. Daher waren für die Vertheidigung des Landes keine Anstalten getroffen worden, obwohl das Korps Tiefenbach leicht aus Schlesien hätte herangezogen werden können. Die Sachsen finden bis nach Prag hin fast gar keinen Widerstand. In der Stadt entsteht bei Arnims Annäherung die größte Verwirrung. Die Statthalter, die Beamten, ein großer Theil der katholischen Geistlichkeit, Alles, was sich fürchten muß, ergreift die Flucht. Don Balthasar Maradas hat sich mit einigen Truppen in die Stadt geworfen, gedenkt sie zu vertheidigen und fragt deshalb bei Wallenstein an. Dieser antwortet aber, daß er kein Commando führe, und daher nichts sagen und nichts bestimmen könne. Wallenstein reiste nach Mähren ab, wohin er seine Gemahlin vorausgesendet. Maradas gab nun in der allgemeinen Verwirrung die Vertheidigung der Stadt ebenfalls auf, verließ sie mit seinen Truppen und setzte sich zuerst in Tabor fest. Die Stadt Prag capitulirte und am 15. Novbr. 1631 rückten die Sachsen ohne Widerstand ein.

Eilf Jahre erst sind seit der Schlacht auf dem weißen Berge verflossen und eine große Umwälzung war in dieser kurzen Zeit in Böhmen vorgegangen. Mit Gewalt und Zwang ist das protestantische Böhmen in ein katholisches umgeschaffen worden. Aber die Erinnerung an den Protestantismus war unter den Menschen noch keineswegs verschwunden, ja der Katholicismus war bei Vielen als ein Aufgenöthigtes nur etwas Aeußerliches geblieben. Ferner war der größte Theil des alten böhmischen Adels um sein Erbe gebracht, verbannt, ausgetrieben worden, ein neuer, meist aus Deutschland herbeigezogener Adel an seine Stelle getreten und erfreute sich des Besitzes der alt-böhmischen Adelsgüter. Aber noch war der altböhmische Adel nicht ganz untergegangen. Viele Verbannte und Geflüchtete, unter ihnen Matthias von Thurn und Wenzel von Ruppova, waren mit den Sachsen nach Böhmen zurückgekommen. Der alt-böhmische Adel mußte den Besitz seiner Güter, die theure Vatererde wieder begehren. Wie nun die Sachsen durch die Einnahme von Prag festen Fuß in Böhmen gefaßt haben, verbreitet sich unverkennbar eine Bewegung durch die böhmische Nation. Sie hofft, nach schweren Unglücksfällen wieder aufathmen, auftauchen zu können. Sie meinet, der Protestantismus, der alte Besitzstand, das böhmische Reich werde sich wieder herstellen lassen. Wohin die Waffen der Sachsen dringen, wo er es vermag, da setzt der zurückgekehrte böhmische Adel sich wieder in den Besitz seiner Güter, seiner Häuser. Die neuen Herren sind so meist bei dem sächsischen Einbruch entflohen. Auch der evangelische Gottesdienst wird wieder hergestellt. Es geht der Ruf durch Böhmen, nur gezwungen sei man zum Katholicismus äußerlich getreten, Herz und Glaube noch evangelisch wie sonst. Vieler Orten erheben sich die Bauern gegen ihre zeitherige Dränger, gegen die neuen Herren, gegen die katholische Priesterschaft. Die Bewegung ist allenthalben, sie tritt nur in Prag am schärfsten und bestimmtesten hervor. Dorthin besonders sind vom vertriebenen Adel und vom Predigerstande viele zurückgekehrt. Der Graf von Thurn läßt die Häupter der im Jahre 1621 Hingerichteten, die noch immer aufgesteckt waren, herunternehmen und feierlich zur Ruhe bestatten. Die Protestanten bemeistern sich ihrer Kirchen wieder und laut ertönet die lutherische Predigt, zu der sich Alles drängt, von den Kanzeln.

Aber die Böhmen waren wegen ihrer ersten Revolution von 1618 furchtbar vom Kaiser gezüchtiget worden. Wenn sie sich zu einer neuen und zweiten erheben sollten, so mußten sie eine starke, feste und bestimmte Hülfe dazu erblicken, damit das Nacheschwert des Kaisers nicht zum zweitenmale und noch schwerer auf sie falle. Eine solche Hülfe aber wird ihnen von den Sachsen nicht gewährt. Der Kurfürst und Arnim betrachten die Bewegung der Böhmen mit der größten Gleichgültigkeit. Sie hemmen sie nicht gerade, aber sie thun auch nicht das Mindeste, um sie aufzumuntern, sie zu unterstützen. Das Versprechen eines dauernden Schutzes, das sich kräftig im Wort und noch kräftiger in der That aussprechen mußte, begehrte Böhmen, wenn es sich gegen den Kaiser mit vollem Ernst erheben sollte. Die Sachsen aber gewährten nicht das Mindeste. Darum bleibt die Bewegung der Böhmen ohne allen Einfluß auf den Gang und Stand der Ereignisse. Sie wird nicht kräftig und entschieden genug. Dem Kaiser Böhmen durch neue Revolution zu entreißen, das liegt ganz außerhalb des Gedankenkreises des Kurfürsten, selbst wenn eine solche Revolution zum großen Vortheil des Protestantismus sein sollte. Er ist nur nach Böhmen gekommen, um den Kaiser durch eine neue Gefahr zum Frieden zu bestimmen, er ist nicht gekommen, um diese Gefahr zu einer Wirklichkeit zu machen, nicht gekommen, um durch kühne, verwegene, gewaltige Schläge, wie eine neue böhmische Revolution sie enthalten würde, den Kaiser zu vernichten. Er ist schon an sich selbst der Mann zu solchen gewaltigen Schlägen gar nicht. Sogar die Unterhandlungen zwischen Wallenstein und Arnim sind selbst dann noch fortgegangen, als die Sachsen bereits Prag erobert haben. Arnim hat am 31. Novbr. 1631 eine persönliche Zusammenkunft mit Wallenstein. Was auf derselben



vorgegangen ist, kennt man im Einzelnen nicht. Nur das ist sicher, daß auf dieser Versammlung von einem Frieden wiederum die Rede gewesen, sicher, daß der Kurfürst durch sie in seiner trügerischen Erwartung, daß es dem Kaiser Ernst mit dem Frieden sei, wo nicht befestiget, doch auch nicht schwankender gemacht worden, als er es früher gewesen. Der Kurfürst selbst ist damals einige Zeit in Prag und benimmt sich so, daß man siehet, er glaubte an die baldige Aussöhnung mit dem Kaiser, die er so lebhaft wünschte. Zwar läßt er das in Prag vorgefundene Geschütz nach Sachsen abführen, sonst aber wird das kaiserliche Eigenthum ebenso geachtet und geschont, wie schon Wallensteins Güter immer mit Allem verschont worden sind. Die Böhmen müssen mit Nothwendigkeit bald wieder verzagen, da sie sehen, der Kurfürst gedenke sich mit dem Kaiser auszusöhnen und Böhmen wieder zu räumen, so wie diese Aussöhnung erfolgt sei.

Selbst der Umstand, daß Ferdinand II. mitten unter den fortdauernden Friedenshandlungen Truppen, so viel er kann, nach Böhmen wirft und den Krieg fortdauern läßt, ist nicht im Stande den Kurfürsten aus seinen Täuschungen zu reißen. Arnim schlug indessen Tiefenbach, der nun aus Schlesien herangerückt war, bei Nimburg an der Elbe und die Sachsen konnten sich bis zum Ablaufe des Jahres einer großen Anzahl Städte und eines großen Theils des böhmischen Landes bemeistern. Für die Böhmen aber und ihre Bewegung geschieht fortwährend nichts.

In dieser Weise ward der gleich vom Anfange herein schlechte Kriegs-Plan durch die Ausführung, welche der Kurfürst ihm gab, noch um Vieles schlechter. Gustav Adolf mochte ganz andere Dinge von dem Einbruche der Sachsen in die Erblande des Kaisers erwartet haben. Seine Absicht

war, daß so tief als möglich in das Herz derselben eingedrungen werden sollte, damit der Kaiser an der Aufstellung eines neuen Heeres gehindert würde. Das war nun nicht anders zu erreichen, als wenn zu den äußersten Mitteln gegriffen, wenn eine Revolution in Böhmen in aller Art begünstiget, wenn für ihre Verbreitung auch über die andern Lande des Kaisers gesorgt ward. Es mußte Ferdinand II. wieder in die Lage gesetzt werden, in der er im Jahre 1619 gewesen. Doch wie weit war Johann Georg I. hiervon entfernt! Indem nun aber, wie bald gezeigt werden wird, für Ferdinand II. die Möglichkeit bleibt, sich ein neues Heer zu bilden, wird natürlich die Ausführung der Entwürfe Gustav Adolfs auf das Reich sehr erschwert werden. Mindestens wird es einen sehr harten Kampf darum kosten.

Unterdessen ist nun Gustav Adolf von Halle aufgebrochen und hat sich zuerst nach Thüringen gewendet, um in Franken einzudringen. Im Rücken und zur Seite des Königs bleiben mehrere protestantische Heerhaufen zurück. Die Herzöge von Mecklenburg kämpfen, um die letzten kaiserlichen Scharen, die sich noch in Rostock und Wismar halten, zu vertreiben, welches ihnen auch bald gelingt. Banner schließt die Stadt Magdeburg und die kaiserliche Garnison daselbst ein. Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel bleibt mit seinen Scharen im eigenen Lande, wo er sich gegen einen kaiserlichen Haufen unter dem Grafen Fugger zu vertheidigen hat. Die Fahrt des Königs ist eine kühne zu nennen und sie wird um so kühner werden, je tiefer er in den Süden des Reiches eindringt, denn dann kann Tilly, die Weser verlassend, sich den Schweden leicht in den Rücken stellen. Jedesfalls wäre es, wie früher bemerkt, besser gewesen, wenn sich Gustav Adolf, die Hessen heranziehend, an die Weser auf Tilly geworfen. Später allerdings, als es geschehen, hätte er dann in der Mitte und in dem Süden des Reiches auftreten können, aber diese spätere Auftreten hätte nach der Vernichtung des Tillyschen Heeres auch viel glänzender und entscheidender ausfallen müssen.



Das schwedische Heer kam auf seinem Wege zuerst vor Erfurt, die alte Hauptstadt von Thüringen. Sie stand zwar unter der Oberherrlichkeit von Mainz, war aber mit so großen Privilegien ausgerüstet, daß sie fast als reichsfrei angesehen werden konnte. Leicht ward die Stadt gewonnen und am 1. Octbr. 1631 kam Gustav Adolf selbst hinein. Er erklärte, daß alle Rechte des Kurfürsten von Mainz als eines Gliedes der Liga, welche der evangelischen Fürsten Land und Leute verdorben, cassirt wären. Die Stadt mußte einen Bund mit Schweden eingehen. Darin entsagte sie dem Kurfürsten von Mainz und gelobte Treue und Gehorsam an Schweden und an Sachsen. Die Gedanken des Königs treten immer bestimmter hervor. Also die Fürsten der Liga, besonders die geistlichen, wenn sich nicht etwa noch durch schnelle Unterwerfung Rettung finden, sollen vernichtet werden; ihre Rechte sind nicht mehr vorhanden. Die Gebiete, die Städte, die sie beherrscht, sind dem Sieger, der sich auf den kaiserlichen Thron stellen will, angefallen. Als ob er schon Kaiser sei, ließ er sich den Eid des Gehorsams schwören, wobei er die Verpflichtung übernimmt, die Stadt bei ihren Rechten und Freiheiten zu beschützen. Daß dabei auch Sachsens gedacht wird, hat wohl darin seinen Grund, daß der König den großen protestantischen Fürsten zeigen will, es könne sich für sie Gelegenheit zu Gebiets-Vermehrung finden, wenn sie ihm kräftig und getreulich hülfen, seine Sache hinauszuführen. Es wird eine Garnison nach Erfurt gelegt, die Statthalterschaft dem Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar anvertraut, die Jesuiten mit

Strenge angewiesen, sich nur um rein-kirchliche Gegenstände zu kümmern. Schon am 4. Octbr. bricht Gustav Adolf wieder von Erfurt auf. Vorher sind die evangelischen Stände in Franken unter der wiederholten Versicherung, daß er nur gekommen, um sie von Verfolgung und Bedrückung zu erlösen, zur Vereinigung, die katholischen, besonders die Bischöfe von Würzburg und Bamberg, zu Niederlegung der Waffen, wogegen ihnen alle Sicherheit und Freiheit ihres Glaubens zugesagt wird, aufgefordert worden.

Die Fahrt ging weiter durch die Grafschaften Schwarzburg und Henneberg nach Franken. Franz, Bischof von Würzburg, hat sich nicht dazu verstehen wollen, von der Liga abzulassen, lieber ist er bei der Annäherung der Schweden aus seinem Lande geflohen. Königshofen und Schweinfurt fallen und im ganzen Lande Franken entsteht Furcht und Zagen unter den Katholischen; wer es vermag entweicht. Wie die Schweden vor die Stadt Würzburg kamen, zieht sich die Besatzung in das Schloß Marienberg zurück, die Stadt capitulirt bereits am 13. Octbr. Das Schloß aber vertheidigt sich mit Hartnäckigkeit und muß am 18. Octbr. mit Sturm erobert werden. Die ganze Besatzung wird niedergehauen, auch einer Anzahl Mönche, die sich auf das Schloß geflüchtet, nicht geschont. Die große Beute, welche hier gemacht worden, wird den Soldaten Preis gegeben.

Unterdessen war Tilly aus den Wesergegenden, nachdem er sein Heer nach Möglichkeit wieder gesammelt und geordnet, aufgebrochen. Im Hessischen vermehrte er dieses Heer durch die Aufnahme der Korps Altringer und Fugger und zog dann weiter nach Süden. Im Fuldaischen vereinigte er sich mit dem Herzog Karl von Lotharingen. Wie es scheint, hatte die Hoffnung nicht allein die Kurwürde, sondern auch, wenn es



an die Vertreibung der protestantischen Fürsten und Stände ginge, irgend ein schönes Land zu erhaschen, diesen bewogen ein nicht unbedeutendes Heer für Kaiser und Liga aufzubringen. Es soll indessen aus so elendem Gesindel bestanden haben, daß Tilly erschrack, wie er diese Bundesgenossen erblickte. Doch ist dessen Macht nun wieder auf 40,000 Streiter gestiegen und mindestens ebenso stark wie in diesem Augenblicke die schwedische. Tilly rückt in die Nähe des Mainstromes. Er erfährt, daß Stadt Würzburg zwar gefallen, Schloß Marienberg aber sich noch vertheidige. Zu dessen Entsatz will er heranrücken, er will eine Schlacht, um mit Blut die Schande abzuwaschen, die er vor Leipzig erlitten. Indessen kommt die Nachricht, daß auch Schloß Marienberg gefallen und von Maximilian I. von Baiern läuft der Befehl ein, jetzo jede Schlacht zu vermeiden. Tilly soll sich darüber auf das bitterste beschwert haben, indem ihm nun die Möglichkeit seine Ehre wiederherzustellen entwunden würde. Es beweißt indessen dieser Befehl, daß der Kurfürst von Baiern einen sehr scharfen Blick besitzt. Katholischerseits mußte man jede Hauptschlacht so lange, bis es dem Kaiser gelungen war, aus seinen Erblanden noch ein Heer zu bilden, vermeiden. Man mußte den Fehler benutzen, den Gustav Adolf dadurch begangen, daß er nicht gleich nach der Breitenfelder Schlacht nach der Weser gezogen und das Tillysche Heer aufgerieben hatte. Daß Tilly jetzo und allein mit theils entmuthigten, theils schlechten Truppen über Gustav Adolf siegen würde, war im Voraus unwahrscheinlich. Also war nur dafür zu sorgen, daß seine Kräfte ungeschwächt erhalten würden, bis ein zweites Heer zusammengebracht. Und dieses konnte nur dadurch, daß man eine Hauptschlacht vermied, geschehen. Dem Befehle des Kurfürsten gemäß suchte nun Tilly die Schlacht nicht mehr. Er entfernt

sich aus Franken und zieht sich an den Rheinstrom, an die Bergstraße. Daß Gustav Adolf Tilly nach dem Rheine abziehen läßt und ihn nicht, da es an der Weser verabsäumt worden, hier am Mainstrome zu einer Schlacht nöthiget, möchte als ein abermaliger Fehler bezeichnet werden.

Durch die Bewegung Tillys nach dem Rheine zu, ist nun freilich Franken vor der Hand den Schweden Preis gegeben. Die evangelischen Stände, unter ihnen auch die Stadt Nürnberg, schließen sich an den König an; allenthalben wird die schwedische Werbtrommel gerührt und vieles Volk zusammengebracht. Ueber das Land aber des entwichenen Bischofs von Würzburg bestellt der König eine Landes-Regierung, die, so wie das Land selbst, ihm Treue und Gehorsam schwören muß. Dagegen erhält es die Zusicherung, daß alle politische Rechte und Freiheiten, auch der katholische Gottesdienst ungehindert fortdauern solle. Nur muß auch den Evangelischen die freie Gottesverehrung in dem Lande wiedergegeben werden. In dem neuen Reiche, welches Gustav Adolf zu gründen gedenkt, sollen die Gewissen der Menschen frei sein. Er bemüht sich selbst den Katholischen Vertrauen einzuflößen, damit sie dem künftigen Kaiserthume Gustav Adolfs wenigstens nicht bis auf das Aeußerste zuwider sein möchten.

Gegen den entwichenen Bischof von Würzburg aber und gegen die Liga überhaupt erscheint ein heftiges Manifest des Königs. Die Ligisten, wird darin gesagt, haben Alles Reichsgesetz frech verletzt, indem sie in die Lande ihrer protestantischen Mitstände feindlich eingefallen sind. Ohne es gerade auszusprechen, giebt Gustav Adolf doch in diesem Manifeste zu verstehen, daß solche Reichs-Verletzung die ligistischen Fürsten um das Recht Glieder des Reiches, Fürsten und Herren zu sein, bringe. Es müßte denn sein, daß sie sofort die Waffen



niederlegen und sich fügen, wie es der Bischof von Bamberg, geschreckt durch das Beispiel seines Nachbars von Würzburg, eben gethan. Damit können sie etwa noch Rettung gewinnen. Bamberg zahlt drei Tonnen Goldes, räumt den Schweden die Städte Forchheim und Kronau ein, zahlt für die Zukunft alle Monate soviel als er in die Casse der Liga einsteuert, gelobt aus der Liga zu treten und seine Truppen sofort von derselben abzurufen. Aus seinen Handlungen muß, da er sich mit klaren Worten niemals darüber ausgesprochen, auf die Entwürfe Gustav Adolfs geschlossen werden. Man siehet doch nun schon mit ziemlicher Deutlichkeit, von welcher Art sie etwa mögen gewesen sein, und wie er sie hinauszuführen gedachte.

Um diese Zeit schließt nun der König auch die Bündnisse mit dem Hause Sachsen-Weimar und Brandenburg-Culmbach ab. Pommern, Mecklenburg, Hessen-Cassel, Franken und Thüringen sind jetzo in der schwedischen Bundesgenossenschaft. In dem Heere bilden die Schweden schon nur die Minderzahl, die Mehrzahl desselben besteht aus deutschen Kriegern. Wilhelm von Hessen-Cassel führt dem König, nachdem sein Land nicht mehr von Tilly bedroht ist, auf einmal ein schönes Heer von 14,000 Streitern zu. Auch die niedersächsischen Stände fingen an sich in Bewegung zu setzen. Sie hielten einen Convent zu Hamburg, wo Bremen, Lübeck, Hildesheim und Braunschweig-Zelle ein Heer aufzubringen versprechen, das von Georg von Braunschweig-Zelle angeführt werden sollte. Die Macht, welche für Gustav Adolf zusammengekommen, ist im Herbste des Jahres 1631 sehr bedeutend. Sie kann wohl auf etwa 100,000 Streiter angeschlagen werden. Doch stehet sie weit zerstreut, da auf mehreren Puncten zugleich zu kämpfen ist. Die Hauptarmee, welche Gustav Adolf selbst anführt, ist doch

auch nach der Vereinigung mit Wilhelm von Hessen-Cassel noch nicht 50,000 Krieger stark.

Sehr deutlich treten nun die Folgen der Fehler des entworfenen Operations-Plans hervor. Da Tilly nicht gleich nach der Leipziger oder Breitenfelder Schlacht vernichtet worden, und es ihm möglich gemacht worden ist, aus verschiedenen früher zerstreuten Korps wieder ein bedeutendes Heer zusammenzubilden, so ist das Erheben der protestantischen Fürsten und Stände gegen Ferdinand II. und für Gustav Adolf doch nicht so allgemein und so kräftig, als es sicher würde gewesen sein, wenn die Schweden statt sich sogleich nach Franken zu wenden, erst Tilly an der Weser aufgesucht und vernichtet. Denn um den protestantischen Fürsten und Ständen rechten Muth und rechte Entschlossenheit einzuflößen, mußte des Kaisers Macht, die er außerhalb seiner Erblande drohend aufgestellt, ganz vernichtet werden. Nun erhielt sie sich aber und verbreitete Zagen, Furcht und Bedenklichkeit hier und dort. Wenn sich nun Ferdinand II. und die Liga wieder in dem Reiche erheben sollten, wie furchtbar werden sie strafen! Man siehet, daß die Möglichkeit eines solchen Wieder-Erhebens wohl da ist. Ist doch mitten in dem Sieges- und Triumphszuge Gustav Adolfs das Tillysche Heer noch stehen geblieben, wenn es auch einmal geschlagen worden. Darum hätte dieses Heer vor allen anderen Dingen vernichtet werden sollen. Mehrere Stände bleiben zweifelhaft, ungewiß und wagen nicht sich zu erheben. So bei den Nieder-Sachsen Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel und Hamburg. Tilly siehet auch, in welchem Vortheile man ihn gelassen hat. Es kommt darauf an zu zeigen, daß Kaiser und Liga doch auch noch leben. Er sendet vom Maine aus das Korps Pappenheim nach Westphalen. Es muß im Norden Deutschlands weiterer Abfall



der Fürsten und Stände dadurch, daß die kaiserlich-ligistischen Waffen sich zeigen, verhindert werden. Tilly selbst, der sich nach der Einnahme von Würzburg nach dem Rheine zu gezogen, suchte, als Gustav Adolf sich eben dahin in Bewegung setzte, fortwährend einer Hauptschlacht ausweichend, sich im Rücken der Schweden zu halten, damit Franken nicht ganz verloren gehe. Er ließ immer Truppen nach Franken streifen, damit die Protestanten von Rüstungen abgehalten, die Katholischen nicht den Muth ganz verlören.

In der Mitte des Monats November brach Gustav Adolf von Würzburg auf nach dem Rheinstrome zu. In Franken mußte Gustav Horn mit 16,000 Mann zurückgelassen werden, da der König wohl wußte, daß Franken durch Tilly fortwährend bedroht. Die Städte Wertheim, Aschaffenburg, Steinheim, Hanau fielen ohne bedeutenden Widerstand. Allenthalben, wo er sie verschlossen fand, ließ er die evangelischen Kirchen wieder aufschließen. Dabei ward indessen die Versicherung, daß die Katholischen nicht allein keine Vergewaltigung zu erfahren, im Gegentheil sich Alles Schutzes zu gewärtigen hätten, dafern sie sich nur ruhig verhielten, überall wiederholt und durch die That bestätiget. Mehrfache Aufforderungen, die Magdeburger Greuel zu rächen, wieß Gustav Adolf mit Bestimmtheit zurück. Wie die Schweden vor der reichen Stadt Frankfurt am Main erschienen, erbat der Magistrat Neutralität, welche die Stadt um ihres Handels willen bedürfe. Gustav Adolf aber antwortete streng, daß jetzo von Jahrmärkten und irdischen Vortheilen nicht die Rede sein könne. Wenn sich die Stadt ihm nicht in Gutem erschließe, so werde er sich den Weg durch Kanonen zu bahnen wissen. Darauf übergab sie sich und der König hielt am 27. Novbr. 1631 seinen feierlichen Einzug. Auch Frankfurt am Main mußte in das schwedische Bündniß eintreten.

In denselben Tagen noch breiteten schwedische Scharen sich bis an den Rheinstrom aus. Schwedische Fahnen schauten zum erstenmale in die Wogen des alten Rheines hinein. Wiederum zu derselben Zeit gab Tilly Main- und Rheinstrom auf und wendete sich mit seiner ganzen Macht nach Franken hinein. Er versuchte Nürnberg zu nehmen, aber die Stadt stellte 30,000 Streiter, zum großen Theil Bürger, zur Vertheidigung auf ihre Mauern. Tilly glaubte nicht, sie erobern zu können, verließ Franken wieder und wendete sich mit seiner Haupt-Macht in die Ober-Pfalz. Wahrscheinlich hatten die Befehle Maximilians von Baiern ihn dorthin gerufen. Diese Stellung war mit vielem Geschick gewählt. Das Tillysche Heer deckte nun nicht allein Kur-Baiern, sondern es bedrohte auch die Sachsen in Böhmen und konnte von der Ober-Pfalz aus, wenn es dem Kaiser gelingen sollte, aus seinen Erblanden ein neues Heer zusammenzubringen, sich mit demselben leicht in Verbindung setzen.

Wie das Ende des Jahres 1631 mit starken Schritten heranzieht, und Gustav Adolf auf der Rhein-Seite beinahe schon bis an die äußersten Marken des deutschen Vaterlands gekommen ist, das Werk der Befreiung nicht allein, sondern auch schon das Werk der Umgestaltung des alten Reiches begonnen hat, sind die Verhältnisse ungemein schwierig, ungemein verwickelt worden. Gustav Adolfs Werk, die Gedanken seiner Brust in so weit sie nicht allein auf die Erhaltung des Protestantismus, sondern auch darauf gerichtet sind, ein neues deutsches Reich zu begründen, das unter einem protestantischen Kaiser stehe, in dem der Protestantismus herrsche, der Katholicismus sich mit Toleranz begnügen müsse, werden nur mit den größten Anstrengungen durchzuführen sein. Zweifelhaft und unsicher stehet die ganze Aussicht darauf. Von den protestantischen Fürsten und Ständen selbst scheinen nur die kleinern dem Gedanken, einen protestantischen Kaiser, Gustav Adolf als Kaiser aufzustellen, geneigt gewesen zu sein. Mit freigebiger Hand theilet der König an sie gerade Versprechungen aus. Der Eine soll dieses, der andere jenes von dem erhalten, was jetzo die katholisch-geistlichen Fürsten und Herren besitzen. Gern nehmen die kleinern Fürsten und Stände diese Versprechungen hin. Wenn das Reich in seiner gegenwärtigen Form zusammenbricht, wenn die geistlichen Fürsten der katholischen Kirche verschwinden, wenn diese stolzen Erzbischöfe und Bischöfe wieder zu dem gemacht werden, was sie ursprünglich gewesen, zu bloßen Erzbischöfen und Bischöfen, wenn sie aufhören Fürsten zu sein, was sie so nie hätten werden sollen, es wird ja ihr Vortheil sein. Wenn jene herabfallen von der irdischen Herrlichkeit, so werden sie steigen. Aber die größern protestantischen Fürsten sind dem Gedanken Gustav Adolfs ungeneigt. Wie deutlich offenbart sich das doch an Johann Georg I. und der Weise seines Auftretens in Böhmen.



Von den katholischen Fürsten, von den Fürsten der Liga, ist nichts anderes zu erwarten als hartnäckiger, entschlossener Widerstand. Selbst wenn Furcht und Angst ihnen einmal einen Tractat, in dem sie die Waffen niederzulegen geloben, abgenöthiget, sie werden desselben vergessen und wieder offene Feindschaft zeigen, so wie Furcht und Angst verschwinden. So erweißt es sich eben jetzt an dem Bischof von Bamberg. Als Tilly vom Rheinstrome her wieder in Franken erscheint, hat Bamberg sogleich des eben mit Schweden geschlossenen Tractates vergessen. Gustav Horn hat ihn dafür mit den Waffen züchtigen müssen. So stehen dem König in dem Reiche selbst schon große Schwierigkeiten entgegen. Noch vermag Niemand zu sagen, ob sie übersteigbar sind oder nicht.

Dazu zeigten sich noch andere, vielleicht noch größere Schwierigkeiten. Sie kamen von Frankreich her. Richelieu hatte Gustav Adolf aufgefordert nach Deutschland zu kommen, nicht damit der Protestantismus daselbst herrschend, nicht damit Gustav Adolf Kaiser werde, nicht damit das Reich der Deutschen eine andere, kräftigere Gestalt empfange. Nur deshalb hatte Richelieu gewünscht, daß die Schweden in dem Reiche aufträten, damit Kaiser Ferdinands II. Entwürfe auf politische Größe des Hauses Spanien-Habsburg möchten gestört, zur Unmöglichkeit gemacht werden. Damit war selbst Pabst Urban VIII. einverstanden. Er ist von Allem in Kenntniß gesetzt worden, was Richelieu für das Auftreten der Schweden in Deutschland gethan und ist wohl damit zufrieden. Auch der Pabst denkt, es ist eine große Gefahr für die andern katholischen Mächte von diesem Hause Spanien-Habsburg da. Sie wollen Alles verschlingen, besonders will Ferdinand II. das deutsche Reich verschlingen. Zwar will er den Protestantismus vernichten, zugleich aber auch der Länder der protestantischen Fürsten sich bemeistern. Darum rufe man die Schweden herbei und lasse im höchsten Nothfall selbst den Protestantismus im Reiche bestehen, wie er nun einmal bis jetzo geworden, nur damit des Kaisers Macht nicht weiter um sich greift. Freilich darf dabei dem Katholicismus weiter kein Nachtheil erwachsen. So sind die Gedanken Urbans VIII., die auch seine Thaten bei mehrern Gelegenheiten aussprechen, so sind die Gedanken Richelieu's.

Seitdem aber Gustav Adolf in dem Reiche erschienen, offenbart sich dem Franzosen bald, daß der König den Kreis zu überschreiten strebt; der um ihn gezogen werden soll. Die Reden, die Thaten Gustav Adolfs, worauf scheinen sie doch zu deuten! Er will dem Protestantismus das Uebergewicht in



dem Reiche schaffen, er will sich auf den Thron desselben erheben, er will demselben eine andere Gestalt geben. Noch läßt sich diese andere Gestalt nicht mit vollkommener Klarheit erkennen, ahnen jedoch, vermuthen läßt sie sich bereits. Die katholisch-geistlichen Fürsten sollen als Fürsten entfernt werden. Geschieht es so wird das deutsche Reich eine viel größere Kraft, eine viel größere Einheit empfangen als früher. Daran ist dem Franzosen nichts gelegen. Nicht ein starkes, sondern ein nach Möglichkeit schwaches Deutschland will er neben sich haben, damit die Bahn künftiger Eroberungen für Frankreich nicht geschlossen werde. Darum muß die ganze, gegenwärtige Gestalt des alten Reiches, diese Vielköpfigkeit, die durch die Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte erzeugt wird, erhalten werden.

Das ist es, was Richelieu am meisten fürchtet, daß das Reich durch Gustav Adolf eine mehr einheitliche Gestalt, eine Verfassung, die es Frankreich gegenüber stärke, empfangen möge. Aber auch religiös-kirchliche Gründe treten hinzu. Sind diese bei dem Kardinal selbst, der auf solche Dinge eben nicht viel zu geben pflegt, auch nicht von großem Gewicht, so ist er doch genöthiget, auch mit sie zu berücksichtigen. Die Jesuiten, die ultra-katholische Partei in Frankreich erhebt ein großes Geschrei, daß man den Katholicismus verlasse, der Ketzerei aufhülfe. Schon drohe Deutschland in die Hände der Protestanten zu fallen, bald würden, ermuthiget durch die Dinge, die in der Nachbarschaft geschähen, in Frankreich selbst die Calvinisten sich wieder erheben. Auch solche Stimmen mußte Kardinal Richelieu beachten, da in Frankreich der Katholicismus und zwar ein eifriger und feuriger Katholicismus bei der Mehrzahl der Menschen herrschte. Daher ward im Herbste des Jahres 1631 unter dem Marschall de la Force ein fran-

zösisches Heer in der Champagne zusammengezogen. Man wollte bewaffnet in der Nähe der großen Ereignisse stehen, die sich in Deutschland vorzubereiten schienen, um nicht von ihnen überrascht zu werden, um ihnen noch zu rechter Zeit eine solche Wendung, wie sie von dem Interesse Frankreichs verlangt ward, geben zu können. Wenn nun Gustav Adolf gehindert werden soll, den Protestantismus im deutschen Reiche vorherrschend zu machen, wenn er noch mehr daran gehindert werden soll, diesem Reiche eine für Frankreich nachtheilige Umgestaltung zu geben, so bietet sich hierzu für Richelieu die katholische Liga als die beste Bundesgenossin dar. Sie hat mit Frankreich zwei Interessen gemein; das Interesse gegen Schweden und das Interesse gegen den Kaiser, da auch die Liga nicht wünschen kann, daß die Macht Ferdinands II. höher steige.

Gegen das Ende des Jahres sendet daher Richelieu den Herrn von Charancé an Maximilian I. von Baiern, welcher als das Haupt der Liga angesehen werden muß. Die Anträge desselben sind: die Liga soll ganz aus dem gegenwärtigen Kampfe, der zwischen dem Kaiser einerseits, Schweden und den Protestanten andererseits geführt wird, scheiden und sich in die Neutralität stellen. Geschiehet dieses, so ist viel gegen Schweden gethan, Gustav Adolfs Entwürfe auf das Reich werden gehemmt, ja gestört. Wenn die Liga, die Erzbischöfe und Bischöfe, welche einen großen Theil der Glieder derselben bilden, neutral bleiben, verliert ja Gustav Adolf den Vorwand sie zu vertreiben. Die Liga, begehrt Charancé ferner, soll eine Allianz mit Frankreich zur Aufrechterhaltung dieser Neutralität schließen. Frankreich wird die Liga, wenn sie entweder von Schweden oder vom Kaiser oder von sonst wen wegen dieser Neutralität angegriffen werden sollte, mit bewaffneter Hand schützen. Gustav Adolf und Ferdinand II. sollen



gleichmäßig zur Anerkennung dieser Neutralität genöthiget werden.

Nimmt die Liga diese Vorschläge an, so ist Frankreich nach Richelieu's Berechnung nach allen Seiten hin gedeckt. Der Kaiser wird, von der Liga verlassen, nicht mehr an die Entwürfe auf Mehrung seiner Macht denken können; er wird genug zu thun haben, um sich gegen die Schweden und die Protestanten zu vertheidigen. Diese aber werden auch, selbst wenn sie nun noch glänzende Siege über den Kaiser gewinnen, doch nicht mit dem Reiche so verfahren können, wie sie wohl Lust haben. Denn ungeschwächt, noch obenein auf Frankreich gestützt, bleibt die durch die Neutralität geschützte Macht der Liga stehen. Sie kann, wenn die beiden kämpfenden Parteien sich durch langen und harten Krieg werden erschöpft haben, noch gebieten, wie der Friede unter ihnen geschlossen werden soll. Dem König von Schweden endlich ist die Veranlassung, der Vorwand, ja die Möglichkeit zu einer großen Umgestaltung des alten Reiches gewissermaßen unter den Füßen hinweggezogen. Frankreich hofft, daß Gustav Adolf die Neutralität der Liga schon werde annehmen müssen. Man sucht ihm die Nothwendigkeit dazu zu bereiten. Frankreich unterhandelt auch mit dem Kurfürsten von Sachsen, um ihn zum Aufgeben des schwedischen Bündnisses und zur Neutralität zu bewegen. Durch den Abfall Sachsens soll des Königs Macht in Deutschland geschwächt und er dadurch genöthiget werden, sich den französischen Anforderungen eher zu fügen.

Indessen kann von Frankreich jetzo auf diesem Wege nichts gewonnen werden. Maximilian von Baiern zeigt sich dem Begehren Frankreichs abgeneigt. Er mag den feinen Plan Richelieu's nicht durchschaut, oder wenn er ihn durchschaute, ihn überfein und gefährlich gefunden haben. Können die

Sachen doch wohl auch noch anders auslaufen, als ſich Richelieu berechnet hat und der Kaiſer vernichtet werden, wenn die Liga ſich der Ruhe ergiebt! Auch hat Maximilian mehrfach dem Kaiſer treue Hülfe gelobt. Soll er ihn nun verlaſſen, gerade in der größten Noth? Es kommt hinzu, daß kurz vor dem Schluſſe des Jahres Schriften, welche von den Unterhandlungen zwiſchen Frankreich und Baiern reden, in die Hände des kaiſerlichen Hofes fallen, dieſem die Sache dadurch bekannt wird. Eindringlich ermahnet Ferdinand II. nun den Kurfürſten, ſich nicht von ihm trennen zu laſſen, ſich den böſen Kniffen und Ränken Frankreichs nicht zu ergeben. Obwohl nun die Sache vor der Hand ſcheitert, giebt Richelieu doch den Gedanken, eine Neutralität für die Liga zu erwirken, keineswegs auf.

Dem König von Schweden aber haben alle dieſe hinter ſeinem Rücken in dieſer Zeit von Frankreich theils mit Sachſen, theils mit Baiern verſuchte Verhandlungen nicht unbekannt bleiben können. Schon das Heer, welches Frankreich in der Champagne zuſammengezogen hat, muß ihm klar und deutlich ſagen, daß dieſe Macht der Art und Weiſe ſeines Auftretens und Handelns in dem Reiche eben nicht mit Freude und Zufriedenheit zuſieht. Kehrt er in ſeine eigene Bruſt ein und betrachtet er die Entwürfe derſelben, die ſich ſchon durch ſo manche That der Welt verrathen haben, ſo muß er ſich auch ſagen, daß ſie an Frankreich über kurz oder über lang einen entſchiedenen Gegner finden müſſen. Alſo ſtellet ſich dieſen Entwürfen von allen Seiten ein ganzes Meer von Schwierigkeiten entgegen. Würden ſie jemals zu beſiegen geweſen ſein?

# Guſtav Adolf

und

# der dreißigjährige Krieg.

## Zweiter Band.

### Zweite Abtheilung.

Sachen doch wohl auch noch anders auslaufen, als ſich Richelieu berechnet hat und der Kaiſer vernichtet werden, wenn die Liga ſich der Ruhe ergiebt! Auch hat Maximilian mehrfach dem Kaiſer treue Hülfe gelobt. Soll er ihn nun verlaſſen, gerade in der größten Noth? Es kommt hinzu, daß kurz vor dem Schluſſe des Jahres Schriften, welche von den Unterhandlungen zwiſchen Frankreich und Baiern reden, in die Hände des kaiſerlichen Hofes fallen, dieſem die Sache dadurch bekannt wird. Eindringlich ermahnet Ferdinand II. nun den Kurfürſten, ſich nicht von ihm trennen zu laſſen, ſich den böſen Kniffen und Ränken Frankreichs nicht zu ergeben. Obwohl nun die Sache vor der Hand ſcheitert, giebt Richelieu doch den Gedanken, eine Neutralität für die Liga zu erwirken, keineswegs auf.

Dem König von Schweden aber haben alle dieſe hinter ſeinem Rücken in dieſer Zeit von Frankreich theils mit Sachſen, theils mit Baiern verſuchte Verhandlungen nicht unbekannt bleiben können. Schon das Heer, welches Frankreich in der Champagne zuſammengezogen hat, muß ihm klar und deutlich ſagen, daß dieſe Macht der Art und Weiſe ſeines Auftretens und Handelns in dem Reiche eben nicht mit Freude und Zufriedenheit zuſieht. Kehrt er in ſeine eigene Bruſt ein und betrachtet er die Entwürfe derſelben, die ſich ſchon durch ſo manche That der Welt verrathen haben, ſo muß er ſich auch ſagen, daß ſie an Frankreich über kurz oder über lang einen entſchiedenen Gegner finden müſſen. Alſo ſtellet ſich dieſen Entwürfen von allen Seiten ein ganzes Meer von Schwierigkeiten entgegen. Würden ſie jemals zu beſiegen geweſen ſein?

# Guſtav Adolf

und

# der dreißigjährige Krieg.

Zweiter Band.

Zweite Abtheilung.

## Viertes Kapitel.

Also waren die Schwierigkeiten beinahe unermeßlich, welche dem König von Schweden entgegenstanden, wenn er daran dachte nicht allein den Protestantismus im deutschen Reiche zu retten, sondern auch ein neues Reich aufzubauen und sich auf den Thron desselben zu erhöhen. Aber sein starker Geist schien vor allen Schwierigkeiten, die sich zeigen mochten, nicht zu erschrecken. Im Gefühle seiner Kraft und seines Geistes trat er ihnen entgegen. Noch an dem Ende des Jahres 1631 scheuete er sich nicht, einen neuen Feind, der ihm entgegentreten wollte, kühn zu bekämpfen. Wie die Schweden sich dem Rheinstrome naheten, hatte Anselm Casimir, Erzbischof und Kurfürst von Mainz, sich hülfeflehend an die Spanier gewendet. Zweitausend Spanier unter Philipp de Sylva waren in Stadt und Festung Mainz aufgenommen worden. Spanische Truppen lagerten damals auch in der untern Pfalz. Da in den Niederlanden, in der Nähe des Nieder-Rheins der Kampf zwischen Spanien und der Republik von Nord-Niederland noch immer fortdauerte, konnten sich spanische Truppen leicht dem Rhein-Strom entlang ausdehnen. Gustav Adolf war mit Spanien nicht in Krieg. Wenn aber spanische Truppen ihm in Deutschland entgegenzutreten wagten, so war er

entschlossen sie hinauszutreiben, der großen spanischen Monarchie offene Feindschaft nicht achtend. Er wußte, daß sie durch den niederländischen Krieg doch schon zu sehr beschäftiget sei, um ihn bei seinen Unternehmungen in Deutschland eben viel hemmen zu können.

Er war entschlossen, nicht allein die Spanier, sondern überhaupt jedem, der ihm entgegenträte, mit seinen guten Waffen Trotz zu bieten. In Frankfurt am Main kam Georg von Hessen-Darmstadt, der zu dem Kaiser hielt, zum König und redete von einer Friedens-Vermittelung, die er veranstalten wollte, wenn Schweden dazu geneigt sei. Aber der König wußte wohl, daß Ferdinand II. nicht einmal zu einem solchen Frieden geneigt sei, der den Protestanten Ordnung, Gesetzlichkeit, Ruhe und Sicherheit verbürge, daß er höchstens einen Frieden bewilligen werde, der ihn in den Stand setze, bald wieder auf seine früheren Entwürfe zurückkommen zu können. Schon aus diesem Grunde wieß er die Darmstädter Friedens-Vermittelung ganz zurück. „Er gedenke nicht, die Fürsten und Stände, die sich an ihn angeschlossen, der Rache Ferdinands II. auszusetzen, die sicher über sie kommen werde, wenn er Frieden schließe und nach Schweden zurückkehre." Aber nicht dieser Grund allein, der allerdings schon an sich selbst gewichtig genug war, bewog den König jede Friedens-Vermittelung abzuweisen. Es kam auch noch ein anderer hinzu, der in seinen Gedanken und Entwürfen auf das Reich lag. Es mußte ja der Krieg gegen Ferdinand II. bis auf das Aeußerste fortgesetzt werden, es mußte Schweden mächtig und gewaltig in dem ganzen Reiche dastehen, wenn es zu einer neuen Kaiser-Wahl kommen sollte. Georg von Hessen-Darmstadt konnte weiter nichts als Neutralität für sich und sein Land erwirken, da er nicht, wie die andern, offen gegen den



Kaiser die Waffen ergreifen wollte. Sachsen-Weimar dagegen, Würtemberg und Baden-Durlach schlossen um diese Zeit ihre Bündnisse mit dem König ab. In Franken, Schwaben, am Rhein, in Niedersachsen kamen überhaupt alle protestantische Fürsten und Stände in Bewegung. Allenthalben ertönte die Werbetrommel, allenthalben ward gerüstet. Immer siehet man dabei, daß die kleinern Fürsten und Stände sich mit mehr Eifer als die größern in die Arme des Königs werfen. Die kleinern hoffen emporzukommen und zu gewinnen, wenn das Reich durch den Schweden ein anderes wird, die größern fürchten eher das kraftvollere Kaiserthum, das in dem kriegerischen Gustav Adolf entstehen zu wollen scheint, als daß sie es hoffen und ersehnen. Mit jedem Reichsstande, der sich meldet, schließt Gustav Adolf jetzo ein besonderes Bündniß ab. Diese verschiedenen Bündnisse sollten sich später, wie Oxenstierna versichert, in einen großen, allgemeinen Bund auflösen, und der große, allgemeine Bund wohl die unmittelbare Vorbereitung für das neue Kaiserthum sein.

In der strengsten Winterkälte brach Gustav Adolf am 11. Decbr. 1631 von Frankfurt am Main auf. Vier Tage darauf fingen die Truppen an, über den Rheinstrom zu setzen. Der Kurfürst war aus Mainz nach Köln entwichen. Sylva, der Spanier, hatte erst geprahlt, daß er sich lieber unter den Trümmern von Mainz begraben würde, als die Stadt den Schweden übergeben. Der hohe Muth verging ihm aber sehr bald. Schon am 23. Decbr. capitulirt Sylva gegen freien Abzug. An beiden Ufern des Rheines dehnen sich nun die Schweden immer weiter aus. Oppenheim, Worms und Speier fallen ebenfalls und schon sind die Moselgegenden von den Schweden bedroht. Bernhard von Weimar treibt die Spanier aus der untern Pfalz. Mannheim und Heidelberg werden

ihnen entrissen. Die Spanier kämpfen zwar nicht ohne Muth, aber weder mit Glück, noch mit Geschick. Tilly ist während dieser Bewegungen der Schweden zwar wieder aus der Ober-Pfalz aufgebrochen und bis Nördlingen vorgedrungen. Aber er vermeidet jedes ernste Zusammentreffen mit dem schwedisch-protestantischen Heere. Gustav Adolf aber schließt am Ende des Jahres noch Bündnisse mit Ulm und Straßburg, erläßt auch eine Verordnung für die Sicherheit des Frankfurter Handels während des Krieges.

In der Strenge des Winters können die kriegerischen Unternehmungen nicht rasch fortgetrieben werden. Aber während derselben bereiten sich die wichtigen Ereignisse der Zukunft vor. Ein gewaltiger Kampf stand dem König bevor, da der Kurfürst von Sachsen den Auftrag, die kaiserlichen Erblande zu zerrütten, daß Ferdinand II. sich nicht wieder erholen, nicht ein neues Heer aufstellen könnte, so wenig ausgeführt hat. Kaiser Ferdinand II. mußte, wenn er nicht untergehen wollte, alle seine Mittel und Kräfte in Bewegung setzen. Bis zum Verlust der Schlacht bei Breitenfeld oder Leipzig war Gustav Adolf ihm nicht so gefährlich erschienen, daß er gemeint, er müsse sich zu einer großen Anstrengung erheben. Bald darauf aber war von ihm erkannt worden, daß es einer solchen bedürfe nicht allein um die alten Entwürfe festhalten zu können, sondern selbst um eigener Rettung willen. Denn je länger die Zeit verlief, desto deutlicher trat es hervor, daß es Gustav Adolf wohl auf noch etwas mehr als auf die Rettung des Protestantismus in Deutschland möchte abgesehen haben. Nun wurden neue Steuern in des Kaisers Landen ausgeschrieben, von dem Adel und der Kirche Beiträge zu den Kriegskosten begehrt, Rüstungen und Werbungen angestellt, von Spanien, von Pabst Urban VIII., von den kleinen italienischen Mächten Hülfe begehrt. Es wollte indessen mit den kaiserlichen Rüstungen nicht recht vorwärts gehen, die fremde Hülfe war fern und die Cassen Ferdinands II. tief erschöpft. Ohne Geld aber waren Soldaten damals nicht zu haben.



Unter diesen Umständen war es wohl sehr natürlich, daß der Kaiser auf den Gedanken kam, sich wieder durch Wallenstein zu helfen, so wie er sich schon einmal durch denselben geholfen hatte. Sicher und gewiß waren es weder große Feldherrntalente, noch große Treue, welche Ferdinands II. Auge wieder auf Wallenstein zogen. Die Feldherrntalente hatte Wallenstein bis jetzt ebenso wenig erwiesen als eine große Treue. Er war während seines ersten Feldherrnamtes mehr für sich als für den Kaiser besorgt gewesen, er hatte Ferdinand II. genöthiget, ihm Mecklenburg zu überlassen, das derselbe lieber für sich selbst behalten. Die unermeßlichen Reichthümer aber, welche Wallenstein besaß, waren es, die des Kaisers Blicke wieder auf ihn wendeten. Durch diese konnte schnell wieder ein großes Heer auf die Beine gebracht werden. Wallensteins Name stand auch sonst noch bei den wilden Söldnerbanden dieser Zeit in hohem Ansehn. Wie fürstlich hatte er nicht die Obersten, wie reich die Offiziere, freilich nie aus seiner Casse, belohnt, wie hatte er doch jede wilde Lust den Soldaten gestattet! Ferdinand II., schon geneigt, Wallenstein wieder an sich zu ziehen, berief seinen Rath. Es ward demselben nur die Frage vorgelegt, ob es räthlich sei oder nicht, Wallenstein wieder mit dem General-Commando zu bekleiden. Der Kaiser hatte seine Gründe, nicht sogleich mit dem, was er beabsichtigte, ganz hervorzutreten. Wallenstein sollte nicht allein das Commando über das bereits vorhandene Heer, das freilich ziemlich unbedeutend war, führen, er sollte auch und ganz besonders aus seinen eigenen Mitteln eine große Streitkraft zusam-

menbringen, durch welche sich Ferdinand II. wieder auf die Höhe willkührlicher Gewalt zu stellen gedachte, die er vor dem Regensburger Tage innegehabt. Damit war Vielen selbst in des Kaisers Rathe, selbst in seinen nächsten Umgebungen, nicht gedient. Sie fürchteten diese Alles zertretende, Alles zertrümmerte Gewalt, von welcher endlich sie auch selbst könnten verschlungen werden. Darum scheint Ferdinand II. verschwiegen zu haben, was er hauptsächlich wünschte und begehrte. Es erhuben sich aber doch viele Stimmen im kaiserlichen Rathe gegen Wallenstein. Sie erklärten es für gefährlich, denselben Mann wieder einzusetzen, den man erst vor kurzem abgesetzt habe. Er werde sich deshalb rächen, wenn er wieder zum Besitz der Gewalt gelange. Die Kurfürsten, die Wallensteins Entfernung so sehr betrieben, würden erschrecken, wenn er wieder eingesetzt werde, eine neue Spaltung würde sich zwischen ihnen und dem Kaiser erheben. Sie riethen den Heerbefehl lieber dem kaiserlichen Sohne, dem jungen König von Ungarn, aufzutragen, der schon kriegerische Eigenschaften entwickeln würde. Ferdinand II. achtet diese Rathschläge nicht und wendet sich lieber zu denen, die Wallenstein zu nehmen, wenn man ihn nur wieder haben könne, mit Eifer rathen.

Es handelt sich weniger um einen Feldherrn als um ein Heer. Der Kaiser hat jetzo kaum zehntausend Mann zusammen. Nimmt Wallenstein das Commando an, so ist mit Sicherheit zu erwarten, daß er nicht über eine so armselige Macht wird Feldherr sein wollen. Er wird seine Schätze eröffnen, er wird seine Verbindungen benutzen, um sich wieder ein Heer zu bilden, so furchtbar wie jenes, das er vor dem Regensburger Tage gehabt. Und ein solches Heer braucht Ferdinand II., wenn er sich retten, wenn er seine Entwürfe, die er im Stillen immer fort gehegt, dereinst noch soll hinausführen können.



Es war um die Zeit, da die Sachsen in Böhmen eingedrungen, als dem Fürsten von Friedland durch Questenberg die erste Eröffnung wegen Wieder-Uebernahme des Commandos gemacht ward. Wallenstein wird eingeladen, nach Wien zu kommen, wo die näheren Besprechungen Statt finden sollen. Indessen wird dem Fürsten dabei zu verstehen gegeben, daß er nur unter oder doch neben dem jungen König von Ungarn das General-Commando führen solle. Diesen Gedanken an ein Doppel-Commando hat der Kaiser aufgefaßt, um den Sorgen, die ihm Wallenstein früher gemacht, nicht noch einmal zu verfallen. Als alleiniger Feldherr hat Wallenstein geschaltet und gewaltet, wie er wollte, weniger nach des Kaisers als nach seinen eigenen Entwürfen gefragt. Ferdinand II. will diesesmal auf der einen Seite den Fürsten von Friedland benutzen, auf der anderen ihm die Hände binden, indem er den eigenen Sohn als Mitbefehlshaber aufzustellen gedenkt.

Wallenstein aber hat auch seine besonderen Entwürfe eben so gut wie der Kaiser die seinigen. Sich für den Kaiser zu opfern, nichts weiter als ein General zu sein, der nach dem Frieden wieder bei Seite geschoben werden kann, ist er nicht gemeint. Einst hat er Ferdinand II. in den Stand gesetzt, dem Reiche auf den Kopf treten zu können, er hat Mecklenburg dafür empfangen, aber es nicht zu behaupten vermocht. Der Kaiser hat nichts gethan, um den Fürsten von Friedland im Besitz von Mecklenburg zu erhalten, der Kaiser hat ihn vor dem Drängen der Liga auf dem Regensburger Tage fallen lassen. Wallenstein ist nicht gesonnen, sich zum zweitenmale für den Kaiser in Bewegung zu setzen und am Ende leer auszugehen. Das getheilte Commando, welches zuerst angeboten wird, behagt ihm gar nicht. Er muß allein Herr, unbedingter Herr des Heeres sein, damit er sich frei bewegen und nicht

allein des Kaisers Entwürfe, sondern auch die seinigen verfolgen kann. Bald wird sich offenbaren, worin diese bestehen. Daher ward zuerst von ihm geantwortet, daß er mit gutem Gewissen ein so hohes Amt nicht annehmen könne; zu sehr leide er am Podagra, zu sehr sei seine Gesundheit geschwächt. Wallenstein kannte zu genau die von Tag zu Tag steigende Verlegenheit Ferdinands II., um nicht mit aller Sicherheit zu erwarten, daß man weiter in ihn dringen würde. Bei dem hohen, sehr hohen Preise, den er auf seine Dienstleistungen zu setzen gesonnen, durfte er große Bereitwilligkeit nicht zeigen. Wer sich theuer zu verkaufen gesonnen ist, darf dem Käufer nicht eben bereitwillig entgegenkommen.

Wallenstein wünschte, daß die Noth und die Verlegenheit Ferdinands II. steigen möchten. Und so kam es auch. Die Schweden griffen nun in dem Reiche immer weiter und weiter um sich, die Sachsen bemeisterten sich Böhmens, jeder neue Tag brachte eine neue, trübe Botschaft nach Wien. Man konnte es sich dort nicht verhehlen, daß der Kaiserthron Ferdinands II. gewaltig zu wanken beginne. Also kamen bald neue Boten und neue Bitten an Wallenstein. Um den Kaiser näher zu sein, hatte sich derselbe gegen den Ausgang des Jahres 1631 nach Znaim in Mähren begeben, wodurch er dem Hofe zu verstehen gab, sein Podagra sei es nicht, das ihn hindere; die Bedingungen müßten andere werden, dann werde er sie schon hören. Ferdinand II. sah sich genöthiget, abzustehen von seiner ersten Anforderung, daß sein Sohn, der König von Ungarn, mitbefehligen sollte. Dieses Nachgeben scheint dem Kaiser schwer genug geworden zu sein. Erst am Anfange des Jahres 1632 bestimmt er sich dazu. Die Unterhandlungen mit Wallenstein werden von dieser Zeit an durch den Fürsten von Fürstenberg betrieben.



Der Fürst von Friedland benimmt sich mit dem höchsten Maße von Schlauheit und Berechnung. Aufgefordert, gebeten, ja angefleht, von Ferdinand II. selbst angefleht, das kaiserliche Haus, den Katholicismus zu retten, erbietet er sich endlich dem Kaiser ein Heer von 30 bis 40,000 Streitern zusammenzubringen, es zu ordnen und bis zum Monat März die Obsicht darüber zu führen. Das Commando aber könne er nicht übernehmen, auch das Heer nicht gegen den Feind führen, deshalb auch den Titel eines Generals nicht annehmen. Bis zum Märzmonat möge der Kaiser für einen Feldherrn des Heeres Sorge tragen. In seiner Verlegenheit und um bei der immer steigenden Noth und Gefahr nur etwas zu haben, das Hoffnung für die Zukunft biete, sieht sich der Kaiser genöthiget, dieses Anerbieten anzunehmen. Er weiß sehr wohl, daß hinter der anscheinenden Großmuth und Aufopferung Wallensteins, der ein Heer zusammenzubringen verspricht, aber Feldherr desselben nicht sein will, irgend eine große, irgend eine ungeheure Anforderung verborgen liegt. Der Kaiser hat weder Geld die Kosten der ersten Aufstellung dieses Heeres zu bestreiten, noch wird er im Stande sein den Sold für die erste Zeit und so lange zu zahlen, bis das Heer wird wieder in fremdes Land hinausgeführt werden können, wo es dann, wie früher, von Contributionen, von Requisitionen, von Plünderung und Raub leben und sich bereichern wird. Die Obersten, die Offiziere, die Soldaten, Alles wird nur im Vertrauen auf Wallenstein kommen und im Vertrauen auf ihn bleiben. Der ist der Mann, welcher zahlen wird und welcher zahlen kann. Käme, nachdem Friedland das Heer zusammengebracht hat, ein Anderer an das Ober-Commando, Niemand wird Vertrauen haben, daß er zahlen könne und das Heer, welches nicht Vaterlandsliebe, nicht Religions-Eifer, nicht Waffenruhm

und nicht Ehre, welches nur das Geld und die Aussicht auf künftige Plünderungen zusammengerufen, wird eben so schnell als es gekommen, sich wieder auflösen.

Daß es so kommen wird, muß der Kaiser sich selbst sagen. Es kann keinem andern als dem Fürsten von Friedland das Commando auftragen. Friedland weiß das eben so genau, als der Kaiser selbst, daß Niemand anders als er dieses Heer wird zusammenhalten können. Ferdinand II. weiß es auch, daß Wallenstein es weiß. Wenn er sich daher doch weigert, das Commando zu übernehmen, so versteht es sich von selbst, daß es keine ernstliche Weigerung ist, daß sie nur angestellt wird, um Ferdinand II. die höchsten und schwersten Bedingungen abzudrängen. Wie sehr der Kaiser Friedland als alleinigen Feldherrn fürchtet, das gehet ja deutlich genug aus den Versuchen hervor, die er erst macht, seinen Sohn wenigstens als Mit-Feldherrn aufzustellen. Aber der Kaiser darf an die Gefahr, die ihm Wallenstein als alleiniger und unbedingter Feldherr in Zukunft selbst drohen möchte, nicht mehr denken. Die schwersten Bedingungen, die er vorlegen wird, werden müssen genommen, bewilliget werden. Die Noth ist so groß; der Kaiserthron wankt, selbst der Besitz der Erbländer ist gefährdet. Schon sind die Sachsen in Böhmen, und wenn Gustav Adolf am Rheinstrome fertig geworden, wenn er die entkräftete Liga vollends niedergeworfen, wird er nicht auch in die kaiserlichen Erblande kommen und, wenn er gekommen, werden dann die so entsetzlich behandelten Protestanten Böhmens, Mährens, Oestreichs und Steiermarks es sein, die ihr Blut und ihr Leben für den Kaiser einsetzen werden! Ferdinand II. ohne Geld, um selbst Söldnerscharen zu bezahlen, ohne Vertrauen zu seinen Unterthanen hat nur noch eine Hoffnung, die Hoffnung auf die wilden Banden, welche Wallensteins Gold zusammenzaubern kann. Daher muß Wallensteins Anerbieten wohl angenommen werden.



Wallenstein lößte nun in wenigen Wochen einen guten Theil seines Versprechens. Er öffnete seine Säckel; Verbindungen mit den Obersten, die früher unter seinen Fahnen gedient, waren leicht wieder angeknüpft. Von allen Seiten strömten raubluſtige Banden, an denen Deutschland in diesen wilden Zeiten einen unseligen Reichthum aufzuweisen hatte, zusammen. Weder für die erste Aufrichtung der Regimenter, noch für den ersten Sold konnte der Kaiser etwas zahlen. Wallenstein zahlte allein, von Wallenstein allein erwarteten Obersten, Soldaten und Offiziere das Weitere, nicht vom Kaiser, oder von sonst Jemanden. An dem Gelde und an nichts weiter war diesen Scharen sammt ihren Häuptern und Führern gelegen. Wer zahlte, der hatte sie, wer nicht zahlte, wer nicht zahlen zu können schien, der hatte sie nicht. Wallenstein stand bei ihnen im größten Ansehn, denn sie wußten von ihm, daß er zahlen konnte. Er stand bei ihnen ferner auch deshalb im größten Ansehn, weil sie ihn kannten, weil sie wußten und erwarteten, daß unter seiner Anführung das Reich ihnen wieder zu Raub und Plünderung würde überlassen werden.

Im Monat März endet der Termin, den Wallenstein gesetzt hat. Dem Kaiser bangt gewaltig vor demselben. Was soll mit dem Heere, auf dem nun alle Hoffnung stehet, werden, wenn Wallenstein wieder geht! Es wird dann wohl auch auseinander gehn. Noch ehe der Termin ablief, scheint Wallenstein daher mehreremals von Ferdinand II. dringend aufgefordert worden zu sein, doch die Bedingungen, unter denen er das General-Commando annehmen wolle, herauszusagen. Es war nun einmal nicht anders; sie mußten angenommen

werden, mochten sie sein, wie sie wollten. Wallenstein aber zögerte von einem Tage zum andern, nicht weil er das General-Commando nicht gewollt, sondern weil er die Noth und die Verlegenheit des Kaisers immer höher wollte steigen lassen, damit er sich allen Bedingungen ohne Weiteres fügen müsse.

So kam der Monat April 1632 heran, bis zu dem Wallenstein sich hatte bewegen lassen, die Obsicht über das Heer zu behalten. In der That ward nun auch Ferdinands II. Noth und Verlegenheit von Augenblick zu Augenblick größer. Denn es war Gustav Adolf bereits in Schwaben und im Begriff in Baiern einzudringen. Bald mußte der Kaiser mit ihm zusammenstoßen und was wird er ihm, wenn das Wallensteinsche Heer etwa nicht mehr da ist, entgegenzusetzen haben! Zwar hat der Kaiser auch selbstständige Werbungen, besonders im eigentlichen Oestreich, veranstalten lassen, aber seine Hoffnung muß doch vorzüglich auf dem Wallensteinschen Heere stehen. Auch der neue Fürst von Siebenbürgen Rácógcy rüstete sich zu derselben Zeit, um in des Kaisers Staaten einzubrechen und türkische Scharen hatten seine Macht verstärkt. Es mußte von dieser Seite noch als ein großes Glück angesehen werden, daß die Türken und ihr Reich nicht mehr in der Furchtbarkeit bestand, die es noch im vorigen Jahrhundert gehabt, und daß der tyrannische Murad IV., der 1623 den Thron bestiegen, den Zuständen Europas geringe Aufmerksamkeit widmete und seine Waffen eben rückwärts nach Asien, gegen die Perser, gerichtet hatte.

Aber Ferdinand II. war doch in einer Lage, die, wenn Wallenstein ihn verließ, von der Verzweifelung nicht mehr weit entfernt war. Diesen Augenblick benutzt Wallenstein, um endlich, nachdem er sich viel und lange darum hat bitten lassen, mit den Bedingungen, unter denen er das General-Commando



annehmen will, hervorzutreten. Es war am 15. April 1632, daß er seine Forderungen eingab und er mag dem Kaiser dabei gleich zu verstehen gegeben haben, daß von ihnen nichts abgedungen und abgehandelt werden könnte. Wallenstein betrachtet sich, indem er seine Bedingungen vorlegt, nicht sowohl als Fürsten von Friedland, der dem Kaiser unterthan, sondern vielmehr als Herzog von Mecklenburg und als freien Fürsten des Reiches, was er denn auch ist, freilich nur dann, wenn die Rechtmäßigkeit seiner Belehnung mit jenem Herzogthume nicht bestritten wird. Der Kaiser ist es aber nicht, der sie bestreiten kann, da sie von ihm selbst ausgegangen. Dem Kaiser gegenüber war Wallenstein wirklich Herzog von Mecklenburg. Als freier Fürst des Reiches also legt er Ferdinand II. eine aus zehn Puncten bestehende „Capitulation", einen Tractat, der zwischen zwei einander fast Gleichstehenden frei geschlossen wird, vor und konnte einen solchen vorlegen.

Der Inhalt nun jener zehn Puncte hat zwei Haupt-Theile. Der eine betrifft die Stellung und die Macht Wallensteins als Führer und Feldhauptmann des Heeres, der andere die Belohnungen, die ihm für seine Dienste werden sollen. Was das erste anlangt, so bedingt er sich aus, daß er nicht allein des Kaisers, sondern auch der Krone Spanien Feldherr in der allervollständigsten und allerunbedingtesten Weise werde. Sogar der Kaiser selbst soll daher nicht bei dem Heere erscheinen dürfen. Als Feldherr soll nun Wallenstein ferner das unbedingteste Confiscations-Recht in dem ganzen Reiche besitzen. Weder die kaiserlichen noch die Reichs-Gerichte dürfen sich um die Confiscationen kümmern, welche er etwa aussprechen wird. Keine Schrift, keine Versicherung, sogar wenn sie vom Kaiser selbst ausgegangen, kann, ist sie ohne Wallensteins Zustimmung gegeben, gegen eine von diesem ausgespro-

chene Confiscation ein Gebiet, ein Land, einen Fürsten beschützen. Endlich sollen dem Heer die kaiserlichen Erbländer immer als Zuflucht offen stehen, wenn etwa ein Rückzug anzutreten ist.

Man kann diesen ersten Theil der Wallensteinschen Bedingungen nicht vorüberlassen, ohne eine kurze Betrachtung über sie anzustellen und ihnen einige Erläuterung zu geben. Wallenstein, siehet man zuerst, will nach Möglichkeit das Schwert allein in den Händen haben. Niemand soll an der Spitze einer bewaffneten Macht, die eine kaiserliche heißt, ihm entgegenarbeiten können, Wallenstein, so scheinet es, will sich damit die Möglichkeit schaffen, seine eigenen Entwürfe, die wohl, wie auch früher nicht selten andere sein möchten als die Plane des Kaisers, ohne Hemmung vorbereiten und ausführen zu können. Er denkt dabei gleich an den Fall, daß im Laufe des Krieges auch spanische Truppen nach Deutschland gezogen werden möchten, mit denen Ferdinand II. sich unabhängig von ihm bewegen könnte. Daher läßt er sich auch zum Feldherrn der Krone Spanien erklären. Nun hat er, wenn der Fall eintritt, daß spanische Truppen nach Deutschland gezogen würden, dem Tractate gemäß, wohl das Recht zu verlangen, daß sie ebenfalls unter seinen Ober-Befehl gestellt werden.

Wenn Wallenstein ferner das ausschließliche Recht, Confiscationen, wie er will, in dem Reiche anzustellen, begehrt, ohne daß die Reichs-Gerichte, ja ohne daß Ferdinand II. selbst auch nur ein Wort soll darein sprechen dürfen, so scheinet auch das auf gewisse stille Entwürfe hinzudeuten. Wallenstein will also wohl, denn wozu ließe er sich sonst die Macht dazu bewilligen, wenn es glücklich mit seinen Waffen geht, Fürsten und Stände entfernen, ihre Lande und Gebiete confisciren! Denkt er etwa daran, seine Unter-Feldherrn durch so reiche



Gaben mit unwiderstehlichen Banden an sich zu ziehen, wie er früher Tilly auch durch ein Fürstenthum hat an sich ziehen wollen? Und wenn er so die Unter-Feldherrn gewaltig an sich zu ketten sucht, zu welchem Ende will er das? Etwas Ungeheures aber ist es, wenn Ferdinand II. diesen Punct bewilliget. Ist doch mit demselben fast laut und unzweideutig erklärt, daß das Reich mit allem seinem Recht aufgehört hat zu sein. Denn die Fürsten und Stände sind ja Wallensteins Willkühr Preis gegeben, und es wird ja ausdrücklich erklärt, daß vor Wallensteins bloßem Willen ein Reichs-Gesetz gar nicht mehr vorhanden sei. Ferdinand II., wenn er auf diese Bedingung eingehen sollte, tritt mit einem Schlage das Reich mit Füßen. Seltsam aber ist, daß Wallenstein sich nun noch ausbedingt, daß seinem Heere stets der Rückzug in die kaiserlichen Erbländer frei stehen sollte. Ist das Heer nur als das Heer des Kaisers zu betrachten, so versteht sich das ja von selbst und es bedarf eines Artikels darüber nicht. Indem nun aber Wallenstein doch einen solchen Artikel in den Tractat einrücken läßt, scheint er es zweifelhaft machen zu wollen, ob das Heer allein als des Kaisers Heer anzusehen sei oder nicht. Ein Herzog von Mecklenburg kann ja auch wohl mit einem Heere, das ihm selbst gehört, in kaiserliche Dienste treten.

Schon die in dem ersten Haupt-Theile des Tractats enthaltenen Dinge deuten offenbar auf gewisse Entwürfe Wallensteins hin, von denen er im Voraus zu wissen scheint, daß sie mit den Wünschen des Kaisers nicht übereinstimmen können. Man ist nicht im Stande sich diese Artikel anders als durch die Annahme, Wallenstein hatte irgend einen ungeheuren Entwurf in der Brust, zu erklären.

In dem zweiten Haupt-Theile des Tractats scheinen sich diese Entwürfe deutlicher zu enthüllen. Er betrifft haupt-

sächlich die Belohnungen, auf die Wallenstein Anspruch erhebt, die er sich versprechen läßt. Zuerst sollen ihm alle Gelder, welche die Fortsetzung des Krieges erfordern wird, geliefert werden. Die zu geben, ist nun der Kaiser wohl nicht im Stande. Sie werden guten Theils, wie bisher, aus Wallensteins Casse fließen müssen. Wallenstein, der schon die ganzen Kosten der ersten Aufstellung des Heeres bestritten, scheint zu wollen, daß der Kaiser immer tiefer und tiefer in seine Schuld hineingerathe. Eigentlich ist Alles gleich zahlbar; Wallenstein schießt es aber vor und der Kaiser kann dem Tractate gemäß jeden Augenblick gemahnt werden, weil er eigentlich Alles gleich hätte bezahlen sollen.

Nun aber kommen die Hauptsachen, die Belohnungen, die Wallenstein begehrt. Zuerst soll beim Frieden von Ferdinand II. dafür gesorgt werden, daß Friedland sein Herzogthum Mecklenburg wieder bekommt. Das scheinen wenigstens die etwas seltsamen und zweideutigen Worte „Wallensteins Privatinteresse und das Herzogthum Mecklenburg sollen mit in die Capitulation gebracht werden" zu enthalten. Ferner ist demselben in bester Form eine kaiserliche Versicherung auf ein östreichisches Erbland zu geben, wie der Tractat sagt, als „ordinairer Recompens". Außerdem soll als „extraordinairer Recompens" das höchste Regal im römischen Reiche von den occupirten Ländern hinzugefügt werden. Das letztere lautet wiederum zweideutig und ungewiß. Es heißt wohl: Wallenstein soll die Länder, die er empfangen wird, mit dem Rechte eines wahren und vollen Reichsfürsten besitzen. Ziemlich klar liegt nun vor, was Wallenstein will und begehrt, und in so fern als er vorausgesagt hat, was er wolle, als er es sich urkundlich hat zusichern lassen, müßte er von dem Vorwurfe eines niedrigen Verraths freigesprochen werden, wenn er sich in Zukunft in den Besitz eines der östreichischen Länder sollte setzen wollen. Es stehet ja klar da, was er will; eine große fürstliche Stellung in dem Reiche ist es, was er für die Dienste begehrt, die er dem Kaiser leisten wird. Dazu soll ihm Mecklenburg wieder verschafft, dazu ihm eines der östreichischen Erbländer mit vollem Fürsten-Rechte überlassen werden. Das war die große, die ungeheure Bedingung, mit welcher er so lange gezaudert, welche er nicht eher ausgesprochen, als bis er den Kaiser in der größten Noth sah, damit er vollkommen sicher sei, daß sie nicht verworfen werden könnte.



Und diese ungeheure Anforderung nimmt nun der Kaiser, ohne, wie es scheint, auch nur ein Wort dagegen zu erheben, auf der Stelle an. Ja Wallenstein wird noch obenein mit den besten und schönsten Redensarten von kaiserlicher Zufriedenheit, Gnade und Huld überschüttet. Aber Ferdinand II. nahm gewiß die stolzen, ja unerhörten Bedingungen, die Wallenstein vorgeschrieben, nur mit dem festen Vorsatz, sie nie zu erfüllen, an. Wie sollte er sie auch jemals erfüllen können! Ein östreichisches Erbland hat sich Wallenstein ausbedungen, und es ist dabei nicht einmal ausgemacht, welches er haben soll. Am Ende steht es bei dem Fürsten von Friedland selbst, sich das beste und größte, Böhmen etwa und das böhmische Reich, auszulesen? Und das sollte der Kaiser hingeben? Sicher war Ferdinand II. gemeint, es nie zu thun. Wie konnte er das böhmische Reich, Böhmen mit seinen Nebenländern, hingeben, ohne sich zur besten und schönsten Hälfte in seiner fürstlichen Macht zu vernichten! Wallenstein hat sich vom Kaiser zusichern und versprechen lassen, was dem Kaiser zu geben eine Unmöglichkeit ist. Aber die Noth des Augenblickes ist groß und Wallenstein drängt. Der Kaiser mag noch froh gewesen sein, daß der stolze Friedland sich mit dem unbestimmten

Ausdruck „ein östreichisches Erbland" zufrieden giebt, daß Alles Andere, welches, wenn, wie Wallenstein eines von den östreichischen Erbländern empfangen soll, im Ungewissen gelassen wird. So nimmt Ferdinand II. den Tractat. Wallenstein rette aus der gegenwärtigen Noth, mit den Bedingungen wird es sich finden, wenn sie, diese Noth, vorüber. Es ist im Ganzen begreiflich und erklärlich, wie der Kaiser auf den Tractat eingehen konnte. Es wird begreiflich durch die große Noth, in der er sich befindet, durch die drohende Gefahr des Unterganges, in der er schwebt.

Etwas schwerer ist dagegen zu begreifen, wie Wallenstein ein so ungeheures Begehren an Ferdinand II. stellen konnte. Wie konnte er glauben, daß es von demselben jemals freiwillig würde erfüllt werden! Ob Wallenstein den Gedanken gehabt hat, den Kaiser nöthigenfalls auch zu einer unfreiwilligen Erfüllung zu zwingen, muß der Fortgang der Ereignisse lehren. Unwahrscheinlich ist es gleich im Voraus nicht. Seltsam ist es und siehet wie eine Berechnung aus, daß er das östreichische Erbland, welches er meint, nicht weiter bezeichnet, daß er den Umfang der Dienste, die von ihm geleistet werden müßten, wenn er auf wirkliche Uebergabe der so großen Belohnung Anspruch zu machen habe, ebenfalls gar nicht erwähnt. So scheint es durch mehrere Umstände sich zu verrathen, daß in Wallensteins Seele irgend ein Entwurf, von dem der Tractat wörtlich und ausdrücklich nichts besagt und nichts besagen konnte, emporgekommen und gereift ist. Das ist dabei indessen wohl zu bedenken, daß Wallenstein nicht verbirgt, was er will, denn es stehet ja da, was er will „ein östreichisches Erbland", sondern daß er nur verbirgt, wie er es will. In diesem „wie" ist es, daß die Entwürfe seiner Seele still und verborgen sind. Man darf sich Wallenstein doch



wohl nicht als einen Mann denken, der so verblendet gewesen, daß er die Menschen, mit denen er zu thun hatte, gar nicht zu beurtheilen verstanden, daß er wirklich geglaubt, der Kaiser werde ihm, auch wenn demselben von ihm die allergrößten und allernützlichsten Dienste geleistet worden, nur weil er es in diesem in der höchsten Noth abgedrungenen Tractate versprochen, im Uebrigen freiwillig „ein östreichisches Erbland" überlassen. Wallenstein wollte mit dem kaiserlichen Versprechen wohl nichts weiter als eine Art von sicheren, sogar rechtlichen Grund und Boden haben, auf den er fußen konnte. Daß der Kaiser ihm freiwillig eine so ungeheure Gabe, wie er sie in der Noth zu geben gelobt, niemals wirklich geben würde, das berechnete sich Wallenstein im Voraus und mußte es sich berechnen, so wie er nur nicht ganz verblendet war. Also war er, wie es scheinet, entschlossen, die Erfüllung des Versprechens dem Kaiser dereinst, müßte es sein, abzunöthigen und abzuzwingen. Und das war der geheime Entwurf seiner Seele. Deshalb hat er sich den alleinigen Heerbefehl so unbedingt, so ausschließlich anvertrauen lassen, deshalb suchte er die Möglichkeit, unter seinen Unter-Feldherrn Freunde und Bundesgenossen erkaufen zu können, sich zu verschaffen.

In jenem Tractate finden sich nun, außer dem Angeführten, noch einige Worte, welche von Geschichtskundigen als ein Beweis angeführt worden sind, daß Wallensteins Absicht wenigstens nicht auf Böhmen könnten gerichtet gewesen sein. Es lauten dieselben folgendermaßen: „wenn Böhmen wieder erobert worden, soll der Kaiser seine Residenz in Prag aufschlagen, da der Herzog finde, daß die Böhmen ihren wesentlichen Regenten und ihren eigenen König haben müßten." Man hat hierbei gesagt, daß Wallenstein, wenn er die Absicht gehabt hätte, dem Kaiser später auf den Grund des Versprechens

eines östreichischen Erblandes Böhmen abzudrängen, doch nicht selbst würde verlangt haben, daß Ferdinand II. seine Residenz in diesem Lande, in Prag aufschlage, wodurch seine eigenen Entwürfe auf Böhmen ja mit Nothwendigkeit hätten gehemmt und gehindert werden müssen.

Indessen ist dieser Gegen-Beweis sehr unhaltbar. Wallenstein brauchte ja gar nicht mit Nothwendigkeit anzunehmen, daß die Anwesenheit Ferdinands II. in Prag ein Hinderniß für seine Entwürfe auf Böhmen sei. Kann doch gerade unter dieser höchst seltsamen Anforderung sich der Gedanke, die Ausführung des Entwurfes auf Böhmen zu erleichtern, sehr wohl verborgen liegen. Wallenstein wollte mit dem Heere, das er ganz an sich zu ketten gedachte, seinen Hauptsitz in Böhmen nehmen, von Böhmen aus, das gewissermaßen sein Hauptquartier bilden sollte, den Krieg führen. War Ferdinand II. auch in Böhmen, so befand er sich ja viel besser in Wallensteins Gewalt als in Wien, konnte somit auch eher zu diesem oder jenem Abkommen, zu diesem oder jenem neuen Tractat genöthiget werden. So erklärte sich am Ende auch die ganze seltsame Anforderung Wallensteins, daß der Kaiser in Prag residiren solle. Ist es doch gewiß wieder höchst seltsam, daß Friedland, Friedland, der Unterthan, sich herausnimmt dem Kaiser vorzuschreiben, wo er seine Residenz aufschlagen soll. Es erfüllte auch Ferdinand II. die übermüthige Vorschrift nicht, die Wallenstein ihm machen wollte. Er mochte fühlen, daß er in Wien weit sicherer und unabhängiger als in Prag wohne.

Jedesfalls war es ein sehr seltsamer Freund und Bundesgenosse, den Ferdinand II. sich in Wallenstein erworben, ein Freund und Bundesgenosse, der sich seine Hülfe so theuer will bezahlen lassen, daß man kaum weiß, ob der Feind, gegen



den er helfen soll, mehr begehren würde. Indessen weiß Ferdinand II., daß es mit der Erfüllung etwas Anderes ist als mit dem Versprechen selbst. Er mag wohl gesehen haben, worauf Wallenstein hinaus will, aber er hofft, erst Wallensteins Dienste benutzen, dann ihn unschädlich machen zu können. Aber indem doch die Gefahr vorhanden war, daß es damit wohl auch mißlingen könnte, war der Freund und Bundesgenosse doch theuer bezahlt. Er kam dadurch noch etwas theurer zu stehen, daß auch alte und sichere Freunde und Bundesgenossen wieder mit Mißtrauen erfüllt wurden. Maximilian I. von Baiern hatte auf dem Regensburger Tage 1630 mit größtem Eifer auf Wallensteins Entfernung gearbeitet, weil er in demselben das Instrument, das Ferdinand II. zur Vergewaltigung des Reiches zu brauchen dächte, zu erblicken glaubte. Stark und bestimmt hatte sich daher der Baier gegen die Wieder-Anstellung Wallensteins ausgesprochen. Er fürchtete, daß der Kaiser und Wallenstein, wenn das Waffenglück ihnen günstig, wieder auf ihre früheren Wege zurückkommen könnten. Als die Wieder-Anstellung doch geschehen, konnte Maximilian seinen Unwillen nicht verbergen. Er schrieb an den Kaiser: „ohne Wissen und Willen der Kurfürsten hätte Wallenstein nicht wieder angestellt werden sollen; man möge sein Land mit Durchzügen Wallensteinscher Truppen gänzlich verschonen." Wie bemerkt, es fürchtete Baiern immer, daß Ferdinand II. auf seine früheren gegen das Reich gerichteten Entwürfe zurückkommen möchte.

In noch höherem Grade scheint Pabst Urban VIII. in Rom eben dasselbe auch immer gefürchtet zu haben. Ferdinand II. und Spanien forderten ihn auf, den gegenwärtigen Kampf für einen Religions-Krieg zu erklären. Durch eine solche Erklärung des apostolischen Vaters wäre Frankreich viel-

leicht gezwungen worden, dem Bunde mit Schweden zu entsagen. Bei dem hohen Ansehn, in welchem der apostolische Stuhl in der ganzen katholischen Welt noch stand, konnte sie überhaupt dazu dienen, eine allgemeine Bewegung der katholischen Völker und Staaten gegen die protestantischen herbeizuführen. Urban VIII. weigerte sich aber auf das bestimmteste, die verlangte Erklärung zu geben. „Er wisse das besser, nicht ein religiöser, sondern ein politischer sei der gegenwärtige Krieg," lautete seine Antwort. Es kam darüber zu heftigen Scenen, aber der Pabst ließ sich nicht irre machen, denn er fürchtete, wenn er jene Erklärung gäbe, würde Ferdinand II. aus ihr neue Hülfsmittel für den Krieg schöpfen, ihn mit Glück und Erfolg führen, und diese dann nicht allein zur Vernichtung des Protestantismus, sondern auch zur Erweiterung seiner politischen Macht und Größe benutzen. Urban VIII. hatte sich an Richelieu angeschlossen und wollte, daß Baiern und die Liga die Neutralität ergriffen, damit zwischen Gustav Adolf und Ferdinand II. ein Gleichgewicht erhalten werden könne. Wenn der Kaiser gegen das ganze Benehmen des Pabstes förmlich Protestation einlegen ließ, so blieb auch diese Maßregel vergeblich. Urban VIII. bewegte sich nicht aus seiner Ruhe heraus.

Auch mit Polen unterhandelte jetzt Ferdinand II. ohne Erfolg. Vergebens drang sein Minister Karlstein in König Siegismund, daß der Waffenstillstand mit Schweden gebrochen, der Krieg wieder eröffnet werden sollte. Die Polen möchten nicht warten bis der Kaiser dem Schweden erlegen, denn nachher würde die Reihe an sie selbst kommen, ließ er in Warschau rathen. Auch hätte König Siegismund III. wohl gern wieder zu den Waffen gegriffen. Aber der polnische Adel war nicht geneigt, diesen Kampf der katholischen Wasas um die schwedische Königskrone noch weiter fortzuspinnen, zumal da Gustav Adolf mit dem mächtigen Zaren von Moscau Bund und Freundschaft geschlossen und zu fürchten war, daß ein Angriff auf Schweden auch einen Krieg mit Rußland herbeiziehen würde. Auch kam hinzu, daß König Siegismund III., alt und lebensmüde, fühlte, daß seine Tage gezählt wären.



So mußte Ferdinand II. seine Hoffnungen doch besonders auf Wallenstein stellen. Der Fürst von Friedland hatte mit großen Opfern die Versprechungen, die er gethan, gelöst. Schon in den ersten Monaten des Jahres 1632 war das Heer, dessen Sammelplatz Mähren, auf einen ehrfurchtgebietenden Fuß gebracht. Wallenstein hatte weder seine Schätze noch seinen Credit geschont. Je tiefer die Zeit in das neue Jahr hineinlief, desto schwieriger wurden die Verhältnisse. Gustav Adolf war schon an der Donau. Wenn nun Baiern niedergeworfen, mußte der Angriff auf die östreichischen Lande erfolgen. Die Sachsen standen noch immer in Böhmen; leicht konnten sie sich mit den Schweden vereinigen und dann war wohl eine Revolution in den Landen des Kaisers zu fürchten. Im Monat März sendete auch Gustav Adolf den Grafen Solms an den Kurfürsten von Sachsen. Die Sachsen, rieth der König auf das dringendste, sollten sich aus Böhmen ebenfalls nach der Donau ziehen, um den Schweden die Hand reichen zu können. Auf beiden Seiten des Stromes, die Sachsen rechts, die Schweden links, sollte dann in das eigentliche Oestreich vorgedrungen werden, wo leicht das Volk gegen den Kaiser unter die Waffen gebracht werden könnte. Solche kühne Entwürfe waren aber im Geiste und im Geschmacke des Kurfürsten nicht. Noch immer konnte er sich von dem Gedanken, daß es dem Kaiser um den Frieden ernstlich zu thun sei, nicht loswinden. Ungern sah er auf der anderen

Seite die Vorbereitungen, die Gustav Adolf für die Errichtung eines neuen deutschen Reiches zu machen schien.

Dem Fürsten von Friedland kommt nun viel darauf an, die Vereinigung der Sachsen und der Schweden zu hindern. Eine rasche Bewegung konnte die erstern nach der Donau hinunterführen. Wallenstein ließ sich daher von dem Kaiser beauftragen, eine abermalige Friedens-Unterhandlung mit Kur-Sachsen zu beginnen. Er schrieb nun von Mähren aus einen Brief nach dem andern an Arnim. Der Kurfürst mit seinem heftigen Wunsche, einen Frieden unter den Deutschen selbst, ohne Einmischung der Fremden, errichtet zu sehen, beauftragte Arnim endlich, die Anträge Wallensteins zu hören. Diese Anträge lauteten nun aber auf weiter nichts, als daß sich Sachsen von den Schweden trennen solle. Sonst scheint keine Bürgschaft für die Zukunft geboten worden zu sein; der Kurfürst würde sie angenommen haben, wenn sie geboten worden wäre. Auf solche nichtige Friedens-Anerbietungen aber muß er antworten, daß er einen Bund mit Schweden geschlossen und daher einen besondern Frieden nicht schließen könne.

Unter diesen Verhandlungen war die Zeit verlaufen, die Sachsen hatten die von Gustav Adolf begehrte Bewegung nach der Donau zu nicht ausgeführt, Wallenstein dagegen Raum gewonnen, sein Heer vollends in kriegsfertigen Stand zu bringen. Deshalb allein waren diese täuschenden Unterhandlungen angeknüpft worden. Im Monat Mai 1632 konnte Wallenstein an der Spitze eines Heeres von 40,000 Streitern aus Mähren nach Böhmen aufbrechen. Diesem Heere ist die sächsische Macht in Böhmen nun freilich so nicht mehr gewachsen. Der günstige Moment eine große und glückliche Entscheidung des Krieges durch eine schnelle Vereinigung zwischen den Sachsen und den Schweden herbeizuführen, war einmal verabsäumt.



Wallenstein rückte rasch gegen Prag vor. Armin meinend, daß er der Wallensteinschen Macht nicht gewachsen sei, hatte nur eine schwache Besatzung unter dem Obristen Hofkirchen in der Stadt zurückgelassen, sich selbst aber nach Leutmeritz zurückgezogen. Prag konnte nun dem Fürsten von Friedland nicht widerstehen. Schon am 15. Mai hielt derselbe seinen Triumph-Einzug in der Stadt. Zwei sächsische Regimenter, die sich auf den Hradschin zurückgezogen, capitulirten bald gegen freien Abzug. Wallenstein traf nun Anstalten Arnim von allen Seiten einzuschließen. Um ihn sicherer zu machen, wollte er mit demselben eine abermalige Friedens-Verhandlung anknüpfen. „Treulich und ehrbar, versicherte er dabei, sei es diesesmal gemeint.“ Arnim aber, der mitten unter diesen täuschenden Verhandlungen von Sachsen abgeschnitten und mit seiner Armee gefangen genommen werden sollte, durchschaute doch die ihm gelegte Schlinge und zog sich schnell über das Gebirge nach Sachsen zurück. In wenigen Wochen hatte Wallenstein dem Kaiser Böhmen wieder gewonnen und mehr durch List als durch Feldherrntalente eine rasche Vereinigung der Sachsen und der Schweden gehindert. Indessen würde diese List gar wenig gefrommt haben, wenn er es nur mit einem Andern, nicht mit Johann Georg I. von Sachsen, zu thun gehabt. Aber vom Glück war doch Wallensteins erstes Auftreten wieder begleitet worden.

# Fünftes Kapitel.

Das Erscheinen und die Siege der Schweden in Deutschland hatten, noch weit über seine Grenzen hinaus höchst seltsame und verwickelte Zustände theils unmittelbar erzeugt, theils in ihrem Gefolge mit sich gebracht. In dem Schooße derselben ruhete am Anfange des Jahres 1632 des deutschen Reiches künftiges Geschick. Wenn es Gustav Adolf gelingen sollte, den großen, vielfachen Widerstand niederzuschlagen, der den Entwürfen seiner Brust, die er durch Thaten vielmehr als durch Worte verräth, entgegentreten wird, hochwichtig für die Gestaltung Deutschlands, für die Art und Weise des künftigen Lebens der deutschen Nation wird es sein. Der König befand sich in den ersten Wochen des neuen Jahres 1632 an den Ufern des Rheinstromes. Sicher war seine Seele angefüllt mit schweren Sorgen. Es galt, ein Werk von unermeßlichen Schwierigkeiten hinauszuführen, in dem mit dem Schwerte, mit der Gewalt allein nicht auszukommen war. Die Gedanken an eine Umgestaltung des Reiches in der Brust, kam es besonders darauf an, Frankreich zu täuschen, daß es diese Entwürfe so wenig als möglich gewahre, es hinzuhalten, damit es nicht hemmend entgegenträte. Aber Richelieu war fein und schlau und es zeigte sich schon, daß Frankreich aufmerksam geworden war. Gewiß nicht umsonst stand ja das Heer in der Champagne.



Die Unterhandlung, welche Richelieu mit Maximilian I. von Baiern und mit der Liga im verwichenen Jahre versucht, um sie zu bestimmen, einen Bund mit Frankreich zu schließen, in die Neutralität zu treten und gewissermaßen eine dritte Partei zu bilden, welche sich in die Mitte zwischen die schwedisch-protestantische Macht und Ferdinand II. stelle, war allerdings gescheitert. Unterhandlungen aber zwischen der Liga und Frankreich waren doch fortgesponnen worden. Maximilian I. von Baiern hatte schon am 8. Mai 1631 ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich geschlossen. Als er nun seine Lande von den Schweden immer mehr und mehr bedroht sah, als er bemerkte, daß der Kaiser den ihm so verhaßten Wallenstein wieder aufzustellen gesonnen, glaubte er sich um Schutz und Hülfe an Frankreich wenden zu müssen. Der Bischof von Würzburg war sogar selbst nach Paris geeilt. Man wollte versuchen, ob Richelieu sich nicht ganz von Schweden abziehen, sich nicht ganz für die katholische Sache gewinnen lasse. Die Liga befand sich in einer sehr gefährlichen Lage. Ein guter Theil ihrer Lande und Besitzungen war von den Schweden und Protestanten überschwemmt. Vergebens hatte Maximilian I. von Baiern im December des verwichenen Jahres einen Tag der Liga zu Dünkelspül zusammenbringen wollen, damit gemeinschaftliche Maßregeln verabredet werden könnten. Es war nichts zu Stande gekommen; der Bund war wie aufgelöst und auseinandergesprengt. Die Liga, fortwährend auch gegen den Kaiser nicht ohne Mißtrauen, zumal seitdem er Wallenstein wieder an sich herangezogen, glaubte am besten zu fahren, wenn Frankreich für sie handele. Aber sie wollte nicht eine Neutralität, wie Richelieu sie vorgeschlagen,

sondern ein Auftreten Frankreichs gegen Schweden. Deshalb war besonders der Bischof von Würzburg nach Paris gegangen. Er sollte die Gefahr vorstellen, in welche der Katholicismus Deutschlands schwebe, er sollte den katholischen Glaubens-Eifer in Frankreich entflammen.

Aber Richelieu war wenig geneigt, sich durch diesen hinreißen zu lassen. Seine größere Furcht war, daß durch die Vernichtung des Protestantismus Kaiser Ferdinand II. in dem Reiche zu einer Macht und Gewalt emporkommen könnte, welche Frankreich in Nachtheil setzte. Nur seine geringere Furcht war, daß es dem König von Schweden gelingen möchte, aus den Trümmern des alten Reiches ein neues und kräftigeres aufzubauen, worin er ebenfalls einen Schaden für Frankreich sehen müßte. Er glaubt Mittel genug zu besitzen, den Schweden daran noch immer zu hindern, selbst wenn er später mit diesem Werke bis nahe an die Ausführung gekommen. Daher ward selbst dem Kurfürsten von Baiern, der sich auf seine mit Frankreich geschlossene Allianz berief, geantwortet, daß diese wohl gegen den Kaiser, nicht aber gegen Schweden angerufen werden könne, da auch mit Schweden Frankreich eine Allianz geschlossen habe, daß die Liga und Baiern es sich nur selbst zuzuschreiben hätten, wenn sie jetzo in Noth gerathen, weil sie ihre Truppen mit des Kaisers Macht vereiniget und dadurch den Krieg auch mit auf sich gezogen. Es werde dieser Krieg nicht gegen den Katholicismus, sondern nur gegen die übermäßige und übelangewendete Gewalt Ferdinands II. geführt. Frankreich wolle indessen dahin arbeiten, daß Baiern und die Liga Neutralität in diesem Kampfe bekämen, wenn sie derselben begehrten.

Richelieu hat seinen ersten Entwurf, daß die Liga sich an Frankreich unmittelbar anschließen solle, nicht durchführen können.



Das Mißtrauen der Ligisten gegen Frankreich ist dazu zu groß. Indessen meinet er, im Ganzen genommen Dasselbe wohl auch noch auf einem anderen Wege erreichen zu können. Will die Liga sich nicht mit Frankreich verbünden, so stelle sie sich allein als eine freie und selbstständige Macht hin und schließe als solche den Neutralitäts-Tractat mit Schweden, den Richelieu herbeizuführen hofft. Für Frankreich ist es dann doch einerlei, es erwächst dann doch für Frankreich der Vortheil, daß mitten in Deutschland eine ungeschwächte Macht bleibt, auf die man sich stützen, mit der man operiren kann, wenn es, nachdem des Kaisers Entwürfe durch die Schweden zerstört worden sind, etwa wieder nöthig werden sollte, den Entwürfen des Schweden-Königs entgegenzutreten. Es war nicht leicht für Richelieu so ruhig und fest zu bleiben, wie er es that. Von allen Seiten erhub sich in Frankreich gegen ihn ein großes Geschrei. Die Jesuiten waren es, die am lautesten schrieen, daß der Kardinal zum Verräther an den katholischen Interessen geworden. Aber dieser verstand, König Ludwig XIII. in seinen Ansichten festzuhalten und weniger die religiösen als die politischen Verhältnisse der Welt zu beachten, die letztern wenigstens nicht den erstern zum Opfer zu bringen.

Wenn die Umstände sich drängen, wenn Gefahren sich von mehr als einer Seite zeigen, so wird auch wohl ein entschlossener Mann zweifelhaft und ungewiß über die Mittel, die er zu ergreifen hat, und es kommen Tage, an denen er schwankt, wo die Rettung am sichersten zu finden sei. So scheinet auch damals Maximilian I. von Baiern ungewiß über die Wege, welche er einzuschlagen habe, gewesen zu sein. Den Katholicismus in dem Reiche nicht fallen zu lassen, dazu ist er fest entschlossen. Das ist der Grundgedanke seines Lebens, den Maximilian niemals aufgeben wird; lieber ginge er in den

Tod. Darüber ist der Baier nicht zweifelhaft, er ist es nur über die Art und Weise, wie es zu gewinnen, wie es hinauszuführen sei. Ist es besser, mit dem Kaiser stehen und das Schwert in der Hand behalten, oder fährt man sicherer die Neutralität zu nehmen, auf welche Frankreich arbeiten will? Das ist die Ungewißheit, welche in die Seele des Baiern gekommen, nachdem ihm Richelieu einmal offene Hülfe gegen Schweden geweigert hat. Er nimmt das Anerbieten Frankreichs einen Neutralitäts-Tractat zwischen ihm und der Liga einer-, Schweden und der Protestanten andererseits zu vermitteln an. Wenn dasselbe am Ende auch nicht zu einer Neutralität führen sollte, so kann doch Zeit damit gewonnen werden. Während der Verhandlungen werden die Schweden Baiern nicht angreifen, man kann unterdessen seine Werbungen und Waffnungen vervollständigen und vollenden. Denn der Kurfürst rüstet in dieser Zeit mit allem Eifer, damit nicht den Waffenlosen die Ereignisse überraschen möchten.

Da nun also Baiern die französische Vermittelung angenommen, sendet Richelieu den Herrn de Brezé an den König von Schweden, um die Unterhandlungen deshalb zu beginnen. Nicht so ganz freundschaftlich mehr sind die Verhältnisse zwischen Frankreich und Schweden. Schon haben die Franzosen begehrt, daß ihr Heer im Elsaß einrücken könne, angeblich um den Schweden Unterstützung in dem Streite gegen Ferdinand II. zu gewähren, eigentlich aber, um die Schweden nicht allein in Deutschland schalten zu lassen, um auch die Hand mit in dem deutschen Spiel zu behalten. Gustav Adolf aber hat sich das Erscheinen eines französischen Heeres auf dem deutschen Boden verbeten, „denn nicht gut würden zwei mächtige Heere sich hier neben einander bewegen können." Das Verlangen, welches Frankreich stellt, daß der Liga Neutralität bewilliget



werden sollte, ist dem König Gustav Adolf sicher nicht angenehm. Aber unklug wäre, das mächtige Frankreich durch eine gänzliche Verweigerung zu verletzen und zu reizen. Also bewilliget er zuerst, daß mit dem 20sten Janr. 1632 ein vierzehntägiger Waffenstillstand eintrete, in dessen Zeit die Liga die Bedingungen annehmen soll, welche er festsetzen wird. Schon die Kürze des Termines beweißt, daß dem König an einer Neutralität der Liga eben nicht viel gelegen war. Es ist bereits auch früher entwickelt worden, weshalb ihm an einer solchen Neutralität nicht viel gelegen sein konnte.

Gustav Adolf übergiebt nun dem Herrn de Brezé diese Bedingungen sehr bald. Die Liga, begehrt er, soll ihre bewaffnete Macht bis auf 10, höchstens 12,000 Mann einschränken, alle Festungen, Städte und Gebiete, die sie in diesem Augenblicke mit ihren Truppen etwa noch besetzt hat, räumen, die evangelischen Fürsten und Stände, die sich mit Schweden verbündet haben, unter keinem Vorwande und auf keine Weise angreifen oder schädigen, dem Kaiser weder Werbungen noch Einlagerungen noch sonst Unterstützung für den Krieg gestatten. Von der Neutralität soll der Bischof von Bamberg, weil er schon einmal Tractat mit Schweden geschlossen und von demselben abtrünnig worden, ausgeschlossen, diese im Uebrigen aber eine allgemeine sein, so daß sie nicht allein zwischen dem König und der Liga, sondern auch zwischen der Liga und allen protestantischen Fürsten und Ständen Gültigkeit hat. Außerdem verlangt Gustav Adolf noch, daß Frankreich die Verpflichtung übernehme, die Ligisten, wenn sie die Neutralitäts-Artikel brächen, mit den Waffen zu züchtigen und zu deren Vollziehung anzuhalten.

Deutlich nun siehet man aus den Anforderungen Gustav Adolfs, daß er die Liga, wenn er ihr nun doch Neutralität

würde bewilligen müſſen, weil Frankreich es begehrt, unbedeutend machen will, ſo unbedeutend, daß ſie, wenn er einmal mit Ferdinand II. fertig geworden, ihm in ſeinen Entwürfen nicht hemmend entgegentreten kann. Denn was wird ſie doch dann noch Bedeutendes unternehmen können, wenn ſie ihre Streitkräfte bis auf 10 oder 12,000 Mann wird eingeſchränkt haben? Der franzöſiſche Botſchafter läßt nun die Bedingungen Guſtav Adolfs eilig nach München berichten.

Es ſcheinet, daß die Bedingungen und Anforderungen, welche eben mitgetheilt worden ſind, auch nicht einmal überhaupt die einzigen waren, die Guſtav Adolf ſtellte, wenn ſie auch vielleicht die einzigen waren, welche den Ligiſten durch die Vermittelung der Franzoſen übergeben wurden. Es iſt uns eine Aufzählung noch anderer Bedingungen aus jener Zeit übrig geblieben, von denen geſagt wird, daß ſie den katholiſchen Ständen vom König auch mitgetheilt worden, ohne daß die Art und Weiſe dieſer Mittheilung ſich näher bezeichnet findet. Die durch Frankreichs Vermittelung eingereichten Anforderungen laufen nur auf die Zeit des Krieges gegen Ferdinand II. Die andern enthalten den Vorſchlag zu einem förmlichen und dauernden Frieden zwiſchen den katholiſchen und den proteſtantiſchen Ständen und ſetzen die Bedingungen deſſelben feſt. Das Reſtitutions-Edict, das Ferdinand II. erlaſſen, ſoll aufgehoben werden, Katholicismus und Proteſtantismus fürderhin in dem ganzen Reiche mit völliger Gleichheit neben einander beſtehen, jeglicher Gewiſſenszwang aufhören, die Jeſuiten als Friedensſtörer zum Lande hinausgeſchafft werden. Es ſollen ferner Böhmen, Mähren und Schleſien in ihren vorigen Stand geſetzt und alle aus dieſen Ländern Verbannte und Verjagte wieder zurück geführt, auch Friedrich von der Pfalz in ſeine Beſitzungen wieder eingeſetzt und die Kurwürde von Baiern



genommen, endlich der König von Schweden, weil er das Reich vom Untergange gerettet, zum römiſchen König erwählt werden.

In dieſer Anführung bleibt Manches unklar. Was heißt es, wenn geſagt wird, Böhmen, Mähren und Schleſien ſollen in ihren früheren Stand zurückverſetzt werden. Iſt dabei an das Königthum Friedrichs von der Pfalz gedacht oder nicht? Unwahrſcheinlich iſt ferner, daß Guſtav Adolf jetzo ſchon ganz offen und unzweideutig, ſelbſt katholiſchen Fürſten und Ständen gegenüber, mit der Anforderung, daß er zum König der Deutſchen erwählt werden müſſe, hervorgetreten. Die Klugheit verlangte hier wohl damit ganz offen und unzweideutig erſt dann hervorzugehen, wenn die Liga entwaffnet, wenn ein neuer, großer Sieg über Ferdinand II. errungen war. Denn wenn der König jetzo ſchon ſeine Gedanken klar und unzweideutig herausſagte, müßte ja die Widerpart zum höchſten, zum kräftigſten Widerſtande entflammt werden. Auch die Rückſicht auf Frankreich machte gewiß nothwendig den Plan auf das deutſche Kaiſerthum eher zu verbergen, als ihn laut zu verkünden. Alſo möchte wohl anzunehmen ſein, daß die uns aufbehaltene Mittheilung über noch andere Bedingungen, welche der Liga von dem König vorgelegt worden, ſehr ungenau ſind und zum guten Theil nicht das, was Guſtav Adolf wirklich wegen eines unter den Ständen des Reiches abzuſchließenden Friedens vorgeſchlagen, enthalten. Nur im Allgemeinen mag ſich daraus entnehmen laſſen, daß Guſtav Adolf den Ligiſten auf ſeine eigene Fauſt und ohne franzöſiſche Vermittelung nicht allein eine Neutralität, ſondern auch einen Frieden, der die religiös-kirchliche Toleranz in Deutſchland einführen ſollte, angeboten hat.

Aber gewiß, noch lieber als Neutralität und Friede jetzo

geschlossen, war dem König Fortgang des Kampfes, denn nur große Siege, wie sie allein im fortdauernden Kampfe zu gewinnen waren, konnten die Liga und die ganze katholische Partei Deutschlands so tief herunterbringen, daß sie den Schweden, den Protestanten sich würde als Kaiser müssen gefallen lassen. Maximilian I. von Baiern kam auch dem geheimen Wunsche Gustav Adolfs entgegen. Er konnte sich zur Annahme der Neutralität, wie sie ihm nun wirklich geboten ward, doch nicht entschließen, zumal da die Bedingungen von Gustav Adolf so hart gestellt sind. Er begreift, daß wenn die Liga sich wehr- und waffenlos macht — und als wehr- und waffenlos ist sie ja wohl anzusehen, wenn sie ihre Truppen bis auf 10,000 Mann reduciren muß — Schweden und die Protestanten das entscheidende Uebergewicht im Reiche gewinnen. Der Kaiser allein mit dem wallensteinschen Heere wird ihnen sicher nicht gewachsen sein. Wenn nun Ferdinand II. gefallen, wenn die Schweden und die Protestanten sieghaft und allein bewaffnet dastehen, wer wird ihnen dann noch widerstehen können, wenn sie das Reich nach ihrem Willen gestalten! Man hätte dann etwa noch Frankreichs Hülfe, aber sie ist zweifelhaft und ungewiß, die französische Politik voller Eigennutz. Könnte doch am Ende Richelieu, dem der Katholicismus offenbar nicht das höchste, das alleinige Interesse ist, sich mit den Schweden verständigen. Maximilian I. von Baiern kennt nur eins, das ihm das Höchste ist, den Katholicismus. So wie der ihm wahrhaft gefährdet erscheinet, verschwinden alle andere Rücksichten. Die Bedingungen Gustav Adolfs können nicht genommen werden; sie würden den Katholicismus Deutschlands in große Gefahr setzen. Maximilian läßt daher die vierzehntägige Frist, welche der König gesetzt hatte, verlaufen, ohne Antwort zu geben. Gustav Adolf ist froh, daß



Baiern ihm einen Vorwand geboten, die Unterhandlungen für abgebrochen zu erklären. Vergebens verlangt de Bréze, daß der König den Termin noch um acht Tage verlängere, weil die Antwort von München binnen dieser Zeit kommen müsse. Der König ging aber um so weniger auf eine Fortsetzung der Verhandlungen ein als noch ein Schreiben Maximilians an Pappenheim, der mit etwa 10,000 Kriegern die ligistische Sache noch im Norden Deutschlands zu halten suchte, aufgefangen worden. Aus diesem Schreiben erhellte, daß der Baier jetzo nur noch an Fortsetzung des Krieges dachte. Auch blieb die Antwort Maximilians völlig aus.

Indessen giebt Richelieu die Hoffnung noch nicht auf, eine Neutralität für die Liga auszuwirken. Er ließ deshalb fortunterhandeln, nur wurden seine Unterhandlungen auf einige Zeit von dem Geräusche der Waffen übertönt. Immer hielt Richelieu an dem Gedanken fest, daß er auch die Uebermacht der Schweden in Deutschland verhindern müsse. Sie schien ihm jetzo noch nicht so hoch gestiegen, daß den Freundschafts-Bund zu brechen nöthig sei. Ja die Schweden waren noch für Frankreich dringend nothwendig, um Kaiser Ferdinands II. Entwürfe gegen das Reich für immer zu vereiteln. Doch aufmerksam wacht Richelieu über Alles, was geschieht. Allenthalben haben die Franzosen ihre Lauscher, Späher und Horcher. Den Kurfürsten von Trier nimmt Frankreich unter seinen Schutz, den Herzog von Lotharingen nöthiget es, die Waffen niederlegen. An seinen Grenzen wollte Frankreich Ruhe haben, es sollte den Schweden der Vorwand, ihre Waffen bis an Frankreichs Markungen hin zu tragen, abgeschnitten werden.

Gustav Adolf hatte wieder etwas erreicht. Es war nichts aus der Neutralität geworden, welche Frankreich vorgeschlagen

und Richelieu war dabei doch nicht gereizt, nicht beleidiget worden. Es kam darauf an, Frankreichs Mißtrauen einzuschläfern, zu bewirken, daß Richelieu das Schwert in der Scheide behielt. War die Liga besiegt, war Ferdinand II. niedergeworfen, stand Gustav Adolf an der Spitze des neuvereinigten Deutschlands, dann erst war der Zorn der Franzosen eben auch nicht mehr zu fürchten. Aber würde der feine Richelieu sich auch wohl so lange haben täuschen lassen? Es ist nicht wahrscheinlich; an dem Widerstreben Frankreichs wäre wohl Gustav Adolfs Plan gescheitert, wenn er lange genug gelebt, um ihn der Vollendung nahe zu bringen. Oder es würde derselbe doch nur mit den allerhärtesten Kämpfen haben durchgesetzt werden können. Der Katholicismus war in Europa überhaupt noch zu stark und zu kräftig, um ein protestantisches Kaiserthum in Deutschland so geradehin dulden zu müssen. Das Entstehen eines solchen mußte vom Katholicismus als ein schwerer, als ein entscheidender Schlag angesehen werden, denn es war vorauszusehen, daß unter demselben der erst vor wenigen Jahren und Jahrzehnten in Böhmen, Mähren, Schlesien, Oestreich, Kärnthen, Steiermark, Baiern und in den Gebieten der geistlichen Fürsten gewaltsam unterdrückte Protestantismus sich wieder erheben würde. Dann war Deutschland für den Katholicismus so gut als verloren. Und mit Deutschland hatte er das Herz Europas eingebüßt. Die ganze katholische Partei Europas mußte also gegen das protestantische Kaiserthum, wie gegen das höchste Unglück ankämpfen.

Das wußte Gustav Adolf wohl. Seine Seele scheinet daher wohl zuweilen zweifelhaft und ungewiß geworden zu sein, ob sein Riesen-Plan sich in seinem ganzen Umfange werde hinausführen lassen. Aber das siehet man dabei doch auch, daß der Muth und die kecke Entschlossenheit, trotz jener zu-



weilen aufkeimenden Zweifel, ob sich das Ganze werde gewinnen lassen, bei ihm vorwaltet. Im Ganzen genommen scheint er doch entschlossen, nach dem Höchsten zu streben. An den Ufern des Rheines und der Mosel dauerte unterdessen der Krieg besonders gegen die Besatzungen fort, welche die Spanier hier in viele Städte geworfen. Fast allenthalben mußten sie vor den schwedisch-protestantischen Waffen weichen.

Aber dieser Kampf war zu unbedeutend, um die volle Aufmerksamkeit des Königs in Anspruch zu nehmen. Auf größere Dinge mußten seine Blicke gerichtet sein. Nicht verhelen konnte er es sich, daß durch den Operations-Plan, der nach der Leipzig-Breitenfelder Schlacht entworfen worden, viel verabsäumt, nunmehro viel nachzuholen sei, zumal da der Kurfürst von Sachsen mit so geringer Energie aufgetreten. Der Kaiser wird in seinen Erblanden ein neues Heer zusammenbringen können, das muß Gustav Adolf schon am Anfange des Jahres 1632 erkennen. Man wird also nicht mit Tilly allein, sondern auch mit diesem Heere einen schweren Kampf zu bestehen haben. Es wird darauf ankommen, alle Kräfte zu vereinigen und alle Mittel aufzubieten.

In Nord- und Mittel-Deutschland ist Gustav Adolf ziemlich Herr; die katholischen Fürsten und Stände liegen hier darnieder, die protestantischen sind mit den Waffen für sich, für die Schweden aufgetreten. Zwar treibt sich Pappenheim mit seinen Scharen noch raubend und plündernd in einem Theile Nord-Deutschlands herum, doch auch er scheint Anstalten zu treffen, sich bald von hier hinwegzuziehen. Im Januar 1632 entsetzte Pappenheim Magdeburg, das von Banner eingeschlossen war, der sich bei Pappenheims Annäherung nach Calbe zog. Pappenheim räumte indessen,

nachdem er sie noch einmal hatte plündern lassen, die Stadt und führte die kaiserlich-ligistische Besatzung mit sich fort. Banner besetzte darauf Magdeburg. Vor den Waffen Banners, Georgs von Braunschweig-Lüneburg und Wilhelms von Sachsen-Weimar konnte Pappenheim sich nur mit Mühe in dem Norden behaupten. Da schlossen auch die Herzöge von Mecklenburg, Friedrich Ulrich von Braunschweig, der so lange gezögert, Bremen, Lübeck, die Grafen und Herren im Wetterau und im Westerwalde ihre Bündnisse mit Schweden ab.

Während so in Deutschland die Macht von Woche zu Woche stieg, dachte Gustav Adolf auch an das Ausland. Es galt dem Hause Spanien-Habsburg so viele Feinde als möglich zu machen. Boten gingen an Racoczy, den Fürsten von Siebenbürgen, ihn aufzufordern, das östreichische Ungarn schleunig anzugreifen, die Republik Venedig ward ermahnt, die günstige Zeit zu benutzen und sich gegen Spanien-Habsburgs drohende Uebermacht zu erheben, die Republik von Nord-Niederland zu kräftiger Führung des Krieges gegen Spanien aufgefordert. Venedig indessen hatte keine Lust sich in die verworrenen Welthändel thätlich einzumischen. Dagegen zeigte Racoczy guten Willen, und Nord-Niederland versprach, im bevorstehenden Sommer seinen Krieg gegen Spanien so kräftig zu führen, daß es um den Kampf in Deutschland sich nicht kümmern, Ferdinand II. nicht werde unterstützen können.

Auch mit England unterhandelte Gustav Adolf in dieser Zeit. Er wünschte, daß die größte und bedeutendste aller protestantischen Mächte diesem Kampfe, in dem der Triumph des Protestantismus noch gewonnen werden konnte, wenn Einigkeit, Entschlossenheit und Kühnheit sich vereinigten,



nicht ruhig zusehen möchte. Und er glaubte das Mittel in den Händen zu haben, den zögernden und zweideutigen Karl I. von England zu einem kräftigen Auftreten zu nöthigen. Im Monat Februar 1632 war, begleitet von einer Schar, die er sich geworben, auf Einladung des Königs, der arme Friedrich V. von der Pfalz aus den Niederlanden auch am Rheinstrome eingetroffen. Der begehrte nun natürlich, daß Gustav Adolf ihm die Pfalz, so weit sie damals erobert worden, wieder einräume. Es war ja der Schwede mit dem Versprechen, daß alle Unbill abgestellt und alle vertriebene Fürsten wieder eingesetzt werden sollten, nach Deutschland gekommen. Aber Gustav Adolf hatte hier doch noch andere Rücksichten zu nehmen. Die Pfalz war von Ferdinand II. an Baiern gegeben worden und Baiern stand im Bunde mit Frankreich. Frankreich interessirt sich lebhaft für Baiern und seine Größe, in der es auch ein Gegengewicht für die Macht des Kaisers siehet. Setzt Gustav Adolf den Pfalzgrafen Friedrich in seine Lande ein, so wird Frankreich dadurch beleidigt werden, ja es könnte wohl gar ein Bruch zwischen Schweden und Frankreich daraus erwachsen. Für diesen Fall muß der König sorgen, es muß wenigstens ein Gegengewicht aufgestellt werden. Also begehrt er von dem Ritter Vane, dem Botschafter Karls I., der erschienen, um die Sache des Pfälzers in Karls I. Namen zu betreiben, daß England ein enges Bündniß mit ihm schließe und den deutschen Krieg durch 12,000 Mann Hülfstruppen unterstütze. Karl I., naher Verwandter Friedrichs von der Pfalz, soll auch ein Opfer bringen, wenn seinem Hause wieder emporgeholfen wird. Das ist die stillschweigende Bedingung, die Gustav Adolf auf die Wiedereinsetzung Friedrichs V. in die Pfalz setzt. Bis Englands Antwort und Entscheidung

kommen wird, verzögert er diese Wiedereinsetzung zu Friedrichs großem Mißvergnügen von einer Zeit zur andern. Dabei wird derselbe immer noch „König von Böhmen" von Gustav Adolf genannt, und das scheinet darauf zu deuten, daß des Schweden Gedanken ungemein weit gehen. Sind die Waffen nur von entscheidendem Glücke in dem bevorstehenden Kampfe gekrönt, so lassen sich dann ja auch wohl die größten Dinge noch erreichen. Warum sollte dann die Wahl, durch welche Böhmens Adel Friedrich von der Pfalz zum König erklärt, nicht als rechtskräftig betrachtet werden?

Es fanden indessen, wie bei der Riesengröße des ganzen Unternehmens so natürlich, auch wieder Zweifel und Ungewißheiten in der Seele Gustav Adolfs Statt. Er schrieb an den Reichsrath von Schweden, daß er ihm eröffne, auf welche Bedingungen etwa ein Friede mit dem Kaiser, mit der Liga, mit den Katholischen überhaupt geschlossen werden könne. Die Anfrage muß in einem Augenblicke geschehen sein, in dem die Hoffnung, sich des Kaiserthums über das ganze Reich bemeistern zu können, eben nicht sehr stark war, denn sicher war das nur durch Krieg, nicht durch Frieden zu erreichen. Der Reichsrath antwortet auf die königliche Anfrage erst im Monat März 1632. Die Katholischen müßten Religionsfreiheit bewilligen, die Inquisition abschaffen, den Evangelischen alles Entrissene zurückerstatten, Schweden für die Kriegskosten entschädigen, Pommern an dasselbe abtreten, einen Bund zwischen den Evangelischen und Schweden gestatten, damit dieses immer die Oberleitung in allen Kriegen habe, die im gemeinschaftlichen evangelischen Interesse etwa in Zukunft würden geführt werden müssen. Man sieht, auch der Reichsrath von Schweden denkt an eine Art von protestantischen Kaiserthum für Gustav Adolf und seine Nachkommen, nur soll es einen andern Namen führen und nur über die protestantischen Fürsten und Stände, nicht zugleich auch über die katholischen gehen.



Wie aber das Schreiben des Reichsrathes nach Deutschland gelangt, ist der Krieg schon wieder im vollen Zuge, der Krieg, auf dem Gustav Adolf seine Hoffnungen am liebsten baut. Viele Entwürfe beschäftigten zugleich seine Seele. Sie standen mit seinem Hauptgedanken, Sicherung des Protestantismus in Deutschland auf ewige Zeiten durch ein protestantisches mit der Krone Schwedens verbundenes Kaiserthum, in enger Verbindung. Schon früher gepflogene Unterhandlungen mit George Wilhelm von Brandenburg, daß dessen einziger Sohn, Friedrich Wilhelm, welcher nachmals der große Kurfürst genannt worden, mit Christinien, dem einzigen Kinde, das Gustav Adolf in seiner Ehe erzeugt, vermählt werden sollte, wurden erneuert. Der König suchte für die Seinen festen Fuß in Deutschland zu fassen; auf das engste sollte sein königlicher Stamm mit den Deutschen verbunden und verschwistert werden. Die Unterhandlungen, die deshalb angeknüpft wurden, stießen auf mehrere Schwierigkeiten, besonders, weil das Haus Kur-Brandenburg calvinisch, das königliche Haus von Schweden lutherisch war, wegen der Religion. Georg Wilhelm wollte nicht gestatten, daß sein Sohn in Schweden und lutherisch auferzogen würde. Gustav Adolf, der persönlich über die kleinlichen Streitigkeiten, die Calvinische und Lutherische von einander trennten, erhoben war, faßte den Gedanken, sie zu vereinigen, auf. Der vereinigte Protestantismus, nicht mehr nutzlos im eigenen Innern gespaltet, sollte größer und kräftiger dem Katholicismus entgegenstehen.

Doch es mußte die Ausführung dieser und anderer schwie-

riger Entwürfe auf günstigere Zeit verschoben werden. Nicht lange mehr durfte Gustav Adolf an den Ufern des Rheines verweilen. Nach dem Ablaufe der ersten Wochen des Jahres 1632 ward es klar, daß es dem Kaiser gelingen würde, ein neues Heer in seinen Erbstaaten zusammenzubringen. Tilly stand auch noch da, die katholische Macht ward wieder furchtbar, man mußte eilen, sie anzugreifen und, wo möglich, zu vernichten. Je länger gezögert ward, um desto mehr stieg die feindliche Macht. Es kam hinzu, daß Tilly am Ende des Februars 1632 mit 20,000 Mann wieder aus der Oberpfalz in Franken einbrach und Gustav Horn, der hier den abtrünnigen Bischof von Bamberg gezüchtiget hatte, nicht immer mit Glück gegen ihn stritt. Das katholische Heer zeigte sich also wieder, es wagte angriffsweise aufzutreten. Das war eine Mahnung, daß keine Zeit mehr zu verlieren sei. Der König brach daher im März von dem Rheinstrome auf. Die Korps von Banner, Horn und Sachsen-Weimar vereinigten sich mit ihm, wodurch seine Macht auf etwa 40,000 Streiter stieg.

Wie er im Frühling des Jahres 1632 mit neuer Kraft wieder ausbricht, tobt der Krieg an vier verschiedenen Hauptpuncten Deutschlands. Gustav Adolf selbst, der sich vom Rheinstrome zuerst nach Franken gewendet, stellt sich dem ligistischen Heere unter Tilly gegenüber. Oxenstierna bleibt mit einer Heeres-Abtheilung in dem stark befestigten Mainz zurück, um den Spaniern die Spitze zu bieten, die noch immer nicht ganz aus den Rhein- und Mosel-Gegenden vertrieben sind. Im Norden Deutschlands stehen die Fürsten von Lauenburg, Braunschweig, Mecklenburg und Hessen-Cassel dem Heere Pappenheims gegenüber. In Böhmen sind damals noch die Sachsen gegen die Scharen des Kaisers



unter den Waffen. Erst am Ende des Maies werden sie, wie bereits berichtet, von Wallenstein aus Böhmen vertrieben.

Tilly wich, wie der König nach Franken kam, einer Hauptschlacht aus. Unter den wildesten Verheerungen, unter Feuer, Mord und Brand, zog er sich allmälig an die Donau zurück. Maximilian I. von Baiern hatte es ihm so geboten. Alle Kräfte sollten für die Vertheidigung des eigentlichen Baierns aufgespart werden. Gustav Adolf traf am 31. März mit seinem Heere in Nürnberg ein, wo er mit unermeßlichem Jubel bewillkommnet ward. Merkwürdig ist die Rede, welche der König dabei an die Deputirten des Magistrates gehalten: „die alte Reichsverfassung tauge nicht mehr, es sei Zeit, daß die protestantischen Stände sich ein Haupt wählten, wie die Sachen jetzo ständen, herrsche nur Spaltung und Zerstückelung, die ebenfalls nicht tauge. Schweden müsse etwas haben für die ungeheuren Opfer, die es den deutschen Protestanten gebracht. Die Eroberungen, die er gemacht, wolle er wieder herausgeben, aber die Rechte der Oberhoheit könne und wolle er in Anspruch nehmen. Nürnbergs Abgeordnete entgegnen darauf, daß sie in der That kein besseres Haupt wüßten, als den König von Schweden selbst.

Die Rede des Königs zu Nürnberg giebt den Beweis, daß um diese Zeit die Gedanken Gustav Adolfs nicht mehr so hochfliegend waren wie früher. Also nur an die Spitze des protestantischen Deutschlands will er treten, nur über dieses soll das protestantische Kaiserthum gehen. Aber wie das Kaiserthum auch sein und werden soll, es ruhet noch in dem Schooße der Zukunft; vor der Hand muß der Krieg ausgestritten werden. Zwei Tage verweilte Gustav Adolf in Nürnberg, dann brach er nach der Donau auf. Um diese

Zeit ward der Graf von Solms an den Kurfürsten von Sachsen gesendet, um ihn aufzufordern, sein Heer auch nach der Donau herunterzuziehen. Der König fühlte, daß die Zeit großer Entscheidungen nahe und er wollte für sie der Streitkräfte so viele als möglich zusammen haben. Aber vergeblich war, wie man bereits weiß, diese Aufforderung und Gustav Adolf sah sich auf seine eigenen Kräfte beschränkt. Nicht einmal die Antwort Sachsens konnte abgewartet werden; es galt jetzo Tilly zu fassen und zu schlagen, ehe er sich mit des Kaisers Heer, das noch in Mähren stand, vereinigen könnte.

Die Schweden nahmen Donauwörth mit stürmender Hand und bahnten sich dadurch den Weg über den Donaustrom. Nicht weit von Donauwörth, wo der Lech in die Donau mündet, bei dem Städtchen Rein, hatte sich Tilly verschanzt; alle Brücken über den Lech waren abgebrochen, alle Kähne verbrannt. Tilly wollte Baiern vor einem schwedischen Einbruch bewahren. Maximilian I. war selbst von München herbeigeeilt, um zu sein, wo die Gefahr war. Die Generale Gustav Adolfs erklärten alle den Versuch, im Angesicht des feindlichen Lagers und der feindlichen Kanonen den Uebergang über den Lech zu wagen, für zu gefährlich. Aber der König rief, daß er und seine Schweden nicht das Meer, nicht die größten Ströme Deutschlands gescheut, wie sollte er jetzo den kleinen Lech scheuen. Tilly ward durch einen Kugelregen beschäftiget, mit dem sein befestigtes Lager überschüttet ward. Unterdessen ward ohnweit der feindlichen Verschanzungen von den Schweden eine Brücke geschlagen, auf welcher zuerst finnisches Fußvolk und schwedische Reiterei über den Fluß ging. Gustav Adolf eilte auch sogleich hinüber und in größter Schnelle wurden Truppen so viel als



möglich übergeführt. Tilly, bald unterrichtet, brach mit einem Theile seines Heeres aus den Verschanzungen hervor, um die über den Fluß gegangenen Schweden zurückzutreiben. Aber alle Anstrengungen der wie Verzweifelte fechtenden Ligisten blieben vergebens. In dem wilden Getümmel ward der greise Feldherr Tilly — er zählte drei und siebenzig Jahre — von einer Kugel getroffen, die ihm den rechten Schenkel zerschmetterte. Da verzagten die Ligisten und flohen in ihre Verschanzungen zurück, den verwundeten Tilly mit sich führend, dem die empfangene Wunde bald den Tod gab. Maximilian I. von Baiern entschloß sich nun, das verschanzte Lager ganz aufzugeben und in der Nacht den Rückzug nach Ingolstadt anzutreten. Nachdem er schwedischen Muth gesehen, hoffte er nicht mehr, das Lager sieghaft behaupten zu können. Sollte er sein Lager mit Sturm genommen sehen, so mußte das als eine verlorene Schlacht betrachtet werden, in der ein großer Theil des Heeres den Untergang finden konnte. Es dünkte dem Baiern sicherer, jetzo jegliches Zusammentreffen mit den Schweden zu vermeiden und seine Kräfte ungeschwächt zu erhalten, bis sie sich mit dem neuen Heere des Kaisers würden vereinigen können.

Es war am 15. April 1632, daß die Schweden den Uebergang über den Lech erzwangen, es war an demselben Tage, an welchem Wallenstein seine übermüthigen Bedingungen dem Kaiser übergeben ließ. Maximilian von Baiern konnte mit Zuverlässigkeit darauf rechnen, daß das kaiserliche Heer bald würde im Felde erscheinen können. Also zogen die Ligisten noch in der Nacht nach dem festen Ingolstadt ab.

Am folgenden Tage sahen sich die Schweden in der Hoffnung, daß der Feind ihnen zu einer Schlacht stehen werde, getäuscht. Gustav Adolf wendete sich nun den Lech hinauf

nach Augsburg. Die Stadt capitulirte. Die kleine bairische Besatzung empfing freien Abzug, dagegen mußte eine schwedische aufgenommen, der katholische Magistrat entsetzt und ein protestantischer eingesetzt werden. Alle Kirchen, die sie den Protestanten entrissen, mußten die Katholischen wieder herausgeben, die katholischen Bürger wurden entwaffnet, die protestantischen mit Waffen versehen. Auch begehrte und empfing Gustav Adolf die förmliche Huldigung und den Eid des Gehorsams der Stadt. Vergebens hatte sich Augsburg erst hiergegen gesträubt und von seiner Reichsunmittelbarkeit gesprochen, womit sie den König an das Reich erinnerte, mit dem ein solcher Eid unverträglich sei. Aber Gustav Adolf wollte ja eben das alte Reich vernichten und es in ein neues umgestalten. Die Stadt mußte sich mit dem Versprechen begnügen, daß im Uebrigen alle ihre Rechte und Freiheiten ungekränkt bleiben sollten. Auch in dem neuen Reiche wird es Reichsstädte geben, das ist es, was der König mit dieser Erklärung sagen will.

Nun breitet das schwedisch-protestantische Heer sich weit durch Schwaben aus und hart werden besonders die Klöster und die Güter der geistlichen Herren heimgesucht. Gustav Adolf selbst aber bricht am 25. April von Augsburg wieder auf und zieht gen Ingolstadt. In und um diese Stadt hatte sich der Baier hinter Wällen, Gräben und Schanzen festgesetzt. Hier hoffte er sich zu halten, bis die Hülfe vom Kaiser käme, um die er unaufhörlich flehte. Um der Verbindung mit dem Kaiser noch sicherer zu sein, warf Maximilian I. eine bairische Besatzung in die reichsfreie Stadt Regensburg. Es war am 27. April, daß sich die Baiern durch Ueberrumpelung in den Besitz dieses wichtigen Passes an der Donau setzten.

Unterdessen waren mehrere Versuche der Schweden die Hauptschanzen in und um Ingolstadt zu stürmen, abgeschlagen



worden, wobei der Markgraf Christoph von Baden-Durlach den Tod gefunden. Aber die Gefahr blieb und Maximilian I. suchte Zeit zu gewinnen. Er wollte eine täuschende Friedens-Unterhandlung mit Gustav Adolf anspinnen, daß er nicht bedrängt werde und die Zeit verliefe, bis Wallenstein ihm zu Hülfe gekommen. Mit solchen täuschenden Friedensworten sendete der Baier den Herrn von Saint-Etienne, den Botschafter Frankreichs in München, in das königliche Lager vor Ingolstadt. Gustav Adolf aber durchschaute die List Maximilians, über den er sich in der bittersten Weise äußerte. Unverholen sagte er dem Franzosen, daß dieser Friedens-Antrag nur eine plumpe List sei, um Zeit zu gewinnen. Mit Mühe nur konnte Saint-Etienne ihn bewegen, zu sagen, welche Bedingungen er wohl dem Baiern stellen würde. Gustav Adolf begehrte nichts weniger, als daß der Baier alle sein Kriegsvolk abdanken und dafür sorgen solle, daß es nicht in den Dienst des Kaisers übergehe, daß er ferner schwöre, drei Jahre lang die Waffen nicht gegen Schweden und seine Bundesgenossen zu führen, endlich auch alle Erwerbungen und Eroberungen, die er gemacht, wieder herausgebe.

Gestand Maximilian I. diese schweren Bedingungen zu, erfüllte er sie, so war für die Sache des Königs Viel gewonnen. Baiern war wehr- und waffenlos gemacht und mußte sich später, wenn nun auch noch das Wallensteinsche Heer besiegt war, alle Veränderungen gefallen lassen, welche Gustav Adolf und die Protestanten mit dem Reiche vornehmen würden. Der französische Botschafter antwortete auf diese Anforderung, daß Maximilian I. zwar bereit sei, seine eigenen Truppen abzudanken, die übrigen aber, andern ligistischen Fürsten gehörige Schlachthaufen, von ihm nicht entlassen werden könnten, da er über diese kein Recht habe. Gustav Adolf, der

wohl sah, daß es dem Baiern mit der ganzen Verhandlung kein Ernst sei, daß er sie nur anstelle, um Zeit zu gewinnen und sich mit Wallenstein verbinden zu können, ergriff die halbe Weigerung Saint-Etienne's, um zu erklären, daß er Alles durchschaue und sehe, wie er nur getäuscht und hingehalten werden sollte. Wenn der Baier am folgenden Tage, fügte er hinzu, nicht alle Bedingungen annehme und sie augenblicklich erfülle, solle sein Land erfahren, was ein feindlicher Einbruch zu bedeuten habe. Es kam über diese Sache noch zu einem harten Wortwechsel zwischen Gustav Adolf und Saint-Etienne, der Frankreichs Freundschaft für Baiern, Frankreichs Macht drohend in die Wagschale dieser Verhandlungen werfen wollte. Der Schwede war nicht gemeint, sich durch Frankreich auf seinem Wege aufhalten zu lassen und Saint-Etienne mußte mit der bittern Nachricht, daß Gustav Adolf sich nicht täuschen und hinhalten lasse, zu dem Kurfürsten zurückkehren.

Maximilian I. von Baiern brach nun eilends auf und zog sich mit dem ganzen ligistischen Heere nach Regensburg. Diese Bewegung, am 1. Mai 1632 ausgeführt, ist klug und vortheilhaft zu nennen. In Regensburg war der Kurfürst außer Gefahr mit seinem zum Theil nur aus Milizen bestehenden Heere einen Kampf gegen die Schweden wagen zu müssen. Auch war er hier des Kaisers Erblande näher und konnte eine Vereinigung mit Wallenstein leichter bewerkstelligen. Die bairischen Truppen hatten in dem protestantischen Regensburg wieder auf das entsetzlichste gehaußt. Mord, Brand, Nothzucht und alle denkbare Greuel bedrohten die Bewohner seit der bairischen Besitznahme Tag für Tag. Die Ankunft Maximilians in der Stadt machte wenigstens den wildesten Unordnungen ein Ende. Dennoch aber bilden die katholischen



Baiern in dem protestantischen Regensburg ein übles Gegenbild zu den protestantischen Schweden im katholischen München. Auch nach der Ankunft Maximilians sah sich Regensburg immer noch genöthiget, den Kaiser um Sicherheit gegen Druck, Vergewaltigung und Greuel der Baiern anzuflehen. Es erfolgte darauf ein kaiserliches Abmahnungsschreiben an den Baiern, damit der äußerliche Schein gerettet werde; im Uebrigen blieb Alles beim Alten. Die alte Liga will von neuem aufwachen; sie greift wieder zu ihren alten Mitteln, zu Brand, Zerstörung und Vernichtung.

Gustav Adolf aber mußte wünschen, die Vereinigung Maximilians I. von Baiern und Wallensteins zu hindern. Ein neuer Operations-Plan, den er, wie er sich der Donau näherte, entworfen, war durch den Kurfürsten von Sachsen gescheitert, denn es hatte sich derselbe geweigert, seine Truppen auch nach der Donau zu führen und sich dadurch in unmittelbare Verbindung mit dem großen schwedisch-protestantischen Heere zu setzen. Der Mai war herangekommen und die Sachsen wurden um diese Zeit von Wallenstein in Böhmen angegriffen und allmälig hinausgetrieben. Am Anfange des Monats aber konnte der König noch hoffen, daß die Sachsen einen hartnäckigen Widerstand leisten und Wallenstein dadurch noch geraume Zeit beschäftiget werden würde. Das hoffte er dann auch und so kam es jetzo darauf an, den Baiern zu einer Schlacht zu bewegen. Gustav Adolf erwartete, daß Eindringen in das Herz von Baiern, und Verheerung des Landes den Kurfürsten veranlassen werde, das feste Regensburg zu verlassen und ihm eine Schlacht anzubieten. Darum folgte er den Baiern nicht nach Regensburg, sondern wendete sich, die Einschließung von Ingolstadt aufgebend, in das Herz des bairischen Landes hinein.

In Baiern hatte das schwedisch-protestantische Heer einen harten Stand. Abgestorben, seit einem Halbjahrhundert schon abgestorben, war hier das frühere, dem Protestantismus so geneigte Menschengeschlecht, und eine neue Generation, auferzogen im glühendsten Haß gegen die sogenannten Ketzer, herangewachsen. Die Landbewohner flohen bei der Ankunft der Schweden aus ihren Hütten und führten mit sich fort, was sie vermochten. Fielen einzelne Feinde in ihre Gewalt, so übten sie unmenschliche Grausamkeiten an ihnen aus. Zuweilen rotteten sie sich selbst in großen Haufen zusammen, um der Gewalt die Gewalt entgegenzusetzen und die Schweden mußten sie mit den Waffen niederwerfen. Unter solchen Verhältnissen war ja wohl natürlich, daß auch das einbrechende Heer erbittert und ergrimmt ward, daß Unthaten und Grausamkeiten sonder Zahl auch von dieser Seite geschahen. So stiegen bald Wuth, Grimm und Rache von dieser wie von jener Seite zu einem vernichtenden Grade empor. Nur Gustav Adolf behauptete in dem wilden Sturme empörter Leidenschaften Ruhe, Festigkeit, Menschlichkeit, und bewieß, dem Feinde gegenüber, daß des Christenthumes milder Geist in seinem Herzen weit mehr eine Wirklichkeit, eine Wahrheit geworden war als bei denen, welche dem Evangelio eine Prachtsäule sinnlicher Vorstellungen und Cerimonien unterbauen zu müssen geglaubt, und dabei die, welche diese Dinge nur für das ansehen, was sie waren und sind, als todteswürdige Ketzer bezeichneten.

Die Schweden eroberten Mosburg, Landshut und Freisingen. Gustav Adolf war zwar erbittert über die empörenden Grausamkeiten, die an Einzelnen aus seinem Heere von den Baiern verübt worden, aber es kam in seine Seele weder der böse Gedanke diese Greuel zu rächen, noch stieg die Erinnerung an das Mordfest, welches nun gerade vor einem Jahre von



den Ligisten in Magdeburg begangen worden, blutig in seiner Brust empor. Im Gegentheil war sein eifrigstes Streben, die Rachegefühle seiner Umgebungen und seines Heeres zu dämpfen und den Krieg nur in ehrlicher und christlicher Weise zu führen. Auch München stand vertheidigungslos und mußte sich der Gnade des Siegers unterwerfen. Am 17. Mai 1632 zogen die Schweden daselbst ein. Die Kurfürstin, Elisabeth von Lotharingen, war zu dem Grafen Paris von Cobron, dem ehrwürdigen Erzbischof von Salzburg, geflüchtet, der klug und christlich keinen Theil an der Liga genommen. Alles, was sonst noch aus München hatte entweichen können, war entflohen. Eine schwere Angst mochte auf den Seelen der Menschen lasten. Es war nun gerade ein Jahr her, daß die Ligisten in Magdeburg gewüthet. Werden die Schweden und die Protestanten sich in München etwa eine blutige Rache holen, werden die Wellen der Isar mit Blut gefärbt werden, wie die Wellen der Elbe! Aber solche Befürchtungen gingen nicht aus. Gustav Adolf hielt die strengste Ordnung; alles Leben, alles Eigenthum, alle Ehre der Bewohner Münchens blieb wie seine Gebäude und besonders Kirchen und Klöster geschützt. Der Soldat mußte dem Bürger baar bezahlen, was er brauchte, Diebstahl ward mit dem Galgen bestraft, Frevel und Unbill an der katholischen Kirche mit harter Züchtigung belegt. Was sich Köstliches in dem Pallaste des Kurfürsten fand, 140 vergrabene Kanonen, die man entdeckte, das baare Geld, das aufgegriffen werden konnte, das ward freilich fortgeführt. Auch mußte München eine schwere Contribution bezahlen und die Salzvorräthe wurden zum Nutzen des Siegers verkauft. Draußen auf dem flachen Lande aber war die strenge Ordnung, welche der König in der Stadt zu handhaben wußte, nicht zu erhalten. Dort rächte sich die Wuth

der Soldaten an der Wuth des Landmanns; allenthalben flammten die Dörfer auf, allenthalben Mord, Zerstörung und Grausamkeit. Die bairischen Landleute zeigen dabei den äußersten Grad des wildesten Grimms. Selbst die Schutzwachen der Schweden, die aufgestellt sind, um Unbill von ihnen abzuwehren, überfallen sie, wo sie können, hauen ihnen Hände und Füße ab, stechen ihnen die Augen aus, schneiden ihnen Nasen und Ohren ab. Gegen solche Barbareien mußten freilich wieder furchtbare Repressalien ergriffen werden, und so wurden mehr als hundert bairische Dörfer von den Schweden niedergebrannt.

Der Krieg nimmt überhaupt um diese Zeit immer mehr und mehr einen gräßlichen, einen unmenschlichen Character an; die Deutschen beginnen sich auf das entsetzlichste untereinander selbst zu zerfleischen. Jammer und Noth, Frevel und Unthaten haben ihre brennenden Füße auf einen Boden gesetzt, den die Glaubens-Spaltung ausgetrocknet und ausgedorrt, und auf allen Puncten schlagen die blutig-rothen Flammen aus demselben hervor.



# Sechstes Kapitel.

Die Erwartung, welche Gustav Adolf bis nach München geführt hatte, daß Maximilian I. von Baiern bewogen werden sollte, Regensburg zu verlassen und eine Schlacht anzubieten, ging nicht in Erfüllung. Der Kurfürst glaubte die Verheerung seines Landes einen Augenblick dulden zu müssen. Er wollte seine Kräfte ungeschwächt aufbewahren, bis sie sich mit Wallenstein würden vereinigen können. Damit mußte er warten, bis die Sachsen ganz aus Böhmen getrieben waren, was erst am Ausgange des Maimonats geschah. Daß dem Baiern von Wallenstein nicht früher eine Hülfe zugekommen, darin ist wohl Haß und Schadenfreude Friedlands über das Unglück des Baiern nicht zu erblicken, oder es kann das wenigstens nicht nachgewiesen werden. Sicher war es Wallensteins erste Pflicht für den Kaiser zu sorgen und Böhmen vom Feinde zu reinigen. Wie nun aber die Sachsen aus Böhmen gewichen, zog der Baier mit dem Kerne seines Heeres aus Regensburg nach der obern Pfalz, um Wallenstein näher zu sein. Dabei wurden die armen Pfälzer, die sich zu frühzeitig für ihren alten Landesherrn, Friedrich V. von der Pfalz, ausgesprochen, für solche Treue und Anhänglichkeit hart gezüchtiget.

Allerdings mußte sich nun Maximilian I. tief vor dem Manne, den er auf dem Regensburger Tage von seiner Höhe herabgestürzt, demüthigen und die freundlichsten Worte an ihn verschwenden, denn er war jetzo in Wallensteins, des uneingeschränkten Feldherrn des Kaisers, Hand und Gewalt. Was sollte aus ihm und aus Baiern werden, wenn der Herzog die Vereinigung der beiden Heere verweigerte oder sie über die Gebühr verzögerte! Die überfreundlichen, ja demüthigen Worte, die er jetzo zu Wallenstein reden mußte, mögen dem stolzen Kurfürsten bitter genug geworden sein. In Pilsen sahen und sprachen sich die beiden alten Feinde zum erstenmale wieder. Wallenstein verweigerte die Vereinigung nicht, aber er setzte auch dem Kurfürsten schwere Bedingungen. Das vereinigte Heer, begehrte er, müsse unter seinem, des Herzogs, alleinigen Befehl stehen, dem Kurfürsten könne nur das Recht die Seinen zu belohnen und zu bestrafen bleiben. Maximilian I. verstand den Stolz und Ingrimm seiner Brust bei dieser Zusammenkunft trefflich zu verhehlen, und fügte sich in Alles, was der stolze Friedland begehrte. Auch der Operations-Plan, den Wallenstein entworfen und dem der kaiserliche Hof seine volle Zustimmung gab, mußte von dem Kurfürsten ebenfalls gutgeheißen werden. Durch eine Bewegung nach Franken, lautete dieser Operations-Plan, sollte Gustav Adolf genöthiget werden, Baiern aufzugeben. Ein Vordringen nach dieser Richtung konnte nun auch aus strategischen Gründen sehr gerechtfertiget werden. Es wurden dadurch die verschiedenen Theile, welche die schwedisch-protestantische Macht bildeten, auseinandergetrieben, besonders schob man so die katholische Macht zwischen die Sachsen und das große Heer, welches unter Gustav Adolf stand. Am 22ten Juni vereinigten sich bei Eger die Wallensteinschen und die bairisch-ligistischen Scharen. Friedland stand nunmehro an der Spitze von mehr als 60,000 Streitern.



Allen Bewegungen des Feindes und allen Vorgängen bei demselben hatte Gustav Adolf um so mehr mit gespanntester Aufmerksamkeit folgen müssen als unzweideutig war, daß eine große Entscheidung nahe bevorstehe. Es waren bis jetzo schwere Fehler begangen worden; der König konnte sich es nicht verhehlen, daß dem also sei. Diese Fehler hatten gleich nach der Leipzig-Breitenfelder Schlacht, als man verabsäumt, Tilly an der Weser aufzusuchen, begonnen. Zum Theil mußte Gustav Adolf die Schuld dieser Fehler in sich selbst suchen. Allzusehr war von ihm geeilt worden, in die Mitte und in den Süden des Reiches zu kommen, um bei den Fürsten und Ständen sein künftiges Kaiserthum vorzubereiten und darüber die Vernichtung des Tillyschen Heeres verabsäumt worden. Den größern Theil aber der Schuld scheint der König in den Kurfürsten von Sachsen gesetzt zu haben, der aus dem Angriffe auf Böhmen so wenig zu machen verstanden.

Bald hatte der König die Hoffnung aufgeben müssen, daß sein Eindringen in Baiern den Kurfürsten bewegen würde, ihm eine Schlacht anzubieten. Deutlich ward es bald, daß Maximilian I. entschlossen, sein Land einen Augenblick Preis zu geben, um die Vereinigung mit Wallenstein zu gewinnen. Nun ward der längere Aufenthalt in Baiern unnütz. Gustav Adolf verließ München wieder am 7. Juni 1632 und zog sich zunächst, eine starke Besatzung in Augsburg zurücklassend, wieder nach der Donau. Da die Vereinigung des Wallensteinschen und des bairisch-ligistischen Heeres von Tag zu Tag erwartet werden mußte, war dringend nothwendig, auch auf eine möglichst große Verbindung protestantischer Streitkräfte zu denken. Daher ward der Graf von Solms an den Kur-

fürsten von Sachsen gesendet, um die Entfernung des verdächtigen Arnim und die Vereinigung der sächsischen mit den schwedischen Truppen zu begehren. Johann Georg I. aber zeigte sich dem König gegenüber immer halb und zweideutig. Die zweideutige Stellung, in der der Kurfürst sich hält, die halben und schwankenden Maßregeln, die er ergreift, müssen als ein Hauptgrund, daß die Sache des Protestantismus bis jetzo nicht entschiedener vorwärts gegangen, bezeichnet werden. Nur ist dabei sogleich zu bemerken, daß der Kurfürst selbst nicht zweideutig, sondern gerade recht rein und deutsch zu handeln meint. Das Erscheinen der Schweden, der Fremden, in dem Reiche ist ihm unangenehm, es wird ihm um so unangenehmer je mehr hervortritt, daß Gustav Adolf doch nicht allein um des Glaubens und der Kirche willen, daß er auch gekommen, um sich in Deutschland ein Reich aufzubauen. Er fürchtet von demselben, daß es, wenn es entstanden sei, die zeitherige Unabhängigkeit der Fürsten und Stände verkürzen werde. Von den Freunden und Anhängern Ferdinands II. wird der Kurfürst in dieser Furcht bestärkt. Große Mühe wird vom kaiserlichen Hofe aufgewendet, Johann Georg I. das Reich des Schweden in dem schwärzesten Lichte sehen zu lassen. Der Kurfürst wollte, daß die Schweden den Protestantismus in Deutschland retteten, aber nicht weiter zu gehen vermöchten. Er meinte daher den König in seinem Kampfe unterstützen zu müssen, so weit es nothwendig sei, um Ferdinand II. und die Liga zu einem billigen Frieden zu zwingen, aber ihn nicht allzusehr unterstützen zu dürfen, damit er nicht mächtig genug würde, um das ganze, alte Reich über den Haufen werfen zu können. Johann Georg I. sah, daß das alte Reich nicht ohne einen langen und furchtbaren Kampf mit Ferdinand II., mit der Liga, mit Spanien, vielleicht sogar mit



Frankreich, bis zum Untergange gebracht werden könne. Dieser Kampf konnte nur mit deutschem Blute, mit deutschem Gelde von den Schweden geführt werden. Der Kurfürst glaubte dem Vaterlande den langen Jammer eines solchen Kampfes ersparen zu müssen. Bei dieser Gesinnung weigerte sich Johann Georg I. Arnim zu entfernen, den Gustav Adolf für einen Verräther hielt, denn für ihn war Arnims halbes und zweideutiges Benehmen in Böhmen kein Verrath; er hatte in dem Geiste seines Herrn gehandelt.

Wie die Vereinigung Wallensteins und Maximilians I. von Baiern immer näher und näher rückte, ward auch noch der Pfalzgraf August von Sulzbach an den Kurfürsten nach Dresden gesendet. Gustav Adolf, der von den Verhandlungen gehört, welche zwischen Wallenstein und Arnim gepflogen worden, schwebte in Besorgniß, daß dem Kurfürsten jetzo günstige Bedingungen von Kaiser und Liga gestellt, Kursachsen und mit ihm noch andere protestantische Fürsten und Stände von Schweden dann abwendig gemacht, er und die Seinen im Angesichte der Wallensteinschen Uebermacht verkauft, verrathen und verlassen werden könnten. Darum sollte der Pfalzgraf dem Kurfürsten vorstellen, daß jede Trennung der Protestanten, auf welche die Gegner nur mit Tücke und Hinterlist hinarbeiteten, sicher alle, die einen früher, die anderen später in den Untergang führen werde. Dagegen ließ der König vorschlagen, einen großen, allgemeinen Bund der Protestanten zu schließen, damit man dem Feinde fest, sicher und geschlossen entgegentreten und einen guten Frieden gewinnen könne.

Dabei muß der Pfalzgraf dem Kurfürsten noch zu verstehen geben, daß es am besten und sichersten sein würde, wenn die protestantischen Stände sich ein besonderes Haupt, einen protestantischen Kaiser erwählten, wozu niemand geschickter sei als

der König von Schweden. Diese hochwichtige Sache scheint weniger in der Form eines bestimmten Antrags, als wie ein hingeworfener, vorläufiger Gedanke angebracht worden zu sein. Der Kurfürst mag nicht wenig darüber erschrocken sein. Der Pfalzgraf findet ihn unruhig, unentschlossen, voller Mißtrauen und Besorgnisse. Indessen ist jetzo keine Zeit, dem König offen entgegenzutreten. Auch von Ferdinand II. und von der Liga ist genug zu fürchten. Wallensteins furchtbares Heer steht noch in Sachsens Nähe. Wenn es sich nun, wie Tilly nach der Eroberung Magdeburgs, Vernichtung und Untergang mit sich führend, auf Sachsen stürzte und man würde von den Schweden verlassen? Johann Georg I. antwortet daher endlich, daß er, es möge kommen, wie es wolle, den Bund mit Schweden nicht verlassen wolle, und was die anderen ihm mitgetheilten Dinge beträfe, so verspräche er dazu seine guten Dienste. Damit hatte der Kurfürst wenigstens die Entscheidung über die gefährlichen und bedenklichen Anträge, die ihm vom König gemacht worden, in die Zukunft hinausgeschoben und Gustav Adolf konnte sich nicht gerade beleidiget fühlen. Es war ja jetzo, mitten unter dem Geräusch der Waffen, überhaupt keine Zeit, einen Bund zu versammeln, einen Kaiser zu wählen. Sicher hatte auch der König gar nicht gemeint, daß die Dinge, die er in Vorschlag brachte, auf der Stelle vor sich gehen sollten; es war ihm nur darauf angekommen, einige Sicherheit über die Gesinnungen des Kurfürsten wegen des protestantischen Kaiserthums zu haben. Die Anforderung des Königs, welche die Vereinigung der sächsischen und der schwedischen Truppen betraf, schlug Johann Georg I. fast gänzlich ab. Nur einige sächsische Regimenter wurden zur Unterstützung Gustav Adolfs nach Franken gesendet, der Kern des Heeres aber unter Arnims Befehl gelassen. Der Kurfürst von Sachsen wollte sich damit seine freie und unabhängige Stellung sichern.



Gustav Adolf befand sich überhaupt, dem Fürsten von Friedland gegenüber, in großem Nachtheil. Wallenstein war der uneingeschränkte Feldherr seines Heeres und jeder seiner Entwürfe mußte von den Unter-Feldherrn mit Pünctlichkeit und Schnelle ausgeführt werden. Gustav Adolf hatte es mit Fürsten und Herren zu thun, die nicht gewohnt waren, sich gebieten zu lassen. Besonders die größeren und mächtigen Fürsten folgten weniger seinen als ihren eigenen Ansichten und Entwürfen. Daher sind Gustav Adolfs Operationen gelähmt und seine Macht doch geringer als sie auf den ersten Anblick erscheint. Ein Mann von geringerem Geiste und von weniger Persönlichkeit und Kraft würde unter diesen Umständen etwas von Bedeutung zu leisten gar nicht im Stande gewesen sein.

Und selbst ein Gustav Adolf kommt, wie die Wallensteiner und die Ligisten so nahe an einander gerückt, daß ihre Vereinigung von Tag zu Tag erwartet werden muß, in nicht geringe Verlegenheit. Er hat die Donau verlassen und sich weiter nach Franken gezogen. Nicht 20,000 Krieger sind in diesem Augenblicke um ihn. Es haben in Augsburg, in Donauwörth und anderwärts zahlreiche Besatzungen müssen zurückgelassen werden. Bernhard von Weimar kämpft in Oberschwaben und an den Grenzen Tirols, Oxenstierna am Rhein und an der Mosel gegen die Spanier, die Kräfte der norddeutschen Fürsten sind zum Theil noch immer durch Pappenheim gefesselt und die Sachsen haben den König verlassen. Er ist einen Augenblick in Verlegenheit, was er thun, wohin er sich wenden soll. Erst scheinet er gefürchtet zu haben, Wallenstein möge sich mit seiner ganzen Macht auf den Kurfürsten von Sachsen werfen und denselben entweder vernichten oder

ihn zum Abfall von Schweden zwingen. Indessen mag Gustav Adolf bald ziemlich sichere Nachrichten empfangen haben, daß es Friedland nicht auf Sachsen, sondern auf einen Einbruch in Franken und besonders auf die Eroberung von Nürnberg abgesehen habe. Die Plünderung der wohlhabenden Reichsstadt konnte die Soldaten an den Feldherrn ketten, auch bedurfte Wallenstein selbst neuer Schätze, um seine leer gewordenen Säckel wieder zu füllen. So wie er über die Entwürfe des Gegners sicher geworden, schlägt Gustav Adolf am 18. Juni sein Hauptquartier dicht bei Nürnberg auf. Sofort ward nun mit Bethülfe der Bürger und aufgebotener Bauern ein großes befestigtes Lager aufgerichtet, in dessen Umkreis die Stadt mit allen Vorstädten und dazu gehörenden Gärten mit hereingezogen war. Das Lager beschrieb einen sehr weiten Bogen. Wälle, Gräben, Schanzen und Pfahlwerke deckten es von allen Seiten. Das Ganze war ein Werk von ungemeiner Großartigkeit.

Gustav Adolf muß vor allen andern Dingen darauf denken, seine Streitkräfte bedeutend zu vermehren, denn sein jetziges Heer würde kaum im Stande sein, diese weitläuftigen Werke auch nur zu vertheidigen. Daher empfangen Oxenstierna, Bernhard von Weimar und Banner Befehl sich mit ihren Korps ebenfalls in das befestigte Lager von Nürnberg zu begeben. Am Ende des Monats Augusts sind sie eingetroffen. Die Macht des Königs beträgt dann etwa 56,000 Streiter.

Unterdessen ist Wallenstein aus Böhmen hervorgekommen und durch die obere Pfalz langsam ebenfalls gen Nürnberg gezogen. Erst am 16. Juli läßt er sich in der Nähe der Stadt bei Zirndorf und Altenberg nieder und richtet ebenfalls auf steilen Anhöhen längst des Redmitzflusses ein befestigtes Lager auf. Wenn man nun auch allerdings in Anschlag



bringen muß, daß kriegerische Bewegungen damals im Allgemeinen nicht mit der Schnelligkeit unserer Zeiten vor sich gehen, so erscheinen doch Wallensteins Operationen als ungemein langsam. Schon am Ende des Maimonats war er mit den Sachsen in Böhmen fertig. Und es verlaufen seitdem sieben Wochen, bis er nur in der Nähe Nürnbergs erscheint. Er hat dem König vollkommene Zeit gelassen, sein Lager so zu befestigen, daß dessen Erstürmung mit großen Schwierigkeiten verbunden sein wird. Nachdem er endlich gekommen, benutzt er nicht einmal seine ungeheure Uebermacht, so lange dazu noch Zeit ist, so lange Gustav Adolf noch auf seine eigenen Kräfte und auf die Bürger von Nürnberg zur Vertheidigung des Lagers beschränkt ist. Er behauptet, daß er den Feind durch Abschneidung des Proviants und der Zufuhr ruiniren wolle, da doch in Nürnberg selbst so große Vorräthe liegen, daß die Schweden vor der Hand deren genug haben. Er macht nicht einmal einen Versuch die Vereinigung des Königs mit den Korps von Oxenstierna, Banner und Bernhard von Weimar zu hindern, nach welcher die Erstürmung des Nürnberger Lagers beinahe als eine Unmöglichkeit angesehen werden muß.

Sehet es doch beinahe aus als sei dem Fürsten von Friedland an einem raschen und glücklichen Ende des Krieges nicht eben viel gelegen. Es darf ja wohl auch ein solches Ende nicht allzurasch herankommen, wenn Wallenstein die Aussicht auf das versprochene östreichische Erbland nicht verlieren soll. Zu wirklicher Uebergabe eines solchen wird der Kaiser doch sicher nicht im Siege und im Glücke, nicht durch schnelle Vernichtung der Schweden und durch rasche Unterdrückung der Protestanten zu bringen sein. Nur Noth, Angst, Verlegenheit, ja sogar Zwang werden Ferdinand II. dazu bewegen können.

So hatten sich die beiden Heere geraume Zeit gegenüber gestanden, ohne daß es zu einer Entscheidung gekommen. Jeder Theil suchte dem anderen die Zufuhren abzuschneiden, in welchem Streben die Wallensteiner nicht glücklicher waren als die Schweden. Gelang es Wallenstein auch durch seine leichte Reiterei den Schweden mehrere Zufuhren abzuschneiden, so konnte sich diese desselben Erfolges gegen den Feind rühmen. Der Grund, welchen Wallenstein angab, um seine Unthätigkeit zu beschönigen, war offenbar kein Stich haltender. Er konnte den König nicht durch die Abschneidung des Proviantes ruiniren. Wird Gustav Adolf sehen, daß im Nürnberger Lager die Zufuhren schmal werden, nun so wird er dasselbe verlassen und es anderswo aufschlagen. Für die Sache Ferdinands II. ist damit nichts gewonnen. Wallenstein giebt aber auch jenen Grund nur an, er hat ihn nicht wirklich. Sein Gedanke ist offenbar, den Krieg in die Länge zu ziehen, damit der Kaiser aus Noth und Verlegenheit nicht eher herauskomme, als bis der Contract mit Wallenstein zu einer Wahrheit geworden und ein östreichisches Erbland ihm überwiesen. Gustav Adolf aber wünscht Entscheidung durch eine Schlacht. Mehreremals wurden die feindlichen Verschanzungen von den Schweden angegriffen. Wallenstein soll durch diese Angriffe bewogen werden, herauszukommen auf das offene Feld und eine Schlacht anzunehmen. Aber er hütet sich wohl und bleibt unbeweglich hinter seinen Gräben, Wällen und Schanzen stehen.

Am 1sten Septbr. versucht Gustav Adolf wieder den Feind durch eine starke Kanonade hervorzulocken, aber auch das bleibt umsonst. Da nun im schwedischen Lager der Mangel immer mehr um sich greift, das Gegenüberstehen der beiden Heere auch überhaupt die Sache nicht weiter bringt,



und Wallenstein doch aus seinen Verschanzungen nicht herauszubringen ist, so muß wohl ein großer Angriff auf diese selbst unternommen werden. Er geschieht nun am 4. Septbr. Wie Wallenstein sah, daß ein Angriff kommen würde, hatte er zwar einen Theil seines Heeres aus dem befestigten Lager herausgeführt und nur den andern darin gelassen, war aber auf den Höhen stehen geblieben, die von dem Schlosse Altenberg den Namen führen. Diese Höhen sind abschüssig, mit Wald und Busch bedeckt und überdem noch durch Verhaue gesichert. Das befestigte Lager selbst, welches sich etwas nach der Ebene herunterzog, war durch tiefe Gräben unzugänglich gemacht. Die Schweden hatten daher ein sehr ungünstiges Terrain vor sich, sie mochten angreifen, wo sie wollten. Dennoch führte Gustav Adolf die Seinen zum Sturme heran und ließ zugleich die feindliche Stellung durch seine Artillerie beschießen. Es war ein furchtbares Drängen die Höhen hinauf. Immer stürmten die Schweden, immer wurden sie wieder herabgetrieben, ohne oben festen Fuß fassen zu können. Während des Sturmes ließ Wallenstein seine Reiterei hervorbrechen, um Verwirrung in die schwedischen Reihen zu bringen; sie ward aber zurückgeschlagen und die Stürme begannen von Neuem. Morgens um zehn Uhr hatte der Kampf begonnen und schon nahete die Nacht, ohne daß von den Schweden etwas erreicht worden. Endlich mit dem sinkenden Tage faßte Bernhard von Weimar oben auf den Höhen festen Fuß. Von hier aus konnte man das eigentliche Lager Wallensteins mit Erfolg beschießen, nur mußte das schwere Geschütz noch die Höhen heraufgebracht werden. Der Einbruch der Nacht hinderte indessen alle weiteren Unternehmungen.

Haben die Schweden auch an diesem Tage in so fern ihren

Zweck nicht erreicht, daß die Verschanzungen des Feindes von ihnen nicht haben erstürmt werden können, so sind sie doch sonst im Vortheil und die Gegner im Nachtheil. Wallensteins Reiterei hat sich mit entschiedenem Unglück im offenen Felde gezeigt, die Schweden aber auf den Höhen sich festgesetzt. Nun fällt aber des Nachts ein sehr starker Regen und es muß am andern Morgen als sehr schwierig erscheinen, im Angesicht und unter den Kanonen des Feindes, das schwere Geschütz die Höhen hinaufzubringen. Unter diesen Verhältnissen erscheint dem König die Fortsetzung der Unternehmung zu bedenklich. Schon der erste Tag hat schwere Opfer gekostet; zweitausend Leichen decken das Feld. Bernhard von Weimar muß daher die gewonnenen Höhen wieder aufgeben und das ganze Heer zieht sich in das Nürnberger Lager zurück. Beide Feldherrn hatten beim Sturme großen persönlichen Muth erwiesen. Wallenstein war einmal der Gefangenschaft nahe und dem König hatte eine Kugel die Sohle vom Stiefel heruntergerissen.

Der Herzog deutet diese Vorgänge nach Möglichkeit zu seinem Besten beim Kaiser aus und schreibt an denselben einen prahlerischen Brief über die versuchte Erstürmung seines Lagers. „Gustav Adolf, sagt er, habe sich bei diesem Unternehmen die Hörner gewaltig abgelaufen, das ganze feindliche Heer sei bis auf das Aeußerste entmuthiget." Fünf Wochen später gab ihm dieses Heer bei Lützen, indem es ihn besiegte, den klaren Beweis, daß es nicht entmuthiget worden. Gustav Adolf aber entschließt sich, das Lager von Nürnberg abzubrechen. Weder er noch Wallenstein kann in dieser Gegend länger ausdauern; sie ist aufgezehrt und empfindlicher Mangel beginnt besonders im schwedischen Lager sich einzustellen. Vorzugsweise aber entscheidet die Erwartung den König zum Aufbruch, daß Wallenstein sich dann doch auch aus seinem festen Lager herausbewegen und Veranlassung zu einer Schlacht bieten werde.



Bevor er aber aufbricht, läßt er bei Wallenstein durch den gefangenen Kaiserlichen General-Wachtmeister Scharre anfragen, ob nicht ein Friede möglich sei. Wallenstein antwortet darauf höflich, daß er mit dem Kurfürsten von Baiern darüber sprechen, besonders aber die Entschließung des Kaisers einholen müsse. Die kaiserliche Antwort auf diese Anfrage läßt ziemlich lange auf sich warten; sie läuft erst ein, als die Schweden das Nürnberger Lager schon abgebrochen haben. Ferdinand II. meint, daß jetzo wohl überhaupt keine günstige Zeit zur Anknüpfung von Friedens-Unterhandlungen sei, womit er allerdings Recht hat. Damit scheint das Ende dieser kurzen Verhandlung gegeben gewesen zu sein.

Es ist schwer zu sagen, was Gustav Adolf mit dem Anerbieten eines Friedens beabsichtiget. Daß zwischen ihm und dem Kaiser ein Friede so lange unmöglich sei, als er, der König, seinen Planen auf Deutschland nicht zu entsagen gesonnen, lag auf der flachen Hand. Er war aber diesen Planen zu entsagen, sicher nicht im Mindesten gesonnen. Also kann Gustav Adolf schwerlich das Anerbieten an Wallenstein mit dem Gedanken, daß dadurch wirklich ein Friede zwischen ihm und dem Kaiser zu Stande kommen solle, gemacht haben. Auch konnte er den Friedens-Antrag nicht, wie vermuthet worden ist, deshalb machen, um dadurch einen bessern und ruhigern Abzug aus dem Lager von Nürnberg zu gewinnen. Denn nichts wäre thörichter gewesen, als die Hoffnung, daß sich Wallenstein durch das Anerbieten des Friedens für abgehalten erachten würde, alle

kriegerische Vortheile, zu denen ihm Gelegenheit geboten, zu benutzen. Auch hatte es wenig Noth mit einem Wallensteinschen Angriff während des Aufbruches, denn bis jetzt hatte der Herzog jedes ernstliche Zusammentreffen eher vermieden, als es gesucht. Wohl aber könnte es sein, daß Gustav Adolf die Anerbietung nur gemacht, um mit Wallenstein selbst in Verbindung zu kommen. Der König mußte wissen, welche schwere Bedingungen Friedland dem Kaiser bei Uebernahme des Generalats gemacht; er ahnete daher, daß es über kurz oder über lang zu einem Bruche zwischen Ferdinand II. und Wallenstein kommen müsse. Diesen Bruch mußte er allerdings so viel als möglich zu beschleunigen suchen. Dazu war nöthig, irgend eine Verbindung mit Wallenstein zu eröffnen, eine Unterhandlung zu eröffnen, bei der sich Gelegenheit finden konnte, Wallensteins Bruch mit dem Kaiser zu befördern. Dieser aber stellte sich, als ob er Gustav Adolf nicht verstände, weil er nichts von demselben für sich erwartete und behandelte daher den Antrag des Königs, als wenn er wirklich an den Kaiser und nicht vielmehr an ihn gerichtet sei. Es giebt Nachrichten, denen zu Folge eine Art von Verbindung zwischen Gustav Adolf und Wallenstein ohne Wissen des Kaisers jetzt schon wirklich bestand. Ja es wird erzählt, daß Gustav Adolf dem Fürsten von Friedland seine Unterstützung versprochen, wenn er sich zum König von Böhmen machen wolle. Es scheinet aber, daß diese Berichte falsch sind, und daß eine solche Verbindung zwischen Gustav Adolf und Wallenstein in der That nicht bestand. Höchstens mag dieser seltsame Friedens-Antrag des Königs einen Versuch, mit Wallenstein in Verbindung zu kommen, enthalten. Sie wird von diesem abgewiesen, weil er fühlt, daß Gustav Adolf es nicht ist, durch



den er emporkommen kann. Des Königs von Schweden Entwürfe auf Deutschland, die auch für Wallenstein kein Geheimniß, sind den Planen des Herzogs zu sehr entgegen, als daß hier eine Vereinigung gegen Ferdinand II. eintreten könne.

Gustav Adolf bricht am 18. Septbr. 1632 von Nürnberg auf, wo eine kleine schwedische Besatzung zurückbleibt; außerdem sind schon früher aus den Bürgern zwölf gute Bataillione Milizen errichtet worden, so daß die Stadt als hinlänglich vertheidiget angesehen werden konnte. Der König wendete sich zuerst nach Neustadt an der Aisch. Hier schied Friedrich V. von der Pfalz von seinem königlichen Freunde, um sich nach Frankfurt am Main zu begeben. Treu hatte derselbe bei Gustav Adolf ausgehalten, treu mit ihm gekämpft, obwohl die Pfalz immer noch nicht wieder an ihn überwiesen worden, da der König Karl I. von England nöthigen wollte, sich für die Sache des Protestantismus in Deutschland anzustrengen und ein Bündniß mit Schweden zu schließen. Dieses Bündniß, so lange unterhandelt, war nicht zu Stande gekommen, denn Karl I. sann damals nur darauf, wie er die Freiheiten von Alt-England vernichte, und der Protestantismus in Deutschland war ihm mindestens gleichgültig. Gustav Adolf mußte fürchten, Frankreich zu beleidigen, wenn er den Pfalzgrafen wieder einsetze und deshalb hatte er gewünscht, daß ein Bund mit England ihn sichere, wenn es etwa wegen der Pfalz gar zu einem Bruche mit Frankreich käme. Ob nun wohl Karl I. sich fortwährend weigerte, ließ Gustav Adolf doch den Pfalzgrafen ziehen, damit er nun bald von der untern Pfalz, aus welcher die Spanier vertrieben, Besitz nehme, denn seines rechtmäßigen Eigenthums sollte er deshalb nicht verlustig werden. Die Bedingungen der Uebergabe sollten noch später mitgetheilt

werden. Es geschah und der König begehrte weiter nichts, als daß Friedrich V. auch dem Lutherthume freies Bekenntniß und freie Kirche einräume, den Schweden allein Werbungen gestatte und die angesehnsten Städte seines Landes, so lange der Krieg daure, schwedischen Besatzungen einräume. Ueber diese Bedingungen erhub Friedrich V. Schwierigkeiten und es kam nichts zu Stande. Der Pfalzgraf ward zu Mainz bald von einer schweren Krankheit überfallen, durch die am 29. Novbr. 1632 sein Leben endete. Seinem Verscheiden war der Heldentod Gustav Adolfs um einige Tage vorausgegangen. Es ist von den letzten Wochen eines großen Lebens zu berichten.

In Neustadt an der Aisch wartete der König mehrere Tage, wozu sich Wallenstein nun entscheiden werde. Er wünschte, daß derselbe kommen und sich zu einer Schlacht stellen möge. Wallenstein aber brannte nach dem Abzuge der Schweden sein Lager ab und verließ es mit so großer Eilfertigkeit, daß die Nürnberger noch eine reiche Beute darin fanden. Er wich dem König aus und wendete sich zuerst nach Forchheim. Die Wallensteiner ergossen sich nun in ihrer alten Weise, mit Raub, Mord und Brand über das gesegnete Frankenland, aber zu einer Schlacht stellten sie sich nicht. Bei diesen Aussichten theilt Gustav Adolf sein Heer und läßt den einen Theil unter Bernhard von Weimar in Franken zurück. Bernhard soll sich hinwenden, wo es Noth thun wird, Wirtenberg oder Sachsen retten, je nachdem das eine oder das andere dieser Länder von den Wallensteinern bedroht werden sollte. Gustav Adolf selbst wendet sich mit dem größten Theil des Heeres wieder hinunter nach der Donau, und bei Donauwörth gehen die Schweden zum zweitenmale über die Donau. Durch diese Bewegung nach Baiern hin hofft Gustav Adolf, Wallenstein



zu nöthigen, ihm zu folgen und ihm eine Schlacht zu liefern. Wohl würde nun auch diese Erwartung in Erfüllung gegangen sein, wenn er sich gegenüber einen Feldherrn gehabt, der nach einer Entscheidung begierig gewesen. Wallenstein aber weicht einer solchen nach Möglichkeit aus und sucht offenbar den Krieg in die Länge zu ziehen.

Statt daher dem König nach Baiern zu folgen, zieht er sich immer weiter von ihm hinweg, durch Franken hindurch dahin sich wendend, wo das Land Thüringen beginnt. In den ersten Tagen des Monats October ward Koburg von Wallenstein genommen. Die Veste aber, in welcher der Oberst Taupadell befehligte, ward von der Besatzung mit Löwenmuth vertheidigt, daß Wallenstein sie nicht zu nehmen vermochte. Bernhard von Weimar eilte während dem aus Franken nach Thüringen, um dieses Land vor dem Unglück eines Wallensteinschen Einbruchs zu bewahren. Wallenstein aber hub die Einschließung der Veste von Koburg auf und entschloß sich, da Bernhard von Weimar ihm den Weg nach Thüringen versperrte, in das Vogtland und in Kursachsen einzubrechen. Hoffte der Herzog etwa, durch diese Bewegung den Kurfürsten von Sachsen zum schnellen Abschluß eines Friedens mit dem Kaiser zu bringen, so war das sicher eine wenig begründete Hoffnung. Der Kurfürst wird es wie bei dem wilden Einbruch des Tillyschen Heeres nach dem Falle von Magdeburg machen, das ist mit Leichtigkeit vorauszusehen. Er wird sich dem Schweden wieder in die Arme werfen und Gustav Adolf stehet nicht so fern, daß er dem Kurfürsten nicht schnelle Hülfe leisten könnte. Oder wollte Wallenstein die breiten Ebenen um Leipzig suchen, um einen geeigneten Ort für die Schlacht zu haben? Aber er hatte schon bei Nürnberg Ebene genug gehabt, wenn er nur sonst eine Schlacht lieferte. Also bleibt als Erklärungs-Grund für die

Bewegung Wallensteins nach Sachsen zu nur noch ein Drittes übrig. Er ging dahin, um einer Schlacht auszuweichen, um den Krieg so viel als möglich in die Länge zu ziehen.

Wie nun Wallenstein diese Fahrt nach Sachsen antrat, trennte sich Maximilian I. mit seinen Baiern wieder von ihm. Mit bitterm Ingrimm nur hatten die beiden Männer neben einander gestanden. Wallenstein haßte in dem Baiern den Mann, der ihn zu Regensburg gestürzt, Maximilian I. haßte in Wallenstein den stolzen, übermüthigen Emporkömmling, der sich in die Zahl der Fürsten eingedrängt, dem es Lust und Freude zu sein schien, die zu demüthigen, von denen er wußte, daß sie innerlich über ihn ergrimmt. Der Haß der Fürsten hatte sich auch den Truppen mitgetheilt. Baiern und Wallensteinische geriethen oftmals in blutigen Hader aneinander. Die Baiern wendeten sich über Bamberg in die Oberpfalz. Maximilian I. wollte sein eigenes Land nicht zum zweitenmale den Verheerungen der Schweden Preis geben. Darum eilte er es zu schützen. Also war Sachsen wieder von der verheerenden Fluth eines wallensteinschen Heeres bedroht, das schon in Franken sein Wieder-Aufwachen in seiner alten Weise, mit Feuer, Mord, Brand und Vernichtung gezeigt. Wohin diese wilden Scharen schritten, da ächzte und stöhnte jegliches Land unter namenlosem Jammer.

Unterdessen waren nun aber die Sachsen in einer beinahe seltsamen Unternehmung wieder auf dem Kriegsschauplatze aufgetreten. Stark und bestimmt hatte Johann Georg I. sich geweigert, sein Heer an die Donau, nach Franken führen zu lassen, wo dessen Vereinigung mit den Schweden einen großen und entscheidenden Schlag herbeiführen konnte. Es fürchtete der Kurfürst immer einen solchen großen und entscheidenden Schlag viel mehr, als daß er ihn hoffte, weil dadurch Gustav



Adolfs Entwürfe auf das Reich gefördert werden mußten. Müßig aber wollte er dem Kampfe auch nicht zusehen, weil dann wieder Ferdinand II. übermächtig emporkommen könnte, von dem dann, wie er wohl wußte, der deutsche Protestantismus und seine Fürsten gar Schlimmes würden zu befahren haben.

So war es geschehen, daß Johann Georg I. seinen Feldherrn Arnim, zu dem auch brandenburgische Truppen stießen, im August 1632 in Schlesien hatte einrücken lassen. Siege und Erfolge dort, im fernen Schlesien, an den Markungen Deutschlands, erfochten konnten auf die Entscheidung des ganzen, großen Trauerspieles kaum von einem erheblichen Eindruck sein. Darum ist die sächsische Unternehmung auf Schlesien eine seltsame zu nennen, obwohl sie sich aus den Gesinnungen des Kurfürsten sattsam erklärt. Er wollte auf der einen Seite etwas thun, es sollte aber dieses Etwas auf der andern Seite nichts Entscheidendes enthalten. So halb und zweideutig wie das ganze Unternehmen war auch seine Ausführung im Einzelnen. Arnim erklärte bei seinem Einrücken in Schlesien bei mehrern Gelegenheiten, daß er nicht gekommen sei, um Schlesien von dem Kaiser abwendig zu machen, sondern nur um die Privilegien des Landes und namentlich die religiöse Freiheit, welche vom Kaiser in dem sogenannten Dresdner Accord von 1621 angelobt, aufrecht zu erhalten. Also doch wenigstens eine klare und deutliche Erklärung, daß ein feierliches Versprechen von Ferdinand II. vielfach verletzt worden. In Schlesien befehligte des Kaisers General Don Balthasar de Maradas, der bei Steinau lagerte. Die Sachsen eroberten Glogau und faßten so in Schlesien festen Fuß. Don Maradas ward von ihnen bei Steinau gefaßt und am 29. Aug. 1632 geschlagen, worauf er sich nach Ober-Schlesien zurück zog. Arnim besetzte

darauf im Septbr. auch Breslau, Schlesiens Hauptstadt. Nun aber standen die Unternehmungen still. Gustav Adolf hatte zu dem Zuge nach Schlesien auch einen Heerhaufen, den Dümal befehligte, gestellt, damit die Sachsen in Schlesien nicht allein und nach ihren Absichten und Interessen schalten und walten möchten, er hier die Hände auch mit in dem Spiele habe. Zwischen den Schweden und den Sachsen war immer bitterer Zwist und arges Mißtrauen. Arnim wollte allein den Ober-Befehl führen und die Schweden ihm das nicht zugestehen. Der sächsische Feldherr begehrte von den Schlesiern, daß sie sich an ihn, und der schwedische begehrte, daß sie sich an Schweden anschließen sollten.

Die Fürsten, Stände und Städte Schlesiens aber waren durch das Strafgericht, das der Kaiser nach der böhmischen Revolution über sie hatte ergehen lassen, viel zu eingeschüchtert, als daß sie entschieden gegen Ferdinand II. hätten auftreten sollen. Arnim verlangte das ja auch gar nicht. Also verhielt sich Schlesien meist ruhig und handelte weder gegen den Kaiser noch gegen die Verbündeten. Namentlich hielten die Fürsten in Schlesien sich in dieser neutralen Stellung und sie mußten es wohl. Denn wie furchtbar würde der Zorn Ferdinands II. sie getroffen haben, wenn sie sich gegen ihn bewegt, und wenn die Schweden und Sachsen wieder aus dem Lande verschwanden. Schon wurden die Herzöge von Liegnitz, Brieg und Oels in Wien Rebellen genannt, schon schien man dort nur eine leise Veranlassung zu erwarten, um ihre Gebiete confisciren zu können. Das sächsische Unternehmen auf Schlesien nutzte zu gar nichts, ja es schadete bedeutend. Die sächsisch-brandenburgisch-schwedischen Scharen, die rein umsonst in Schlesien standen, fehlten bei der Lützener Schlacht dem Könige von Schweden. Hätte er sie dort gehabt, so würde der Schlag,



von dem Wallenstein da getroffen ward, viel vernichtender geworden sein.

Wallenstein aber, um den Kurfürsten von Sachsen ob des Einbruchs in Schlesien zu züchtigen, hatte bereits von seinem Lager bei Nürnberg aus unter Holk und Gallas zwei starke Scharen in das Kurfürstenthum Sachsen entsendet. Sie sollten mit Brand und Zerstörung in jeder Weise wüthen, um Sachsen zu ruiniren; nicht zweimal lassen Wallensteinsche Unter-Feldherrn sich das gebieten. Holk und Gallas bemeisterten sich der Städte Plauen, Chemnitz, Zwickau und Freiburg. Kaum erschwingbare Contributionen wurden ausgeschrieben und namenlose Greuel, deren einzelne Aufzählung nur Entsetzen und Ekel erregen könnte, wie immer, ausgeübt. Schon ward Meißen, wiewohl vergeblich angegriffen, schon waren selbst Dresden und Leipzig von den Wallensteinern bedroht. Der Kurfürst war in seiner großen Angst genöthiget, doch wieder einen Theil der in Schlesien stehenden Truppen zu eigener Vertheidigung heranzuziehen. Aber sie waren zu schwach, um das offene Feld gegen die kaiserlichen Scharen halten zu können. Kaum begreift man, warum unter solchen Verhältnissen nicht das ganze nutzlos in Schlesien stehende Heer herbeigezogen ward.

Indessen kommen immer trübere und trübere Botschaften zu Johann Georg I. Man erfährt, daß auch Pappenheim sich dem Kurfürstenthume nahet. Dieser hat von Wallenstein Befehl erhalten, Nord-Deutschland zu räumen, jedoch in den bedeutendern und festen Städten, welche die Kaiserlichen dort noch immer inne hatten, Besatzungen zurückzulassen. Mit etwa 8000 Streitern kommt der wilde Pappenheim von der Weser her auf Sachsen gezogen. Die Hauptgefahr aber drohet Wallenstein selbst, Wallenstein wird den Sitz des ganzen Krieges

nach Sachsen verlegen. Ein Eilbote nach dem andern fliegt über die Donau, um zum zweitenmale Gustav Adolf zu eiliger Hülfe, zu eiliger Rettung vor nahem, drohenden Untergange zu entbieten. Sicher nicht gern wirft sich der Kurfürst von Sachsen dem Schweden in die Arme, aber es giebt hier keinen andern Ausweg. Seine große Angst ist der beste Beweis, was die Reden des Kaisers von Frieden, von Versöhnung eigentlich enthalten. Johann Georg I. zwingt sich freilich zuweilen an die Wahrheit und Aufrichtigkeit derselben zu glauben, weil er so gern möchte, daß dem so wäre. Aber noch öfterer verschwindet ihm diese angenehme Täuschung, denn er siehet an allen Anstalten, welche kaiserlicherseits getroffen werden, gar zu deutlich, daß es darauf abgesehen, ihn zu verschlingen, alle Protestanten zu verschlingen.

Während die sächsischen Eilboten zu dem König flogen, brach das Ungewitter schon über Sachsen herein. Es war von zwei Seiten hergekommen. Pappenheim brach von der Weser her in Thüringen ein, Wallenstein kam aus Franken in das Vogtland. Bernhard von Weimar, der Hessen und vieles andere neugeworbenes Volk an sich gezogen, gedachte wenigstens die Vereinigung Pappenheims und Wallensteins zu hindern. Es kam ihm indessen der Befehl von Gustav Adolf zu, nichts Entscheidendes zu unternehmen, bevor er nicht selbst würde herangekommen sein. Bernhard von Weimar legte sich das königliche Gebot so aus, als solle ihm damit der Ruhm der Befreiung Sachsens entwunden und dem König vorbehalten sein. Es kam daher eine Mißstimmung zwischen ihn und Gustav Adolf. Indessen ist hierbei wohl an einen kleinlichen Neid des großen Königs nicht im entferntesten zu denken. Nur darum gab Gustav Adolf diesen Befehl, damit nichts voreilig gewagt und eine entscheidende Schlacht erst dann geschlagen



werde, wenn eine größere Masse von Streitkräften in dem Kurfürstenthume versammelt. Bernhard von Weimar begnügte sich aber nun, die Städte Weimar und Erfurt vor Pappenheim zu schirmen, und ließ ihn im Uebrigen an sich vorüberziehen. Hierdurch nun geschiehet, daß Wallenstein und Pappenheim sich in den ersten Tagen des Monats November bei Merseburg vereinigen können. Wallenstein selbst war gegen den Ausgang des Octobers in Kursachsen eingebrochen und hat sich der Städte Leipzig und Halle bemeistert. Bis an die Elbe hin hatte er sich in kurzer Zeit zum Meister des Landes gemacht. Die sächsischen Truppen, zu deren Anführung Arnim wieder aus Schlesien herbeigerufen worden, hielten Dresden, Torgau und Wittenberg besetzt.

Wallenstein verfuhr jetzo in Sachsen mit einer ganz ungewöhnlichen Gelindigkeit. Es ergingen die strengsten Befehle an die Truppen, nicht zu rauben und nicht zu plündern, es ward dafür gesorgt, daß die Bauern in den Dörfern blieben. So schien denn diesesmal das Unwetter weniger verderblich zu sein, obwohl es an einzelnen Greuelscenen nicht fehlte, da selbst durch das Wort des Feldherrn diese wilden Scharen, besonders die Kroaten, nicht immer in Zaum und Zügel zu halten waren. Die Gelindigkeit Wallensteins erklärt sich aus seinen Gedanken und Entwürfen über den Krieg. Er wünschte fortwährend, denselben in die Länge zu ziehen; er wollte seine Winterquartiere in Sachsen nehmen und da mußte das Land freilich geschont werden. Wovon sollte sein Heer leben, wenn auf einmal Alles geraubt, verbrannt und zerstört ward! Wallenstein scheinet sich mit dem Gedanken, wo er am besten ein befestigtes Lager aufschlagen könnte, beschäftiget zu haben, als er durch die Ankunft Gustav Adolfs in Sachsen zuerst in der Hoffnung, daß der Krieg abermals in die Länge gezogen und

eine entscheidende Schlacht vermieden werden könnte, gestört wird.

Gustav Adolf traf eben Anstalten, Ingolstadt zum zweitenmale zu belagern. Es war eine pestartige Krankheit in der Veste ausgebrochen und so konnte man hoffen, sie jetzo zu gewinnen. Da kamen die Eilboten von Oxenstierna, daß sich Wallenstein nach Sachsen gewendet, bald darauf Johann Georgs I. Hülferuf. Oxenstierna rieth, lieber in die Erbländer des Kaisers einzudringen, als nach Sachsen zu gehen, da in Oestreich wieder ein Aufstand der Bauern ausgebrochen. Gustav Adolf aber war keinen Augenblick zweifelhaft und alsbald zum Zuge nach Sachsen entschlossen. Er wollte den Kurfürsten weder der Vernichtung Preis geben, noch sich der Gefahr aussetzen, daß Sachsen von Wallenstein zu einem Frieden mit dem Kaiser gezwungen würde. Also traf er sofort seine Vorbereitungen. Gegen die Baiern, die sich nach Regensburg zurückgezogen, sollte der Pfalzgraf Christian von Birkenfeld mit einem Theil des Heeres zurückbleiben, der Rest desselben unter seiner Anführung sich gegen Sachsen bewegen.

Nicht eben sehr günstig waren die Verhältnisse und die Stellung des Königs in diesem Augenblick. Seine Truppen standen in weitem Bogen zerstreut und es war unmöglich, sie alle auf einem Punct zusammenzuziehen, da Feinde von so vielen Seiten her droheten. Nicht allein Kaiser, Liga und Katholicismus Deutschlands waren zu bekämpfen, selbst der Bundesgenosse, Ludwig XIII. und sein schlauer Minister Richelieu, sie traten mehr hemmend und störend in den Weg, als daß sie gefördert und geholfen. Es hatten sich wohl Frankreichs große Besorgnisse vor dem König dadurch in etwas gemindert, daß der Gang des Krieges die schwedische Hauptmacht vom Rheinstrome und von der Nachbarschaft Frankreichs hinweg in



das Innere von Deutschland gewendet. Indessen blickte man doch noch fortwährend mit großem Mißtrauen auf Gustav Adolf. Immer deutlicher mochte Frankreich dessen Entwürfe auf eine Umgestaltung des deutschen Reiches durchschauen, und man war, wie es scheinet, entschlossen, sie nicht zu dulden, sie nicht zur Vollendung kommen zu lassen, so weit das in Frankreichs Macht stehen würde. Gustav Adolf durfte jetzo mit Frankreich nicht brechen. So lange als möglich mußte dieser Bruch, war er nun einmal nicht zu vermeiden, aufgehalten werden. Er mußte aufgehalten werden, bis Ferdinand II. und die Liga ganz zu Boden gestürzt. Um keinen Bruch jetzo, zu so ungelegener Zeit, zu haben, hatte der König von Schweden den Franzosen Manches gestatten müssen, was er ihnen sonst mit seinem guten Schwerte wohl gewehrt. Französische Truppen hatten unter den letzten Ereignissen den Boden des deutschen Reiches betreten.

Dieses Ereigniß war durch folgende Verhältnisse herbeigeführt worden. Gustav Adolf hatte im April 1632 dem Kurfürsten Friedrich Christoph von Trier, wie auch dem Pfalzgrafen von Neuburg, auf das Drängen Frankreichs die Neutralität bewilliget, der Kurfürst aber dann, obwohl er sich förmlich in Frankreichs Schutz begeben, doch spanische Garnisonen in seine Städte aufgenommen. Diese Veranlassung war von Frankreich ergriffen worden, um sich auf dem Reichsboden festzusetzen. Im August 1632 ward das Kurfürstenthum von französischen Truppen besetzt. Bis an den Rheinstrom hin hatten sie sich ausgedehnt; auch Koblenz war von ihnen eingenommen. Gewiß schmerzte es Gustav Adolf tief, daß die Franzosen die Thore Deutschlands erbrochen hatten, aber er vermochte nicht, es ihnen zu wehren. Er hatte nur dafür sorgen können, daß sie sich nicht noch weiter am Rheinstrome

ausdehnten. Und am besten konnte es dadurch gewehrt werden, wenn schwedisch-protestantische Truppen ihnen zuvorkamen. Darum hatte der Rheingraf Otto Ludwig im Elsaß einbrechen müssen. Ein großer Theil dieses Landes war auch von demselben in Besitz genommen worden.

In welcher Absicht aber Richelieu französische Truppen bis an den Rhein geführt, darüber konnte Gustav Adolf nicht zweifelhaft sein. Es war nicht geschehen, um seinen Kampf gegen Ferdinand II. und die Liga, für welche Frankreich noch immer Neutralität zu erwirken suchte, zu unterstützen, es war nur geschehen, damit Frankreich gleich bei der Hand sei, gleich einschreiten könne, wenn Gustav Adolf in dem Reiche etwas bauen und schaffen wollte, von dem Richelieu meinte, daß es nachtheilig für französisches Interesse sei. Was für Deutschland vortheilhaft, was Deutschlands Kraft und Einheit stärkte, das mußte Deutschlands alter Erbfeind, Frankreich, als unvortheilhaft, als schädlich für sich erachten. Es ward ja so die Aussicht für die Zukunft, sich auf Kosten des deutschen Reiches erweitern zu können, vernichtet. So stand nun Frankreich immer drohend hinter den Entwürfen Gustav Adolfs. Wenn er mit den deutschen Gegnern derselben halb fertig geworden, so würde auch Frankreich sich gegen sie erhoben haben; ein Kampf hätte sich dann an den andern geknüpft.

Die Scharen, welche Gustav Adolf aus Baiern mit sich führen konnte, waren nur gering an Zahl. Er zählte auf seine Vereinigung mit Bernhard von Weimar, mit den Sachsen, mit Georg von Braunschweig-Lüneburg, der aus dem Norden ein Heer herbeiführen sollte. Die Fahrt ging mit reisender Schnelle über Nürnberg, wo der König mit Axel Oxenstierna zusammentraf, nach Thüringen. Am 2ten Novbr. traf er in Arnstadt ein. Die Vereinigung mit dem Korps Bernhards



von Weimar ging nun vor sich. Die Angaben über die Stärke des vereinigten Heeres stimmen nicht völlig zusammen. Nur im Allgemeinen läßt sich daher sagen, daß es 20,000 Streiter waren. Ueber das Wallensteinsche Heer weichen die verschiedenen Angaben noch mehr von einander ab, als die Angaben über das schwedische. Doch muß angenommen werden, daß Wallenstein um ein Bedeutendes stärker war als der König. Es scheint nahe an 40,000 Streiter umfaßt zu haben. Jedenfalls war für Gustav Adolf die Nothwendigkeit da, mit großer Vorsicht zu handeln, die Schlacht nicht zu übereilen, und entweder mehr Truppen heranzuziehen oder wenn das nicht gelänge, zu versuchen, ob das feindliche Heer sich nicht schwächen, Wallenstein sich nicht täuschen lasse. Mit dem Heranziehen nun von Verstärkungen war es übel bestellt. Zunächst hätte man auf die Sachsen zählen können, welche sich in Torgau zusammengezogen hatten und zu denen auch Georg von Braunschweig-Lüneburg gestoßen war. Es fanden auch Verhandlungen mit dem Kurfürsten wegen der Vereinigung der Truppen Statt. Gustav Adolf begehrte, daß Arnim nicht bei dem Heere erscheinen sollte. Diesen Vorwand ergriff der Kurfürst, um die ganze Vereinigung zu verzögern. Das Betragen Johann Georgs I., der den König ohne die nothwendige Hülfe läßt, wird wiederum erklärlich durch seinen stillen Wunsch, zu vermeiden, daß von dem Schweden nicht ein großer, entscheidender Erfolg gewonnen werde, der ihn auf eine Höhe des Glückes trage, die für Sachsen zu hoch. Gustav Adolf hatte es fast vorausgesehen, daß er nicht auf die Sachsen würde zählen können, die denn auch zur Lützner Schlacht nicht kamen. Daher glaubte er andere Maßregeln ergreifen, Wallenstein täuschen zu müssen, daß er sein Heer theile. Von Arnstadt aus sendete der König Axel Oxenstierna nach Frank-

furt am Main, um den Krieg in Ober-Deutschland als königlicher Legat zu leiten. Er selbst begab sich nach Erfurt, wo er zum letztenmale mit seiner Gemahlin zusammentraf. Hier wurden die Regimenter neu formirt, da viele derselben so geschmolzen waren, daß mehrere in eins zusammengezogen werden mußten. Tages darauf bricht Gustav Adolf nach Naumburg auf, welche Stadt durch Bernhard von Weimar bereits wieder besetzt worden. Es war am 11. Novbr., daß Gustav Adolf hier eintraf. Unangenehm war ihm, daß das Volk von allen Seiten herbeieilte und ihn knieend verehrte; nicht ihm, äußerte er, sondern Gott allein solle man solche Ehre erweisen, sonst könne Gottes strafende Hand erscheinen. Es kam jetzo darauf an, Wallenstein zu täuschen. Darum ließ Gustav Adolf, in Naumburg angekommen, solche Anstalten treffen, die anzudeuten schienen, als wolle er hier ein befestigtes Lager aufschlagen, wie bei Nürnberg. Diese Anstalten wurden nur deshalb getroffen, damit dem Herzog davon die Nachricht zukommen und er zu der Annahme verführt werden möchte, daß der König jetzo keine Schlacht wolle.

Wallenstein, der schon dadurch einen schweren Fehler begangen, daß er die Defileen von Naumburg und Kösen ohne Widerstand in die Hände des Königs hatte fallen lassen, war auf die Nachricht von dem Marsche des Königs aus Erfurt nach Naumburg bis nach Weißenfels vorgegangen. Hier kam ihm der Bericht zu, daß die Schweden sich bei Naumburg stark zu verschanzen begönnen. Wallenstein wünschte, wie man aus allen seinen Operationen seit der Wieder-Uebernahme des Commandos auf das deutlichste siehet, nichts mehr als eine Schlacht zu vermeiden, um den Krieg in die Länge zu ziehen. Es war ihm daher sehr willkommen, daß Gustav Adolf sich verschanzte und damit, nach Wallensteins Vermuthung, ebenfalls zu erkennen gab, daß er eine Schlacht jetzo nicht wolle. Der Herzog ließ indessen Kriegsrath halten. Alle Generale waren der Meinung, daß, da nun die Defileen von Naumburg und Kösen einmal in die Hände der Schweden gefallen, ein Angriff auf sie in dieser Stellung nicht ausführbar sei, alle waren der Meinung, daß Gustav Adolf jetzo ebenfalls eine Schlacht nicht möge. Vielleicht meinten sie so, weil sie wußten, daß Wallenstein gern so gemeint haben wollte. Besonders fest aber hielt Pappenheim an dieser Behauptung, daß es dem König jetzo nicht um eine Schlacht zu thun sei. Ungern war er auf Wallensteins Geheiß von der Weser abgezogen, ungern nach Sachsen gezogen und gern wäre er wieder nach der Weser gefahren. Um wieder dorthin entsendet zu werden, mußte er nun wohl behaupten, daß Gustav Adolf jetzo keine Schlacht wolle. Weil er wollte und wünschte, daß dem so sein möchte, glaubte er es selbst.



Wallenstein hatte nun nicht allein seine, sondern auch die Meinung aller seiner Generale, daß der Schwede jetzo keine Schlacht wolle. Er gab nun den Bitten Pappenheims, ihn wieder dorthin zu senden, wo er hergekommen war, nach und es ward bestimmt, daß ein Korps von etwa 12,000 Streitern nach der Weser und Nieder-Rhein aufbrechen sollte. Die Schweden bedrängten unter dem Grafen von Berg eben die wichtige Stadt Köln, um so nöthiger schien es, Hülfe dorthin zu senden. Pappenheim brach auf und nahm noch den Befehl von Wallenstein mit, unterwegs Halle den Schweden wieder zu entreißen. Der Herzog selbst aber zog von Weißenfels nach Lützen zurück. Am 14. Novbr. schlug er in der Nähe dieses Städtchens sein Lager auf, welches nach Möglichkeit befestiget ward. Zeitz, Altenburg und Zwickau waren von Wallensteinschen Truppen besetzt, damit alle Bewegungen der Schweden

übersehen und überwacht werden könnten. Wallenstein mag mit Sicherheit darauf gerechnet haben, daß es hier noch besser gehen werde als bei Nürnberg, daß hier beide Heere noch länger ohne eine Entscheidung, die Schweden bei Naumburg, die Seinen bei Lützen, sich gegenüber stehen würden. Gustav Adolf schien ja ebenfalls keine Lust zu einer Schlacht zu haben.

Der König mag seine Zeit in Naumburg in peinlicher Ungewißheit zugebracht haben. Es fragt sich, ob Wallenstein sich wird verleiten lassen, zu glauben, daß er eine Schlacht nicht wolle, ob er sich verleiten lassen wird, Pappenheim nach der Weser und Nieder-Rhein zurückzusenden. Noch am 14ten Novbr. schreibt er an den Kurfürsten von Sachsen, drängte ihn um die Vereinigung und bestimmte das Städtchen Grimma als den Ort, wo die Vereinigung der Schweden und der Sachsen vor sich gehen sollte. Dorthin also möge sich der Kurfürst in Marsch setzen, dorthin wolle er sich selbst bewegen. Aber an demselben Tage noch kam die Kunde, daß Pappenheim nach Halle aufgebrochen und Wallenstein also glücklich in die Täuschung hineingegangen war. Bei dieser Botschaft soll Gustav Adolf ausgerufen haben, „nun glaube ich wahrlich, daß Gott die Feinde in meine Hand gegeben." Jetzo war keine Zeit zu verlieren, die Trennung Wallensteins und Pappenheims mußte benutzt werden. Es war eine Berechnung nicht nach Tagen, sondern nach Stunden. Da Pappenheim einmal fort war, konnte man hoffen, Wallenstein zu fassen und zu schlagen, ehe jener würde zurückkommen können, auch wenn er von seinem Feldherrn den Befehl zu eiliger Rückkehr empfinge. Die Nacht lag noch auf der Erde, als das schwedische Heer, Morgens den 15. Novbr. von Naumburg aufbrach. Nach wenigen Stunden aber war Wallenstein von dem Heranziehen der Schweden auf Lützen unterrichtet. Das Schloß von Weißenfels war von kaiserlichen Truppen noch besetzt, und durch diese ward Wallenstein sogleich in Kenntniß davon gesetzt, daß die Schweden gegen Lützen heranrückten. Ein Eilbote nach dem andern flog zu Pappenheim, der bereits die Stadt Halle eingenommen, und brachte ihn den Befehl zu augenblicklicher Rückkehr. Der General, gebot Wallenstein, sollte mit der Reiterei vorauseilen und das Fußvolk mit möglichster Geschwindigkeit nachkommen lassen.



Unterdessen drangen die Schweden im Verlaufe des Tages über die Gegend von Weißenfels hinweg. Sie kamen nach dem Dörfchen Rippach, von wo sie die kaiserlichen Posten vertrieben. Bei diesem Dorfe enden die Berge und Höhen, welche den Saalstrom umgeben, und es breitet sich die ungeheure Ebene von Lützen und Leipzig aus. Wie der Tag sich neigte, war das schwedisch-protestantische Heer in der Nähe des Städtchens Lützen angekommen und brachte die Nacht auf offenem Felde, Gustav Adolf aber in einem Wagen zu. In dem Wallensteinschen Lager war den Tag über große Unruhe und Bewegung gewesen. Der Herzog scheint eine Schlacht durchaus nicht erwartet zu haben und die Regimenter waren daher nicht in Ordnung zusammen. Doch gelang es noch bis tief in die Nacht hinein Alles für die Schlacht zu rüsten. Es war schon finster, als der Feldmarschall Holk die Schlachtreihen aufstellte und ordnete.

Die Stellung der Kaiserlichen war im Norden der großen Straße, die von Lützen nach Leipzig läuft, und ihr rechter Flügel stützte sich auf das Städtchen Lützen, so wie auf die Windmühlen in dessen Nähe. Diese Linie war besonders bei den Windmühlen gut mit schwerem Geschütz gedeckt. Der linke Flügel reichte in das freie Feld hinaus und war durch den Floßgraben und mehrere eilends aufgeworfene Schanzen ge-

sichert. Holk sollte den rechten, General Götz den linken Flügel befehligen. Wallenstein selbst befehligte im Centrum, welches von mehrern dichten Infanterie-Massen gebildet ward. Beide Flügel waren an ihren äußersten Spitzen noch durch Reiterei geschirmt. Auf dem linken Flügel sollte Pappenheim, wenn er komme, sich aufstellen. Auch die große Heerstraße, vor der eigentlichen Stellung des Heeres gelegen, hatten die Kaiserlichen noch in Besitz. Hier war eine Batterie aufgefahren und die Gruben zu beiden Seiten vertieft worden, so daß Musketire hatten hineingelegt werden können.

Wallenstein selbst, der natürlich, nachdem er die Schlacht verloren, ein Interesse daran hatte, seine Macht viel kleiner darzustellen als sie wirklich gewesen, giebt sein Heer nur auf 12,000 Streiter an. Sicher bestand es vor der Wiederankunft des Pappenheimschen Korps aus etwa 30,000 Streiter. So hoch schätzte es auch Gustav Adolf am anderen Tage nach dem Augenmaaß und nach der Ausdehnung der Fronte. Die Pappenheimsche Reiterei langt noch während der Schlacht an, wodurch Wallensteins Streitkräfte auf dreißig und einige tausend Mann gestiegen sind. Er war also den Schweden, die etwa zwanzigtausend zählten, um mehr als das Drittheil der Zahl überlegen und hatte noch die günstige, zum Theil gesicherte Stellung für sich. War Wallenstein wirklich das, wofür er sich dem Kaiser verkauft hatte, ein großer Feldherr, so mußte er es an diesem Tage beweisen. Bis jetzo hatte ihm theils die Gelegenheit gefehlt, theils war sie, wenn sie sich bot, von ihm vermieden worden, der Welt zu beweisen, daß ein Feldherrn-Talent in ihm sei, daß er sich mit einem anerkannt großem Kriegsfürsten in offener Feldschlacht messen könne.

In der Nacht war ein kaiserlicher Rittmeister gefangen worden. Obwohl er mit dem Tode bedroht ward, wenn er



Unwahrheit rede, sagte er doch aus, daß Pappenheim bereits wieder bei Wallenstein eingetroffen sei. Diese Aussage machte den König besorgt; doch mochte er bald, Zeit und Stunden berechnend, erkennen, daß diese Aussage falsch und Pappenheim unmöglich schon wieder bei Wallenstein könne eingetroffen sein. Wie der Tag zu grauen begann, stieg ein dicker Nebel empor. Der verhinderte, daß die Schlacht nicht sofort mit der Frühe des Tages begonnen werden konnte. Indessen ward Alles gerüstet, um die Schlacht beginnen zu können, so wie der Nebel gefallen.

Zum letztenmale begrüßte 16. Novbr. 1632 Gustav Adolf den Tag. Würdig grüßte er ihn; wie ein ächter Streiter Gottes und seiner wahren Kirche grüßte er ihn mit frommen Gesinnungen und mit frommen Worten. Es ist rührend zu gewahren, wie eine leise Ahnung davon, daß dieser Morgen der letzte Gruß des irdischen Daseins an ihn sei, durch seine Brust zu ziehen scheint. Darum war seine Seele und seine Gedanken, obwohl noch der Erde angehörig, noch beschäftiget mit Kampf, Sieg und Wahrung der Pflichten des Königs, des Feldherrn und des Streiters für den evangelischen Glauben, doch auch schon gewaltig empor zu Gott und zum Himmel gehoben. Vom letzten Lager, das die Welt ihm bot, erstanden, hielt er sein Morgengebet und der Psalm: „Verzage nicht, du Häuflein klein" tönte dabei aus seinem Munde. Darauf brachten sie ihm den Harnisch, den er wegen einer früheren Wunde nicht gern mehr trug, da er ihm Beschwerden verursachte. Die Getreuen brachten ihn doch, weil sie meinten, es wäre gut, wenn der König ihn an diesem schweren Tage trage. Gustav Adolf aber wieß ihn zurück, „Gott ist mein Harnisch", sprach er und ließ sich nur mit dem Kollerwams und den Rock bekleiden, den er gewöhnlich trug. Dann stieg

er zu Roß und ritt zum Heer, welches nun auch die Morgenandacht hielt. Luthers Lied „eine feste Burg ist unser Gott", das Lied, das Millionen begeistert hat und noch Millionen und abermals Millionen begeistern wird bis an das Ende der Tage, ward dabei gesungen. Darauf ritt der König durch die Reihen der Schweden und der Deutschen, zu jenen in schwedischer, zu diesen in deutscher Zunge redend: „sie sollten für Deutschland, für seine Gegenwart und fernste Zukunft, für den heiligen Glauben, für das Evangelium, seine Freiheit und seine Dauer wie wackere, ritterliche Männer mit muthigem Gottvertrauen und gedenkend des glorreichen Sieges, der in der Nähe dieses Feldes vor einem Jahre über Tilly und seine Scharen gewonnen worden, streiten." Mit Waffengeklirr und freudigem Zuruf beantworteten Schweden und Deutsche, wohlgemuth und kampfgierig beide, die Worte des Königs.

Unterdessen war der Tag höher heraufgestiegen. Doch erst gegen zehn Uhr begannen die Nebel sich zu zerstreuen. Es war keine Zeit mehr zu verlieren; man mußte eilen, damit Pappenheim entweder gar nicht oder doch erst möglichst spät bei der Schlacht eintreffen könne. Gustav Adolf gab das Zeichen zum Kampfe. Er gab den Seinen zum Losungsworte „Gott mit uns" und theilte die letzten Befehle aus. Dem wackern Bernhard von Weimar übertrug er den obersten Heerbefehl. „wenn ihm etwas Menschliches begegnen sollte." Darauf gab er das Zeichen zum sofortigen Angriffe, indem er das Schwert über seinem Haupte schwang: „Vorwärts" tönte es kraftvoll aus seinem Munde. Franz Albert, Herzog von Sachsen-Lauenburg, der Hofmarschall Kreilsheim, der Kammerherr Truchseß, der Page Leubelfing aus Nürnberg, einige Adjutanten und zwei Leibknechte befanden sich in der unmittelbaren Nähe des Königs.



Wallenstein war mit düsterm Schweigen durch die Reihen der Seinen geritten und ohne eine Rede an sie zu halten, um sie zum Kampfe zu befeuern, hatte er ihnen das Feldgeschrei „Jesus Maria" gegeben. Gleich beim Beginnen der Schlacht ließ er das Städtchen Lützen anzünden, wahrscheinlich um seinen rechten Flügel näher an die Windmühlen, wo die meisten Kanonen standen, und das Centrum ziehen zu können. Bernhard von Weimar suchte durch das brennende Städtchen hindurch zu den Windmühlen zu gelangen. Unterdessen hatten die schwedischen Infanterie-Massen unter Nils Brahe sich der Straße und der Kanonen, die darauf standen, bemeistert. Schon ward das Centrum Wallensteins angegriffen, schon waren zwei große Vierecke Fußvolk, die Friedland hier aufgestellt, auseinandergesprengt. Gustav Adolf selbst befand sich auf dem rechten Flügel seines Heeres, wo er dem linken Flügel Wallensteins, dem, der noch durch die Ankunft der Pappenheimer verstärkt werden sollte, gegenüber stand. Die Reiterei des linken Wallensteinschen Flügels war auch schon zum Weichen gebracht. Da empfing der König die Botschaft, daß die Heerstraße erobert, Batterien des Feindes bei den Windmühlen erstürmt, Infanterie-Colonnen des Feindes auseinandergesprengt sind. Schon hält er den Sieg für entschieden, entschieden vor der Ankunft der Pappenheimer, schon dankt er Gott für den Sieg. Jetzo aber nimmt die Schlacht eine neue Wendung. Es war wie sie etwa drei Stunden bereits gewährt. Wallenstein, der an diesem blutigen Tage eine große Thätigkeit zeigte und mit Blitzesschnelle von einem bedroheten Puncte zum andern eilte, ließ seine Reserven vorrücken, um im Centrum und auf seinem rechten Flügel den Kampf wiederherzustellen. Durch die Reserven gelang es ihm der Schlacht auf einige Augenblicke wieder eine günstige Wendung für sich zu geben. Bern-

hard von Weimar mit dem linken schwedischen Flügel ward aufgehalten, bei den Windmühlen und im Centrum die Kanonen von den Wallensteinischen wieder genommen, die Schweden über die Heerstraße zurückgedrängt.

Bald gelangt die trübere Botschaft zu Gustav Adolf. Rasch stellt er sich an die Spitze eines Theiles der Reiterei, mit dem er auf Wallensteins linken Flügel drängte, läßt den andern unter dem Befehle Gustav Horns hier zurück und eilt auf die bedrohten Puncte. Des Königs Gegenwart ermuntert, ermuthiget die ermattenden Krieger. Es gehet wieder vorwärts, die Heerstraße wird zum zweitenmale von den Schweden genommen, die dem Feinde früher abgerungenen und wieder verlorenen Batterien zum zweitenmale erstürmt. Jetzo mitten im Siege wird Gustav Adolf dem Leben entrissen. Der Nebel, der gegen zehn Uhr sich gelichtet, hatte sich wieder eingestellt. Der König war mit wenigen, die ihn umgaben, von dem Regimente Steinbock, an dessen Spitze er eben kämpfte, getrennt worden. Ob das Regiment dem König, der mit Ungestüm vorwärts drang, nicht so schnell folgte als nothwendig war, oder ob der König etwas vorwärts geritten, um durch den Nebel hindurch deutlicher zu sehen, wie der weitere Angriff auf die Wallensteiner geschehen könne, oder ob der Nebel eine zufällige Trennung des Königs von den Seinen herbeigeführt, kann nicht entschieden werden. Sicher nur ist, daß er von ihnen getrennt ward. Durch den Nebel getäuscht und geblendet, kommt Gustav Adolf dicht in die Nähe der Wallensteinschen Cuirassiere. Es fällt ein Schuß, er geht dem Rosse des Königs durch den Hals, trifft ihn selbst in den linken Arm. Der Herzog von Lauenburg suchte den Verwundeten aus dem Getümmel zu reißen, da sprengte der kaiserliche Oberst-Lieutenant von Falkenberg heran und schoß den König durch das



Rückgrat, daß er zu Boden stürzte. Lauenburg entrann wie die andern Begleiter des Königs. Nur der treue Page von Nürnberg scheint in den letzten Momenten des Lebens noch um ihn gewesen zu sein. Drei oder vier feindliche Reiter kamen noch gesprengt, als nur schwaches Leben noch in dem König war, nur der treue Leubelfing, vergebens sich mühend, Gustav Adolf auf sein Roß zu helfen, bei ihm weilte. Der eine dieser Reiter schoß den König noch durch den Kopf und verlöschte damit den letzten Lebensfunken, wenn noch einer in ihm war. Auch Leubelfing empfing mehrere Wunden und für todt ließen die Reiter ihn liegen. Leubelfing starb indessen erst fünf Tage nach der Schlacht und konnte noch von den letzten Lebens-Momenten Gustav Adolfs erzählen. So ist es nach den am meisten glaubhaften Berichten zugegangen mit dem Tode des großen Königs. Nicht durch feigen Verrath ist er gefallen, er ist gefallen mitten in dem Gewühle des Kampfes durch die Hand von Feinden, die nicht wußten, wer es war auf den sie die tödtlichen Geschosse richteten. Unerkannt, unbeachtet blieb die Leiche liegen und der Sturm des Kampfes tobte über sie hinweg.

Des Königs Fall kann im Heere nicht ganz unbekannt geblieben sein. Die zunächst Stehenden müssen das Verschwinden Gustav Adolfs bemerkt haben; allgemein aber wird sein Tod nicht im Heere ruchbar. Wie sollte das auch möglich gewesen sein unter dem Donner der Kanonen, unter dem Geschrei der Kämpfenden. In dem Augenblicke, da der Tod den königlichen Helden hinwegrafft, wendet sich auch die Schlacht wieder zu Ungunsten der Schweden. Die Wallensteiner dringen wieder auf die Heerstraße vor. Es ist um diese Zeit Pappenheim mit seiner Reiterei endlich auf dem linken Flügel Wallensteins eingetroffen. Sein Fußvolk, sechs Regimenter

stark, ist noch zurück, doch wird es am Abend ebenfalls auf dem Schlachtfelde eintreffen können. Pappenheims Ankunft hat die Wallensteinschen Scharen mit neuem Muthe erfüllt. Bernhard von Weimar war durch Truchseß von dem Falle Gustav Adolfs unterrichtet. Truchseß war entronnen, noch ehe den König der Todesschuß durch das Haupt traf. Er konnte daher wohl nur berichten, daß der König gefallen, vielleicht gar in die Gefangenschaft des vordringenden Feindes gerathen sei. Bernhard eilt dahin, wo die Gefahr am größten war, nach dem Centrum, nach dem rechten schwedischen Flügel, gegen den die Pappenheimer vordrangen. Vergebens räth ihm Kniephausen, weil die Schlacht in diesem Augenblicke allerdings nicht ganz günstig stehet, den Rückzug anzutreten. Bernhard ruft den Regimentern zu, daß es gelte, den König aus den Händen des Feindes zu befreien. Mit neuem Ungestüm, mit furchtbarer Wuth dringen sie wieder auf den Feind ein und im Nu sind die geringen Vortheile, welche Wallenstein durch Gustav Adolfs Fall, durch die Ankunft der Pappenheimer gewonnen, wieder verloren. Allenthalben wichen die Kaiserlichen, allenthalben wurden ihre Reihen bei dem neuen Angriffe des schwedischen Heeres gebrochen. Pappenheim stürzte etwa eine Stunde nach Gustav Adolfs Falle, von einer Kugel in dem Arm getroffen, verwundet nieder. Er ward nach Leipzig gebracht und starb daselbst am folgenden Tage. Pappenheims Fall brach den Muth der feindlichen Reiterei; auf allen Seiten wendete sie sich in stürmische Flucht. Die Heerstraße, die Batterien bei den Windmühlen geriethen ebenfalls wieder in die Hände der Schweden. Die genommenen Kanonen werden sogleich gegen die gerichtet, denen sie früher gehört. Gerade mit dem Einbruche des Abends kam nun auch die Infanterie Pappenheims auf dem Kampfschauplatze an, aber es war nun, da



fast alle Reihen aufgelöst und durchbrochen waren, zu spät. Die Pappenheimer wurden durch die allgemeine Flucht mit fortgerissen. Die Nacht war schon da, als die Schlacht völlig entschieden war. Sie hatte Morgens gegen zehn Uhr begonnen und endete gegen sieben Uhr des Abends. Wallenstein hatte bis zuletzt ausgehalten; erst als Alles verloren war, flüchtete auch er nach Leipzig.

In neuern Zeiten ist wohl versucht worden, den Herzog von Friedland als einen Feldherrn des ersten Ranges der Nachwelt abzuschildern. Nun die Schlacht bei Lützen ist eben kein sehr glänzender Beweis davon. Nachdem die Pappenheimer auf dem Schlachtfelde angekommen, ist er doppelt so stark als das schwedisch-protestantische Heer. Die Vortheile der Stellung sind ebenfalls auf seiner Seite, dennoch wird er geschlagen und ganz offenbar vollständig geschlagen. Alle seinen Kriegsbedarf, einen großen Theil seiner Kanonen muß er auf dem Schlachtfelde in den Händen der Sieger zurücklassen. In den ersten Tagen nach der Schlacht scheint er kaum zehntausend Krieger um sich gehabt zu haben. Siebentausend der Seinen sind etwa auf der Wahlstatt geblieben; also ist der größere Theil seines Heeres von den Schweden zersprengt worden.

Wenn Wallenstein einen ruhigen Rückzug nach Leipzig nehmen kann, wenn dadurch die gänzliche Vernichtung seines Heeres vermieden wird, so hat er diesen Vortheil nur der großen Ermüdung der Schweden, der eingebrochenen Nacht und dem Nebel zu verdanken, der sich mit der einbrechenden Finsterniß wieder sehr stark eingestellt hatte. Mit der größten Schnelligkeit eilte Wallenstein hinweg, um ein abermaliges Zusammentreffen mit den Schweden zu vermeiden. Schon am 20. Novbr. wich er aus Sachsen über die Grenze nach Böhmen, auf der Pleißenburg in Leipzig, in Plauen, Chemnitz, Zwickau, Frei-

berg und einigen anderen Orten Besatzungen zurücklassend. In der That war seine Lage in den ersten Tagen nach der Schlacht ungemein schwierig und nur durch große Schnelle war dem völligen Untergange zu entrinnen. In Dresden war ein Heer von 12,000 Mann eben aus Schlesien angelangt, in Torgau stand der Kurfürst Johann Georg I. mit George von Braunschweig-Lüneburg vereinigt, auf der andern Seite das Heer unter Bernhard von Weimar. Wenn Wallenstein in Sachsen blieb, so war er rings von Feinden umschlossen und konnte dem Verderben nicht entgehen. Ja, wenn die Gesinnungen des Kurfürsten von Sachsen nur anders gewesen als sie waren, wenn das für die Umstände nöthige Maß der Entschlossenheit und Kühnheit in ihm gewaltet, wenn zwischen Schweden und Sachsen innige Einheit der Gedanken und Entwürfe gewaltet, hätte Wallenstein mit den Trümmern seines Heeres Böhmen wohl gar nicht erreichen können.

Die Schweden suchten unterdessen mit Jammer und Thränen ihres Königs Leiche auf dem Schlachtfelde. Endlich ward sie von Blut und Schmutz befleckt, von neun verschiedenen Wunden entstellt, gefunden. Sie ward zuerst in das Dorf Meuchen, hinter der schwedischen Schlachtordnung gelegen, gebracht, dann weiter nach Weißenfels, wo das Einbalsamiren vor sich ging. Dann kam sie nach Wittenberg und von da ward sie nach Schweden geführt. Erst am 21. Juni 1634 ward sie zu Stockholm feierlich in der Ritterholmskirche, die sich Gustav Adolf selbst als seine künftige Grabesstätte auserlesen, beigesetzt. Ein Reitknecht, Jacob Erichsson, der an der Seite des Königs verwundet worden und geraume Zeit in Meuchen krank gelegen, schaffte, als er genesen, mit Hülfe der Bewohner des Dorfes, den großen Stein, der noch jetzo zum Gedächtniß des königlichen Helden auf den Feldern von



Lützen steht, an diese Stelle. Die Lage des Steines entspricht indessen nicht genau dem Platze, auf welchem die Leiche gefunden worden ist.

Seltsam ist, daß sich wenige Tage nach des Königs Tode im Heer, dessen größter Theil erst nach der Schlacht erfuhr, daß Gustav Adolf nicht mehr unter den Lebendigen weile, der Glaube verbreitete, daß er nicht im offenen und ehrlichen Kampfe, sondern durch tückische Verrätherei gefallen sei. Die Einen meinten, daß die Jesuiten jemand gedungen, um den König im Getümmel zu ermorden, die Andern wollten, so ungereimt als möglich, Bernhard von Weimar zu seinem Mörder machen. Aber die Meisten glaubten in Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg den wahren Mörder des Königs zu finden. In dem schwedischen Heere, in Schweden und bei vielen Protestanten herrschte diese Meinung gleich nach dem Tode des Königs und sie hat lange Zeit geherrscht. Dennoch giebt es für sie nicht den mindesten Beweis, wohl aber giebt es gegen sie nicht einen, sondern mehrere, sichere und unzweifelhafte Beweise. Besonders ist unter diesen die Erzählung zu nennen, die der Page August von Leubelfing vor seinem Tode von den letzten Lebensmomenten Gustav Adolfs gab und die sogleich aufgezeichnet worden ist. Der Herzog war nur dabei, wie der König die ersten Schüsse empfing und rettete sich durch die Flucht nach Weißenfels, wo er die Nachricht vom Tode Gustav Adolfs verbreitete. Der Volksverdacht suchte jemanden, dem der Tod des Königs aufgebürdet werden könnte, weil es seltsam und auffallend gefunden ward, daß er beinahe in der Mitte der Seinen durch Feindeshand sollte gefallen sein, obwohl die Verwirrung der Schlacht und der Nebel es begreiflich genug macht. Und man bürdete es dem Herzog von Lauenburg auf, weil er in der Nähe des Königs gestanden, und weil er erst kurz vor

der Schlacht sich als Freiwilliger dem Heere angeschlossen. Und der Verdacht erhielt und verstärkte sich, weil der Herzog bald nach der Schlacht in sächsische Dienste trat, später sogar sich auf Seite des Feindes stellte und beim Kaiser Dienst nahm. Als derselbe 1642 von den Schweden gefangen genommen ward, war die Wuth der Soldaten gegen ihn noch so groß, daß Torstenson ihm mit Mühe das Leben retten konnte; so allgemein war der Soldatenglaube geworden, daß er der Mörder Gustav Adolfs sei.

Indem nun die Betrachtung und die Geschichte von Gustav Adolf scheidet, weil er selbst von dem Leben geschieden, ist es wohl nicht allein erlaubt, sondern auch nothwendig, einen Blick auf ihn zurückzuwerfen. Besonders der Deutsche muß sich ein sicheres Urtheil über den Mann zu bilden suchen, und sich fragen, was wollte Gustav Adolf in Deutschland, was gedachte er hier zu bilden und zu schaffen, war das, was er zu bilden und zu schaffen gedachte, für Deutschland Wohlthat oder war es Unheil, wäre Glück und Macht, wäre Unglück und Schwäche über Deutschland gekommen, wenn Gustav Adolf Alles das hinausgeführt und vollendet, wovon es scheint, daß er daran dachte, daß er es wollte und erstrebte?

Alles dieses muß um so mehr gefragt werden, als es klar und unzweideutig vorliegt, daß die Hauptsache, die den König nach Deutschland geführt, zwar die Errettung des Protestantismus gewesen, daß sie aber doch nicht die alleinige war, von der seine Seele bewegt worden ist. Es ist ein höchst selten vorkommender Fall, daß ein Mensch rein für das Geistige arbeitet. Der ganze Mensch selbst ist eine merkwürdige Vereinigung von Geist und Körper. Dieser Vereinigung gemäß, welche sein ganzes Sein und Wesen beherrscht, faßt er in der Regel auch zweierlei in's Auge in allem seinen Thun und



Treiben, das Geistige und das Materielle. Diese sucht er ineinander zu verschmelzen und sie zu vereinigen. So haben Kaiser Karl V. und König Philipp II. von Spanien immer nicht allein für die katholische Kirche, sondern auch für die Ausbreitung ihrer Macht und ihrer Größe gearbeitet. Die katholische Kirche soll in ihren Gedanken nicht einen freien Triumph feiern, sondern einen Triumph, der ihrer weltlichen Macht, Größe und Herrlichkeit diene. Eben dasselbe sehen wir auch bei Ferdinand II. hervortreten. Den Katholicismus will er in dem deutschen Reiche fördern, aber diese Förderung soll ihm zugleich dienen, die zeitherige Kaisermacht umzugestalten, sie auszubreiten, sie bald auf diese, bald auf jene Weise zu erhöhen.

Daß also Gustav Adolf nicht allein um des Protestantismus willen nach Deutschland gekommen, daß er auch andere Dinge noch gesucht und erstrebt, daraus ist ihm sicher kein Vorwurf zu machen, denn es ist eine allgemeine Erscheinung bei den Menschen überhaupt, daß sie geistige und materielle Interessen mit einander zu verschwistern und zu verschmelzen suchen. Die Frage nur ist hier aufzustellen und zu beantworten, ob in dem, was Gustav Adolf wollte und erstrebte, die Grundsätze des ewigen und wahren Rechtes verletzt wurden oder nicht. Ferner muß gefragt werden, ob die Erfüllung und Ausführung seiner Bestrebungen, wenn sie eingetreten, Glück oder Unglück, Heil oder Unheil für die deutsche Nation würde mit sich geführt haben. Aus der reinen und unparteiischen Beantwortung dieser Fragen muß sich für den Deutschen besonders das rechte Urtheil über Gustav Adolf ergeben.

Eine unparteiische und sichere Prüfung ist um so nothwendiger, je mehr in neuern Zeiten die seltsame Erscheinung hervorgetreten ist, daß weniger katholische als protestantische

Geschichtsschreiber, theils um etwas Neues und Unerhörtes sagen zu können, theils aber auch aus noch anderen, viel unlauteren Gründen, die Wahrheit auf das Abscheulichste verdrehend, die Urtheile der Menschen über Gustav Adolf irre zu leiten versucht haben. Es liebt ja überhaupt, wie der Dichter so schön sagt, „die Welt das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehn." Aber er fügt auch tröstend hinzu: „doch zaget nicht, es giebt noch edle Herzen, die für das Hohe, Himmlische erglühn." Die Menschen zu Gustav Adolfs Zeit kannten diese Verdrehungen und Verläumdungen noch nicht. Aeußerten auch Madrid, Brüssel, Wien eine unanständige Freude über des großen Gegners Fall, weil man in naher und großer Bedrängniß von ihm gelebt, so gab doch der größere Theil selbst der katholischen Welt der Wahrheit die Ehre und erkannte wenigstens die großen und herrlichen Eigenschaften Gustav Adolfs an. Sogar Jesuiten gedenken seiner mit Achtung; selbst Pabst Urban VIII. in Rom ließ, als die Nachricht von seinem Tode kam, nur eine stille Messe lesen, das Tedeum erst am folgenden Tage singen, wo die Botschaft von der neuen polnischen Königswahl eingetroffen, so daß man mindestens zweifelhaft sein konnte, ob das Tedeum dieser oder dem Tode Gustav Adolfs gelte. Am 30. April 1632 war König Siegismund von Polen, Gustav Adolfs alter Feind, gestorben, und Wladislas IV., sein Sohn, an seiner Statt zum König erwählt worden.

Das protestantische Deutschland aber jener Zeit, welches den Mann selbst gehört und gesehen, war über seinen Tod in tiefen, innigen Schmerz gefallen. Selbst da, wo er nicht in unmittelbarer Wirksamkeit erschienen, wohin nur der Ruf seiner Thaten und seines Wesens gedrungen, wie in der



deutschen Schweiz, war dieser Schmerz eben so groß als allgemein.

Daß sich der Umfang der Entwürfe Gustav Adolfs nicht mehr mit Sicherheit beurtheilen und anführen läßt, ist bereits mehrfach bemerkt worden. Zuweilen scheint es, als habe er Kaiser werden wollen über das ganze Reich, zuweilen scheint es wieder, als habe er nur über den protestantischen Reichstheil Kaiser zu werden getrachtet. Zuweilen scheinet es wieder, als habe er eine große Umgestaltung mit dem Reiche vorgehabt, die besonders dadurch herbeigeführt werden sollte, daß die fürstliche Gewalt und Macht, welche in Deutschland so viele Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten besäßen, hinwegfiele, bald aber verschwindet dieser Schein wieder und es ist, als wenn sie bleiben sollten. Es ist also unmöglich, ein ganz festes und ganz sicheres Urtheil über den Umfang der Entwürfe, die in seiner Brust mögen gelebt haben, auszusprechen. Sie lebten nur in dieser Brust und in ihrer Gesammtheit vertraute er sie Niemandem an. Nur seine Thaten, seine Handlungen sprechen sie für uns aus und erlauben, auf die Gedanken seiner Brust zu schließen, aber niemals mit völliger, mathematischer Sicherheit zu schließen. In seinen Handlungen aber und in seinen Thaten spricht sich nun aber, wie eben bemerkt, Verschiedenes aus, je nachdem sie zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Umständen geschehen.

Nun stehet aber Gustav Adolf nicht frei und unabhängig da. Er hat hundert Rücksichten zu nehmen, er muß offenbar seine Entwürfe, wenn sie gelingen sollen, bald ganz verbergen, bald darf er sie nur zur Hälfte verrathen. Die katholischen Mächte Europas, die katholischen Fürsten und Stände Deutschlands dürfen nicht mit einemmale Alles, was er erstrebt, durchschauen; sie würden sonst zum äußersten Wi-

derstande entflammt werden, besonders Frankreich. Daher mag es kommen, daß Gustav Adolf meist nur von einem Kaiserthume, das nur über die Protestanten gehen soll, redet. Daher mag es kommen, daß er den Erzbischöfen und Bischöfen den Untergang, den er ihnen, in so weit sie zugleich weltliche Fürsten sind, zugedacht, nicht nahe und deutlich sehen läßt. Frankreich interessirt sich ja für diese und ihren Fortbestand als weltliche Fürsten ganz vorzüglich und verlangt deshalb unaufhörlich, daß der König die Neutralität der Liga gewähre. Im Grunde aber wollte Gustav Adolf doch wohl das Kaiserthum über das ganze Reich. Aber es war damit nicht sogleich hervorzutreten, es war nicht mit einem Schlage zu gewinnen. Das protestantische Kaiserthum, ein halbes und getheiltes, sollte das ganze und volle vorbereiten. Und hätte er das ganze dereinst erlangt, so würde es sicher an großen Veränderungen in dem Reiche, wenn auch nur an allmälig herbeigeführten, nicht gefehlt haben. Als eine solche große Veränderung mit dem Reiche mag mit Wahrscheinlichkeit besonders die Verdrängung der Erzbischöfe und Bischöfe als weltliche Fürsten angenommen werden. Erst am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts ist diese unter dem heftigen Stürmen der neuern Zeiten wirklich eingetreten, und sicher zweifelt, außer den Jesuiten und den Leuten ihres Gelichters, Niemand daran, daß die Maßregel in ihren Folgen unermeßlich wohlthätig für Deutschland, auch zweckdienlich für die katholischen Erzbischöfe und Bischöfe selbst geworden ist.

Das also möchte mit einiger Wahrscheinlichkeit angenommen werden können, daß Gustav Adolf endlich und zuletzt das Kaiserthum über das ganze Reich erstrebte und daß er eine große Umgestaltung in demselben wollte. Wenn nun



dieses als ein mindestens nicht Unwahrscheinliches angenommen wird, so fragt sich, verletzte Gustav Adolf mit diesen Bestrebungen das wahre Recht, liefen seine Entwürfe auf Deutschlands Ehre und Vortheil, oder liefen sie zu dessen Schande und zu dessen Nachtheil.

Was das Erste anlangt, so warb Gustav Adolf bei den Fürsten um eine künftige Wahl. Nicht durch Gewalt wollte und konnte er Fürsten und Stände zu einer solchen bestimmen. Wir hören nur von Versprechungen, von Unterhandlungen, von Vorstellungen, die er gethan, um den Fürsten und Ständen sich als den Besten, als denjenigen, den sie auch in ihrem eigenen Interesse nehmen müßten, darzustellen. Damit thut Gustav Adolf weiter nichts als was auch alle Andere gethan, die vor und nach ihm zu Kaisern gewählt worden sind. Sie alle haben versprochen, unterhandelt, geworben. Es kann kein Verbrechen sein, eine Wahl so zu veranlassen; Gustav Adolf blieb dabei ganz in der Regel des Reiches, in dessen herkömmlicher Weise. Auch versprach er den Fürsten und Ständen schon in den Bündnissen, welche sie mit ihm abschlossen, daß er alle ihre Rechte, Privilegien und Freiheiten hergebrachtermaßen erhalten würde. Es verstehet sich also von selbst, daß sein Kaiserthum nicht eine Verletzung der in Deutschland hergebrachten Ordnung und der Rechte der weltlichen Fürsten und Stände sein sollte, denn sie waren von dem König ja schon im Voraus anerkannt und verbürgt.

Aber verändert sich nicht dadurch die ganze Sache, daß Gustav Adolf um das Kaiserthum wirbt, da es doch schon einen gewählten und gekrönten Kaiser in der Person Ferdinands II. giebt? Ist es nun nicht etwa ein freches Greifen nach einem fremden Eigenthum, das uns in ihm entgegen-

tritt? Aber auch dieser Einwand muß bei näherer Beleuchtung der Sachlage verschwinden, wenigstens sich bis auf ein so Unbedeutendes vermindern, daß von einer groben Rechtsverletzung keine Rede mehr sein kann. Die Fürsten hatten nicht allein das Recht, einen Kaiser zu wählen, sondern sie hatten auch das Recht, ihn wieder abzusetzen. Fälle der Art waren in früherer Zeit häufig genug vorgekommen. Wenn ein Kaiser die Rechte der Fürsten und Stände verletzte, wenn er der Bedingungen vergaß, unter denen er gewählt worden, wenn er gegen die Reichs-Ordnungen verstieß, wenn er das Reich minderte, so hatten die Fürsten sich das Recht der Absetzung genommen. Es war so herkömmlich und Niemand konnte es ihnen streitig machen. Nun hatten keineswegs die protestantischen Fürsten allein, sondern die katholischen selbst es laut und oft dem Kaiser Ferdinand II. gesagt, daß er ihre Rechte auf das Härteste verletzt, daß er das Reich und seine Gesetze theils schon ruinirt, theils sie bis an den Rand des Untergangs gestoßen habe. Freilich sagten die protestantischen Fürsten und Stände das am lautesten, weil sie am härtesten verletzt wurden, aber die katholischen hatten es nicht minder gesagt. Um hundertmal geringerer Dinge willen, als Ferdinand II. sie gegen das Reich gethan, waren frühere Kaiser entsetzt worden. Eine lange Kette von Anschuldigungen gegen ihn war von den deutschen Fürsten und Ständen vor Gustav Adolfs Auftreten in dem Reiche erhoben worden. Warum sollte Gustav Adolf dieses Verhältniß nicht benutzen, warum sollte er nicht darauf hinarbeiten, daß die Fürsten und Stände ihre Beschwerden dereinst zu einer rechtlichen Klage erhüben, zu einer rechtlichen Klage, welche zugleich das Ende des Kaiserthums Ferdinands II. bezeichnen mußte?



Die lange Kette von Anschuldigungen, die diesem gemacht werden konnte, ließ sich noch um ein Bedeutendes aus den jüngsten Ereignissen erweitern. Hatte Ferdinand II. sich nicht schon durch den Tractat mit Wallenstein um den rechtlichen Besitz des Kaiserthumes gebracht? War in diesem Tractate dem Wallenstein nicht Vollmacht und Freiheit gegeben worden, mit dem Reiche schalten und walten zu können, wie er wolle, sogar ohne sein eigenes Wissen, ohne seine eigene, Ferdinands II., Zustimmung. Konnte der, welcher alle Rechte des Reiches und der Fürsten so laut, offen, ungescheut und oftmals mit Füßen getreten, noch rechtlich als Kaiser betrachtet werden? Von dem Standpuncte des strengen und unbedingten Rechtes aus war Ferdinand II. noch Kaiser durch Gewalt, nicht mehr durch das Recht selbst. Also kann es auch bei Gustav Adolf nicht als ein Verbrechen gezählt werden, daß er nach einer Kaiserkrone strebte, die thatsächlich noch im Besitze Ferdinands II. war. Es müßten dann sicher auch alle diejenigen Fürsten und Stände, welche auf die Entsetzung früherer Kaiser hinarbeiteten, welche Belege und Beweise der Unwürdigkeit für das Reich aufsuchten und zusammenstellten, alle, welche solche Kaiser-Entsetzungen einleiteten und vorbereiteten, als Verbrecher angesehen werden! Die Fürsten und Stände wählten sich nicht einen Herrn, der mit ihnen schalten und walten könne, sondern sie wählten sich unter festen Bedingungen ein Haupt, dessen Pflichten eben so genau bestimmt waren als seine Rechte. Eifersüchtiger wachten die Fürsten stets über der Ausübung der Pflichten als über der Handhabung der Rechte. Verletzung der Bedingungen, mit denen er gewählt, seit Kaiser Karl V. Wahlcapitulationen genannt, hub die Pflichten wie die Rechte wieder auf, die dem zum Kaiser Erwählten durch die Wahl geworden.

Also enthalten Gustav Adolfs Bestrebungen um den deutschen Kaiserthron in der That nichts, wodurch entweder das wahre oder auch nur das damals in Deutschland bestehende herkömmliche Recht verletzt worden. Eine andere Frage ist nun aber noch, ob es zu Deutschlands Ehre und Glück oder zu Deutschlands Unehre und Unheil würde ausgegangen sein, wenn der König von Schweden alle die Entwürfe, welche man ihm mit Wahrscheinlichkeit zuschreiben kann, hinausgeführt hätte.

Oftmals ist in dieser Beziehung gesagt worden, Gustav Adolf sei ein Fremder, der sich in Deutschland einzudrängen gedacht, gewesen. Man wollte damit andeuten, daß es für Deutschland eine Unehre gewesen, einen solchen Fremden aufzunehmen, ihn als Kaiser über das Reich zu stellen. Aber in der That und Wahrheit war Gustav Adolf, den Deutschen gegenüber, ein wirklicher Fremder nicht, das Kaiserthum, wenn es auf ihn und sein Haus übergegangen, würde nicht ein fremdes gewesen sein. Völlige und wahre Fremde, den Deutschen gegenüber, sind von den Hauptvölkern Europas nur Romanen und Slaven. Einen solchen Fremden, einen Spanier, Kaiser Karl V., hat das Reich einst zu seinem Haupte erwählt; andere Fremde haben wenigstens um den Kaiserthron geworben, und Niemand hat es ihnen zum Verbrechen und den Deutschen zur Unehre angerechnet, daß sie solche Männer gewählt oder doch an die Wahl derselben gedacht. Aber ein Mann, der wie Gustav Adolf, aus einem anderen germanischen Volke entsprossen ist, kann in Deutschland, von den Deutschen, die auch aus dem germanischen Gesammtblute stammen, nicht als ein völlig Fremder angesehen werden. Der Schwede kann nicht in Deutschland und der Deutsche nicht in Schweden als ein wahrer Fremder,



ein Fremder im eigentlichen und vollem Sinne des Wortes, angesehen werden. Die gemeinsame Abstammung, die gemeinsame Ursprache, die im Laufe der Zeiten nur in mehrere Dialecte auseinandergegangen, die gemeinsame Sitte und Weise, der gemeinsame Character verwehrt es.

Gustav Adolf selbst war es sich auch deutlich bewußt, daß er als Germane von den Deutschen nicht als Fremder betrachtet werden sollte. Aber er wollte sich auch sonst den Deutschen noch inniger anschließen; er gedachte seinen Stamm zu einem völlig deutschen zu machen. Es war sein Lieblingsentwurf, seine einzige Tochter Christine mit einem deutschen Fürsten zu vermählen, und besonders gern dachte er sich als künftigen Gemahl derselben den Kurprinzen Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der nachmals der große Kurfürst genannt worden ist. Wenn Gustav Adolf länger gelebt, so würde diese Verbindung wohl zu Stande gekommen sein. Und dann wäre vielleicht das protestantische Kaiserthum übergegangen auf den großen Brandenburger, den dann die Geschichte nicht den großen Kurfürsten, sondern den großen Kaiser nennte. Der Sitz des neuen Kaiserthums mußte auch, dafern es behauptet werden sollte, mitten in Deutschland, nicht in Schweden genommen werden und sicher gedachte Gustav Adolf nicht, seinen Sitz irgend anderswo als in Deutschland aufzuschlagen. Nicht Schweden wäre das Hauptland geworden, sondern Deutschland wäre das Hauptland geblieben, und die einzige Veränderung, die eingetreten, würde gewesen sein, daß beide, Deutschland und Schweden, in innige Verbindung mit einander gekommen, in größerer Stärke der nichtgermanischen Fremdwelt entgegengestanden. Die germanische Welt würde ungeheure Einbußen vermieden haben, die sie seitdem an die Fremden hat hingeben müssen. Schweden würde nicht Finnland, Liefland und Esth-

land an die Russen, Deutschland nicht Lotharingen und Elsaß an die Franzosen verloren haben.

Fürwahr, weder Unehre noch Unglück für Deutschland ist darin zu sehen, wenn ein ursprünglich schwedischer, aber doch germanischer Stamm, der noch obenein bald ein rein-deutscher geworden, auf den kaiserlichen Thron sich verpflanzt hätte. Es ist, so weit menschliche Voraus-Rechnung hier überhaupt gehen kann, nur zu vermuthen, daß das Gegentheil von Unglück eingetreten. Statt des elenden deutschen Reiches, das nach dem westphälischen Frieden als ein Hohn, ein Spott und eine Beute der Fremden dasteht, würden wir durch Gustav Adolf ein starkes und bestimmtes Reich haben entstehen sehen. Deutsche Kraft hätte die schwedische, schwedische die deutsche gestützt und gestärkt.

Aber das protestantische Kaiserthum Gustav Adolfs, in seinem Hause festgehalten, wie die Habsburger das katholische in dem ihrigen festzuhalten verstanden, würde auch sonst noch unermeßlich zur Stärkung deutscher Kraft und nationaler Einheit beigetragen haben. Es kann, wie bemerkt, angenommen werden, daß Gustav Adolf, wenn er das ganze Kaiserthum erlangt, der weltlichen Macht der katholischen Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten über kurz oder über lang würde ein Ende gemacht haben. Diese hätten nie Fürsten werden sollen; sie waren es nur durch die ärgste Verdrehung aller gesunden Begriffe von Staat und von Kirche in dunklen Jahrhunderten geworden, wo Niemand gesunde Begriffe hatte weder über den erstern noch über die letztere. Das Verschwinden dieser bedeutenden Zahl von Erzbischöfen, Bischöfen und Prälaten als weltliche Herren wäre nicht allein dadurch dem Reiche förderlich geworden, daß es von einem an sich selbst widernatürlichen



Verhältniß befreit, sondern auch dadurch, daß die Gebiete der geistlichen Fürsten gedienet hätten die Gebiete der weltlichen zu vergrößern, und damit wäre wieder die National-Kraft und National-Einheit gestiegen. Es mußten, da Gustav Adolf durch den Tod aus der Mitte seiner Entwürfe herausgerissen ward, fast noch zwei Jahrhunderte verlaufen, bis unter dem großen Sturme, der das alte Reich der Deutschen über den Haufen warf, auch die weltliche Macht der deutschen Prälaten, und wohl für immer verschwand. Denn auch die am meisten katholischen Staaten Deutschlands, Oestreich und Baiern, möchten sehr wenig Lust haben, sich von der Nothwendigkeit, über Salzburg, Würzburg und Bamberg solche Bischöfe, die zugleich Fürsten wären, zu bestellen, zu überzeugen.

Allerdings ist nun auch wohl noch anzunehmen, daß das protestantische Kaiserthum, und zwar sonder Zwang und Gewalt, dem Protestantismus bald ein völliges Uebergewicht in dem Reiche würde verschafft haben. Es bedurfte dazu im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts, wo bei einem sehr großen Theile der Deutschen, die wieder katholisch geworden, der Katholicismus noch eine junge, gewaltsam aufgenöthigte Pflanzung war, wohl weiter gar nichts als des Reichsgrundsatzs, daß das Bekenntniß des Protestantismus allenthalben, so weit der Name des Reiches gehe, vollkommen frei sei. Dann würde auch in Deutschland, wie in allen anderen germanischen Landen der Katholicismus auf eine kleine Zahl von Bekennern zusammengeschmolzen und die nationale Einheit im Glauben und in der Kirche noch hergestellt worden sein. Ob es wohl als ein Unglück für Deutschland anzusehen gewesen, wenn es diese Einheit gewonnen, wenn es sich von dem Anti-Germanischen, d. h. vom römischen Katholicismus entfernt

und ſich damit von dem ſittenverderbenden, in neuern Zeiten auch revolutionairen Einflüſſen, die aus den romaniſchen Landen nach Deutſchland herüber geweht, ferner gehalten? Die aufgeworfenen Fragen möchten demnach für den Unparteiiſchen leicht zu beantworten ſein.

---



# Fünftes Buch.

## Das Ende des Krieges.

---

## Erſtes Kapitel.

Es kann wohl Niemand daran zweifeln, daß der Tod Guſtav Adolfs nicht allein für Deutſchland, ſondern auch für die geſammte europäiſche Welt ein Ereigniß von der größten Wichtigkeit geweſen iſt. Die Geſtaltung, welche die Dinge unmittelbar nach ſeinem Tode nehmen, offenbart das auch auf das Klarſte. Freilich verſchwindet der große Gedanke, den er gehabt, ein proteſtantiſches Kaiſerthum in Deutſchland aufzurichten und dem deutſchen Reiche eine andere, die Nationalkräfte ſtärkende Geſtalt zu geben, auch nach ſeinem Tode keineswegs mit einem Schlage. Er dauert in den Männern noch einige Zeit fort, die an des verblichenen Königs Stelle an die Spitze Schwedens treten. Allmälig aber tritt dieſer Gedanke in den Hintergrund, immer mehr und mehr verlöſchend, endlich ganz verſchwindend. Es iſt ſchon ein mißlicher Umſtand für die ſchwierige Ausführung deſſelben, daß Guſtav

Adolf auf dem schwedischen Throne nicht einmal durch einen Mann, nur durch eine noch ganz junge Tochter, Christine geheißen, ersetzt wird. Eine Manneskraft und zwar eine Manneskraft in ihrer höchsten Fülle war nothwendig, um dieses Riesenwerk zu schaffen. Wie sollte der Stolz der deutschen Fürsten sich einem schwachen Mädchen und den schwedischen Edelleuten, die in ihrem Namen in Deutschland werden schalten und walten wollen, unterordnen? In demselben Maße als Schweden die Unmöglichkeit, das protestantische Kaiserthum noch zu schaffen, erkennen wird, muß es sich von dem Gedanken daran entfernen. Es ist nicht allein der Verlust eines Königs, eines Mannes, der Schweden beugt und der Verjüngung Deutschlands schadet, es ist der Verlust gerade dieses Mannes, Gustav Adolfs. Er allein und kein anderer als er hätte das Riesen-Werk vielleicht hinauszuführen vermocht. Schwedens Bedeutung ist um ein Namhaftes gesunken durch den Verlust dieses Mannes. Hierdurch trat sehr bald nach des Königs Tode eine wesentliche und für Deutschland höchst nachtheilige Veränderung in der ganzen Lage der Dinge ein.

Die Bedeutung und der Einfluß, den Schweden bisher auf Deutschland gehabt und den Gustav Adolf allerdings zwar auch im eigenen, zugleich aber im Interesse der deutschen Fürsten und der deutschen Nation geltend zu machen gedacht, ging zum großen Theil auf den alten Erbfeind der Deutschen, auf Frankreich, über, der ihn nur im eigenen Interesse und nur zum Schaden und Nachtheil der Deutschen geltend zu machen gedachte, obwohl das nach Möglichkeit immer hinter gleißnerischen und schönen Redensarten verborgen ward.

Niemand fühlte mit größerer Deutlichkeit als der feine Kardinal Richelieu, unter dessen Leitung Frankreich fortwährend stand, sogleich, daß die Bedeutung Schwedens durch Gustav



Adolfs Tod um ein Großes sinken müsse. Schwedens eigene Kraft war gering, nur Gustav Adolfs Geist hatte sie auf der Höhe gehalten, auf welcher sie bis jetzo sich befunden. Von einer großen Gefahr fühlte sich Richelieu sogleich befreit, als ihm die Nachricht von dem Falle des Königs zukam. Deutschlands Größe, Kraft und Stärke, die der Schwede gewollt, erachtete der Franzose billig als eine Gefahr für sich. Der Kardinal erklärte laut, daß Gustav Adolfs Tod die christliche Welt von großen Uebeln befreit hätte. Auf seinem Standpuncte hatte er Recht; das protestantische Kaiserthum mit seiner Kraft und nationalen Einheit wäre ein Uebel für Frankreich gewesen. Er hatte auch in einer anderen Hinsicht nicht Unrecht. Gustav Adolf längeres Leben würde noch einen großen Kampf in der christlichen Welt herbeigeführt haben. Nicht ohne großes und schweres Ringen würde das protestantische Kaiserthum haben durchgesetzt werden können. Auch Frankreich würde sich noch dagegen erhoben haben, auch Frankreich hätte sich noch dagegen erheben müssen. Aber an dem Ende dieses Kampfes würde Deutschland vielleicht eine gute Frucht davon gehabt haben, das protestantische Kaiserthum mit Kraft und nationaler Einheit. Der Kampf nun, der lange, schwere und bittere Kampf, ist den Deutschen auch so nicht erspart worden. Sie haben aber an dem Ende desselben nichts weiter gehabt als die Spaltung, die Schwäche und die Schande; die sind es dann, welche mit den schwersten Preisen bezahlt werden müssen.

Richelieu ist sogleich entschlossen, die neuen Verhältnisse bestens für Frankreich zu benutzen und auszubeuten. Der Kampf muß fortgesetzt werden, nicht damit der Protestantismus in Deutschland herrschend, nicht damit das deutsche Reich ein starkes und bestimmtes werde, was die Interessen des Fran-

zosen nicht sind und nicht sein können, sondern damit es dem Kaiser zur Unmöglichkeit gemacht werde, seine Macht durch den Untergang des Protestantismus zu erweitern, und damit die Macht von Spanien-Habsburg, die ihm immer noch gefährlich erscheint, verwirrt und geschwächt werde. Der Kampf ist ferner fortzusetzen, weil sich in demselben leicht Gelegenheit finden möchte, die französische Macht zu erweitern. Schon denkt der Kardinal daran, Frankreichs Grenzen bis an den Rheinstrom, an welchem man bereits festen Fuß gefaßt hat, auszudehnen. Der Kardinal weiß sehr wohl, daß besonders die größern deutschen Fürsten schon bei Gustav Adolfs Lebzeiten dem Kaiserthume des Schweden wenig geneigt gewesen sind. Es ist sicher zu erwarten, daß sie es nun noch weit weniger sein werden. Das muß von Frankreich ergriffen werden, um dieser ganzen Gefahr für die Zukunft ein Ende zu machen. Also wird sogleich der Herr von Feuquières als Botschafter an die größeren deutschen Fürstenhöfe gesendet, um gegen die Schweden zu arbeiten. Besonders soll Johann Georg I. von Sachsen bearbeitet werden, daß er mit Frankreichs Hülfe und Unterstützung sich an die Spitze der protestantischen Partei stelle und so den Kampf gegen Ferdinand II. fortführe. Die Schweden sollen dabei nicht entfernt werden. Im Gegentheil sollen sie bleiben, denn Richelieu findet ihre Unterstützung im deutschen Kriege noch sehr nothwendig; mit den deutschen Protestanten allein würde Ferdinand II. sonst fertig werden und er könnte dann auf seine früheren Entwürfe zurückkommen. Weder Geld, noch Versprechungen, noch Drohungen soll Feuquières bei den deutschen Fürsten schonen, theils um sie zur Fortsetzung des Krieges zu bewegen, theils aber auch, um allen Entwürfen der Schweden auf das Reich zu begegnen.

Das Eine wie das Andere ist im Ganzen und Großen ge-



nommen dem Franzosen gelungen. Der Krieg wird fortgesetzt, aber der Einfluß Schwedens mindert sich und der französische tritt an seine Stelle. Der Protestantismus wird zwar nach einem noch langen und furchtbaren Kampfe gerettet, aber mit Spaltung, Schwäche, Schaden und Schande geht das deutsche Reich aus diesem Kampfe hervor. Die Machinationen der Franzosen konnten gelingen, weil kein Gustav Adolf ihnen entgegenstand.

Als der König gefallen, war Oxenstierna der bedeutendste schwedische Mann, der sich eben auf deutschem Boden befand. Mit ziemlicher Klarheit stellte es sich sogleich vor die Seele des Mannes, daß die großen Entwürfe Gustav Adolfs schwerlich noch möchten hinauszuführen sein. Vielleicht hatte er diese Entwürfe auch schon bei Lebzeiten des Königs entweder für allzukühn oder selbst als nachtheilig für Schweden angesehen, weil dasselbe wohl, wenn das königliche Haus sich auf den deutschen Kaiserstuhl setzte und in Deutschland seßhaft machte, zu einem Nebenlande heruntersinken mußte. Doch fortgesetzt werden mußte der Kampf, in dessen Mitte man einmal stand und aus dem mit Ehre nicht mit einem Schlage geschieden werden konnte. Noch immer galt es die Errettung des Protestantismus, und war das Kaiserthum für Gustav Adolfs Geschlecht nicht mehr zu gewinnen, so konnten vielleicht deutsche Provinzen von Schweden selbst gewonnen werden. So bringt die Macht der Verhältnisse auch auf dieser Seite selbstsüchtige Entwürfe hervor. Gustav Adolf hatte die deutschen und die schwedischen Interessen auf das Innigste vereinigen und verschmelzen lassen. Wie die Schweden nach seinem Tode sehen, daß dieses eine Unmöglichkeit sein wird, fangen auch sie an, an sich selbst zu denken. Oxenstierna hatte sich gleich nach dem Tode des Königs von mehreren protestantischen Fürsten

und Ständen zu Frankfurt am Main das Angelöbniß geben lassen, daß der Krieg fortgesetzt werden sollte. Darauf eilte er nach Dresden, um mit dem Kurfürsten sich zu besprechen. Es war im Decbr. 1632, daß Oxenstierna dort eintraf. Drei Vorschläge wurden von ihm gemacht. Entweder sollten alle protestantische Fürsten und Stände, wie auch der selige König schon gewollt, einen Bund mit Schweden schließen und die Führung des Krieges der Krone Schweden allein überlassen, oder es sollten zwei Feldhauptmannschaften aufgestellt werden, eine schwedische und eine sächsische, jedem Fürsten und jedem Stand selbst überlassen bleiben, ob er sich an die eine oder die andere anschließen wolle, die im Uebrigen stets in Zusammenhang und Einverständniß zu handeln hätten. Der dritte Vorschlag Oxenstierna's war, daß, wenn sie glaubten, daß dem so sei, die protestantischen Fürsten und Stände erklären sollten, daß sie der schwedischen Hülfe nicht mehr bedürftig wären, worauf diese dann nicht mehr würde geleistet werden. In diesem Falle indessen, fügt der Kanzler hinzu, sei dem Reiche Schweden für seine Opfer und Anstrengungen eine Entschädigung zu gewähren. Schon hieraus siehet man, in welchem Maße, so bald nach dem Tode des Königs, die Schweden auf dem Puncte stehen, die hochfliegenden Entwürfe ihres Königs aufzugeben.

Johann Georg I. von Sachsen mag durch den Tod des Königs seine Brust nicht wenig erleichtert gefühlt haben. Er besonders hatte das Kaiserthum des kraftvollen Schweden gefürchtet, meinend, daß die Unabhängigkeit der Fürsten in einem stärkeren und bestimmtern Reiche geringer werden würde als früher. Auch scheinet er die Verhältnisse falsch beurtheilt, Gustav Adolf als einen Fremden angesehen und gearg wöhnt zu haben, daß Deutschland zu einem Nebenlande Schwedens



herabsinken könnte, da doch sicher eher für die Schweden das Gegentheil zu fürchten war. Ein Mann zwar von guter und deutscher Gesinnung, wenn er auch oftmals irrte, aber auch von schwachem Character, welcher der Größe der Ereignisse niemals als gewachsen erscheint, kann er sich nicht zur Annahme irgend eines der Vorschläge bestimmen, welche ihm von Oxenstierna gemacht werden. Wiederum gehet die Gelegenheit, eine bedeutende Rolle in Deutschland für Sachsen zu gewinnen, verloren. Dem Kurfürsten wird von Schweden selbst und von Frankreich die Rolle eines Hauptes der protestantischen Partei Deutschlands, die so genommen werden konnte, daß weder Schwedens noch Frankreichs Hülfe verloren ging, geboten, und er wagt nicht sie anzunehmen. Die Fassungslosigkeit und Unbestimmtheit seiner Seele verbirgt Johann Georg I. unter der nichtssagenden Antwort, daß er keinen festen Entschluß fassen könne, bevor er sich nicht erst mit Kur-Brandenburg berathen. Schwache Gemüther sind stets froh, wenn sie den Augenblick des kräftigen Handelns verschieben können und wenn sie sich bis zu dem Entschlusse, sich zu nichts zu entschließen, durchgearbeitet haben. Also mußte Oxenstierna den Kurfürsten verlassen, ohne auch nur eine bestimmte Erklärung von ihm empfangen zu haben. Eine neue Hoffnung, daß Ferdinand II. nunmehro nach der Niederlage von Lützen geneigter als früher zu einem billigen Frieden sein werde, mochte sich der Kurfürst als Entschuldigung seines schwachen Benehmens vorhalten. Oxenstierna entwirft in seinem Berichte an den schwedischen Reichsrath ein sehr trübes Bild von dem damaligen Zustande des sächsischen Hofes und des kurfürstlichen Rathes. Lange Reden würden, erzählt er, dort gehalten, eine unendliche Menge von Gründen und Gegengründen für jede Sache aufgestellt, aber zu handeln und einen Entschluß zu fassen, das verständen

sie nicht. In die gefährliche Zeit wüßten sie sich durchaus nicht zu schicken, und mit eiteln Hoffnungen sich trösten, sei allein ihre Sache; dabei wähnten sie noch, daß sie Alles so am besten stellten und allem Unglück entgehen würden. Nur um weniges besser steht es mit der Entschlossenheit und dem Muthe, welchen Oxenstierna am Hofe und im Rathe George Wilhelms von Brandenburg findet. Auch hier muß er sich mit dem allgemeinen und unbestimmten Versprechen, daß man die Sache nicht zu verlassen gedenke, begnügen. Mit Brandenburg wurden auch die Unterhandlungen wegen der Vermählung des Kurprinzen mit der jungen Königin Christine fortbetrieben, von brandenburgischer Seite aber mit immer geringerem Interesse, also, daß nichts zu Stande kam.

Mit Zweifeln hatte Oxenstierna auf Sachsen und Brandenburg, die beiden protestantischen Hauptmächte von Nord-Deutschland, zu blicken. Und dennoch mußte Schweden den Kampf fortsetzen nicht allein um des Protestantismus, sondern auch um seiner selbst willen. Wie konnte man Deutschland ohne Weiteres wieder Ferdinand II. überlassen, dessen Macht, wenn man das Heer auflöste oder nach Schweden zurückzog, sicher wieder bis Mecklenburg und Pommern vordränge, wo dann das Reich Schweden selbst, wie im Jahre 1629, bedroht sein würde. Von der Nothwendigkeit, den Krieg fortzusetzen, war auch der schwedische Reichsrath sogleich überzeugt, als die trübe und in ganz Schweden mit unermeßlichem Jammer vernommene Botschaft vom Tode Gustav Adolfs eingelaufen. Schon im Monat Janr. 1633 ward Oxenstierna vom Reichsrathe zum bevollmächtigten Legaten der Krone Schweden beim römischen Reiche und bei allen Armeen verordnet und ihm damit die oberste Leitung aller Angelegenheiten, unumschränkte Vollmacht über die Unterhandlungen und die Heere übertragen.



Es ist durchaus nothwendig, die Einheit, welche sich bis jetzt in Gustav Adolf dargestellt, nach Möglichkeit zu ersetzen. Aber Axel Oxenstierna kann und wird das große Ansehn, welches der König über die deutschen Fürsten und Stände behauptet, nicht gewinnen. Wie sollte der Stolz der deutschen Fürsten sich so unter dem schwedischen Edelmann beugen, wie er sich vor dem König Gustav Adolf gebeugt, dem gegenüber sie immer noch nicht selten ihrer fürstlichen Unabhängigkeit sich bewußt geworden.

Gleich aus der ersten Anweisung, welche der Reichskanzler aus Stockholm empfängt, ist zu erkennen, wie die Gedanken an das protestantische Kaiserthum durch den Fall Gustav Adolfs in den Hintergrund gedrückt worden. Oxenstierna wird angewiesen, besonders dahin zu wirken, daß Schweden als Entschädigung für seine Opfer und Anstrengungen unmittelbare Besitzungen an der deutschen Ostseeküste gewinne. Also nicht mehr die großen Gedanken Gustav Adolfs an eine Vereinigung Schwedens und Deutschlands, an die Umgestaltung des alten Reiches, nur ein Gewinn, dem Reiche abgepreßt, für Schweden selbst soll noch erstrebt werden. Man siehet, wie sehr sich die Lage der Dinge durch eines Mannes Tod verändert hatte. Die deutschen Fürsten und Stände, die gesammte Nation protestantischen Theiles mußte sich auch bald darüber klar werden, daß sie sich verändert hatte; man konnte den Schweden nicht mehr mit der alten Freudigkeit entgegen kommen. Und darauf hatte Richelieu fein und schlau gerechnet.

Zwei Dinge mußten sogleich alle Aufmerksamkeit Oxenstierna's in Anspruch nehmen. Das Heer und der Krieg auf der einen, und das Zusammenbringen eines Bündnisses der protestantischen Fürsten und Stände mit Schweden auf der anderen Seite. Letzteres schien um so mehr eine unabweisbare

Nothwendigkeit als Schwedens Ansehn in Deutschland durch des Königs Tod sichtlich gemindert worden.

Was zuerst den Krieg betraf, so war wegen der Nähe des Winters und wegen Wallensteins Niederlage bei Lützen zu erwarten, daß man ungestört vom Feinde die Vorbereitungen für die neuen Operationen werde treffen können. Beim Tode des Königs standen die schwedischen Heere, die freilich nur noch zum kleinsten Theil aus Schweden, meist aus Deutschen bestanden, mehrfach vertheilt. Außer dem Heere in Sachsen stand ein zweites unter dem Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld in Baiern. Eigentlich sollte Johann Banner dasselbe befehligen; er lag aber noch an seinen bei Nürnberg empfangenen Wunden darnieder. Ein drittes Heer kämpfte unter Gustav Horn im Elsaß, ein viertes unter dem General Baudissin am Nieder-Rhein. Das Heer in Sachsen, welches die Schlacht bei Lützen gekämpft, durch diese auf 12,000 Streiter zusammengeschmolzen, hatte gleich nach der Schlacht auf eigene Faust Bernhard von Weimar zu seinem Führer ausgerufen, der sich diese Würde von seinem Bruder Wilhelm, von dem der Titel eines schwedischen General-Lieutenants geführt ward, auch sofort bestätigen ließ. Dieser Vorgang konnte als ein Versuch der deutschen Fürsten, sich von der schwedischen Leitung unabhängig zu machen, angesehen werden. Bernhard begab sich gleich nach der Schlacht nach dem Städtchen Grimma, wo sich endlich George von Lüneburg und ein sächsischer Schlachthaufe unter dem Obersten Hofkirchen mit ihm vereinigte. Das Heer stieg dadurch noch immer nicht bis auf den Bestand, den es vor der Lützner Schlacht gehabt. In den letzten Tagen des scheidenden Jahres 1632 und in den ersten des neuen 1633 ließ Bernhard von Weimar die Städte Sachsens, welche noch von Wallensteinischen besetzt waren von ihnen säubern und sie



dem Kurfürsten wieder überantworten. Schlimm war, daß Bernhard von Weimar Wallensteinisches Gesindel, um sein Heer zu verstärken, in dasselbe aufnahm. Darauf schlug er sein Hauptquartier in Altenburg auf, wo er mit Oxenstierna zusammentraf, der eben von Dresden zurückkehrte. Oxenstierna hatte sich mühsam zwischen den verschiedenen Ansprüchen, die an ihn gemacht wurden, hindurch zu winden. Die bedeutendsten Generale, die Gustav Adolf aus Schweden mitgebracht, die deutschen Fürsten, welche zum Theil die Titel schwedischer Feldhauptleute angelegt, alle hätten gern den obersten Befehl geführt, jeder wollte nach Möglichkeit unabhängig sein, die Deutschen nicht unter Schweden, die Schweden nicht unter Deutschen stehen.

Mit Mühe nur konnte Oxenstierna, dem königliches Ansehn fehlte, einige Einheit und einige Ordnung erhalten. Er theilte das Heer, das sich um Altenburg befand. George von Lüneburg ward an die Weser und nach Westphalen gesendet, Bernhard von Weimar nach Baiern, wohin Gustav Horn sich unterdessen, von den schwäbischen Ständen berufen, aus dem Elsaß ebenfalls begeben, so daß das Heer in Baiern unter dem doppelten Befehl Gustav Horns und Bernhards von Weimar stand. Der Pfalzgraf von Birkenfeld ward nach dem Nieder-Rhein gesendet, um Baudissin zu ersetzen, Graf Matthias von Thurn aber, einst Haupt der böhmischen Revolution und jetzo schwedischer General nach Schlesien, wo Oxenstierna den Krieg mit größerer Energie zu führen gedachte, entboten. Indessen mußte erst der Winter vorüber gelassen werden, ehe wieder an große und entscheidende Maßregeln gedacht werden konnte.

Das Zweite, das Zusammenbringen eines Bundes mit den protestantischen Fürsten und Ständen, war dem Kanzler Oxenstierna, wenn auch nicht in der Art und in dem Umfange, in dem er es wünschte, gelungen. Die vier oberdeutschen

Kreise, die beiden rheinischen, den fränkischen und schwäbischen hatte er bewogen, durch ihre Abgeordneten zu einer Tagessatzung nach Heilbronn zu kommen, wo die Versammlung auch 18. März 1633 eröffnet ward. Da es für den Augenblick wegen der Halbheit und Zweideutigkeit vieler Fürsten und Stände zu schwierig erschien, einen allgemeinen protestantischen Bund zusammenzubringen, eilte Oxenstierna, doch wenigstens ein Bündniß mit mehrern und zunächst mit denen, welche sich der Sache noch am geneigtesten zeigten, abzuschließen. Man konnte noch hoffen, daß die übrigen Fürsten und Stände sich doch später anschließen würden.

Bei dieser Versammlung fand sich auch Feuquières, der Botschafter Frankreichs, ein. Die ihm von Richelieu befohlene Reise nach Sachsen und Brandenburg hatte er, als nicht dringend nöthig, aufgeschoben, da Sachsen und Brandenburg, wie Richelieu eben durch diese Botschaft erst hatte erwirken wollen, sich schon von selbst der schwedischen Oberleitung nicht unterworfen. Feuquières glaubte mit Recht, daß er auf der Heilbronner Versammlung der französischen Politik bessere Dienste als in Sachsen leisten könne. Er wollte hier dafür sorgen, daß dem Schweden nicht zu viel Macht und Gewalt von den Fürsten und Ständen eingeräumt werde. Es soll ein protestantischer Bund entstehen, damit ist Frankreich wohl einverstanden, denn er ist auch für Frankreich nothwendig, damit Ferdinand II. bekämpft werde. Schweden aber soll keine starke und bestimmte Macht über denselben empfangen, damit es nicht etwa auf die Entwürfe Gustav Adolfs zurückkommen könne. Ungemein fürchtet Frankreich diese Entwürfe; ihre Verwirklichung konnte ja Deutschland stark und mächtig machen. In diesem Sinne gedachte Feuquières, die Gemüther zu Heilbronn zu bearbeiten



Oxenstierna eröffnete die Versammlung mit dem Antrage, daß die Fürsten und Stände ein Bündniß mit Schweden für den Krieg schließen möchten, der so lange fortzusetzen sei, bis alle Evangelische restituirt und die Reichsgrundgesetze gesichert, daß sie ferner die Mittel zum Kriege bewilligen und zu dessen Leitung ein Directorium bestellen, auch Kaiser und Liga laut und öffentlich für Feinde erklären sollten. In dem weitern Verfolge der Unterhandlungen brachte er auch zur Sprache, daß Schweden für seine Anstrengungen und Opfer eine Entschädigung empfangen müßte.

Da nun zu gleicher Zeit auch über eine Erneuerung des Bündnisses zwischen Frankreich und Schweden verhandelt ward, so glaubte Feuquières einen Meisterstreich zu machen, wenn er die Sachen so drehe und wende, daß Schweden und die vier Kreise zugleich ein Bündniß mit Frankreich schlössen. Wenn er das erreiche, hoffte er für Frankreich den Weg gebahnt zu haben, die Leitung der deutschen Angelegenheiten später geradehin mit Schweden theilen zu können, wodurch dann freilich den Entwürfen Gustav Adolfs, wenn Schweden sie fortsetzen wollte, am kräftigsten und am kürzesten entgegengearbeitet werden konnte. Indessen weigerte sich Oxenstierna bestimmt und bei den deutschen Fürsten und Ständen fand der Gedanke des Franzosen auch keinen besondern Anklang. Feuquières erkannte bald, daß es damit nicht gehen werde und erneuerte zuerst am 19. April 1633 das Bündniß zwischen Frankreich und Schweden.

Hierauf faßte die Heilbronner Versammlung, auf welcher nach damaliger deutscher Weise sehr viel unnütz hin- und hergeredet worden, unter starker Mitwirkung des Franzosen am 23. April 1633 auch ihren Beschluß. Die vier Reichskreise schlossen ein Bündniß mit Schweden, um für einen Mann

zu stehen, bis die deutsche Freiheit und die Reichsverfassung wieder befestigt, alle Evangelische, die vertrieben worden, restituirt und ein sicherer Religionszustand erlangt sei. Dem Kanzler des Reiches Schweden ward dabei zwar die Führung des Krieges anvertraut, es sollte ihm aber dabei ein Rath der Stände, consilium formatum genannt, aus zehn Männern bestehend, zur Seite gestellt sein, so jedoch, daß die entscheidende Stimme stets bei dem Kanzler, dem Vorsitzer dieses Kriegsrathes, verbleibe. Des Kriegs-Rathes Sitz sollte in Frankfurt am Main aufgeschlagen werden. Feuquières war es, der, Oxenstierna zum Trotz, diese Einrichtung bei den Fürsten und Ständen durchgesetzt. Sie war darauf berechnet, dem Schweden die Hände zu binden. Er wird nun nicht ganz frei und selbstständig handeln, etwa noch an den Planen Gustav Adolfs arbeiten können. Frankreich wird die kleinen Fürsten und Stände hier durch Geld, dort durch Versprechungen, dort durch Drohungen wider dieselben bestimmen. Gustav Adolfs Entwürfe, wenn er länger gelebt und sie ihrer Ausführung näher gekommen, hätten noch Hunderte von kleinen Rücksichten zu besiegen gehabt. Wie hätte die mächtige Umgestaltung des alten, morschen Reiches anders vor sich gehen können, als wenn die Rücksichten des einen, die Meinungen des andern, die Befürchtungen eines dritten angegriffen und verletzt wurden! Alle diese Dinge rufen nun die Franzosen zu ihren Bundesgenossen auf, um das abzuwehren, was sie so sehr fürchten. Und sie sind glücklich mit ihren Bestrebungen, weil kein Gustav Adolf ihnen mehr entgegensteht und weil die Verhältnisse sich durch seinen Tod bedeutend verändert.

Auch den deutschen Fürsten und Ständen ist es klar geworden, daß an das protestantische Kaiserthum für das königliche Haus von Schweden kaum noch gedacht werden kann.



Darum haben sie zu Heilbronn den Antrag Oxenstierna's, Kaiser Ferdinand II. und die Liga laut und offen für Feinde zu erklären, abgewiesen. Eine solche Erklärung hätte als die Einleitung für die künftige Absetzung Ferdinands II. betrachtet werden können. Sie wäre das Zeichen eines großen und vollständigen Bruches in dem alten Reiche gewesen. Nur das ward bestimmt, daß der als ein Feind betrachtet werden solle, der von diesem Bunde abtreten oder Neutralität mit dem Feinde schließen würde. Feuquières hoffte nun, noch ein zweites Bündniß zusammenzubringen, an dessen Spitze er Sachsen zu bringen gedachte. Noch am Ende des Monats April reiste er deshalb auch nach Sachsen ab.

Die großen Entwürfe Gustav Adolfs, die für Deutschland in ihrer Vollendung so heilbringend würden geworden sein, treten somit je länger, je mehr in den Hintergrund. Andere Menschen mit minder großen, ja zum Theil sogar mit selbstsüchtigen und niedrigen Entwürfen sind an seine Stelle getreten. Es denkt Niemand mehr daran, das alte, morsche Reich zusammenzubrechen, um aus seinen Trümmern einen neuen Bau, eine jugendlich kräftigere Gestalt zu schaffen. Wohl aber denken viele daran, die Umstände zu benutzen und sie für sich, nicht für Deutschland, zu benutzen. So hat Schweden sich im Heilbronner Bündniß noch ausbedungen, daß es für seine Opfer und Anstrengungen eine „gebührende Satisfaction" dereinst empfange. Frankreich will sich mit einer so ungewissen Aussicht, wie sie Schweden hier empfing, nicht einmal begnügen, sondern „die gebührende Satisfaction" für seine Opfer und Anstrengungen lieber auf eine feine Weise gleich im Voraus eincassiren. Deshalb ward Oxenstierna zu Heilbronn von Frankreich angegangen, doch die schwedischen Truppen aus dem Elsaß wegzuziehen, da sie anderwärts für den Krieg besser

verwendet werden könnten und dafür französische Truppen in dieses Land einzulassen. Auf diese feine Weise gedachten sie die ihnen gebührende Satisfaction gleich in Besitz zu bekommen. Da sich Oxenstierna bestimmt und stark weigerte, die schwedischen Truppen dort wegzuziehen, beschlossen die Franzosen ihm wieder einen Streich zu spielen. Auch Oxenstierna hatte seinen Plan und schon waren mehrere Mitglieder des Heilbronner Bundes für denselben gewonnen. Er wollte das eroberte Kurfürstenthum Mainz sich übertragen und schenken lassen und schon war die Sache bestens eingeleitet. Da erhub sich Feuquières dagegen mit Frankreichs gewichtiger Einsprache. „Das dürfe nicht geschehen, denn der Abschluß eines künftigen Friedens würde zu sehr dadurch erschwert werden, wenn man einen so mächtigen katholischen Herrn, wie der Erzbischof-Kurfürst von Mainz sei, vertreibe." Und so zerschlug sich auch dieser Plan, mit dem der stolze Oxenstierna sich in die Zahl der Fürsten eindrängen wollte, wie Wallenstein sich unter sie eingedrängt.

Und ähnliche Entwürfe waren allenthalben wach geworden. Die, welche jetzo im Glücke standen, hatten sich alle schon ausersehen, wodurch sie Macht und Reichthum sich mehren könnten. Der eine sah auf dieses, der andere auf jenes katholische Stift, das er sich schon als sein künftiges Eigenthum ausersehen. Auch Gustav Adolf hatte daran gedacht, die katholischen Prälaten als weltliche Fürsten nicht bestehen zu lassen. Aber er hatte im Sinne und im Geiste der Besserung der Reichsverhältnisse und der nationalen Einheit daran gedacht, nicht in dem Geiste einer gewöhnlichen Habsucht, die nunmehro von allen Seiten hervortrat.

Unter so trüben Verhältnissen mußte nun der Kampf fortgesetzt werden. An die Stelle der Großartigkeit der Entwürfe



Gustav Adolfs traten Eigennutz und Selbstsucht. Und doch mußte der Krieg protestantischerseits fortgesetzt werden, denn nichts war sicherer als daß Ferdinand II. noch einmal auf seine alten Entwürfe zurückkommen werde, so wie man die Waffen aus den Händen lege. Bedurfte es doch von Seiten Ferdinands II., wenn es ihm darum zu thun gewesen, dem Jammer Deutschlands ein Ende zu machen, weiter nichts als der lauten und offenen Erklärung, daß das Restitutions-Edict entweder ganz zurückgenommen oder doch zu Gunsten der Protestanten bedeutend ermäßiget sei. Es ist wahr, die protestantischen Fürsten und Stände waren mit Versprechungen und feierlichen Angelöbnissen in den letztverwichenen Jahren so oft auf das Häßlichste getäuscht und hintergangen worden, daß es wahrhaftig ein Wunder nicht gewesen, wenn sie eine solche Verkündigung des Kaisers, wie sie eben erwähnt worden, abermals für eine Täuschung gehalten, durch welche ihnen nur die Waffen aus den Händen gewunden werden sollten. Aber der Wunsch nach Ruhe, die Sehnsucht, aus diesem jammervollen Kampfe herauszukommen, war bei vielen Fürsten und Ständen so groß, daß es mehr als wahrscheinlich ist, daß ein solches Anerbieten des Kaisers zu rechter Zeit, gleich nach dem Tode Gustav Adolfs ausgesprochen, die meisten von ihnen bewogen haben würde, von dem weitern Kampfe abzustehen. Es kam aber nicht, dieses Anerbieten, und so war wohl deutlich genug, welche Gedanken noch immer in des Kaisers Seele waren. Sehnsüchtig muß vor allen andern Johann Georg I. von Sachsen auf eine solche Erklärung gewartet haben. Man siehet das aus seinem ganzen Benehmen. Darum ist ihm die Stiftung des Heilbronner Bündnisses unangenehm und lieber hätte er gesehen wenn ein Gesammtbündniß aller protestantischen

Fürsten und Stände zusammengekommen, worüber er sich auch gegen Oxenstierna aussprach. Ein solches Gesammtbündniß, hofft Johann Georg I., müßte den Kaiser schrecken und durch das Schrecken bewegen, mit friedlichen und versöhnenden Anträgen endlich hervorzutreten. Auch den Franzosen Feuquières, der sich nach dem Abschlusse des Heilbronner Bündnisses noch in Dresden einfindet, weißt der Kurfürst mit allen Anträgen, die er wegen einer engern Vereinigung Sachsens mit Frankreich macht, ab. Er hofft, es sei nicht nöthig, Deutschland immer mehr den Fremden Preis zu geben, ihnen immer mehr Thor und Thür des Reiches aufzuschließen, Ferdinand II. werde sich ja bald zum Nachgeben bequemen.

Der Kurfürst hofft, was er wünscht, und lebt in den liebgewordenen Täuschungen fort. Beinahe wunderbar sind diese Täuschungen; noch am Anfange des Jahres 1633 finden sie Statt, während die Wallensteinischen Haufen von Böhmen her doch Feuer, Mord und Brand auf nutzlosen Raubzügen nach Sachsen tragen. Gerade jetzo hatte der Geist der spanischen Unduldsamkeit sich fester in die Brust Ferdinands II. gesetzt. Für Oestreich unter der Enß erging 4. Febr. 1633 ein neues Gebot, daß binnen 14 Tagen jedermann vom Adel, der es bis jetzo noch nicht gethan, dem römischen Katholicismus zuschwören oder das Land räumen sollte. Nur gegen den Adel fand noch solche Milde Statt. Die Gemeinen wurden mit ungeheuren, oft blutigen Gewaltthaten gezwungen. Der Anfang des Kampfes war indessen ohne Glück für die kaiserlich-ligistischen Waffen. Baiern ward von den Waffen der Schweden abermals heimgesucht. Bernhard von Weimar hatte sich am 8. April 1633 mit Gustav Horn vereinigt und sie stürmten nun wieder nach



Baiern hinein. Kurfürst Maximilian I. hatte einen tapfern Mann, Johannes von Werth, an die Spitze der Seinigen gestellt. Auch ein kaiserlicher Heerhaufe unter Altringer befand sich noch in Baiern und spanische Hülfe unter dem Herzog von Feria ward aus Italien erwartet. Johannes von Werth bestand indessen vor Weimar und Horn nicht. Sie brechen in das Herz von Baiern ein und selbst München war von ihnen bedroht. Dabei ward Landsberg am 20. April 1633 mit stürmender Hand genommen und so grausam behandelt, daß katholische Schriftsteller hier das Seitenstück zum Blutbade von Magdeburg finden konnten. Da verbreitete sich eine unruhige Bewegung unter den Offizieren des Heeres und Weimar und Horn wurden dadurch veranlaßt, das weitere Eindringen in Baiern aufzugeben und sich nach Neuburg an der Donau zurück zu ziehen. Aber eben hier kam am 30. April jene Bewegung zum Ausbruch, welche zunächst durch unordentliche und verzögerte Soldzahlung veranlaßt worden. Die Offiziere erklärten den beiden Feldherrn, daß sie nicht weiter dienen würden, wenn ihnen nicht zuerst der Sold richtig gezahlt, dann aber auch ein Theil der gemachten Eroberungen überwiesen werde. Die Wuth und Gluth des Besitzes hat die Menschen, welche die Waffen führen und die in der verwilderten Zeit kein anderes Recht kennen gelernt haben als die Gewalt, ergriffen. Wallenstein hat das erste Beispiel gegeben, daß man mit und durch die Waffen bis zur fürstlichen Macht emporkommen kann. Die protestantischen Heere haben nun auch erobert wie früher die kaiserlich-ligistischen. Warum, meinen die verwilderten Gemüther, sollen nicht auch sie zu Besitz und Macht auf Kosten vertriebener Gegner gelangen. Gustav Horn muß nach Heilbronn eilen, wo Oxenstierna und der Bundesrath ist. Das

Heer muß befriediget werden; was soll im Angesichte des Feindes werden, wenn es den Dienst beharrlich weigert? Also ward eine starke Summe Geldes gesendet, damit der Sold gezahlt werden könne, den Offizieren aber eroberte Güter und Gebiete als „schwedische Lehen" überwiesen. Doch ist dieser Ausdruck späterhin mit einem andern „Lehen des Reiches" vertauscht worden. Gewiß war es ein sehr gefährliches Beispiel, den Offizieren und Feldhauptleuten in dieser Weise nachzugeben. Derselbe Geist der Unruhe hatte sich auch bereits der andern Heere bemeistert. Was soll aus Deutschland werden, wenn die Soldatesca allenthalben auftritt und die Städte, die Länder und Gebiete in dieser Art an sich reißt?

Und gerade diesen Zeitpunct, in welchem Oxenstierna und der Bundesrath sich in der größten Noth befand, benutzte Bernhard von Weimar, der Feldherr des kaum begütigten Heeres selbst, um gegen Oxenstierna aufzutreten. Auf den Grund eines früheren Versprechens, das ihm Gustav Adolf gegeben haben sollte, begehrte er die beiden Bisthümer von Bamberg und Würzburg als ein Herzogthum und die oberste Feldherrnwürde bei allen Bundesheeren. In der ersten Anforderung mußte der Kanzler nachgeben und Bernhard von Weimar nahm am 10. Juni 1633 das Herzogthum Franken als ein schwedisches Lehn aus Oxenstierna's Hand. Mit Mühe kann Oxenstierna die andere Anforderung, die Bernhard gestellt hat, zurückweisen. Sie würde in den schwedischen Generalen und in den anderen deutschen Fürsten die größte Eifersucht und Erbitterung erzeugt haben.

Als schwedisches Lehn hat Oxenstierna das Herzogthum Franken an Bernhard von Weimar dahingegeben. Also dachte der Kanzler wohl noch immer an das protestantische Kaiserthum



für das Königshaus von Schweden. Dem mag wohl so sein; nur allmälig schwanden die Gedanken daran hin. Bernhard von Weimar richtete sich nun gleich in seinem neuen Herzogthume Franken ein. Aber kurz und vorübergehend nur ist seine Dauer gewesen, der Sturm des Krieges hat es eben so schnell wieder verweht, als es entstanden, und damit sind auch die neuen Herrnthümer verschwunden, welche die Offiziere seines Heeres sich in kleinerem Kreise aufzurichten gedacht. Bernhard von Weimar konnte dem Vorwurfe, daß er selbst es gewesen, der seine Offiziere empörerisch gemacht, nicht entgehen.

Diese Vorgänge hatten die kriegerischen Operationen lange gelähmt und erst im Sommer konnten sie wieder beginnen und nicht unter günstigen Aussichten. Denn aus Italien kam Feria, der Spanier, mit fast 14,000 Streitern gezogen. Bernhard von Weimar, Gustav Horn und Christian von Birkenfeld hatten Mühe sich gegen die Macht des Feindes zu halten, die nach der Spanier Ankunft auf fast 30,000 Streiter gestiegen war. Noch gefährlicher hätte der Stand der Dinge werden können, wenn nicht Frankreich diesesmal eine helfende Hand geboten und den Herzog von Lotharingen niedergedrückt, der schon bereit gestanden, sich mit den Spaniern zu vereinigen. Das auch half, daß in dem katholischen Heer Spanier und Deutsche kein Herz zu einander hatten, der eine dieses und der andere jenes wollte. In Baiern und in Schwaben tobte der Krieg mit den entsetzlichsten Verheerungen, aber eine größere Entscheidung brachte er nicht. Von beiden Seiten ward eine Entscheidungs-Schlacht sogar sorgfältig vermieden. So kam auf dieser Seite der Herbst des Jahres 1633 heran, ohne daß etwas Bedeutendes geschehen. Endlich gelang es Bernhard von Weimar 14. Novbr. 1633 die wichtige Stadt Regens-

burg an der Donau, die Maximilian I. von Baiern im verwichenen Jahre listig eingenommen, zu erobern und sie zu einem Waffenplatze zu machen. Von hier aus konnten die östreichischen Erblande bedroht und die Verbindung zwischen Böhmen und Baiern erschwert werden.

Unterdessen waren auf anderen Puncten des Kriegsschauplatzes sehr seltsame Ereignisse vorgegangen. Der Mann, welcher bei Lützen besiegt worden, zog noch einmal die Augen der Welt auf sich. Es war zum letztenmale. Verwegene Entwürfe in der Brust, jagend und strebend nach dem höchsten Glanze war Wallenstein, und das hatte er schon früher erwiesen. Seine Brust war mit dem, was er erreicht hatte, keinesweges ausgefüllt. Nach dem Glanze einer Königskrone wollte er, wie es scheinet, mit verwegenem Sinne greifen. Wenn er erhalten, wornach er zu greifen gedachte, wenn er bei dem verwegenen Unterfangen nicht den Untergang gefunden, das Ende dieses großen Kampfes hätte noch viel anders fallen müssen, als es gefallen ist.



## Zweites Kapitel.

Nach der Schlacht von Lützen hatte sich Wallenstein wieder nach Böhmen zurückgezogen und sofort seine Anstalten getroffen, daß er von dem Feinde nicht unvorbereitet überfallen werden könnte. Die Nähe des Winters und die augenblickliche Verwirrung, welche durch den Tod Gustav Adolfs erzeugt sein mußten, machten indessen diese Vorsichtsmaßregeln fast unnöthig. Ueber mehrere Feldhauptleute ließ er wegen Feigheit, die sie in der Lützner Schlacht gezeigt haben sollten, ein schweres Strafgericht ergehen und eben so über diejenigen, welche bei der Anwesenheit der Sachsen in Böhmen sich an diese angeschlossen. Dabei benimmt sich Friedland, als habe er allein zu schalten und zu walten, als gäbe es einen Kaiser Ferdinand II., der noch über ihn stehe, nicht mehr. Darauf strengt sich Wallenstein an, sein ruinirtes Heer wieder herzustellen. Noch einmal ertönet seine Werbtrommel, noch einmal eröffnen sich seine Säckel und noch einmal ist Alles, was er in dieser Beziehung unternimmt, von gutem Erfolge begleitet, denn es währt nicht lange, so ist sein Heer wieder auf eine bedeutende Stärke gebracht. Es scheint gegen 40,000 Streiter am Anfange des Jahres 1633 betragen zu haben. Dringende Bitten und Boten kommen ihm von Maximilian I. von

Baiern zu, an die Donau zu kommen und sein Land vom Feinde zu erlösen.

Will Wallenstein eine schnelle und glückliche Entscheidung des Krieges für den Kaiser herbeiführen, so muß er in der That nach der Donau ziehen. Dort steht des Feindes Hauptmacht, dort ist der Schimpf der Schlacht von Lützen, mit doppelten Streitkräften gegen den schwachen Feind verloren, durch einen Sieg auszulöschen. Aber man kennt Wallenstein schon; es ist seine Sache nicht, eine Entscheidung zu suchen, sie vorzubereiten, es ist seine Sache nur, den Krieg in die Länge zu ziehen und einer Entscheidung auszuweichen. So auch diesesmal. Daß die Hauptmacht des Feindes an der Donau steht, daß dort eine Entscheidungsschlacht sich bietet, das ist Grund genug für ihn, eben nicht an die Donau, sondern gerade nach der entgegengesetzten Richtung zu ziehen, nachdem er es endlich über sich gewonnen, sich überhaupt in Bewegung zu setzen.

Wenn man Wallenstein in den letzten Wochen seines fast seltsamen Lebens, wenn man Alles, was er in diesen thut und treibt, verstehen will, so muß man sich wohl daran erinnern, was er früher selbst gesagt, was er sogar dem Kaiser gesagt hat, auf dessen Kosten das, was er erstrebt, allein von ihm gewonnen werden kann. Eine große, fürstliche Stellung erstrebt er und Ferdinand II. soll sie auf seine eigenen Kosten ihm geben. Buchstäblich und klar stehet das in dem Tractate, den der Kaiser ihm hat unterschreiben und angeloben müssen. Ein östreichisches Erbland als Belohnung für die Dienste, die Wallenstein geleistet hat und die er noch leisten wird, das ist es, was der Kaiser in der allerhöchsten Noth, aber gewiß mit der Absicht, es nie zu geben, dem Fürsten von Friedland versprochen hat.

Unverkennbar ist Wallenstein mit einer gewissen ehrlichen



Offenherzigkeit, die zu seinem übrigen Character und Benehmen sonst wenig stimmt, dem Kaiser gegenübergetreten. Hat er es doch geradezu vorausgesagt, was er dereinst würde haben wollen. Hätte nun Wallenstein sich früher die Möglichkeit gedacht, daß Ferdinand II. ihm, wenn er große und glänzende Dienste geleistet, freiwillig ein östreichisches Erbland abtreten würde, was man hier unentschieden lassen kann, so mußte er die Schlacht bei Lützen als einen sehr schweren Schlag für sich selbst ansehen. Alle Versprechungen des Kaisers, und namentlich diese ungeheure Versprechung, den Fall angenommen, daß Ferdinand II. je gemeint gewesen, sie wirklich zu erfüllen, konnte doch nur in dem Falle eintreten, wenn Friedland seinerseits Dienste von der größten Wichtigkeit und Bedeutung geleistet, wenn er das Reich wieder unter die Füße des Kaisers gebracht, wenn er große Siege erfochten und glänzende Eroberungen gemacht. Aber solche Dienste waren von ihm nicht geleistet und Siege nicht erfochten worden, wohl aber hatte Wallenstein bei Lützen eine totale und beinahe schimpfliche Niederlage erlitten. Wenn eine große Gefahr, die Gefahr Reich und Kaiserthum zu verlieren für Ferdinand II., zwar noch nicht ganz verschwunden, aber doch ungemein vermindert war, so ist dieser günstige Umstand nicht Wallensteins Glück und Talenten, sondern nur dem Falle Gustav Adolfs in der Schlacht beizuschreiben. Es ist unmöglich, daß Wallenstein sich dieser Verhältnisse nicht bewußt worden, unmöglich, daß er geglaubt, auch nun noch werde der Kaiser „das östreichische Erbland" ihm freiwillig überlassen. Die Hoffnung aber, in Zukunft für Ferdinand II. noch so Ungeheures erreichen zu können, daß er zu einem großen Acte freiwilliger Dankbarkeit sich bestimmen werde, war zu phantastisch, als daß Wallenstein sie hätte hegen können.

Also blieben ihm nur zwei Wege übrig, entweder der hohen, fürstlichen Stellung, die er als Herzog von Mecklenburg bereits schon einmal gehabt, völlig zu entsagen und den Anspruch auf ein östreichisches Erbland aufzugeben, oder sich in den Stand zu setzen, den Kaiser zur Erfüllung des abgetrotzten und abgenöthigten Tractats vom 15. April 1632 zwingen zu können.

Daß nun Wallenstein das Erste gethan, daß er seinen kühnen und hochfahrenden Entwürfen zu irgend einer Zeit entsagt, dafür giebt es nicht den mindesten Beweis. Wohl aber beweißt Vieles, was er entweder vor oder nach der Schlacht bei Lützen thut, daß er gewisse Entwürfe und Gedanken, welche andere sind als die Entwürfe und Gedanken Ferdinands II., in seiner Brust festhält. Nicht so, wie es das Interesse des Kaisers und der katholischen Sache verlangt, sondern so, wie es ihm zu seinen Planen zu passen scheint, führt er den ganzen Krieg, immer, wo er kann, eine Entscheidung vermeidend, immer strebend, den Krieg in die Länge zu ziehen.

Nach Allem, was vorliegt, zu urtheilen, war Wallenstein zu dem Zweiten, zu dem was überhaupt von ihm noch ergriffen werden konnte, wenn er seine Entwürfe nicht aufgeben wollte, entschlossen oder doch geneigt. Wahrscheinlich, in einem hohen Grade wahrscheinlich ist, daß Wallenstein gesonnen gewesen, den Kaiser zur Herausgabe dessen, was er freilich nur unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß er ungeheure Dienste leisten, ungeheure Vortheile für das Kaiser-Haus erlangen würde, versprochen, in irgend einer Art zu nöthigen. Mit mathematischer Genauigkeit läßt sich das freilich nicht nachweisen. Wallenstein hätte ein Thor sein müssen, wenn er seine Entwürfe nicht allenthalben da, wo ihr Verlautbaren ihm gefährlich werden konnte, verborgen, wenn er sie nicht nach



Möglichkeit versteckt, besonders dem Kaiser gegenüber, versteckt hätte. Ihr Gelingen hing ja davon ab, daß sie Ferdinand II. nicht eher gewahrte als bis es zu spät war, bis ihm die Entdeckung nichts mehr helfen und frommen könnte. Es wird daher im Voraus sehr begreiflich, wenn Wallenstein in einer seltsamen, halbversteckten Weise hervortreten sollte, denn er wird überhaupt in einer andern gar nicht hervortreten können.

Ueber das „Wie" scheint Wallenstein lange unentschlüssig gewesen zu sein, und auch das begreift sich wohl. Es war ja für ihn das Auftreten gegen Ferdinand II. mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Ein einziger Mißgriff, eine einzige Unbedachtsamkeit, eine einzige Voreiligkeit konnte ihn von der Höhe herabstürzen, auf welcher er sich befand. Das Heer, das er um sich gesammelt, betrachtete sich als des Kaisers Heer, und wie sehr auch Wallenstein dieses Heer an sich, an seine Person, zu ketten gesucht, gefährlich, höchst gefährlich blieb es doch für ihn immer, nur allein auf dieses Heer gestützt, sich gegen den Kaiser erheben zu wollen. Wenn nun dieses Heer die Treue gegen den Kaiser höher achtete als die Treue gegen Friedland, welches sollte dann sein Schicksal sein, wenn er sich einmal ausgesprochen! Wallenstein befindet sich in der Unmöglichkeit, die Stimmung und die Gesinnung des Heeres, das er in des Kaisers Namen um sich gesammelt, genau kennen zu lernen, genau zu erforschen. Denn um zu erfahren, was das Heer thun würde, wenn er sich gegen den Kaiser erhübe, hätte er es demselben deutlich sagen müssen, daß er sich erheben wollte, und eben das mußte verborgen gehalten werden bis alle Maßregeln getroffen, so gut getroffen, daß an das Gelingen mit Sicherheit geglaubt werden konnte. Wie konnte er auf den Markt hintreten und seine Entwürfe verkünden, ehe die Ausführung gesichert war!

Wenigen nur hat Wallenstein seine Entwürfe mitgetheilt und die Wenigen, mit denen er es gethan, haben seine Gedanken und Entwürfe uns weder mittheilen wollen noch haben sie es gekonnt. Er selbst hat die Sache betrieben, wie er sie betreiben mußte. Er hat nichts Schriftliches von sich gegeben und selbst so wenig als möglich gesprochen. Er hat nur durch andere reden und schreiben lassen, wo das nur möglich war, damit im Falle der Entdeckung ihm noch ein Ausweg blieb und Alles von ihm hinweggeläugnet werden könnte. So geboten die Umstände ihm zu handeln und er wäre ein Thor gewesen, wenn er anders gehandelt. Wir aber sind durch diese ihm nothwendige Art des Handels in die Unmöglichkeit gesetzt, von seinen Entwürfen mit mathematischer Sicherheit zu reden. Sie ist aber auch unter diesen Umständen weder zu erwarten noch zu begehren. Alles, was unter den Umständen, wie sie sind, für die Annahme, daß Wallenstein den Entschluß gefaßt, sich zu erheben, um den Kaiser zur Erfüllung des ihm gemachten Versprechens zu nöthigen, erwartet und begehrt werden kann, ist in der That und Wahrheit vorhanden.

Lange mag Wallenstein in Böhmen gesonnen haben, in welcher Art er gegen den Kaiser auftreten solle, wie und wodurch er bei diesem Auftreten sich am besten sichere. Er fühlet, daß er bald auftreten muß, damit Ferdinand II. ihm nicht etwa zuvorkomme und er abermals, wie auf dem Regensburger Tage 1630, gestürzt werde. Denn Wallenstein weiß und muß es wissen, daß er jetzo am kaiserlichen Hofe mit ganz andern Augen betrachtet wird, als beim Beginne seines zweiten Auftretens. Damals sind große Siege und große Erfolge von ihm erwartet worden, aber nun siehet man in Wien, daß solche nicht gewonnen und auch in Zukunft schwerlich werden gewonnen werden. Man muß daher in Wien meinen, daß



Wallenstein für den Kaiser nicht mehr nothwendig sei. Die große Gefahr vom Kaiserthrone verdrängt zu werden, in welcher Ferdinand II. durch das Leben Gustav Adolfs geschwebt, ist durch dessen Tod auch fast verschwunden, und so muß auch dieser Grund hinzukommen, daß auf Wallenstein jetzo viel weniger Gewicht gelegt wird als sonst, ja, daß man ihn für gefährlich achtet. Ist doch sicher der Mann für den Kaiser gefährlich, der sich für Dienste, die gar nicht näher bezeichnet worden, deren Umfang und Größe ganz unbestimmt geblieben, den ungeheuren Preis eines östreichischen Erblandes, das ebenfalls nicht bezeichnet worden, hat versprechen lassen! Kann er doch jeden Augenblick auftreten und eines der Lande des Kaiser-Hauses begehren, kann er doch das beste und größte herauslesen, Böhmen etwa! Schaltet und waltet er doch hier schon als ob des Landes Herr er und nicht der Kaiser sei, stehet er doch an der Spitze eines Heeres, von dem man nicht weiß, ob es mehr Ferdinand II. oder mehr dem Herzog ergeben!

Alle diese Verhältnisse kennt Wallenstein und muß sie kennen. Er weiß, daß er jetzo in Wien für weniger nothwendig als sonst, aber noch als gefährlich angesehen wird. Er fühlet, daß seine seltsame und zweideutige Art den Krieg zu führen dort auffallend gefunden worden, er weiß, daß Maximilian I. von Baiern, den er deshalb tödtlich haßt, schon eifrig in Wien an seinem Sturze arbeitet. Er siehet auch schon, daß man dort ihm entgegenarbeiten, sich gegen ihn sicher zu stellen und den geschlossenen Tractat zu verachten beginnt, denn es ist dem Spanier Feria, der aus Italien ein Heer nach Deutschland führen soll, ein unabhängiger Befehl gegeben worden, da doch, dem Tractate gemäß, auch spanische Truppen, wenn sie nach Deutschland kommen, unter seinem Obercommando stehen sollen. Noch scheut sich Ferdinand II. klar und

offen gegen den Mann, der an der Spitze eines furchtbaren Heeres steht, das er noch obenein auf eigene Kosten zusammengebracht, aufzutreten, aber Wallenstein fühlt, daß der Kaiser nur darum noch nicht auftritt, weil er noch nicht kann, Wallenstein fürchtet, daß er sich die Macht, dereinst auftreten zu können, im Stillen bereiten werde.

Offenbar findet Wallenstein, nachdem er lange gesonnen, daß es zu gefährlich sei, allein auf das Heer, das ihn umgiebt, gestützt, sich gegen den Kaiser zu erheben. Die auch dem Kaiser geschworene Treue könnte sich in dem Augenblicke der Entscheidung mächtig und gewaltig in dem Herzen der Führer und Soldaten regen und es wäre dann nichts sicherer als sein, Wallensteins, schmachvoller Untergang. Auch stimmt ein so plötzliches Erheben, ein Erheben mit einem kühnen und verwegenen Schlage überhaupt nicht zu Friedlands Character und Natur, die mehr zählender und rechnender Art ist. Also kommt er auf einen andern Gedanken, auf den Gedanken, sich mit Sachsen, Brandenburg, Frankreich, vielleicht auch mit Schweden, zu verständigen, in Verbindung mit ihnen den Kaiser zum Frieden zu zwingen und durch ihre Hülfe zugleich sich von Ferdinand II. das zu erzwingen, was in dem Tractate für ihn ausbedungen worden. Durch den Frieden will er nun emporkommen, wie er früher emporkommen wollte durch den Krieg, womit es aber keinen günstigen Fortgang hat gewinnen wollen.

So ist offenbar die allgemeine Grundlage seiner Gedanken. Er will emporkommen durch ein Einverständniß mit den Feinden des Kaisers, durch das ein allgemeiner Friede gemacht und ihm eine hohe, fürstliche Stellung gesichert werden soll. Ueber das Einzelne ist er noch im Unklaren, über die Art und Weise der Ausführung ist er noch zweifelhaft und ungewiß. Auch



ist sie ja ebenfalls mit den größten Schwierigkeiten verbunden; von mehr als einer Seite erheben sie sich, wenn Wallenstein Wahrscheinlichkeiten und Möglichkeiten berechnet. Werden die Mächte, mit denen er sich vertragen will, zu einem solchen Beginnen die Hände bieten, werden alt-fürstliche Geschlechter selbst einem Manne, wie er ist, einem Emporkömmling des Krieges, der Waffen, des Raubes und der Gewalt, die Hände reichen, um so auftreten zu können gegen ein anderes altfürstliches Geschlecht, gegen das Kaiser-Haus? Er, Wallenstein selbst, mag zwar ein Unternehmen, das den Kaiser nöthiget, ihm ein früher gegebenes Versprechen zu erfüllen, immerhin nicht als klaren und offenen Verrath ansehen. Werden aber auch die Könige und die Fürsten, mit denen er sich verständigen will, es nicht als gemeinen Verrath betrachten, zumal da es als ein solcher sich wohl auch ansehen läßt? Und wird endlich sein eigenes Heer sich nicht gegen den frechen Trotz und die Gewalt erheben, mit der er die Erfüllung eines widernatürlichen und fast gewaltsam abgenöthigten Versprechens, auch gewaltsam wird herbeiführen wollen? Wallenstein befindet sich in der That in einem wüsten Labyrinthe, in dem es unermeßlich schwer ist, überhaupt einen Weg, geschweige denn den Weg, von welchem er sich sagen könne, daß er sicher zum Ziele, daß er nicht schon in den nächsten Augenblicken zum Untergange führen werde, zu finden.

Wallenstein hebt indessen, wie er noch in Böhmen ist, mit der Einleitung des schweren Werkes an. Er thut es, wie er es thun muß, mit einem großen Maße von Vorsicht.

Er wendet sich zuerst an Frankreich, an die Macht, von welcher er weiß, daß sie am meisten Alles nur nach dem Vortheil berechnet und sich um die Moralität der Mittel, welche zum Ziele führen, am wenigsten kümmert. Von Frankreich

zuerſt iſt zu erfahren, was es zu einem Vorſchlage Wallenſteins gegen den Kaiſer aufzutreten, wohl ſagen würde. Alſo nähert er ſich den Franzoſen, jedoch nur mit den größten Vorſichtsmaßregeln. Ehe er der Geſinnung Frankreichs nicht wenigſtens in etwas ſicher iſt, darf er nur ſo handeln, daß er jeden Augenblick wieder zurücktreten kann. Ja er muß ſeine Sache ſo einrichten, daß wenn es entdeckt, wenn es dem Kaiſer ruchbar würde, er auftreten und behaupten könne, von Allem, was andere für ihn geſprochen zu haben behaupteten, wiſſe er nichts und er habe nie daran gedacht, ihnen ſolche Aufträge zu geben.

In Sachſen lebt ein Graf Kinsky, den die Revolution aus Böhmen vertrieben; den hat Wallenſtein zu ſeinem geheimen Unterhändler auserſehen. Der Botſchafter von Frankreich Feuquières trifft in Deutſchland ein und ſofort meldet ſich bei ihm ein dritter, ein Edelmann, welchen Kinsky geſendet. Feuquières berührt es in ſeinem Briefe, der uns den Bericht von dieſen Vorgängen giebt, weiter nicht, was dieſer Edelmann zu ihm geſprochen. Man erfährt nur, daß Unterhandlungen, die Wallenſtein betrafen, zwiſchen Feuquières und Kinsky Statt gefunden. Feuquières hat wohl über die ihm geſagten Dinge ſogleich an ſeinen Hof berichtet und derſelbe hat im Anfange wenig auf die Anträge gegeben, die Wallenſtein erſt durch die dritte Hand und vielleicht ſo vorſichtig und ſo zweideutig machen ließ, daß man nicht recht wußte, was man eigentlich damit anfangen ſollte. Indeſſen ſagt Feuquières, daß auch er Vorſchläge gethan und dieſe an Wallenſtein durch Mittelsperſonen habe gehen laſſen. Es verläuft ein Monat und im März, während Feuquières ſich zu Heilbronn befindet, meldet ſich ein zweiter von Kinsky abgeſendeter Edelmann. Wallenſtein will etwas Näheres und Beſtimmteres wiſſen. Feuquières iſt aber



noch ohne Anweiſungen von Richelieu und ſo kann er weiter nichts thun, als Kinsky bitten laſſen, dafür zu ſorgen, daß Wallenſtein in ſeiner „guten Reſolution" verharre, bald würde ihm Weiteres zukommen. Der Franzoſe giebt auch eine an Wallenſtein gerichtete Schrift mit. Sie enthält eine Aufforderung an den Herzog, ſich deutlicher und beſtimmter über das, was er beabſichtige, zu erklären, auch hält ſie ihm die Nothwendigkeit, mit dem Kaiſer zu brechen, vor. Daraus ſcheint abermals zu erhellen, daß die Anträge, welche Wallenſtein bis jetzt nur durch die zweite und dritte Hand hat machen laſſen, aus großer Vorſicht ſo ſchwankend, unbeſtimmt und zweideutig geweſen ſind, daß die Franzoſen nicht recht wußten, was die Sache ſein und bedeuten ſollte.

Feuquières geht nun nach dem Abſchluſſe des Heilbronner Bündniſſes an den Dresdner Hof und trifft nun mit dem Grafen Kinsky perſönlich zuſammen. Mehr in ſeinem eigenen als in Wallenſteins Namen redet dieſer nun wie von einer Möglichkeit davon, daß der Herzog ſich gegen Ferdinand II. erklären und ſich, wenn man ihn in dem Unternehmen unterſtützen wolle, zum König von Böhmen erklären würde. Unterdeſſen ſcheint Feuquières ſich mit dieſer unbeſtimmten Aeußerung keineswegs begnügt zu haben. Es muß ihm irgend ein Beweis zugekommen ſein, daß das Geſagte nicht blos eine Anſicht des Grafen Kinsky, ſondern die Meinung Wallenſteins ſelbſt ſei. Er hält nun die Sache für wichtig genug, noch einmal an ſeinen Hof zu berichten und Ludwig XIII. findet die Sache nun auch ſeinerſeits wichtig genug, deshalb ſpäter einen Brief an ſeinen Botſchafter in Deutſchland zu ſchreiben. Dieſes Briefes wird bald Erwähnung geſchehen. Man ſiehet aus demſelben deutlich, daß Wallenſtein geäußert, er wolle ſich zum König von Böhmen machen. Böhmen alſo iſt das öſt-

reichische Erbland, das er sich selbst ausgesucht hat. In Böhmen liegen Wallensteins zahlreiche Güter, in Böhmen hat er gewissermaßen schon festen Fuß, Böhmen ist das beste von den östreichischen Landen. Wenn Wallenstein überhaupt eine Wahl treffen will, so kann er wohl kein anderes Land als Böhmen nehmen. Unter dem Ausdrucke „Böhmen" ist aber wohl nicht allein das eigentliche Böhmen, sondern auch die böhmischen Nebenlande, die jetzo noch dem Kaiser gehören, also Mähren und Schlesien, mit zu verstehen.

Unter dem Hin- und Her-Verhandeln mit Frankreich, wobei es lange genug währte, ehe Wallenstein auch nur mit dem, was er eigentlich beabsichtigte, gegen Feuquières herausrückte, ist die Zeit verlaufen und der Herzog kann unmöglich länger müßig in Böhmen bleiben. Ein halbes Jahr ist seit der Schlacht bei Lützen vergangen und Wallenstein hat nicht das Mindeste unternommen. Die Nothwendigkeit das Heer wieder zu organisiren, ist ihm freilich eine Entschuldigung für seine lange Waffenruhe gewesen, aber nun ist dieses Heer wieder organisirt, und Wallenstein muß sich endlich, wenn der Kaiser nicht schweren Verdacht gegen ihn fassen soll, in Bewegung setzen. Daher bricht er im Mai 1633 endlich nach Schlesien auf. Der Kurfürst von Sachsen hatte nach der Lützner Schlacht seine Scharen wieder nach Böhmen gesendet. Sie standen unter den Befehlen Arnims und des Herzogs Franz Albert von Lauenburg. Auch schwedische Truppen unter dem Grafen Matthias von Thurn befanden sich hier. Die Verbündeten hatten den größten Theil von Schlesien in Besitz, aber sie begnügten sich, es eben in Besitz zu haben. Der größte Theil der Heeresmacht in Schlesien bestand aus Sachsen und es war gar nicht die Absicht des Kurfürsten, den Krieg gegen den Kaiser auf das Aeußerste zu treiben. Ferdinand II. soll



nur bedroht, nicht gestürzt werden, die Drohungen ihn nöthigen, den protestantischen Fürsten und Ständen einen guten und sichernden Frieden zu bieten.

Zwischen Schweden und Sachsen war Mißtrauen und Spannung eben damals besonders gewaltig. Zu großer Unzufriedenheit des Kurfürsten von Sachsen war das Heilbronner Bündniß abgeschlossen worden, denn er hatte gewünscht, daß ein Gesammtbund der protestantischen Fürsten entstehen möchte, damit hierdurch Ferdinand II. bewogen werde, solche Friedensvorschläge, die sich hören ließen, zu machen. Der Kurfürst hätte es wohl dahin bringen können, daß ein solcher Gesammtbund entstanden, wenn er nur gleich nach dem Tode Gustav Adolfs rasch und entschlossen in diesem Sinne gehandelt. Daran aber hatte es eben gefehlt und so war des Kurfürsten Wunsch nur ein Wunsch geblieben. Jetzo ist er doch erbittert auf Oxenstierna, daß er ihn von der Leitung der protestantischen Angelegenheiten verdrängt, obwohl von ihm selbst so gut als nichts geschehen ist, um an die Spitze derselben zu kommen.

Das Dasein dieser Zwietracht zwischen Schweden und Sachsen ist dem Kaiser Ferdinand II. nicht entgangen und er bauet darauf wieder einige Hoffnung, Sachsen von den Schweden und der allgemeinen Sache des Protestantismus trennen zu können. Nun ist vor kurzem Dänemark aufgetreten und hat allen kriegführenden Parteien seine Friedens-Vermittlung angeboten. Der Kaiser hat sie angenommen, nicht weil er den Protestanten einen billigen und gerechten Frieden zu geben gesonnen, denn wenn er das zu thun gemeint, hätte er nicht nöthig gehabt, erst die dänische Vermittlung abzuwarten, nur weil er hoffte, bei diesen Unterhandlungen einen oder den andern, besonders Sachsen, täuschen zu können, um die Protestanten zu spalten und zu schwächen. Als Wallenstein in

Schlesien einrückte, ward eben wegen dieses Friedens, den die Dänen vermitteln wollten, vielfach unterhandelt, und der Herzog gewann damit den Vortheil, sich mit den Feinden besprechen zu können, ohne daß es dem Kaiser Bedenken erregen konnte. Es schien ja, als wenn Wallenstein nur die von Dänemark gebotene und vom Kaiser genommene Friedens-Vermittelung unterstützen wolle. Wallenstein konnte dem Kaiser sagen, auch er habe bei diesen Unterhandlungen keine andere Absicht, als die Feinde zu spalten und zu schwächen. Freilich nur, daß Wallenstein überhaupt mit dem Feinde verhandelte, und nicht was er verhandelte, sollte der Kaiser erfahren.

Kaum in Schlesien angekommen, erneuerte Wallenstein seine Verbindung mit Arnim, mit welchem er so oft noch in schriftlichem Verkehr gestanden, bewog ihn zu einer persönlichen Zusammenkunft und schloß auf derselben am 7. Juni 1633 einen vierzehntägigen Waffenstillstand ab. Schon bei dieser Zusammenkunft soll Wallenstein heftige Aeußerungen gegen den Kaiser gethan und gesagt haben, daß er sich mit den Evangelischen verbünden wolle, wenn sich Ferdinand II. nicht zum Frieden bequeme. Ganz unerwartet mögen diese Aeußerungen den Verbündeten nicht gekommen sein, denn sie hatten wohl durch Feuquières schon erfahren, daß mit Wallenstein etwas im Werke sei gegen den Kaiser. Gleich nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes rückt Wallenstein deutlicher und bestimmter hervor. Durch den Herrn de la Tour wendet er sich nun auch an die Schweden, an den Grafen von Thurn und an Oxenstierna. Als Vorschläge, die Wallenstein gethan, wird in unverdächtigen Quellen Folgendes angeführt. Es sollte ein allgemeiner Friede geschlossen, und wenn der Kaiser diesen Frieden nicht so, wie er, Wallenstein, es mit den Verbündeten ausgemacht, annähme, derselbe mit den Waffen gezwungen



werden, wozu die Heere unter seinen Befehl zu stellen wären, damit er bis vor Wien ziehen und Ferdinand II. so nöthigen könne. Die Krone Schweden solle nach Möglichkeit Geld-Entschädigung empfangen, alle Privilegien und alles Eigenthum zurückgegeben, die Jesuiten aus dem Reiche getrieben und nach Herstellung aller Dinge ein Krieg gegen die Ungläubigen, gegen die Türken, geführt werden. Für sich verlangt Wallenstein dabei als Entschädigung für Mecklenburg und für die Ausgaben, die er für den Kaiser gehabt, ausdrücklich nur die Markgrafschaft Mähren, fügt jedoch hinzu, daß er, wenn er die böhmische Krone empfinge, allen vertriebenen Herren ihre Güter wiedergeben und die Religion frei lassen würde. Deutlich siehet man, worauf es Wallenstein besonders ankommt, worauf es ihm auch besonders ankommen muß. Seinem eigenen Heere nicht ganz trauend, wenn er gegen den Kaiser auftreten wolle, begehrt er, daß die Heere der Verbündeten ihn unterstützten. Was der Kaiser ihm sicher niemals geben wird, das will er nun durch die Verbündeten, durch die Evangelischen erreichen, und es giebt allerdings für ihn kein anderes Mittel als es durch sie zu erreichen.

Aber wie gefährlich war es für die Verbündeten sich einem Manne, wie Wallenstein, anzuvertrauen, einem Manne, der im Begriff stand, dem Kaiser einen Streich zu spielen, den man mindestens einen tückischen nennen mußte. Konnte das Ganze nicht auch wohl eine Falle sein oder konnte Wallenstein nicht, wenn er sich etwa plötzlich mit dem Kaiser aussöhnte und die Verbündeten ihm Truppen schon übergeben, wieder gegen diese mit derselben Tücke verfahren, die er erst dem Kaiser zugedacht? Indessen geht die Botschaft der Wallensteinschen Anträge an Oxenstierna und an Johann Georg I. An Feuquières, der sich noch in Dresden befindet, wendet sich wieder der Graf Kinsky.

Noch immer ist eine bestimmte Anweisung von Ludwig XIII. und Richelieu an Feuquières, wie er sich in der Wallensteinschen Sache zu benehmen habe, nicht eingelaufen. Der Botschafter, der sich die gute Gelegenheit, dem Kaiser-Hause einen Schlag zu versetzen, doch nicht will entgehen lassen, giebt auf seine eigene Faust dem Grafen Kinsky die besten Zusicherungen: „Wallenstein solle sich nur gegen den Kaiser erheben, nach Böhmen ziehen und auf Wien marschiren, die französische Unterstützung werde nicht fehlen, auch solle Wallenstein den Oberbefehl über das gesammte Heer, das gegen den Kaiser operiren werde, empfangen." Frankreich wagt bei diesem Versprechen nichts; es hat kein Heer in Deutschland und französische Truppen werden nicht bei denen sein, die Wallenstein anzuvertrauen sind. Also erhielt der Herzog von Feuquières schöne Worte, die ihm zu gar nichts helfen. Der Franzose forderte ihn auf, mit seinen eigenen Kräften den Kampf gegen den Kaiser zu beginnen, was Wallenstein eben weder konnte noch wollte. Die Franzosen wagten nichts dabei, wenn es mißlang, Wallenstein aber wagte Alles, Kopf und Ehre.

Die französische Antwort war, wie es scheint, dem Herzog am frühesten zugekommen. Der Franzose, der nichts gab als schöne Worte, war auch mit diesen am geschwindesten fertig. Oxenstierna aber hatte ganz andere Dinge in Erwägung zu ziehen. Sollte man einen Theil des schwedischen Heeres dem tückischen Wallenstein zu einem Unternehmen anvertrauen, der es in das Verderben führen konnte. Und wenn nun auch Wallenstein wirklich und ernstlich mit dem Kaiser brechen wollte, blieb das ganze Unternehmen nicht noch immer ein zweifelhaftes und ungewisses. Oxenstierna wollte sich schon aus diesen Gründen nicht mit Wallenstein einlassen. Was ihn aber ganz besonders von demselben entfernen mußte, war die



Art und Weise, in welcher sich Wallenstein über die Entschädigung ausgesprochen, die Schweden erhalten sollte, wenn nun Alles würde vollendet, der Kaiser zum Frieden gezwungen, von seiner Höhe gestürzt und Friedland als Herr des böhmischen Reiches gewissermaßen an dessen Stelle gesetzt sein. Nichts weiter als eine Geldentschädigung sollte Schweden erhalten. Es sollte Schweden Gefahr übernehmen und sein Blut aufwenden, um Wallenstein zu erhöhen und endlich dafür eine elende Geldentschädigung nehmen. Sehr natürlich war, daß diese Vorschläge keinen Gefallen vor Oxenstierna finden konnten. Deshalb wieß er den Grafen von Thurn an, sich vor der Hand mit Wallenstein nicht einzulassen, wohl aber den Gang der Sache weiter zu beobachten. Demgemäß hat nun Wallenstein sicher von Thurn eine Antwort empfangen, die ihm vor der Hand alle Aussicht abschneidet, einen Theil des schwedischen Heeres für sein Unternehmen zu gewinnen.

Warum aber Wallenstein gerade den Schweden so schlechte Bedingungen gestellt, daß sie dieselben wohl zurückweisen müssen, ist nicht schwer zu sehen. Zuerst war Wallenstein ihr Freund nicht und mochte bittern Ingrimm gegen sie im Herzen tragen, denn er war unglücklich gegen ihre Waffen gewesen und durch sie war der früher gewonnene Kriegsruhm beinahe wieder in Nichts aufgelöst worden. Zweitens aber mag Wallenstein, und nicht ohne Grund gemeint haben, daß er sich Frankreich, Schweden und auch Brandenburg entfremden würde, wenn er Schweden begünstige, und daß er diese verletze, wenn er den Schweden etwa ein deutsches Gebiet zuschlage, daher will er sie mit einer Geld-Entschädigung abfinden. Also ist herbeigeführt, daß Wallenstein nun auch auf die schwedische Unterstützung nicht rechnen kann.

Besser nimmt Sachsen die Wallensteinschen Anträge auf.

Johann Georg I. hat eine persönliche Zusammenkunft mit Arnim, auf welcher sie besprochen und berathschlagt worden, was man darauf zu erwiedern habe. Die Nachricht über die Antwort, welche an Friedland von Sachsen gegeben worden, muß freilich mit einigem Mißtrauen betrachtet werden, aller Wahrscheinlichkeit aber entbehrt sie nicht. Sachsen begehrt für sich und für Brandenburg Schlesien und für sich allein einen Theil von Böhmen, wenn die Nachricht als eine richtige und wahre angenommen wird. Ohne darüber zu streiten, ob nun gerade das und so viel von Sachsen wirklich begehrt worden oder nicht, ist es doch höchst wahrscheinlich, daß von Sachsen überhaupt etwas begehrt worden ist, wenn es sich mit Wallenstein gegen den Kaiser verbünden solle. Wallenstein mag nun die sächsische Anforderung mit dem größten Unwillen gehört haben. Was dem Kaiser entrissen werden soll, das hat er für sich behalten wollen, nun meldet sich Sachsen und begehrt davon einen Theil. Indessen werden weitere Unterhandlungen zwischen Arnim und Wallenstein gepflogen, in denen es sich um die Vereinigung der beiden Heere handelt. Es kommt aber nichts zu Stande. Die Forderung Wallensteins, wird berichtet, ihm Breslau, Schweidnitz und Großglogau zu übergeben, wird abgeschlagen. Man siehet daraus doch, daß es sich um Schlesien handelte. Auf dem größten Theile aller dieser Verhandlungen ruhet ein Schleier, der wohl niemals ganz wird gelößt und gehoben werden können. Nach dem Untergange Wallensteins hatten alle, welche sich mit ihm eingelassen, ein Interesse daran, zu verbergen, daß sie mit ihm unterhandelt, sogar ganz abzuläugnen, daß sie mit ihm in Verbindung gestanden, denn es war ja sicher nicht gerade sehr ehrenhaft, sich mit Wallenstein, der wie ein Empörer sich gegen Ferdinand II. erheben wollte, eingelassen zu haben. Der Tractat, den Friedland mit dem



Kaiser geschlossen und das Versprechen, welches dieser an jenen gegeben, konnte, wenigstens in den Augen eines wahren und vollen Biedermanns, kaum als eine halbe Entschuldigung der Weise angesehen werden, die Friedland gegen den Kaiser einzuschlagen gedachte. Am meisten muß es Wunder nehmen, daß Johann Georg I. von Sachsen, der so entschieden gegen die böhmische Revolution von 1619 aufgetreten, sich Wallenstein noch am meisten zu nähern, noch am meisten auf seine Entwürfe einzugehen scheint. Fast möchte man geneigt sein anzunehmen, Sachsen habe der Zweideutigkeit Wallensteins gegen den Kaiser nur eine andere gegen ihn selbst gerichtete entgegengesetzt, und die ganze Verhandlung weniger geführt, um durch Wallenstein selbst zu einem Zwecke zu kommen, als vielmehr, um Ferdinand II. in eine momentane Gefahr zu bringen, welche ihn zwinge, endlich der protestantischen Partei einen billigen Frieden zu gewähren. Doch läßt sich hierüber nichts weiter als eine unsichere Vermuthung aufstellen.

Bei den letzten Unterhandlungen mit Sachsen soll Wallenstein plötzlich begehrt haben, daß Sachsen und Brandenburg sich mit ihm vereinigten, um die Fremden aus Deutschland hinauszutreiben. Seine Vertheidiger haben diese Nachricht benutzt, um zu behaupten, Wallenstein habe diese ganzen, seltsamen Unterhandlungen nur darum angeknüpft, um Spaltung unter den Gegnern des Kaisers zu erregen, und namentlich um Sachsen von Schweden zu trennen. Eine seltsamere und von aller innern Wahrscheinlichkeit mehr entblößte Ansicht kann es kaum geben. Spaltung und Mißtrauen war vorher und nachher zwischen Schweden und Sachsen schon im hohen Grade und man begreift nicht, wie sie dadurch hätten gesteigert werden können, daß Wallenstein ihnen beiden vorschlug, sich mit ihm gegen den Kaiser zu vereinigen und denselben zum Frieden zu

zwingen. Hätte Wallenstein nun auch ja diese Absicht gehabt, die er vernünftigerweise gar nicht haben konnte, da so der Zweck gar nicht zu erreichen war, so hätte er den Kaiser von allen diesen Verhandlungen unterrichten müssen. Ferdinand II. hätte sie dann gekannt und nicht das Mißtrauen gegen Wallenstein daraus schöpfen können, das er daraus schöpft als er später von diesen Verhandlungen, und nicht durch Wallenstein, in Kenntniß gesetzt wird.

Was das Verlangen Wallensteins betrifft sich mit ihm gegen die Fremden zu verbinden, so stehet erstens die Nachricht darüber selbst keineswegs fest, ferner ist zweifelhaft, wer, wenn Wallenstein es wirklich antrug, unter dem Ausdrucke „die Fremden" gemeint sei, da darunter sowohl die Schweden als auch die spanischen Truppen, die dem Kaiser zu Hülfe gekommen, als auch beide zusammen verstanden werden können. Und es ist viel wahrscheinlicher, daß Wallenstein mit diesem Ausdruck die Spanier meinte, als daß er damit die Schweden gemeint haben sollte, da er vernünftigerweise gar nicht erwarten konnte, daß Sachsen auf sein bloßes Wort, auf seine bloße Anforderung, sich mit ihm gegen die Schweden verbünden würde. Denn wenn auch Sachsen auf der einen Seite gegen Schweden voll Mißtrauen war, weil sie in dem Reiche nach Macht und Gewalt zu streben schienen, so weiß es doch auf der andern Seite recht genau, daß diese Schweden auch ein Schutz gegen Ferdinand II. und gegen Wallenstein sind; man hat diesen Schutz schon mehr als einmal erfahren und ist durch ihn vom Abgrunde des Verderbens hinweggerissen worden. Das aber konnte Wallenstein auch nicht glauben, dafern er nur bei Sinnen war, daß Sachsen auf sein bloßes Wort, daß er nachher selbst gegen den Kaiser auftreten werde, auf die Gefahr hin von ihm nachmals getäuscht zu werden und in der Täuschung



nichts weniger als den Untergang zu empfangen, die Schweden mit vertreiben helfe, um dann vielleicht rettungs- und schutzlos Wallenstein und der ganzen Macht des Katholicismus gegenüberzustehen.

Wallenstein sah sich nun aber in den Erwartungen, welche er auf Frankreich, auf Schweden, auf Sachsen gesetzt, getäuscht. Die erstere Macht gab ihm schöne Worte und gute Versprechungen, die ihm zu nichts helfen. Allerdings lief um diese Zeit, doch erst, nachdem Wallenstein die Feindseligkeiten schon wieder eröffnet hatte, ein Brief König Ludwigs XIII. an Feuquières ein, von dessen Inhalte Wallenstein auch sofort in Kenntniß mag gesetzt worden sein, und in welchem dem Botschafter aufgetragen wird, dem Herzog von Friedland die Unterstützung französischer Waffen zum Gewinn des Königreichs Böhmen zu versprechen. Aber Wallenstein braucht ein Heer, wenn er so fort gegen den Kaiser auftreten will und das allerschönste Versprechen kann ihm nicht das Mindeste frommen; ein Heer aber könnex ihm die Franzosen in so weiter Ferne nicht geben, die Schweden wollen es ihm auch nicht geben und von den Sachsen, wenn er diese ja für hinlänglich halten sollte, empfängt er ein solches endlich auch nicht. Die Unterhandlungen mit Sachsen sind endlich auch abgebrochen, da über Bedingungen und Art der Verbindung beider Heere eine Vereinigung nicht gewonnen worden. Denn alle fanden es bedenklich sich mit ihm, dem seltsamen und zweideutigen Manne, einzulassen, alle wollten warten bis er mit dem Kaiser schon gebrochen und erst dann, unter den größten Vorsichtsmaßregeln und nicht umsonst, sondern um gute Preise, ihn unterstützen. Nur Frankreich, welches dabei auch am wenigsten wagte, zeigte große Bereitwilligkeit, aber eben diese Bereitwilligkeit half Wallenstein vor der Hand zu gar nichts. Erst später bekam

Feuquières Befehl, dem Wallenstein eine Geldhülfe von hunderttausend Thaler zufließen zu lassen.

Das Mißtrauen, mit welchem besonders Schweden die Anträge Wallensteins gehört hatte, das Mißtrauen, welches Oxenstierna in sie setzte, ward zu einem guten Theile von dem Herzoge selbst verschuldet. Wallenstein war, wie bei der Größe und Gefährlichkeit seines Unternehmens natürlich, von bangen Zweifeln und Ungewißheiten gequält, bald ob er beginnen sollte, bald wie er es sollte. Dieser Seelenzustand drückte sich auch in der Art ab, wie er die Unterhandlungen mit den Verbündeten führte. Es geschah in einer unsichern, zweifelhaften, zweideutigen Weise, die schuf den Verdacht, daß Wallenstein gegen die, mit denen er unterhandelte, um den Kaiser zu berücken, mit derselben Treulosigkeit, um auch sie zu berücken, verfahren werde. Oxenstierna und selbst Arnim äußerte diese Bedenklichkeit, als Wallenstein die Verhandlungen zum erstenmale abgebrochen hatte. Doch meinte Arnim damit wohl weniger, daß Friedland die Verbündeten zu Gunsten des Kaisers als vielmehr daß er sie zu eigenem Gunsten habe berücken wollen.

Als nun die Unterhandlungen abgebrochen, konnte Wallenstein freilich nicht anders verfahren als die Feindseligkeiten wieder zu eröffnen, denn der Kaiser mußte ja Verdacht gegen ihn fassen, wenn er ganz thatenlos blieb, wenn er den Waffenstillstand fort verlängerte, ohne daß ein Vortheil für die kaiserlich-katholische Sache davon abzusehen war. Daher hat Wallenstein, nachdem mit dem 14. Juni 1633 der vierzehntägige Waffenstillstand abgelaufen, einen Versuch gemacht, Schweidnitz durch Ueberrumpelung einzunehmen. Als derselbe nicht gelungen, bezog er in einiger Entfernung von der Stadt ein festes Lager, um in seiner früheren Weise den Krieg in die



Länge zu ziehen und dabei für sich und seine Entwürfe irgend eine günstige Gelegenheit zu erhaschen. Schweden und Sachsen schlagen nun Wallenstein gegenüber ebenfalls ein befestigtes Lager. Wallenstein hat nun dem Scheine nach den Krieg wieder begonnen; er kann behaupten, denn was läßt sich nicht in solcher Lage alles behaupten, daß es für den Kaiser sehr förderlich sei, wenn er jetzo Schlachten vermeide und den Krieg in die Länge ziehe, weil davon der Feind mehr Nachtheile habe als er. Durch diesen Schein meint und hofft er, sich dem Kaiser gegenüber so lange zu sichern, als er diesen Kaiser noch zu fürchten habe, als er einen guten, ihn sichernden und seine Wünsche erfüllenden Tractat mit den Verbündeten nicht gewonnen.

Offenbar hat Wallenstein die Hoffnung, einen solchen noch zu Stande zu bringen, nur einen Augenblick aufgegeben und sehr bald sie wieder aufgefaßt. Mit Frankreich haben seine Unterhandlungen sogar nicht einmal einen einzigen Augenblick still gestanden, sondern sind in einem Zuge fortgegangen. Die Depeschen des französischen Hofes an Feuquières, ein eigenhändiges Schreiben, welches Ludwig XIII. unterm 16. Juli 1633 an Wallenstein richtet und welches demselben ebenfalls durch Feuquières zukommen soll, beweisen das auf das Unzweideutigste. Ein neuerer Vertheidiger hat, um Wallensteins angebliche Unschuld trotz dieser Depeschen darzulegen, zu der seltsamen Behauptung seine Zuflucht genommen, daß sie Antworten auf Anfragen enthielten, die von Wallenstein gar nicht gemacht worden wären. Das Gezwungene einer solchen Erklärung und Annahme siehet jedermann von selbst ein. Sie ist aber auch so unstatthaft als nur überhaupt etwas sein kann. Aus welchem Grunde sollte der französische Hof sich wohl das Ansehn gegeben haben, daß Anfragen Wallensteins vorlägen,

wenn sie nicht wirklich vorlagen, wozu hätte das nützen, wozu hätte das führen sollen? Würde der König von Frankreich wohl selbst an Wallenstein geschrieben haben, wenn man in Paris nicht die volle Ueberzeugung gehabt, daß die Dinge, welche Unterhändler mündlich von Wallenstein berichteten, von ihm selbst ausgegangen? Die Verhandlungen mit Wallenstein dauerten schon mehrere Monate und der kluge Richelieu wäre getäuscht worden. Und wer hätte ihn dann täuschen sollen. Das Einzige, was man hier annehmen könnte, wäre, daß Richelieu durch den Grafen Kinsky getäuscht worden. Aber jeder, der eine Täuschung eines Andern unternimmt, hat damit irgend einen Zweck, dieser sei im Uebrigen, welcher er wolle. Graf Kinsky konnte nun wohl hoffen, daß ein Umschlag der Dinge in Böhmen und Wallenstein als König von Böhmen ihn wieder in den Besitz seiner confiscirten Güter bringen werde. Er mußte deshalb auch wünschen, daß Wallenstein, und zwar unter seiner Mitwirkung, zum böhmischen König emporsteige, aber wenn er den Franzosen gegenüber angab, daß Wallenstein König zu werden wünsche, daß er hierzu Frankreichs Hülfe begehrte, und Wallenstein doch von alle dem nichts wußte, so konnte diese Täuschung ihm, dem Grafen, nicht das Mindeste frommen. Man müßte annehmen, Kinsky sei wahnwitzig gewesen und die Franzosen, der feine Richelieu so verblendet, daß sie bei langem Hin- und Herverhandeln diesen Wahnwitz nicht bemerkt. Da nun aber dieses anzunehmen geradehin unmöglich ist, so können die französischen Depeschen und Briefe nicht anders als ganz zuverlässige Quellen der geschichtlichen Wahrheit angesehen werden. Auch stimmen sie mit dem ganzen, andern Zustand der Dinge auf das vollkommenste überein.

Von besonderer Wichtigkeit ist eine Depesche des französischen Hofes an Feuquières vom 16. Juli 1633, von welchem Tage auch der Brief des Königs an Wallenstein datirt ist. Sie enthält, wie zum Ueberfluß noch ausdrücklich angeführt wird, Antwort auf die verschiedenen Anträge und Anfragen, die von Kinsky in Wallensteins Namen gemacht worden sind. Deutlich siehet man aus dem Inhalte der Depesche, der Herzog hat noch keinen bestimmten Entschluß gefaßt. Er hat nur, nachdem die Unterhandlungen mit Schweden, Sachsen und Brandenburg von ihm haben müssen abgebrochen werden, sich wieder mit Anfragen an Frankreich gewendet, was diese Macht thun würde, wenn er der Welt den Frieden gäbe, von dem Kaiser abfalle und sich zum König von Böhmen mache. Das französische Kabinet gebietet dem Botschafter Feuquières in derselben bedingten Weise, in welcher Wallenstein durch Kinsky hat anfragen lassen, auf jeden einzelnen Punct zu antworten. Wenn Wallenstein sich gegen den Kaiser erklären wird, so will Frankreich dafür sorgen, daß die Bundesgenossen Frankreichs ihre Truppen mit dem Heere des Herzogs vereinigen. Das geht offenbar auf Sachsen, Brandenburg und Schweden, welche sich eben jetzo geweigert haben ihre Heere mit dem Wallensteinschen zu vereinigen. Frankreich wird ferner dafür sorgen, daß die spanischen Truppen dem Herzog nicht auf den Hals kommen können und deshalb ein Heer im Elsaß einrücken lassen, um die Spanier abzuhalten. Also nicht allein deshalb hat sich Wallenstein an Frankreich gewendet, daß es Schweden, Sachsen und Brandenburg noch bewege, auch an die Spanier, die ihn hindern könnten, hat er gedacht und begehrt, daß Frankreich sie von ihm fern halte. Ferner hat er angefragt, ob er nicht Geld für sein Unternehmen empfangen könne. Der französische Hof antwortet darauf, daß, wenn der Herzog sich durch einen förmlichen Tractat anheischig machen wolle, mit wenigstens

35,000 Mann gegen den Kaiser aufzutreten, er eine jährliche Subsidie von einer Million Livres empfangen solle, die fortgezahlt werden sollte bis der Feind zu einem Frieden gezwungen worden.

Ferner hat Wallenstein angefragt, ob Frankreich ihn nicht auch gegen die übrigen deutschen Fürsten, mit denen er nicht, wie mit Sachsen und Brandenburg selbst unterhandelt, schirmen und schützen könne. Darauf antwortet Frankreich, daß es sich Mühe geben werde, alle deutsche Fürsten, die protestantischen sowohl als auch die katholischen, zur Annahme des Tractates, der zwischen Frankreich und Friedland geschlossen werden soll, zu bringen, damit auch von ihnen die Wallensteinschen Interessen gewahrt würden. Wallenstein hat nun auch noch Rath gefragt, wie das ganze Unternehmen am besten und sichersten zu beginnen sei. Frankreich antwortet darauf, der Herzog müsse irgend einen Schritt thun, der seinen Bruch mit dem Hause Habsburg klar und unzweideutig ausdrücke, Böhmen besetzen und sofort in Oestreich einrücken.

Weiter hat Wallenstein, jedoch, wie es scheint, auf eine dunkle und zweideutige Art auch Böhmens wieder Erwähnung gethan. Feuquières wird deshalb angewiesen, zu warten bis er in diesem Stücke klar sehe. Die Franzosen erwarten indessen, daß Wallenstein hier nicht lange mehr hinter dem Berge halten, sondern klar und bestimmt aussprechen wird, daß er das böhmische Reich für sich begehrt. Denn der Botschafter wird angewiesen, so wie er klar sehe, dem Wallenstein zu erkennen zu geben, daß der König von Frankreich es für nützlich halte, wenn der Herzog König von Böhmen werde. Das Haus Habsburg besitze dieses Land so auf eine nicht gesetzliche Weise und Frankreich werde alle seine Kräfte aufbieten, um den Herzog in dem Besitz von Böhmen zu erhalten. Wallenstein hat in seinen Anfragen auch von Baiern gesprochen. Rache gegen den Baiern, der ihn zu Regensburg gestürzt, ist seine Hauptleidenschaft. Ueberzeugt, daß Maximilian I. von Baiern, Haß und Rache mit Haß und Rache vergeltend, wenn er selbst gegen den Kaiser aufgetreten, auf das Aeußerste zuwider sein und an Ferdinand II. halten werde, hat er angefragt, ob er dann, ohne Frankreich zu beleidigen, dem Baiern, wie er wünscht, seinen Zorn könne empfinden lassen. Richelieu gebietet dem Feuquières darauf zu antworten, daß Frankreich Alles Mögliche thun werde, um seinen Freund und Bundesgenossen, den Herzog von Baiern, zu bestimmen, die Sache des Kaisers zu verlassen. Sollte das aber vergeblich bleiben, so werde Frankreich sich nicht widersetzen, wenn Wallenstein gegen Baiern auftrete und die französische Hülfe ihm aus diesem Grunde nicht entzogen werden.



Endlich wird auch Schwedens in dieser Depesche auf eine seltsame Weise Erwähnung gethan. Feuquières wird angewiesen, sich ganz nach dem Willen Wallensteins zu richten. Wenn dieser wolle, daß Schweden in den Tractat zwischen Frankreich und Friedland aufgenommen werde, so solle der Botschafter damit übereinstimmen. Wolle Friedland die Aufnahme Schwedens nicht und verlange er, daß die ganze Sache den Schweden ein Geheimniß bleibe, so solle das ebenfalls zugesagt werden, jedoch sei dann im Stillen Oxenstierna nichts desto weniger von dem Abschlusse des Tractats in Kenntniß zu setzen. Die Franzosen beantworten die Wallensteinschen Anfragen Punct für Punct. Es ist der fünfte in der Wallensteinschen Eingabe gewesen, welcher die Schweden betroffen. Aus der Antwort der Franzosen läßt sich nun, weil sie sich sehr im Unbestimmten hält, der Inhalt der Wallensteinschen Anfrage nicht genau ermitteln. Indessen wird doch klar, daß Wallen-

stein davon gesprochen haben muß, daß man Schweden in das Bündniß vielleicht nicht mit aufzunehmen brauche, ohne sich jedoch auch darüber völlig klar auszusprechen. Bei den letzten Verhandlungen hat Wallenstein bei Schweden die wenigste Geneigtheit gefunden. Oxenstierna hat sich allein zu nichts erboten, während Frankreich und Sachsen ihm auf halbem Wege entgegengekommen sind. Darüber mag der Herzog nicht allein bittern Grimm auf die Schweden in seinem Herzen gefühlt, sondern auch zu der Annahme geführt worden sein, daß Oxenstierna deshalb sich mit ihm in Unterhandlungen gar nicht eingelassen, weil sie seinen Absichten auf Böhmen abgeneigt. Und den Grund dieser Abneigung suchte er vielleicht wieder darin, daß der Schwede noch immer an das protestantische Kaiserthum denke, daß in dem protestantischen Kaiserthume die Krone von Böhmen für einen ganz Anderen, etwa für das Haus Friedrichs V., welches unter Oxenstierna die Pfalz wieder zurückerhalten, bestimmt sei.

In diesem Glauben scheinet sich Wallenstein etwa folgende Rechnung für sein künftiges Benehmen gestellt zu haben. Er will einen förmlichen Bund mit Frankreich und allen deutschen Fürsten schließen, in dem ihm der Besitz Böhmens zugesagt und gewährleistet werden soll. Dieser Bund soll den Schweden ein Geheimniß bleiben in so fern, daß sie wegen Böhmens nichts erfahren sollen. Sie sollen nur erfahren, daß Wallenstein gegen den Kaiser auftreten und diesen zu einem Frieden zwingen will. Dazu sollen sie so wie Sachsen und Frankreich ihm einen Theil ihrer Truppen stellen. Wenn der Kaiser besiegt und niedergeworfen, er aber, Wallenstein, an der Spitze eines großen und sieghaften Heeres steht, wenn er Böhmen bereits eingenommen hat, dann mögen sie, die Schweden, es erfahren, daß Wallenstein König sein wird und daß vor einem



solchen König kein schwedisch-protestantisches Kaiserthum aufkommen kann und wird. Dieser Rechnung ganz gemäß ist das folgende Benehmen Wallensteins und jeder einzelne Theil desselben findet dann eine genügende Erklärung, wenn man eine solche Rechnung in ihm annimmt und voraussetzt.

Offenbar haben die Zusicherungen des französischen Kabinets Wallenstein wieder Muth gemacht. Ist ihm doch sogar ein Brief des Königs selbst zugestellt worden, der mit den besten Versicherungen angefüllt ist. Wallenstein erwartet, daß die Franzosen auch bei Sachsen für ihn würden gearbeitet haben. Darum knüpft er die abgebrochenen Unterhandlungen mit Arnim sehr bald wieder an. Da das Friedens-Vermittelungsgeschäft, welches Dänemark begonnen, noch immer fortdauerte, so konnte Wallenstein hoffen, daß es der Kaiser nicht gerade sehr auffallend finden werde, wenn er statt seine Ueberlegenheit zu benutzen, um die Feinde rasch aus Schlesien zu treiben, abermals einen Waffenstillstand schließe, als wolle er mit demselben weiter nichts als den Plan, Sachsen von Schweden zu trennen, ausführen. Wallenstein schließt diesesmal einen vierwöchentlichen Waffenstillstand mit Arnim, der nicht allein für Schlesien, sondern für alle kaiserliche Lande überhaupt gelten soll. Zunächst ist er nur zwischen dem Kaiser einer-, Sachsen und Brandenburg andererseits geschlossen. Schwedens scheint in dem Waffenstillstande zuerst nicht gedacht worden zu sein. Arnim aber begehrt, daß Schweden ebenfalls in denselben aufgenommen werden müsse, womit Wallenstein im Anfange übel zufrieden, endlich aber doch nachgiebt. Sollte der Waffenstillstand von Wallenstein zu weiter nichts als dazu benutzt werden, Sachsen und Brandenburg von Schweden zu trennen, so durfte Wallenstein in diesem Puncte natürlich gar nicht nachgeben. Aber daß er weiter nichts wolle, das

gab Wallenstein nur dem Kaiser gegenüber vor; in der That und Wahrheit handelte es sich um ganz andere Dinge. Arnim reiste nun aus Schlesien ab und hatte mit Oxenstierna zu Gelnhausen am 11. Septbr. eine Zusammenkunft, auf der er ihm die Walleinsteinschen Anträge noch einmal auseinandersetzt. Es ist dem Herzog besonders darum zu thun, nun schnell gegen den Kaiser beginnen zu können und er glaubt nicht das mit seinem eigenen Heere allein mit Sicherheit thun zu können. Darum begehrt er, daß die besten schwedischen Regimenter mit dem Korps seines Generals Holk, den er nächst Gallas als den bezeichnet, auf welchen er sich am meisten verlassen könne, untergeben würden, damit er in Verbindnng mit Bernhard von Weimar die Baiern beschäftige. Dahingegen wolle er, Wallenstein, die Regimenter seines Heeres, auf welche er sich nicht verlassen könne, dem Arnim geben und dann gegen den Kaiser auftreten und in Böhmen und Oestreich einbrechen. Die Meinung Wallensteins war dabei wohl jeden Falls, daß ihm Arnim, für die Regimenter, welche er von ihm erhalten wird, andere, sächsische überlassen soll.

Sein ganzer Plan ist also offenbar folgender, der sicher nicht übel berechnet ist, um sich vollständig sicher zu stellen.

Mit ziemlicher Sicherheit läßt sich bestimmen, welche Entwürfe Wallenstein gehabt, welche Gedanken in seiner Brust gewesen sind. Es ist ein ungeheurer Entwurf, den seine Seele aufgefaßt, ein Entwurf, welcher auf hunderte von Hindernissen stoßen muß, wie der Herzog sehr wohl weiß. Daher will er nichts übereilen, daher will er sich nach Möglichkeit und nach allen Seiten hin im Voraus sicher stellen, auf daß, wenn das kühne Unternehmen einmal begonnen, es in der Ausführung nicht mehr scheitern könne. Seine Rechnung ist keineswegs in das Blaue hineingestellt, sie ist im Gegentheil eine scharfsichtige und genaue. Sie wäre auch wohl gelungen, wenn nicht Schweden darwider gewesen, und Schweden mußte darwider sein, weil Wallenstein dem schwedischen Reiche nur sehr geringe Vortheile bewilligen, das Beste von dem ganzen Unternehmen für sich behalten wollte. Das hatten auch die Franzosen bemerkt, daß Wallenstein zu sehr auf seinen eigenen Vortheil bedacht sei. Feuquières selbst schreibt einmal an seinen Hof, „Wallenstein arbeitet bei den Friedens-Verhandlungen zu sehr nach seinem Interesse." Schweden ward der Stein, an welchem die Entwürfe Wallensteins scheitern mußten, wie gut berechnet sie auch im Uebrigen waren.



Wissend, genau wissend, daß er auf sein ganzes Heer nicht würde zählen können, wenn er sich gegen den Kaiser erhübe, wollte er dessen bedenklichen und gefährlichen Theil dem Sachsen Arnim überlassen. Einige Wochen mag dieser in Schlesien stehen, ohne genau zu erfahren, was das eigentlich ist, das jetzo betrieben wird. Dem andern und ihm mehr ergebenern Theile wird der Herzog im Anfange nur sagen, daß es sich allein darum handele den Kaiser zum Frieden zu nöthigen, welchen alle, Frankreich, Schweden und Sachsen, wollten, nur Ferdinand II. nicht. Darum nur habe er sich mit Frankreich, Schweden und Sachsen gebündet. Nach unzweifelhaften Nachrichten hat der schlau rechnende Wallenstein schon früher, und wider das ausdrückliche Gebot des Kaisers, viele Protestanten und besonders viele landflüchtige protestantische Bauern aus Oestreich in mehrere Regimenter aufgenommen. Er kann daher wohl mit einiger Sicherheit auf diese Regimenter rechnen, wenn man ihnen sagt, daß es sich um einen allgemeinen Frieden handele, wobei auch für den Protestantismus etwas abfallen sollte. Ueberdem werden diese Regimenter noch mit sächsischen und schwedischen Truppen vermischt werden, welche

die Unzufriedenen in Zaum und Zügel halten können. So möchte es in dem Laufe weniger Wochen möglich sein, den Kaiser in eine Lage zu bringen, in der er Alles bewilligen muß, was Wallenstein begehrt, selbst, auf den Grund des früher abgenöthigten Versprechens, die Herausgabe des böhmischen Reiches. Dann, wenn es zu spät ist, dann erst mag die Masse des Heeres erfahren, was Wallenstein von allem Anfange an gewollt und getrieben hat.

Den Sachsen scheinet es diesesmal größerer Ernst mit der ganzen Sache gewesen zu sein. Arnim hat zu Gelnhausen eine persönliche Zusammenkunft mit Oxenstierna, um wegen der Wallensteinschen Anträge zu verhandeln. Johann Georg I. muß von Allem unterrichtet gewesen sein, ja es muß Alles, was Arnim unternimmt, auf seinen ausdrücklichen Befehl geschehen sein. Der Kurfürst von Sachsen hielt also die Anträge Wallensteins ebenso wenig wie Frankreich für betrügerische Schlingen, die er im Einverständniß mit dem Kaiser den Verbündeten legen wolle. Auch mochte Johann Georg I. doch jetzo mehr zu der Ueberzeugung kommen, daß anders als mit Gewalt ein billiger Friede von dem Kaiser nicht gewonnen werden könne und hiermit auch den verwegenen Entwürfen Wallensteins geneigter geworden sein. Indessen haben die Sachsen, Johann Georg I. und Arnim, dabei noch immer zwei große Bedenklichkeiten, welche auch Arnim selbst gegen Oxenstierna ausspricht. Sie wissen erstlich nicht, wie weit dem zu trauen wäre, der eben treulos gegen seinen Herrn und Kaiser handeln wolle. Sie wissen zweitens nicht, ob Wallenstein seines Heeres und der Offiziere desselben so mächtig sei, wie er es zu glauben scheine. Oxenstierna kann über diese beiden Puncte keine Sicherheit von Arnim gewinnen, weil der darüber selbst keine hat. Nun kommt hinzu, daß Schweden,



wie Wallenstein früher geäußert, von der ganzen Sache nichts haben soll als eine Geld-Entschädigung. Warum sollte sich nun Schweden wohl in ein immer sehr gefährliches Unternehmen einlassen? Es kam hinzu, daß Oxenstierna nicht wußte, wie weit Wallenstein sich bereits mit Frankreich eingelassen. Offenbar wußte er jetzo davon noch nichts Näheres. Es war ihm unbekannt, daß zwischen Wallenstein und Frankreich wegen eines förmlichen Tractates unterhandelt ward. Feuquières wird von seinem Hofe erst in einer Depesche, die vom 9. Septbr. datirt ist, angewiesen, den Schweden das Nähere über die Verhandlungen, die mit Wallenstein Statt gefunden, mitzutheilen, wenn er es für zuträglich erachte. Während der Zusammenkunft mit Arnim war Oxenstierna sicher davon noch nicht unterrichtet, ja er scheint überhaupt niemals davon unterrichtet worden zu sein, weil Feuquières es nicht für zuträglich fand. Daß aber unterhandelt würde zwischen Wallenstein und Frankreich, das scheint Oxenstierna gewußt zu haben. Man theilt ihm diese Unterhandlungen nicht mit, und so muß er annehmen, daß sie gegen Schwedens Interesse sind. Wallenstein ist auch hier mit einer gewissen Ehrlichkeit und Offenherzigkeit aufgetreten und hat es den Schweden vorausgesagt, daß sie nur eine Geld-Entschädigung empfangen sollten, eben so wie er es dem Kaiser früher vorausgesagt, daß er einst ein östreichisches Erbland von ihm verlangen würde.

Oxenstierna vermuthet und muß vermuthen, Wallenstein wolle nicht allein den Kaiser berücken, sondern auch die Schweden, nachdem er sie gegen den Kaiser benutzt hat. Die Schweden sollen hernach Deutschland verlassen müssen und nichts von dem Ganzen ärndten. Darum unterhandelt, das nimmt Oxenstierna an und muß es annehmen, Wallenstein noch insbesondere mit Frankreich und darum erfährt Schweden das

Nähere von diesen Unterhandlungen nicht. Nun befindet sich Schweden so schon in gespannten Verhältnissen mit Frankreich und mit Sachsen. Beide wollen Schweden nur für sich benutzen, schwedische Mittel und Kräfte für sich brauchen, so lange sie dieselben brauchen, dann aber Schweden bei Seite schieben. In diesen Bund will sich nun auch Wallenstein noch einstellen, auch er will Schweden benutzen und wenn es benutzt worden, soll es sich bei Seite schieben lassen.

Oxenstierna glaubt daher zum zweitenmale Wallensteins Anträge zurückweisen zu müssen. Er muß sie als Schwede zurückweisen. Ihre Ausführung trug für Schweden keinen Erfolg mit sich. Nun konnte aber Oxenstierna dem Sachsen Arnim unmöglich den wahren Grund dieser Abweisung enthüllen. Er konnte diesem nicht sagen, daß er sie deshalb abweise, weil er sähe, daß von Frankreich, von Sachsen und von Wallenstein Schweden nur benutzt werden solle, um dann leer auszugehen. Darum erklärte er, daß die Anträge Wallensteins kein Vertrauen verdienten, darum gab er sich das Ansehn, als meine er, daß Wallenstein die Verbündeten nur betrügen wolle. Wallenstein müsse wenigstens erst von dem Kaiser abfallen, ehe man ihm Unterstützung gewähren könne, das war Oxenstiernas letztes Wort in dieser Sache, obwohl er wissen mußte und es wußte, daß es dem Herzog eine Unmöglichkeit war, ohne die Unterstützung der Verbündeten vom Kaiser abzufallen. Mit dieser Antwort mußte Arnim von Oxenstierna scheiden. Der sächsische Feldherr hat nun mit Wallenstein eine abermalige Zusammenkunft. Der Herzog erfährt, daß Schweden dabei bleibt, keine Hülfe zu leisten, bevor er nicht das Werk gegen den Kaiser bereits begonnen. Das war nichts Anderes als eine Abweisung, die nur noch in einige Redensarten eingekleidet. Zum zweitenmale sieht Wallenstein seine



Entwürfe durch die Schweden getrennt und er kann sich doch nicht überwinden diesen Schweden etwas zuzugestehen. Die Ausführung seines Plans scheint nun zu einer vollen Unmöglichkeit geworden zu sein. Wie kann er sich, selbst wenn Sachsen und Brandenburg ihn unterstützen wollten, was sie aber nicht wollen, gegen den Kaiser erheben und gegen Wien ziehen, wenn die Schweden als seine Feinde im Rücken stehen. Käme er da nicht zwischen zwei Feuer, könnten die Schweden nicht von Schlesien und von Regensburg her in Böhmen eindringen und sich in den Besitz dieses Reiches setzen, das für Wallenstein bleiben soll, während von diesem der Kaiser in Wien bedrängt wird? Der Herzog faßt gegen Schweden den äußersten Grimm.

Plötzlich thut er dem General Arnim einen neuen Vorschlag, einen von dem bis jetzt noch gar nicht die Rede gewesen. Sachsen solle sich mit ihm, nicht mit dem Kaiser, dessen bei allen diesen Dingen mit keinem Worte gedacht wird, vereinigen und die Fremden, unter denen er diesesmal die Schweden versteht, aus Deutschland „schmeißen", da eher ein sicherer Friede nicht zu Stande kommen könne. Jedesfalls meinte es Wallenstein mit diesem Antrage so. Es soll ein Geheimtractat zwischen Frankreich, Sachsen und Wallenstein geschlossen werden, der Geheimtractat, um den der Herzog schon lange mit Richelieu unterhandelt und von welchem er schon früher die Schweden hatte ausschließen wollen. Nun sollen zuerst die Schweden vom Reichsboden vertrieben werden, ist das geschehen, so mag dann das Unternehmen gegen den Kaiser beginnen, der, bis ihn die Reihe trifft, in Täuschung erhalten werden soll. In der That nachdem Schweden sich geweigert hat, Theil an der ganzen Sache zu nehmen, bevor sich Wallenstein nicht allein und ohne fremde Hülfe — eine Bedingung,

deren Erfüllung für den Herzog Unmöglichkeit ist — ist für Wallenstein kein anderer Ausweg. Er muß versuchen, ob die Schweden — immer gefährliche Nebenbuhler, gefährliche Bundesgenossen für den Bewerber um die böhmische Krone — sich nicht erst vom Reichsboden entfernen ließen.

Wallensteins Vertheidiger haben nun behauptet, bei allen diesen vielen, Monate lang dauernden Verhandlungen mit Frankreich, Schweden und Sachsen sei es ihm gleich von Anfang herein auf nichts Anderes angekommen, als zum Vortheil des Kaisers den Kurfürsten von Sachsen zu veranlassen, Frieden mit dem Kaiser zu machen, und so die Verbündeten von einander zu trennen. Allerdings wenn man zugleich noch, und ganz willkührlich, setzt, daß Wallenstein wahnsinnig oder albern gewesen, könnte man annehmen, daß er auf diesem, offenbar nicht zu dem angeblichen Ziele führenden Wege gemeint, Sachsen und Schweden von einander zum Vortheil des Kaisers trennen zu können. Nur ein Wahnsinniger hätte glauben können, daß solche Unterhandlungen, wie er sie mit Frankreich pflog, zu einer Trennung zwischen Schweden und Sachsen führen könne, nur ein Wahnsinniger hätte ferner annehmen können, daß Sachsen, ohne die sichersten und feierlichsten Versicherungen vom Kaiser selbst, daß die Protestanten einen billigen Frieden empfangen würden, sich dazu hergeben würde, die Schweden aus dem Reiche zu treiben. Aber nie ist in allen Verhandlungen zwischen Wallenstein und Sachsen vom Kaiser anders die Rede, als daß er zum Frieden gezwungen werden soll, nie ist die Rede von Bürgschaften, die Wallenstein im Namen des Kaisers den Sachsen verspreche und nie fordert Wallenstein die Sachsen auf, sich mit dem Kaiser zu verbinden, sondern er fordert sie stets nur auf, sich mit ihm gegen den Kaiser zu verbinden.



Ja, sagen, daß Wallenstein in allen diesen Dingen weiter nichts gesucht, als zum Vortheil des Kaisers Sachsen von Schweden zu trennen, heißt ihn entweder zu einem wahnsinnigen oder zu einem albernen Menschen machen. Denn nicht allein, daß die angewendeten Mittel den angeblichen Zweck unmöglich erreichen konnten, hätte sich Wallenstein auch noch den größten Gefahren ausgesetzt. Der kaiserliche Hof war aufmerksam auf Wallenstein geworden. Denn obwohl man jetzo noch nicht erfuhr, was der Herzog eigentlich mit den Feinden verhandle, fing man doch an zu ahnen, daß er etwas, das gegen das Interesse des Kaisers sei, verhandele. Die seltsamen Waffenstillstände, die er immer schloß und von denen er freilich, dem kaiserlichen Hofe gegenüber, behaupten mußte, daß er sie zum Vortheil Ferdinands II. benutze, mußten, da ein solcher Vortheil nirgends hervortreten wollte, immer größere Befürchtungen vor dem Manne erregen, der so stets gefürchtet worden. Gerade jetzo sendet daher der Kaiser den Grafen von Schlick zu Wallenstein. Er soll beobachten und spioniren. Hätte nur der Herzog nichts Anderes bei allen seinen Unterhandlungen im Sinne gehabt, als die Feinde des Kaisers zu schwächen und zu theilen, so mußte er, dafern er nicht völlig wahnsinnig war, den Kaiser von allen Dingen, die er den Verbündeten bieten ließ, um so mehr in Kenntniß setzen, als dieser, wenn er von diesen Dingen anderwärts her Kunde bekam, seinen Feldherrn nothwendigerweise für einen Verräther halten und sofort auf seinen Untergang arbeiten mußte. Durch eine Verschweigung also, die für den angeblichen Zweck ganz nutzlos war, hätte Wallenstein nicht weniger als seinen Kopf riskirt. Und den setzt nutzloserweise gewiß nur ein Wahnsinniger auf das Spiel. So vereinigen sich alle Aussagen, alle Umstände und alle Thatsachen, um uns von Wallensteins

Schuld zu überzeugen. Er will zum Verräther an dem Kaiser werden und kaum zu einer halben Entschuldigung mag es ihm dabei dienen, daß Ferdinand II. ihm früher „ein östreichisches Erbland" versprochen.

Graf Schlick muß Einiges erfahren haben und einen sehr trüben Bericht in Wien abgestattet haben. Denn wir vernehmen, daß Ferdinand II. seitdem auf eine Veränderung denkt und meinet, es drohe ihm von Wallenstein eine ernste Gefahr. Den genauern Inhalt der Verhandlungen Wallensteins mit den Verbündeten hat der Kaiser damals sicher noch nicht erfahren. Man mag nur erkundet haben, daß Verhandlungen Statt fänden, und man muß sie schon aus dem Grunde für höchst bedenklich erachten, weil ihr Inhalt von Wallenstein dem Kaiser nicht mitgetheilt wird. Die Sachsen nehmen nun aber Wallensteins neuen Antrag, sich mit ihm gegen die Schweden zu verbinden, nicht an. Das ganze Unternehmen, das der Herzog vorgeschlagen, ist schon an sich selbst und wie er es früher in Anregung gebracht, sehr gefährlich. Es würde noch viel gefährlicher werden, wenn man erst die Schweden und dann den Kaiser bekämpfen wollte. Sachsen ist nicht gesonnen, sich von den Schweden zu trennen, bis nicht die Wiederherstellung des Rechtszustandes und des Religionsfriedens in Deutschland ausgesprochen und gewährleistet. Es glaubt nicht, daß Wallensteins Erheben gegen den Kaiser hierfür genügende Bürgschaft gebe, denn der erhobene Wallenstein könnte dann leicht eben so gefährlich werden, als es jetzo der Kaiser ist. Die Schweden werden immer nöthig sein, ihm Zaum und Zügel anzulegen, bis ein neuer Rechtszustand wieder begründet. Arnim bleibt daher dabei, daß die Schweden nicht allein nicht vertrieben, sondern auch mit in das Bündniß aufgenommen werden müßten, da Oxenstierna die Sache keineswegs ganz abgewiesen, sondern nur begehrt, daß Wallenstein sich vorher gegen den Kaiser erhübe und die Hülfe der Verbündeten erst nachher in Anspruch nehme. Auch Sachsen und Arnim wünschen dieses wohl, wenn sie es auch nicht, wie Oxenstierna, zur allerersten und unabweisbaren Bedingung machen. Es ist ja für sie alle sicherer, wenn Wallenstein damit anfängt, vom Kaiser abzufallen, freilich für den Herzog ist es das Unsicherste.



Wie nun die Sachen auf diesen Punct gekommen, war für Wallenstein noch eine Auskunft, noch eine Möglichkeit übrig. Er mußte Oxenstierna zu bewegen suchen. Und schwerlich hätte er denselben anders als dadurch bewegen können, daß er auch den Schweden große Vortheile geboten und hinlängliche Sicherheit wegen seiner Versprechungen gegeben. Diese Auskunft hat nun Wallenstein nicht ergriffen und Niemand kennt die Gründe, Niemand weiß, warum er es nicht gethan. Widerstrebte es ihm innerlich den Fremden deutsche Provinzen zu überlassen? Oder glaubte er, daß für Schweden und für ihn kein Platz in Deutschland sei, daß er neben diesen sich auf die Dauer doch nicht werde behaupten können? Da er nun mit Schweden sich nicht verständigen will und da Sachsen, ohne die Schweden, nichts unternehmen mag, so bleibt Wallenstein freilich nichts Anderes übrig, als den Waffenstillstand aufzukündigen. Längere Waffenruhe müßte ja den Verdacht Ferdinands II. steigern und dieser gesteigerte Verdacht könnte ihm den Kopf kosten. Also kündet Wallenstein an, daß die Feindseligkeiten am 1. Octbr. 1633 wieder beginnen sollten.

Nun wird auch Arnim etwas mißtrauisch auf Wallenstein. Man könne, schreibt er an den Kurfürsten von Brandenburg, aus dessen Finessen nicht klug werden, er zeige keine

Beständigkeit, man könne nichts Sicheres mit ihm tractiren. Arnim sagt dabei nicht, daß er argwöhne, Wallenstein arbeite für den Kaiser, stehe mit diesem in geheimen Zusammenhang. Er argwöhnt nur, daß Wallenstein stets nur für sich zu arbeiten und nicht allein den Kaiser, sondern auch die Verbündeten berücken zu wollen scheine. Niemand überhaupt von alle denen, mit welchen Wallenstein gegen den Kaiser unterhandelt, kommt auch nur auf den Gedanken, daß der Herzog am Ende doch für die kaiserliche Sache könne auftreten wollen. So fern liegt die Vermuthung. Daß Wallenstein den Waffenstillstand aufkündigte, kann natürlich nicht das Geringste beitragen, um eine Schuldlosigkeit des Herzogs dem Kaiser gegenüber zu beweisen. Es blieb ihm weiter gar nichts übrig als den Krieg wieder zu beginnen, wenn Ferdinand II. seine Verrätherei nicht sollte mit Händen greifen können. Nachdem so der Krieg wieder begann, fürchteten die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, daß Wallenstein über sie herfällen und sich an ihnen rächen möge. Schlesien war durch den langen Aufenthalt der beiden Heere so ausgesaugt, daß man hier überhaupt nicht länger ausdauern konnte. Beide Heere, die Wallensteiner und die Verbündeten, hatten während der Waffenruhe durch Krankheiten schwerere Verluste erlitten, als sie in großer, offener Feldschlacht hätten erfahren können. Gallas war schon in das Voigtland eingebrochen und Arnim empfing von Johann Georg I. Befehl, nach Sachsen zu kommen und die Heimath zu schirmen. Die schwedischen Generale Thurn und Dúwall weigerten sich an dem Zuge nach Sachsen Theil zu nehmen und blieben mit nur etwa 5000 Streitern in Schlesien bei Steinau an der Oder zurück.

Wallenstein machte mit seinem Heere eine Bewegung,



als wolle er wirklich, wie Arnim fürchtete, in das Kurfürstenthum Sachsen einbrechen. Arnim zog deshalb mit großer Eile aus Schlesien ab, um den Wallensteinern zuvorzukommen. Der Herzog aber wendete sich auf der Hälfte des Weges nach Sachsen plötzlich um und überfiel die Schweden, die thöricht zurückgeblieben, mit sechsfach überlegenen Streitkräften. Das kleine Heer mußte sich kriegsgefangen geben, den Offizieren aber bis zum Capitain herab ward von Wallenstein freier Abzug versprochen. Indessen wollte er Thurn und Dúwall nöthigen, ihm erst noch die Festungen zu übergeben, die in Schlesien von schwedischen Truppen besetzt. Dúwall entzog sich diesem unehrenhaften und treulosen Beginnen Wallensteins durch die Flucht. Thurn aber sah sich genöthiget, den Wallensteinern noch mehrere Festungen zu überlassen, und dann erst erlangte er seine Freiheit. In Wien fand man es sehr auffallend und bedenklich, daß Wallenstein den Thurn, den böhmischen Rebellen und Erzfeind des Kaisers, zum Gefangenen gemacht und ihn wieder ledig gelassen. Zu diesem Verfahren war der Herzog gezwungen, obwohl er recht gut wußte, daß es in Wien sehr auffallen werde. Durch den Grafen Thurn waren ja seine Verhandlungen mit Oxenstierna gegangen. Um keinen Preis durfte er daher diesen Mann in die Gewalt des Kaisers fallen lassen, denn wie leicht konnte der, um sich Gnade zu erkaufen, Alles, was ihm von Wallensteins Umtrieben bekannt geworden, offenbaren.

In Folge des leichten bei Steinau gewonnenen Sieges bemeisterte sich Wallenstein des ganzen schlesischen Landes. Kaiser Ferdinand II. konnte ihm das aber nicht eben hoch anrechnen, denn es war nur durch die ungeheure Thorheit Thurns und Dúwalls, in Schlesien nach dem Abzuge der Sachsen zurückzubleiben, erreicht und herbeigeführt worden.

Wallenstein brach darauf in das Kurbrandenburgische Gebiet und in die Lausitz ein. Es wird von nun an sehr schwer, seine Entwürfe und Gedanken aus den Handlungen, welche an das Licht treten, zu entwickeln, denn die einen sind fortan eben so schwankend und unbestimmt wie die andern.

Der Gang und das Ende seiner bisherigen Verhandlungen mit den Verbündeten muß den Herzog tief ergriffen, tief erschüttert haben. Sie haben von ihm zu nichts bewogen werden können. Schweden hat sich geweigert für ihn aufzutreten, dafern er nicht eine Bedingung erfüllt, deren Erfüllung er als eine Unmöglichkeit ansieht. Er soll erst von dem Kaiser abfallen, erst sich erklären und dann, wenn er nicht mehr zurückkann, wenn er sich alle Bedingungen wird müssen gefallen lassen, die Oxenstierna ihm vorschreiben wird, dann erst wollen sie Hülfe leisten. Die Sachsen wollen, wenn die Schweden sich nicht erklären, wenn die Schweden nicht Antheil an dem ganzen Unterfangen nehmen, sich ebenfalls zu nichts verstehen. Frankreich endlich hat sich, wie die französischen Depeschen, die nach der Aufkündigung des zweiten Waffenstillstandes abgefaßt, deutlich bewiesen, ganz von Wallenstein zurückgezogen. Es ist in jenen Depeschen wohl noch öfterer von Wallenstein die Rede, aber man sieht, Verbindungen hat der französische Hof mit ihm nicht mehr. Frankreich fühlt sich verletzt, daß Wallenstein auf die genügenden Antworten, die er auf seine Anfragen erhalten, nicht mit einer Entscheidung wegen des abzuschließenden Tractates hervorgerückt. Wallenstein aber hat gemeint, der Tractat, die Gunst Frankreichs helfe ihm wenig. Schweden und Sachsen oder doch wenigstens Sachsen müßten sich mit ihm vereinigen, wenn er überhaupt sollte auftreten können. Klug war es nicht, Frankreich so zu verletzen.

Mehrere Monate lang hat der Herzog mit den Verbündeten unterhandelt und ein völliges Geheimniß sind diese Unterhandlungen dem Kaiser nicht geblieben. Wallenstein weiß und fühlt, daß es nicht anders sein könne, daß Ferdinand II. bitteres, schweres Mißtrauen gegen ihn gefaßt haben muß, kennt er auch das Einzelne jener Unterhandlungen nicht, wie er sie denn in der That auch nicht kannte. Das nun aber ist es, was des Herzogs Lage zu einer wahrhaft entsetzlichen macht, daß er es weiß, der Kaiser müsse ihn nun mit dem bittersten Mißtrauen betrachten, müsse von nun an darauf sinnen, ihn machtlos zu machen, ihn zu stürzen. In keiner Weise wird das verloren gegangene Vertrauen wieder zu gewinnen sein, unabweisbar drohet der Sturz, er möge kommen über kurz oder über lang. Und welche Mittel sollen nun noch angewendet werden können, um diesen Sturz abzuhalten!



Die Stimmung der Seele Wallensteins mag entsetzlich gewesen sein. Er griff wohl heute nach diesem und morgen nach jenem Gedanken, um sich zu retten und keiner erschien ihm nach kurzer Betrachtung als der rechte. Bald ist es, als wolle er seine Verbindung mit den Mächten, welche dem Kaiser feindlich sind, wieder anknüpfen und noch einmal versuchen, ob sein Riesen-Entwurf sich doch noch erreichen ließe, bald ist es, als wolle er zur Treue gegen den Kaiser zurückkehren und versuchen, ob das Vertrauen sich doch wieder gewinnen lasse.

Es wendet sich der Herzog im Monat Octbr. noch einmal an die Sachsen, und zunächst an Franz Albert, den Herzog von Sachsen-Lauenburg, den er zu einer persönlichen Zusammenkunft einladet. Lauenburg geht nun auch im Namen des Kurfürsten zu Wallenstein. Dessen neuer Antrag lautet dahin, daß Sachsen und Brandenburg sich zur Aufrichtung des Profan- und Religions-Friedens mit ihm und seinem Heere vereinigen sollen. Damit hat er sicher nicht gemeint, daß

Sachsen und Brandenburg sich mit Ferdinand II. vereinigen, mit diesem Frieden schließen sollten. Denn er konnte nicht annehmen, daß beide so thöricht wären, einen Frieden mit dem Kaiser ohne alle Bedingungen zu schließen. Er hätte das nur dann annehmen können, wenn er selbst thöricht bis zum äußersten Grade gewesen, was er eben sicher nicht war. Von Bedingungen eines Friedens mit dem Kaiser ist aber in dem Wallensteinschen Antrage nicht die Rede, folglich kann auch nicht ein Friede mit dem Kaiser gemeint sein. Wallenstein will mit diesem neuen Antrage nur noch einen Versuch machen, ob er nicht Sachsen und Brandenburg für sich gewinnen könne. Aber sie weisen es ab und aus den französischen Depeschen siehet man, daß es besonders der Kurfürst von Brandenburg ist, der seine Truppen durchaus nicht zu den Wallensteinschen will stoßen lassen.

Abermals lösen alle Erwartungen, welche Wallenstein noch für einen Augenblick mochte aufgefaßt haben, sich in Nichts auf. Und es geschah das unter sehr trüben Verhältnissen. In Wien stieg der Verdacht je länger, je mehr. Wallenstein empfing von seinen Freunden Briefe aus Wien, die ihm sagten, daß der Verdacht steige, daß die übelsten Gerüchte über ihn umgingen. Auch treten schon deutliche Spuren des kaiserlichen Mißtrauens hervor. Ferdinand II. fing an, den Generalen des Wallensteinschen Heeres Befehle zugehen zu lassen, ohne den Herzog davon in Kenntniß gesetzt zu haben. Wallenstein geräth nun offenbar in Angst und muß in Angst gerathen. Die Unterhandlungen mit Sachsen haben sich zerschlagen und ihn zu nichts geführt. Daß überhaupt Unterhandlungen Statt gefunden, läßt sich dem Kaiser nicht verhehlen, und es bleibt natürlich, da sie gescheitert, weiter nichts übrig, als zu versuchen, ob sich Ferdinand II. nicht auf den Glauben



bringen lasse, daß diese Unterhandlungen im kaiserlichen Interesse, oder doch zu keinem anderen Zweck als wegen eines allgemeinen Friedens geführt worden.

Das ist von nun an klar und unzweideutig auf einige Zeit Wallensteins Gedanke. Er will es versuchen, ob der Kaiser sich täuschen lasse. Und etwas Anderes als dieser Versuch ist ihm nun auch kaum übrig geblieben. Ferdinand II. kennt das Einzelne jener Unterhandlungen nicht; er weiß nur, daß von Wallenstein unterhandelt worden und muß vermuthen, daß es gegen das Kaiserliche Interesse gewesen sei. Da aber Wallenstein an der Spitze eines ihm ergebenen, von ihm geworbenen Heeres steht, so kann Ferdinand II. nur mit der größten Vorsicht gegen ihn auftreten. Im Stillen muß sein Fall vorbereitet werden; schnelle Schritte könnten Wallenstein zu einem verzweifelsvollen Schritte treiben und das Kaiser-Haus den größten Gefahren aussetzen.

Die letzten Verhandlungen Wallensteins mit Sachsen und Brandenburg sind gescheitert, Bernhard von Weimar hat unterdessen Regensburg genommen und bedrohet von hier aus Passau und die östreichischen Erblande, wo sein Erscheinen, darauf die Evangelischen zu warten scheinen, die größte Gefahr für Ferdinand II. bringen könnte. Den dringenden Bitten Maximilians I. von Baiern, dem Verlangen des Kaisers, an der Donau aufzutreten, mußte Wallenstein um so mehr nachgeben, als ein abermaliges Zögern den Verdacht gegen ihn auf den höchsten Grad steigern mußte. Wallenstein zog mit seiner Hauptmacht aus der Lausitz ab und wendete sich durch Böhmen nach der Ober-Pfalz.

In Pilsen trifft er mit dem Grafen Trautmannsdorf zusammen und läßt durch denselben nach Wien melden, daß er den Commandostab niederzulegen wünsche, daß für den Kaiser,

für Alle nur noch eine Auskunft sei, Frieden zu schließen. Er habe deshalb schon den Sachsen und besonders den Herzog Franz Julius von Lauenburg Eröffnungen gemacht. Ganz deutlich und klar siehet man hieraus, daß der Kaiser den Herzog zu Friedens-Unterhandlungen mit Sachsen nicht ermächtiget, denn sonst könnte Wallenstein nicht erst jetzt den Kaiser durch Trautmannsdorf davon in Kenntniß setzen, daß er Friedens-Unterhandlungen mit Sachsen versucht. Eben so deutlich und so klar siehet man, welche Bestimmung diese Mittheilungen haben. Sie sollen des Kaisers Verdacht schwächen und etwa folgende Gedanken bei ihm erzeugen: Wallenstein ist ohne Ehrgeiz, er will ja den Commandostab niederlegen, er will weiter nichts als den Frieden; darüber also hat er mit den Sachsen verhandelt, das haben alle jene stillen Verhandlungen bedeutet, und Wallenstein hat also nur die Eigenmächtigkeit begangen, mit dem Feinde, ohne Zuziehung seines Herrn, über einen allgemeinen Frieden sich zu besprechen. Ferdinand II. ist aber in solchen Künsten mindestens ebenso erfahren wie Wallenstein. Er weiß, daß er den Herzog nicht ohne eigene Gefahr sogleich stürzen kann und diese Gefahr will er vermeiden, wie er sie vermeiden muß. Daher antwortet Ferdinand II. durch Trautmannsdorf auf das allerhöflichste, drückt seine Zufriedenheit mit Wallenstein aus und will auch wegen eines Friedens nicht zuwider sein, dafern es nur ordentlich bei ihm wird angebracht werden. Bis jetzt aber habe er von Friedens-Verhandlungen nichts vernommen. Ferdinand II. giebt sich den Anschein, als glaube er, was Wallenstein ihm sage, als sei er wirklich getäuscht. Er hat dazu seine guten Gründe. Im Uebrigen ist des Kaisers Brief an Trautmannsdorf der überzeugendste Beweis, daß der Herzog nie zu Friedens-Unterhandlungen beauftragt gewesen, daß in des Kaisers Namen und Auftrag nie ein



Friede von ihm unterhandelt worden, denn er sagt ja selbst, daß er von diesen Verhandlungen bis jetzt nichts gewußt.

Wallenstein ist nun durch die Täuschung, mit welcher der Kaiser ihm, dem Täuschenden, entgegentritt, in etwas beruhiget. Mit dieser Beruhigung zieht er gegen die Donau hinunter. Sein Erscheinen dort nöthiget Bernhard von Weimar den projectirten Angriff auf die östreichischen Erblande aufzugeben. Am Anfange des Monats December 1633 geht er bei Straubing über die Donau, indem er eine Schlacht mit Wallenstein wünscht. Dieser aber ist nicht geneigt, eine solche zu liefern. Den ganzen Zustand der Dinge in den Donauländern findet er sehr schlecht. Das spanische Korps unter Feria ist durch Noth und Krankheit so zusammengeschmolzen, daß es nicht mehr der Rede werth ist, die Länder sind durch den langen Krieg ausgeraubt und verwüstet. Wallenstein hat auch nicht mit seinem ganzen Heer in die Donauländer kommen können. Böhmen, Schlesien und die Lausitz hatten starke Heeres-Abtheilungen zurückgehalten. Dennoch waren sie seit des Herzogs Abzuge wieder von Arnim bedroht. Wallenstein konnte daher durch seinen Kriegsrath entscheiden lassen, daß unter solchen Umständen an einen Winterfeldzug, an eine Wieder-Eroberung Regensburgs nicht gedacht werden könne. Und dieser Beschluß war durch die Verhältnisse zu rechtfertigen, wenn sich Wallenstein auch freuen mochte, daß sie so waren, und er seinem Erzfeinde, Maximilian I. von Baiern, nicht zu helfen brauchte. Mit dem Ausgange des Jahres 1633 kehrte der Herzog nach Böhmen zurück und schlug sein Hauptquartier in Pilsen auf. Bernhard von Weimar aber zog wieder nach Regensburg, wo er sich einrichtete, als sei er gesonnen, auch diese Stadt zu seinem fürstlichen Eigenthum zu machen.

Die Tage Wallensteins aber waren gezählt. Es mag wohl

sein, daß Kaiser Ferdinand II. noch von Maximilian I., von Spanien und von den Jesuiten getrieben worden, sich gegen Wallenstein zu schützen, sicher aber hat nicht dieses Antreiben den Untergang des Herzogs herbeigeführt, sondern Ferdinand II. hat klar und bestimmt selbst erkannt, daß entweder er oder Wallenstein untergehen müsse, und darum hat er ihn vernichtet. Langsam und sicher ist er dabei aufgeschritten, wie er es mußte und hat nicht verschmäht, auch zu List und Verstellung seine Zuflucht zu nehmen. Eine kleine Unbedachtsamkeit konnte hier Vieles verderben. Bis nicht alle Mittel bereitet, bis der Erfolg nicht unzweifelhaft war, durfte man dem Herzog so wenig als möglich bemerken lassen, daß er durchschaut sei. Er möchte sich sonst etwa noch zu einem verzweifelten Streiche emporraffen. Wie Wallenstein nach Böhmen zurückkehrte, war er matt, krank und von schweren Körperleiden geplagt. Zu den noch größeren Leiden der Seele, der innern Beklemmung, Angst und Zerrissenheit mögen diese körperlichen Leiden schmerzlich getreten sein. Nicht einen sichern und ruhigen Gang, einen klaren und festen Gedanken findet man jetzo bei dem einst so verwegenen, kühnen und dabei doch fast immer wohlrechnenden Wallenstein. Schwankend und zitternd ist der Weg, den er zum Untergange geht. Bald ergreift ihn die Verblendung zu meinen, daß es noch möglich sei, den Kaiser über das, was er früher gewollt und das er nur deshalb nicht ausgeführt, weil es ihm an der Möglichkeit dazu gebrach, zu verblenden, bald ergreift ihn die andere Verblendung zu meinen, daß es noch möglich sei, dem Kaiser mit Waffengewalt entgegenzutreten. Mörder bringen ihm den Tod in der Mitte dieser wechselnden Verblendungen und nicht einmal der Trost und der Ruhm ritterlich, mit dem Schwerte in der Hand, gefallen zu sein, ist ihm geworden.



Die Rückkehr Wallensteins nach Böhmen scheinet dem Kaiser höchst bedenklich gewesen zu sein. Warum schlägt doch Wallenstein, frug sich der Kaiser, gerade wieder hier in Böhmen seine Winterquartiere auf, wie nach der Lützener Schlacht. Will er sich etwa in Böhmen allmälig festsetzen? Ferdinand II. beauftragt zuerst den Herrn von Questenberg, mit Wallenstein zu unterhandeln, daß er doch seine Winterquartiere einmal anderswo aufschlagen sollte. Die Instruction, welche dem Questenberg gegeben worden, beweißt deutlich, wie sehr der Kaiser fürchtet, daß Wallenstein sich Böhmens zu bemeistern gedenke. Diese Furcht verrathen die Worte der Instruction, „es verkleinere des Kaisers Autorität, daß er gleichsam einen Mitkönig in Böhmen habe und dort keine freie Disposition mehr besitze." Wallenstein beruft, wie ihm die Aufforderung, die Winterquartiere anderwärts aufzuschlagen, zugekommen, die Befehlshaber der Regimenter und läßt von ihnen ein Gutachten entwerfen. „Man könne weder an der Donau noch sonst wo die Winterquartiere aufschlagen und unmöglich sei nun, schon mitten im Winter, Böhmen wieder zu verlassen, zumal da die Regimenter, die seit drei Monaten keinen Sold empfangen, so schon sehr unzufrieden wären. Auch würde der Feind sofort in Böhmen einbrechen, wenn man es verließe, und da es in dem Lande so viele Unzufriedene gäbe, wäre das für den Kaiser selbst sehr gefährlich." Wie bitter es auch dem Kaiser immer mag gewesen sein, doch muß er nun einwilligen, daß das Wallensteinsche Heer den Winter über in Böhmen bleibt.

Gleich darauf, am 24. Decbr. 1633, begehrt Ferdinand II. wieder, daß der Herzog von seinem Heere mindestens 4000 Mann detaschire und sie nach Baiern sende. Auch das weißt Wallenstein mit der Bemerkung ab, daß schon mehr als zu viel Truppen sich in Baiern, wo ihnen die Subsistenz-Mittel

abgingen, befänden, er könne und werde also noch mehrere den Winter über nicht dahin senden. Ferdinand II. kam in eine sehr üble Lage hinein. Alles, was er vorsichtig und unter anderen Vorwänden von Wallenstein begehrte, um ihn unschädlich zu machen, ihn aus Böhmen zu entfernen oder seine Macht zu schwächen, ward von diesem rund abgeschlagen. War es stolz und herrisch, wenn auch immer wieder unter Vorwänden, abgeschlagen, so mußte das vom Kaiser verschmerzt und noch obenein eine freundliche Sprache zu Wallenstein gesprochen werden, damit er nichts zur Unzeit bemerke und nicht zu verzweifelten Entschlüssen käme, wozu er jetzo noch die Kraft besaß. Vertrauen, ja Freundschaft mußte dem, der zum Untergange schon bestimmt, geheuchelt werden.

Seit diesen Vorgängen mochte Ferdinand II. erkennen daß es gegen Wallenstein nur noch eine Rettung gäbe. Und diese Rettung bestand darin, daß man die Generale und die Regimenter des wallensteinschen Heeres allmälig und im Stillen für die kaiserliche Sache zu gewinnen suche. Daran ist nun sicher schon mit dem Ende des Jahres 1633 gearbeitet worden, jedoch nicht eben mit großem Erfolge. Die einzige Grundlage, auf der Wallensteins Macht und Furchtbarkeit ruhet, werde zerstört; er selbst wird dann weiter nicht zu fürchten sein, und leicht mit einem Schlage hinweggenommen werden können. Aber auch dieses Werk kann nur mit langsamer Vorsicht betrieben werden, auch hier ist zu warten und zu wahren, daß Wallenstein nicht zu früh davon erfahre. Wallenstein aber hat bei seiner Rückkehr nach Böhmen offenbar noch in der Verblendung gelebt, daß es möglich sein werde, den Kaiser zu verblenden. Die Anforderungen, die an ihn ergangen, Böhmen zu räumen, der Versuch, der gemacht worden, ihm zuerst einen Theil seines Heeres zu entziehen, hat



ihm allmälig die Augen geöffnet, denn es kommen dazu immer bösere Botschaften aus Wien. Wie es dem Kaiser nicht mangelt an Kundschaftern in Wallensteins Umgebungen, so mangelt es dem Herzog nicht an dergleichen in den Umgebungen des Kaisers. Er erfährt, daß Spanien sich fast offen gegen ihn ausgesprochen und keine Hülfsgelder mehr zahlen will, so lange er im Commando sei. Ein Wort des Kaisers, kühn ausgesprochen, könnte ihn des Heerbefehls berauben; hinter diesem Verluste stände die Anklage, hinter der Anklage das Schaffot.

Angst, Wuth und Verzweifelung mögen nun Wallensteins stolze Seele erfüllt haben. Er greift nach den Strohhalmen der Hoffnung, die ihm etwa noch geblieben zu sein scheinen. Zuerst wendet sich ganz am Ende des Jahres 1633, Gallas, der damals noch zu den Freunden und Vertrauten Wallensteins gehört, an Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg, um die Verbindung gegen den Kaiser mit Sachsen zu gewinnen. Dieser Schritt scheint ganz vergeblich geblieben zu sein. Bei Feuquières aber meldet sich gleich am Anfange des Jahres 1634 der Böhme Kinsky mit dem Berichte: „Wallenstein sei nunmehr bereit den Tractat mit der Krone Frankreich abzuschließen und nehme Alles an, was von dieser ihm deshalb früher mitgetheilt worden. Feuquières war nicht wenig erstaunt über diese plötzliche Eröffnung. Schon seit mehreren Wochen hatte Frankreich die Verbindung mit Wallenstein offenbar für ganz abgebrochen gehalten, denn es hatte derselbe auf die französische Eingabe, wie der Tractat zu schließen sei, gar keine Antwort von sich gegeben. Feuquières war daher ohne bestimmte Verhaltungsbefehle von seinem Hofe und konnte den Grafen Kinsky nur auffordern, den Herzog vor der Hand „bei seinen guten Intentionen" zu erhalten, bald werde er Näheres von ihm er-

fahren. Er muß nun erst wieder an seinen Hof berichten und es verlaufen mehr als vier Wochen, ehe eine Resolution bei dem Botschafter in Deutschland einläuft. Sie kam dann zu spät, um den Dingen noch eine andere Wendung zu geben, Wallenstein stand schon an dem Rande eines Abgrundes, der nur für eine Leiche noch Raum hatte. Dennoch ist die Resolution des französischen Hofes, an Feuquières gerichtet, nicht ohne Wichtigkeit. Wallenstein, sagt sie, soll sich gegen den Kaiser erheben, er soll dazu von Frankreich Subsidien empfangen und Frankreich verpflichtet sich, seine Bundesgenossen in Deutschland für Wallenstein zu gewinnen und dafür zu sorgen, daß keine der verbündeten Mächte ihn wieder verlasse und einen Separatfrieden mit dem Kaiser schließe. Wegen der böhmischen Krone soll indessen Feuquières keine schriftliche Versicherung im Namen seines Königs geben, wohl aber die mündliche und allgemeine, daß Frankreich Alles, was es könne, thun werde, um ihm diese Krone zu verschaffen. Aus der ganzen Schrift siehet man, daß die Franzosen kein rechtes Vertrauen mehr zu Wallenstein haben. Sie haben das Vertrauen zu ihm nicht deshalb verloren, weil sie meinten, er suche sie zu Gunsten des Kaisers zu berücken, sondern weil sie ihn für unentschlüssig, unsicher und zweideutig hielten.

In der That hatte Wallenstein früher den Franzosen gegenüber nicht kleine Fehler begangen. Wenn er den Tractat mit Frankreich, wie er ihm das erstemal geboten ward, wirklich abgeschlossen, so würde er bei Sachsen und bei Schweden leichtern Eingang gehabt und leichteren Glauben gefunden haben. Es ist schwer zu fassen, warum Wallenstein das verabsäumt. Zuweilen scheint es doch, als habe es ihm an dem rechten Muthe, an der rechten Entschlossenheit und jener Keckheit gefehlt, welche die allzubesonnene Berechnung in



einem Augenblicke überspringend zur That zu schreiten versteht. Endlich hat sich nun Wallenstein entschlossen, das Bündniß mit Frankreich abzuschließen, wodurch er bei Sachsen, vielleicht auch bei Schweden Vertrauen gewinnen kann, er hat sich dazu entschlossen, wie er sieht, daß er des Kaisers Vertrauen einmal unwiderbringlich verloren hat, daß das Schwert über seinem Haupte hängt, daß es für ihn keinen anderen Ausweg giebt, als Ferdinand II. mit den Waffen entgegenzutreten. Noch giebt er sich der Hoffnung hin, daß er dem Kaiser zuvorkommen könne, daß der Kaiser werde zusehen müssen, wie er sich die Mittel zum Kampfe bereite, da er ihn in der Mitte seines Heeres anzutasten nicht wagen werde.

Ob dieses Heer mehr ihm oder mehr dem Kaiser gehört, das ist es, was er jetzo mit möglichster Genauigkeit wissen muß, denn das ist, was Heil oder Unheil für ihn enthält. Lange hat sich Wallenstein vor der Entscheidung dieser Frage gefürchtet, hat sie aufgeschoben, hat sie zu umgehen gesucht und darum sächsische und schwedische Regimenter zu seinem Unternehmen verlangt. Jetzo siehet er, daß nicht in dem Maße, wie er es früher gedacht, auf die Fremden wird zu zählen sein. Sein eigenes Heer wird doch das Beste thun müssen. Daher die Frage, die Wallenstein plötzlich an die Commandanten seiner Regimenter richtet, die, bringt man die Verhältnisse und Wallensteins Gedanken nicht mit in Anschlag, so seltsam scheinende Frage. Es war, wie es scheinet, abermals die Anforderung vom Kaiser an Wallenstein gestellt worden, 6000 Reiter von seinem Heere zu trennen und sie an die Spanier abzugeben. Er ergriff diese Gelegenheit, um die Regiments-Commandanten am 11. Janr. 1634 in Pilsen um sich zu versammeln und ihnen mitzutheilen, daß er das General-Commando niederzulegen entschlossen sei. Heftig äußert er sich dabei über den

kaiserlichen Hof, der kein Geld sende, sich um das Heer nicht kümmere und immer unmögliche Dinge begehre. Heftiger äußert er sich noch über die Spanier, die dieses Heer allmälig aufzulösen gedächten, damit sie in Deutschland die Meister spielen könnten. Was Wallenstein erwartete, geschah. Die Befehlshaber der Regimenter schrien laut, daß er im Commando bleiben möchte. Nach langen Bitten läßt sich Wallenstein endlich zu der Erklärung bewegen, daß er vorläufig noch im Commando bleiben wolle.

Illo aber, Wallensteins Vertrauter, forderte die Befehlshaber auf, weil der Herzog eine Verpflichtung gegen sie übernommen, sollten auch sie eine gegen ihn übernehmen. Darauf wird eine Schrift entworfen, in welcher die Regiments-Chefs sich verpflichten, nun auch bei dem Herzog auszuhalten und sich in keinerlei Weise von ihm trennen zu lassen, so lange er in des Kaisers Dienst bleiben werde. Offenbar will Wallenstein bei den Schritten, die hier von ihm selbst geschehen, zuerst erproben, wie hoch er bei den Regiments-Chefs stehe. Er findet, daß er sehr hoch bei ihnen steht, denn sie nöthigen ihn fast zu dem Versprechen, vorläufig das Heer nicht zu verlassen, im Commando zu bleiben. Nun soll aber offenbar weiter erprobt werden, ob unter allen Verhältnissen, ob auch gegen den Kaiser, auf die Regimenter gezählt werden könne. Deshalb bringt Illo das Verbündniß für Wallenstein den Befehlshabern in Vorschlag. Nicht mit einemmale kann und will man hervortreten. Daher enthält die aufgesetzte Schrift erst wohlweislich den Beisatz „so lange er in des Kaisers Dienst sein wird." Aber am Abend ward ein großes Banquet gehalten und jetzt erst soll die aufgesetzte Schrift unterschrieben werden. Die angeführten Worte sind nun in dem Exemplar, das zur Unterschrift herumgegeben wird, hinweggelassen worden. In



halber Trunkenheit unterzeichnen Viele, Andere aber bemerken, daß des Kaisers Dienst nicht mehr erwähnt wird. Nun erhebt sich heftiger Streit, ob die Erwähnung des Kaisers nothwendig sei oder nicht. Illo und Terzky behaupten am lautesten Letzteres und endlich wird die Schrift von 42 Befehlshabern unterschrieben. Wallenstein hört von dem Streite, der bei dem Unterschreiben vorgegangen und es hat ihn offenbar bedenklich gemacht. Also des Kaisers ist noch gedacht worden, nach dem Kaiser haben noch Viele gefragt, ja es sind offenbar noch andere, für Wallenstein sehr ungünstige Aeußerungen gefallen. Die entscheidende Probe über die Gesinnung des Heeres ist keineswegs so ausgefallen, wie Wallenstein gehofft.

Daher versammelt er die Befehlshaber zum zweitenmale um sich. Unter heftigen Klagen über den kaiserlichen Hof und über Spanien will er doch, wie man deutlich siehet, den ungünstigen Aeußerungen, die bei Illo's Banquet über ihn gethan worden, entgegenarbeiten. Etliche Befehlshaber, sagt er, hätten sich allerlei Gedanken und Reden gemacht, dieselben möchten aber dem Werke besser nachsinnen, er wolle sich lieber todt, denn beim Leben also sehen. Zum Schlusse versichert er, daß er das Commando nur noch einige Zeit behalten werde, weitere Anstalten für Krieg oder Frieden zu machen, welchen letzteren sie in Wien niemals ernstlich gewollt. Die Befehlshaber bitten den Herzog darauf, dasjenige, was den vorigen Tag von Etlichen vorgegangen in der Trunkenheit, nicht so hoch zu beherzigen. Jetzo in der Nüchternheit wären sie alle Willens die Schrift zu billigen und zu unterschreiben. Dieser an sich selbst dürftige Bericht läßt doch noch immer mit ziemlicher Klarheit die Vorgänge erkennen. Es ist bei dem Banquet Vielen aufgefallen, daß des Kaisers Name fehlt, es ist wohl auch von Treulosigkeit und Verrätherei gesprochen worden,

Wallenstein ist darüber erschrocken und findet für nöthig, die Erklärung zu geben, deren eben Erwähnung gethan worden. Das Exemplar der Schrift, in welcher des Kaisers Name fehlt, wird vernichtet. Es werden nun drei neue aufgestellt, die wieder mit der Urschrift gleichlautend sind. Diese sind nun, nachdem Wallenstein noch jedem, der vermuthe, daß hier etwas gegen den Kaiser im Werke sei, die Erlaubniß zurückzutreten gegeben, auch von Allen unterschrieben worden. An die Korps in Baiern und in Schlesien sind ebenfalls Exemplare zur Unterschrift gesendet worden.

Dieser ganze Vorgang mag für Wallenstein erschütternd, ja fast vernichtend gewesen sein. Die Probe, die er mit dem Heere angestellt, ist, er kann es sich nicht verhelen, unglücklich abgelaufen. Um einen starken Schritt näher tritt ihm des Unterganges drohendes Gespenst. Der Kaiser findet ja auch Treue in diesem Heere, welches Wallenstein wie das seinige angesehen hat. Nun da sie so unglücklich abgelaufen, ist die ganze Probe, dem Kaiser gegenüber, eine neue Noth, eine neue Verlegenheit. Wallenstein weiß nicht, soll er dem Kaiser über diesen Vorgang schreiben und die Sache zu verdrehen und umzudeuten suchen oder soll er schweigen. Es ist Eins beinahe eben so schlimm als das Andere. Wallenstein ergreift den Ausweg, ein gänzliches Schweigen über diese Vorgänge, dem Kaiser gegenüber, zu beobachten. Er selbst fühlte, daß sich diesem Versuche, die Chefs der Regimenter von Ferdinand II. abwendig zu machen, keine günstige, keine andere Deutung unterschieben ließ. Und nun blieb freilich nichts Anderes übrig als zu schweigen und zu hoffen, daß der Kaiser sich auch dieses, wie so viel Anderes, werde gefallen lassen. Angst und Verzweifelung aber mögen um diese Zeit in Wallensteins Seele mehr und mehr gewaltet haben.



Kaiser Ferdinand II. wird nun durch die Generale Piccolomini und Altringer sofort von dem Geschehenen in Kenntniß gesetzt. Der kaiserliche Hof fühlt sich jetzo dem Herzog von Friedland gegenüber viel sicherer als früher. Längst schon sind Verbindungen mit den Generalen des Wallensteinschen Heeres angeknüpft worden und man hat sich ihrer Treue versichert, wenn Wallenstein auf Abfall denken sollte. Außer Piccolomini und Altringer sind Gallas, Maradas, Diodati, Caretto, Suys und andere gewonnen worden. Wenn sich Wallenstein nun erheben will, werden die meisten Regiments-Chefs ihm nicht folgen, sein Aufstand wird daher schwach und haltlos sein und wenn noch ein Theil des Heeres dem Treulosen Treue erweisen sollte, so wird man ihn doch durch den größern, in der Treue des Kaisers bleibenden zu vernichten im Stande sein. Darum ist Ferdinand II. noch in den letzten Zeiten so nachgiebig, ja so freundlich gegen Wallenstein gewesen, damit derselbe nicht zu einem schnellen und verzweifelten Schritte getrieben, damit Zeit gewonnen werde, die Chefs der Regimenter von ihm abwendig zu machen. Nun aber hält Ferdinand II. die Zeit für beinahe erfüllt. Die Berichte, welche durch Piccolomini und Altringer kommen, scheinen zu sagen, daß Wallenstein nicht lange mehr zu zögern gedenkt. Darum ist viel Zeit nicht weiter zu verlieren. Der Kaiser unterzeichnete also am 24. Febr. 1634 ein Patent, durch welches Wallenstein des Heerbefehles entsetzt, allen Feldhauptleuten aber, die sich bei den Versammlungen vom 11. und 12. Janr. vergangen haben möchten, Illo und Terzky ausgenommen, volle Verzeihung zugesichert ward. Dieses Patent ward dem General Gallas, der sich damals in Linz aufhielt und welchem auch der vorläufige Heerbefehl anvertraut ist, mit dem Gebote, sich Wallenstein's, Illo's und Terzky's todt oder lebendig zu be-

meistern, zur Ausführung überantwortet. Indessen glaubt man am kaiserlichen Hofe, daß immer noch mit der größten Vorsicht verfahren werden müsse. Daher soll das Patent noch ein Geheimniß bleiben. Gallas mag es allmälig, und wie er es für gut findet, den Regiments-Chefs bekannt machen und im Stillen den rechten Augenblick vorbereiten, wo Wallenstein überfallen und vernichtet werden kann. Zu so wenig kaiserlicher Weise glaubt Kaiser Ferdinand II., um sich vor dem stolzen Friedland zu retten, seine Zuflucht nehmen zu müssen.

Noch drei Wochen lang schreibt der Kaiser sehr freundliche Briefe an Wallenstein, bald ihn um dieses zu ersuchen, bald ihn um jenes seinen Rath und seine Meinung abzufordern. Ja gerade in diesen Tagen giebt Ferdinand II. dem Herzog von Friedland förmlichen Auftrag, einen Frieden mit Sachsen und Brandenburg zu verhandeln, sich stellend, als ob er gar keine Ahnung davon habe, daß mit diesen beiden Kurfürsten einst nicht für den Frieden, sondern für Wallenstein und gegen das Interesse des kaiserlichen Hauses unterhandelt worden sei. Der letzte Brief des Kaisers an Wallenstein, der noch in einem höchst freundlichen und vertrauenvollen Tone lautet, ist vom 13. Febr. 1634 datirt. Diese ganze Sprache war nur darauf berechnet, Wallenstein von einem verzweifelten Schritte abzuhalten. Er sollte in die Täuschung gebracht werden zu glauben, daß der Kaiser wenig oder nichts bemerkt, wenig oder nichts wisse und ein verzweifelungsvolles Erheben gegen schmachvollen Untergang somit unnöthig sei. In der Mitte dieser Täuschung sollte dann Wallenstein, damit das kaiserliche Haus von jeglicher Gefahr befreit werde, den Tod durch Mörderhände finden.

Mehrere Tage lang lebte nun auch Wallenstein in der



Täuschung, in welcher der Kaiser ihn erhalten wollte. Es ist bereits früher bemerkt worden, daß der Herzog in dem letzten Theile seines Lebens ungemein unsicher, schwankend und unbestimmt erscheint und es daher mit vielen Schwierigkeiten verbunden ist, über seine Plane, Entwürfe und Gedanken ein sicheres Urtheil zu fällen. Für seine allerletzte Lebenszeit aber vermag vollends Niemand mit Sicherheit zu bestimmen, was in seiner Seele mag gelebt, welche seine Gedanken mögen gewesen sein. Doch kann angenommen werden, daß die Scenen vom 11. und 12. Janr., aus denen er erkennen mußte, daß er bei einem Erheben gegen den Kaiser keineswegs auf die meisten Regiments-Befehlshaber zählen könne, einen schweren und tiefen Eindruck auf seine Seele gemacht haben und er entschlossen gewesen, die Entwürfe gegen den Kaiser entweder ganz aufzugeben oder sie doch einer weit spätern Zeit zu überlassen. Dieser Entschluß Wallensteins, von dem wenigstens mit Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, daß er wirklich vorhanden war, frommt indessen nun nicht mehr, bringt nun keine Rettung mehr. Obwohl ihm das kaiserliche Patent im Anfange ein Geheimniß blieb, muß er doch bald gewahren, daß etwas Unheilbringendes gegen ihn im Werke ist. Gallas hat sich von Linz nach Pilsen begeben und dort an mehrere Regiments-Chefs im Stillen das Gebot erlassen, fernerhin Befehle nur von ihm anzunehmen. Das Dasein eines kaiserlichen Patentes gegen Wallenstein beginnt nun unter dem Heere ruchbar zu werden, auch der Herzog muß davon erfahren. Er versammelt nun zu Pilsen die Feldhauptleute seines Heeres und läßt von denselben eine Schrift aufsetzen, in der gesagt wird, daß es ihnen bei dem Verbündniß, welches sie für Wallenstein unterzeichnet, nicht in den Gedanken gekommen sei, das Geringste wider den Kaiser und die Religion zu veran-

ſtalten. Er ſelbſt aber, der Herzog, fügt eine Proteſtation hinzu, „daß ihm niemals in den Sinn gekommen, das Geringſte wider den Kaiſer und die Religion zu geſtatten, noch weniger ſelbſt zu practiſiren; nur auf Bitten der Feldhauptleute ſei er beim Heere geblieben und in das Verbündniß derſelben für ihn habe er nur zu ſeiner Sicherſtellung eingewilliget.“ Die aufgeſetzten Schriften werden ſogleich nach Wien abgefertiget. Die Boten ſind aber unterweges von Piccolomini angehalten worden und es iſt nichts an den Kaiſer gelangt. Alſo nunmehro erſt öffnet Wallenſtein den Mund über die ſeltſamen Vorgänge vom 11. und 12. Janr. und ſucht ſie durch die eben ſo ſeltſame Behauptung, daß ſie zu ſeiner Sicherſtellung nothwendig geweſen, zu entſchuldigen.

Die Schriften, welche Wallenſtein nach Wien ſenden will, ſind der letzte Verſuch eines Verzweifelten ſeinen Untergang aufzuhalten, um noch Mittel und Wege zur Rettung bereiten zu können. Wallenſtein weiß nun, daß ein kaiſerliches Patent gegen ihn ergangen, daß er im Stillen ſchon des Heerbefehles entſetzt iſt. Er kennt die Welt und Kaiſer Ferdinand II. zu genau, um es nicht zu fühlen und es nicht zu wiſſen, daß, nachdem die Sachen nun einmal auf dieſen Punct gekommen ſind, der Untergang durch die ſchönen, entſchuldigenden Worte, die er noch ſprechen will, nicht lange aufgehalten werden kann. Aber vielleicht kann der drohende Schlag noch einige Zeit aufgehalten werden und vielleicht iſt es noch möglich, in dieſer Zeit die Mittel zum Erheben gegen den Kaiſer zu bereiten.

Nun, getrieben von Wuth und Verzweifelung, kehrt er noch einmal zu ſeinen alten, verwegenen Entwürfen zurück. Alſo gebietet er zuerſt dem Heere, daß nur von ihm, von Illo und von Terzky noch Befehle angenommen werden ſollten, womit er noch einmal erproben will, ob das Heer ihm oder



dem Kaiſer gehöre. Dann beauftragt er den Grafen Kinsky, den Tractat mit Frankreich abzuſchließen und nun auch Schweden in die Sache hereinzuziehen. Die Reſolution des franzöſiſchen Hofes auf die am Ende des Jahres 1633 gegebene Erklärung Wallenſteins, daß er den Tractat mit Frankreich nun abſchließen wolle, war damals eingelaufen. Wallenſtein aber mag, da die Verbindungen mit Schwierigkeiten verknüpft, davon Kunde jetzo noch nicht gehabt haben. Am 1. März, als Wallenſtein ſchon gefallen, meldete ſich ein Edelmann, den Kinsky geſendet, bei Feuquières in Frankfurt am Main mit der Botſchaft, „daß Wallenſtein nun auf der Stelle den Tractat mit Frankreich abſchließen, ſich, ſowie es geſchehen, zum König von Böhmen ausrufen, dann den Kaiſer bis in die Hölle verfolgen wolle.“ Einen anderen Edelmann hatte Kinsky zu gleicher Zeit an Oxenſtierna geſendet. Wahrſcheinlich hat Wallenſtein dem Grafen Kinsky den Auftrag, mit Frankreich und Schweden abzuſchließen, erſt zwiſchen dem 13. und dem 20. Febr., vielleicht ſogar auch erſt an dem letzten Tage gegeben, daher die Botſchaft erſt am 1. März an Stelle und Ort ſein konnte, wie bereits Alles vorüber war. Es war nun zu ſpät, der Kaiſer hatte den Herzog in Liſt und Verſchlagenheit übermeiſtert, Wallenſtein allzulangſam, allzuvorſichtig, allzuunſicher gehandelt.

Wallenſtein ſelbſt fühlte, daß es in ſeiner gegenwärtigen Noth nicht genug ſei an dem Bunde mit Frankreich und Schweden, daß es einer ſchnellen und augenblicklichen Hülfe bedürfe. Daher ſendete er ſchon am 21. Febr. von Pilſen aus den Herzog Franz Albrecht von Sachſen-Lauenburg an Bernhard von Weimar nach Regensburg. „Wallenſtein ſei feſt entſchloſſen mit dem Kaiſer zu brechen, die Schweden möchten ſich nun mit ihm vereinigen.“ Alſo lautete die Botſchaft,

welche Lauenburg brachte. Bernhard von Weimar aber war voll Mißtrauen gegen Wallenstein, der so oft versprochen, daß er vom Kaiser abfallen werde und es bis jetzo nicht gethan; auch kam ihm das ganze Unternehmen abentheuerlich und allzugewagt vor. Am meisten aber ward Weimar wohl dadurch bestimmt, nichts in dieser Sache zu unternehmen, daß ihm bekannt, wie Wallenstein keinesweges auf sein Heer zählen könne, wenn er gegen den Kaiser sich erheben werde. Was wagte doch nun das schwedische Heer, wenn es nach Böhmen ging in der Hoffnung die Wallensteiner als Freunde zu finden und wenn diese Wallensteiner ihnen dann doch als Feinde entgegentreten! Gewiß, es war sehr klug und vorsichtig von Weimar, daß er sich zu nichts bestimmen ließ.

Unterdessen vernahm Wallenstein bereits am 22. Febr., daß ein kaiserliches Patent, in dem er geächtet, öffentlich in Prag angeschlagen worden. Dieses zweite kaiserliche Patent, in dem des ersten keine Erwähnung geschieht, ist vom 18. Febr. datirt und es wird in demselben dem Herzog Schuld gegeben, daß er das ganze kaiserliche Haus habe vernichten wollen. Die Regimenter, die in Prag, die Regimenter, welche in den Umgebungen von Pilsen standen, fielen, so wie das kaiserliche Patent bekannt ward, sofort von Wallenstein ab. Der Herzog hatte die Zeit, wo dieses Heer weit mehr ihm als dem Kaiser gehörte, versäumt, und Ferdinand II. Zeit gelassen einen von den Befehlshabern nach dem andern durch glänzende Versprechungen und Aussichten zu gewinnen. Drei Monate früher hätte er aufstehen müssen, wenn seine verwegene Sache gelingen sollte.

Wallenstein war nun von seiner glänzenden Höhe herabgestürzt. An der Spitze seines Heeres war er etwas gewesen, seit dieses Heer ihn verlassen, bedeutete er wenig in der Welt mehr. Seines Bleibens in Pilsen war nicht mehr, als das



kaiserliche Patent daselbst bekannt geworden. Jeder Augenblick drohete den Tod und schon zogen die Scharen, welche dem Kaiser treu geblieben, heran. Matt und krank bis auf den Tod verließ Wallenstein Pilsen am 23. Febr. Nur Illo, Terzky und zehn Compagnien waren ihm treu geblieben. Einen Eilboten über den andern sendete der Verzweifelte an Bernhard von Weimar und an Arnim. Er war seit das Heer ihn verlassen für die Verbündeten nichts mehr werth. Einst hatten sie gemeint, mit Wallenstein mächtige Streithaufen zu gewinnen. Davon war keine Rede mehr. Wallenstein hatte nur noch sich selbst und einen Haufen verzweifelter Abenteurer zu bieten. An diesen war nichts gelegen. Der Herzog wendete sich nach Eger. Dem Commandanten der Stadt, dem Obersten Gordon, hatte er jüngst ein Regiment verschafft. Daher zählte er auf die Dankbarkeit des Mannes und hoffte, in Eger eine sichere Zuflucht zu finden, bis er sich mit den Schweden werde verbinden können. In den letzten Momenten seines Lebens gab sich der Herzog noch einer argen Täuschung hin. Er meinte, er hoffte, daß er allein den Verbündeten noch etwas werth sei. Nachmittags am 24. Febr. 1634 traf der Herzog in Eger ein, um es nicht wieder zu verlassen, um den Tod zu empfangen. Gordon wollte den Preis verdienen, der auf Wallensteins und seiner Genossen Haupt gesetzt war. Abends am 25. Febr. wurden Illo, Terzky, Kinsky, der sich auch hier eingefunden, und der Rittmeister Neumann, welcher Friedlands Geheimschreiber war, zum Faschingsschmauße auf die alte Burg geladen und durch Dragoner ermordet. Um Mitternacht ward auch Wallenstein von seinem Schmerzenslager aufgestürmt und von dem Hauptmann Deveroux ermordet. Mit ausgebreiteten Armen empfing er den unvermeidlichen Todesstoß.

So fiel Wallenstein, und es ist nicht schwer, zu einer festen und sichern Ansicht über ihn zu gelangen. Emporgetragen weit mehr durch Glück und günstige Verhältnisse als durch wahre Größe und wahres Talent, emporgetragen von der Stellung eines gewöhnlichen Edelmannes bis zur fürstlichen Würde und Macht, meint und erwartet er von sich, durch die verworrenen und verwickelten Zustände der Zeit hindurch noch höher emporkommen zu können zur königlichen Würde und Macht, wenn er an seinem Herrn, dem Kaiser, zum halben Verräther werde. Das will er werden, er will Ferdinand II. von seiner Höhe herabwerfen und sich auf dieselbe stellen. Wenn er immer nur mehr bei dem Gedanken bleibt, wenn es nie zur rechten That und zur rechten Ausführung kommt, so ist das sicher nicht Wallensteins Verdienst, nicht Wallensteins Treue gegen den Kaiser, sondern es liegt der Grund davon hauptsächlich darin, daß die Verbündeten auf Wallensteins ihnen seltsam erscheinende Anträge nie recht eingehen wollten. Auch wartet, rechnet und zählet er nur stets, ob sich nicht ein Augenblick finden werde, in dem mit noch größerer Sicherheit, unter noch günstigern Aussichten an die Ausführung geschritten werden könne. Und bei diesem langen Zählen, Rechnen und Erwägen hat der Gegner endlich den Schlag, der ihn treffen sollte, vorausſehen lernen und nun auch seinerseits, List beantwortend mit List, Mittel und Wege zu seiner Rettung zu bereiten vermocht. Das ist Wallenstein und sein Geschick.



## Drittes Kapitel.

Wallensteins ungeheure, überkühne, selbst die Kräfte seines eigenen Geistes übersteigende Entwürfe waren vollständig gescheitert. Dennoch ist sein Leben sicher nicht ohne geschichtliche Bedeutung gewesen. Sie ruhet in den Gedanken, welche durch Wallensteins Thun und Treiben in der Seele Kaiser Ferdinands II. mit Nothwendigkeit müssen entstanden sein. Man vergegenwärtige sich mit Klarheit den Zusammenhang und den Gang der in den letztverwichenen Jahren geschehenen Dinge und es wird leicht sein zu sehen, welche Gedanken in der Brust Ferdinands II. müssen entstanden sein. Der Kaiser hatte den ungeheuren Plan gehabt, das alte Reich mitsammt dem Protestantismus über den Haufen zu werfen. Einen entschlossenen, verwegenen, über alle Bedenklichkeiten sich hinwegsetzenden Mann bedurfte es zur Ausführung dieses Riesen-Plans, und Ferdinand II. hatte geglaubt, in Wallenstein einen solchen gefunden zu haben. Große Dinge mußten dem, der Großes hinausführen sollte, gegeben oder doch versprochen werden und sie waren an Wallenstein theils gegeben und theils versprochen worden. Aber ein so ungeheures Versprechen, daß es nicht anders als mit dem festen Vorsatz, es nie zu erfüllen, gegeben werden konnte, hatte Wallenstein dem Kaiser abge-

drängt. Und es hatte doch gegeben werden müssen, nur damit die Aussicht auf die Ausführung jenes Riesen-Planes bleibe. Wallenstein hatte sich nun die Erfüllung des Versprechens erzwingen wollen und das kaiserliche Haus war dabei bis nahe an den Untergang gekommen. Wenn Wallenstein noch um etwas schneller, wenn er noch um etwas verwegener gewesen, was würde aus Ferdinand II. geworden sein?

Also der Plan das alte Reich und den Protestantismus zu stürzen, hatte das Kaiser-Haus bis ziemlich nahe an den Untergang gebracht. War er noch einmal aufzufassen, dieser Plan, sollte man noch einmal wagen, noch einen Feldherrn aufzustellen mit derselben großen Gewalt, wie Wallenstein sie gehabt, wie sie zum Theil auch dem gegeben werden mußte, der etwas Großes, etwas Ungeheures bald erreichen sollte! Sollte man sich noch einmal der Gefahr aussetzen, daß ein solcher Feldherr in der Mitte seines Laufes sich gegen den Kaiser selbst wende, sollte man erwarten, ob auch ein zweiter eben so unglücklich, eben so wenig entschlossen sein werde, wie Wallenstein! Der Gang der Sachen selbst ergab es, daß solche Gedanken, solche Befürchtungen in die Seele Ferdinands II. kommen mußten. Und waren sie darin, wie sie wohl darin sein mußten, so gab es nur noch eine Auskunft. Diese Auskunft war, den ganzen Plan zur Vernichtung des Reiches, zur Vernichtung des Protestantismus fallen zu lassen. Es fällt dem Kaiser noch schwerer das Letztere aufzugeben als das Erstere. Mit noch größerem Feuer als an die Vernichtung des Reiches hat er früher an die Vernichtung des Protestantismus gedacht. Aber die Gedanken an den Frieden kommen von nun an offenbar in des Kaisers Seele auf. Es fällt ihm schwer, sich vertraut zu machen mit dem Gedanken an einen Frieden, der den Protestantismus in dem Reiche bestehen läßt,



aber seine Seele wird doch diesem Gedanken allmälig geöffnet. Hat Ferdinand II. früher vom Frieden gesprochen, so ist es nur ein täuschender Schein gewesen. Bald hat er dann dieses, bald hat er jenes mit dem Reden vom Frieden erreichen wollen, aber nie den Frieden selbst, nie einen solchen Frieden, welcher den Protestantismus in dem Reiche bestehen ließe. Erst nach Wallensteins Untergange wird es ihm aus den angegebenen Gründen damit ein Ernst.

Freilich ist es nicht Wallenstein ganz allein, der solche Gedanken in der Brust des Kaisers zur Reife bringt. Es werden die alten Entwürfe auch deshalb endlich aufgegeben, weil sich von allen Seiten des Widerstandes zu viel zeigt, weil ihre Ausführung nach vielen Proben, nach vielen Versuchen sich endlich doch als eine Unmöglichkeit zeigt. Will der Kaiser das alte Reich vernichten und die habsburgische Gewalt weit und glänzend darüber ausdehnen, wer bietet sich ihm dazu als Bundesgenosse dar? Der Stammvetter von Spanien, Philipp IV., bietet sich dar und sonst Niemand. Aber Spaniens Macht fängt an zu lahmen und zu hinken und ist überdem noch zum Theil durch den niederländischen Krieg beschäftiget. Feinde aber des kaiserlichen Entwurfes sind sonst Alle, die es überhaupt giebt, nicht allein die protestantischen Mächte und die Protestanten, sondern auch die katholischen und die Katholiken. Die Liga in Deutschland, Frankreich, Venedig, der Pabst, sie werden Alles daran setzen, daß der kaiserliche Entwurf scheitert. In dem Laufe langer Jahre haben sie das klar und offenbar genug gezeigt. Dieser Theil des Entwurfes ist völlig aufzugeben. Er hat die Gesammt-Macht des Katholicismus in dem Kampfe gegen den Protestantismus wesentlich geschwächt. Aber auch der Krieg gegen den Protestantismus bietet keine namhafte Aussicht mehr, seitdem die Schweden auf-

getreten, seitdem die protestantischen Fürsten und Stände unter den Waffen stehen, seitdem wenigstens ein Theil von ihnen klar und bestimmt erkannt hat, was einmal von Ferdinand II. erstrebt und beabsichtiget worden. Wie sollte dieser Protestantismus anders zu vernichten sein als dadurch, daß die protestantischen Fürsten und Stände vorher vernichtet werden? Und das ist es eben, was von Frankreich nimmer wird geduldet werden, denn es wird stets fürchten, daß der Kaiser, wenn auch auf krummen Umwegen, jenen Untergang benutze, seine Macht in dem Reiche zu steigern, die Lande und Gebiete der Vernichteten an Habsburg zu bringen.

Also ist es sicher Wallenstein nicht allein gewesen, der eine Veränderung der Gedanken des Kaisers herbeigeführt, denn auch alle andere Umstände stellen sich so ungünstig für die kaiserlichen Entwürfe dar, daß sie doch endlich als unmöglich erscheinen, und als Unmöglichkeiten doch endlich auch aufgegeben werden müssen. Die große Gefahr aber, in welche Wallenstein den Kaiser gebracht, hat doch auch einen bedeutenden Antheil daran, denn er hat ja Ferdinand II. eine nahe, eine persönliche Gefahr gezeigt. Darin nun, daß er mit seinem seltsamen Thun und Treiben den Kaiser mit Nothwendigkeit auf andere Gedanken führen mußte, möchte Wallensteins geschichtliche Bedeutung beruhen.

Aber nicht mit einem Schlage, sondern nur allmälig erkräftigten sich die Friedens-Gedanken in des Kaisers Brust. Auch wünschte er noch immer die Bedingungen so günstig als möglich für den Katholicismus und so ungünstig als möglich für den Protestantismus zu stellen. Dazu war das gegenseitige Mißtrauen unter den Deutschen auf so hohen Grad gestiegen, daß nicht leicht aus den verworrenen Verhältnissen heraus zu Versöhnung und Friede zurückzukommen war.



Aus viel reineren Beweggründen als der Kaiser dachte der vielverläumdete Kurfürst von Sachsen, Johann Georg I., an diesen Frieden. Er stand auf einem recht vollständigen deutschnationalen Standpuncte, von dem aus ihm selbst die Schweden als Fremdlinge in dem Reiche erschienen. Die Deutschen, ist des Kurfürsten steter Gedanke, müssen sich unter einander selbst wieder treu und aufrichtig versöhnen, keine Partei darf, damit diese Aussöhnung eine Möglichkeit werde, ihre Anforderungen zu hoch spannen, jede muß etwas nachgeben wollen; nur so wird es möglich sein, das Reich vor dem Zerreißen zu bewahren, mit dem es von den Fremden bedroht wird. Aber die milde und versöhnende Gesinnung des Kurfürsten ist noch nicht die unter den Fürsten und Ständen, den katholischen sowohl als den protestantischen, vorherrschende. Von dieser Seite und von jener wird noch an vollständigen Sieg über die Gegenpartei gedacht, von dieser wie von jener Seite wünschen selbstsüchtige Gedanken noch die Fortsetzung des wilden, verheerenden Krieges.

Die Hauptsache aber, durch welche eine noch lange und schwere Kette von Kämpfen herbeigeführt ward, war, daß die Deutschen in ihrer Zwietracht sich der Gewalt, allein Herren auf dem eigenen Boden zu sein, begeben. Frankreich und Schweden hatten eine bedeutende Stellung in dem Reiche gewonnen. Der französische Einfluß war in den letzten Zeiten dadurch gestiegen, daß der Bund von Heilbronn doch noch bewogen worden, im Septbr. 1633 eine unmittelbare Allianz mit Frankreich abzuschließen. Beide, Frankreich und Schweden, wünschten eine Fortsetzung des Krieges nicht sowohl um der Interessen der Deutschen als um ihrer eigenen willen. Schweden, wo 1634 von den Ständen für die jugendliche Christine eine vormundschaftliche Regierung eingesetzt wird,

entäußert sich je länger, je mehr der großen Gedanken Gustav Adolfs und faßt eigennützige und selbstsüchtige Entwürfe auf. Man will für Schweden in dem Reiche erobern, man will sich in Deutschland anbauen, nicht ohne Entgeld aus dem Kampfe scheiden; bis das gewonnen, werde er fortgetrieben und fortgesponnen. Noch viel selbstsüchtiger sind die Gedanken Frankreichs und Richelieu's, der Alles mit eisiger Kälte berechnet. Es werde der Kampf fortgetrieben, er diene dazu die Macht von Spanien-Habsburg zu schwächen, damit die Macht Frankreichs um so glänzender emporkomme, er diene dazu, das Reich der Deutschen zu schwächen und zu verwirren, er diene ferner dazu, Frankreich vielleicht an dem Rheinstrome anzubauen. So viele Hemmnisse und Hindernisse stellen sich dem Frieden entgegen.

Zunächst nach dem Falle Wallensteins brannte der Krieg fort. Bernhard von Weimar war in den Tagen, wo Friedland den Untergang sah, bis dicht an Böhmen herangerückt, hoffend und meinend, daß in der Verwirrung im trüben Wasser gefischt werden könne. Als er aber erfuhr, daß Wallenstein ermordet und daß die Regimenter seines Heeres sämmtlich in der Treue des Kaisers geblieben sind, wagt er den Angriff auf Böhmen nicht. Indessen herrschte in Böhmen doch eine mehrmonatliche Verwirrung und sie hätte wohl zu einem günstigen Angriff benutzt werden können, wenn zwischen Gustav Horn und Bernhard von Weimar, die beide im südlichen Deutschland befehligten, Eintracht und nicht bitterer Unfriede geherrscht. Ja Oxenstierna selbst war einem kräftigen Angriff auf des Kaisers Erbstaaten zuwider und hemmte denselben, denn er fürchtete, daß Weimars Ruhm durch großes Waffenglück und große Erfolge über den Ruhm der schwedischen Generale emporsteigen könne.



So wirkten kleinliche Rücksichten vielfach störend auf den Gang der Begebenheit ein, und Ferdinand II. gewann Zeit, seine Sachen vollständig wiederherzustellen. Den obersten Heerbefehl übertrug er seinem Sohne Ferdinand, der bereits 1625 von den Ungarn zum künftigen König erwählt ward. Dem im Kriege ganz Unerfahrenen ward General Gallas beigesellt. Deutlich siehet man aus dieser Anordnung des Kaisers, wie sehr ein zweiter Wallenstein gefürchtet ward. Aber mit dem jungen Ferdinand sind auch sicher die großen Dinge, zu denen Friedland bestimmt gewesen, nicht hinauszuführen. Da es nun mehrere Monate währte, ehe das Heer des Kaisers wieder auftreten konnte, hätten doch in Süd-Deutschland, besonders in Baiern, in währender Zeit große Dinge von Gustav Horn und Bernhard von Weimar erreicht werden können. Aber Weimar war gerade jetzt im hohen Grade auf die Schweden erbittert, weil sie dem Einbruch in des Kaisers Lande zuwider gewesen. Er und Gustav Horn lebten in der bittersten Feindschaft. In vereinzelten und zum Theil noch schlechtberechneten Unternehmungen ward eine kostbare Zeit verloren. Ja, Maximilian I. von Baiern und die Feldherrn Altringer und Johannes von Werth vermochten sich wieder zu erheben. Sie nahmen am 27. März 1634 das wichtige Ingolstadt wieder ein.

Nun kam am Ende des Maimonats Ferdinand von Ungarn mit des Kaisers Heer aus Böhmen heraus und Weimar vermochte nicht, die Vereinigung desselben mit den Baiern zu hindern. Am Anfange des Junis setzte sich des Kaisers Heer am Donaustrome und das hochwichtige Regensburg ward gewaltig bedroht. Die Verhältnisse waren in diesem Augenblicke für die schwedisch-protestantischen Feldherrn eben sehr bedenklich. Durch Graubündten und Tyrol drang ein neuer spanischer

Heerhaufe heran. Nur schnelles und kräftiges Handeln konnte Regensburg retten. Dagegen stritten Gustav Horn und Bernhard von Weimar lange über die Weise, in welcher die Vereinigung ihrer Heere vor sich gehen sollte, und es verzögerte sich damit, wie es scheint, besonders durch Weimars Schuld von einer Zeit zur andern. Erst am 12. Juli 1634 erfolgte die Vereinigung beider bei Augsburg. Aber auch jetzo noch ward nicht mit der nöthigen Schnelle verfahren. Und so fiel das wichtige Regensburg, wo die schwedische Besatzung und die Bürgerschaft das Aeußerste für die Vertheidigung gethan, durch Capitulation am 26. Juli 1634 in die Gewalt des kaiserlichen Heeres. Die Erstürmung von Landshut, bei welcher Altringer den Tod fand, war für den Verlust Regensburgs, des wichtigen Passes an der Donau, von dem aus der Kaiser in seinen Erbstaaten bedroht worden, ein sehr schlechter Ersatz.

Wie nun in dem Leben selten ein Unglück allein kommt, so ward auch der Verlust Regensburgs bald von einem größeren Unfall für die schwedischen Waffen, von der Schlacht bei Nördlingen, begleitet. Nach dem Falle von Regensburg hatten Horn und Weimar sich wieder von einander getrennt. Horn wollte an den Lech eilen, um dem spanischen Heer entgegenzutreten, dessen Herankommen nun in den nächsten Tagen erwartet werden mußte. Bernhard von Weimar sollte an der Donau zurückbleiben. Beide Heeresabtheilungen befanden sich in einem geschwächten, aufgelößten Zustande. Die furchtbar ausgeraubten, verheerenden und verpesteten Lande schienen sich nun an der wilden Soldatesca durch das Verderben, welches nun über diese selbst kam, rächen zu wollen. Die Feldherrn wurden zu dieser abermaligen Trennung ihrer geringen Streitkräfte durch die täuschende Nachricht, die ihnen zugekommen, daß der ungarische König sich mit seinem Heere nach Böhmen



wendete, bewogen. Böhmen war um diese Zeit wieder von den Sachsen sehr bedroht, die Nachricht also nicht ohne Wahrscheinlichkeit. Bald aber erfuhr man, daß sie auf einer Täuschung beruhe, daß Ferdinand mit seiner Uebermacht herandringe. In der That eilte der König von Ungarn zu einer Entscheidung zu kommen. Er wollte den Ruhm derselben allein haben und ihn nicht mit den Spaniern theilen. Also wünschte er eine Schlacht noch ehe die Spanier herangekommen und er brauchte sie nicht zu fürchten, da er schon für sich allein den Schweden weit überlegen war.

Nun vereinigten sich Horn und Weimar schon am 16. Aug. bei Günzburg wieder, eben wie König Ferdinand, nachdem er Donauwörth genommen, unter den Mauern von Nördlingen erschienen. Das Kaiserliche Heer, von dem ein guter Theil aus Kroaten und Ungarn bestand, verbreitete sich zum Theil über Franken und in der Art und Weise, die man auf dieser Seite schon gewohnt. Die Kroaten Isolani's begingen Greuelthaten, die noch Alles überboten, was man früher gesehen, was früher die Menschen geschreckt. Horn und Weimar hatten bei Bopfingen ein festes Lager bezogen und suchten ihre sehr geschwächte und heruntergebrachte Macht in aller Weise zu verstärken. Auch erhielten sie von Wirtenberg einen eilends zusammengebrachten Schlachthaufen, sechstausend Streiter. Auch den Rheingrafen Otto Ludwig, der im Elsaß befehligte, forderten sie auf, schleunigst heranzukommen. Allzulange ward von demselben gezögert. Unterdessen geschah, daß das längst erwartete spanische Heer herankam und fast wider den Wunsch des ungarischen Königs sich mit ihm vereinigte. Mehr als 30,000 Streiter waren jetzt unter dessen Fahnen vereinigt. Zum größten Theil bestunden sie aus Nicht-Deutschen, aus Spaniern, Italienern, Ungarn, Slaven,

Kroaten. Sie waren Undeutsche wie die Sache, welche sie verfochten, die undeutsche war.

In das Lager von Bopfingen brachten Feuerzeichen, von den Nördlingern gegeben, die Kunde, daß die Noth ihrer Stadt auf das höchste gestiegen. Jetzo drang Bernhard von Weimar darauf, daß man Nördlingen nicht dürfe fallen lassen, wie Regensburg, daß man die Stadt entsetzen, daß eine Schlacht gewagt werden müsse. Vergebens wieß Horn auf die große Ungleichheit der Streitkräfte hin und rieth, wenigstens die Ankunft des Rheingrafen abzuwarten. Bernhard von Weimar aber begehrte so stürmisch die Schlacht, daß der Schwede endlich, jedoch mit bangem Vorgefühl, diesem Ungestüm nachgab So ward die unglückliche Schlacht von Nördlingen am 6. Septbr. 1634 geschlagen. Tages vorher hatte das schwächere schwedisch-protestantische Heer nicht ohne Glück gekämpft. Ein Theil der feindlichen Stellungen vor Nördlingen war genommen worden. Noch einmal rieth Horn vergebens den Angriff auf die feindlichen Haupt-Stellungen bis zur Ankunft des Rheingrafen zu verschieben. Bernhard setzte am andern Tage, an dem eigentlichen Schlachttage, den Angriff fort und führte dadurch bald einen allgemeinen Kampf herbei. Die Stellungen des Feindes konnten nicht genommen werden, in Verwirrung wurden die Stürmenden zurückgetrieben. Die Reiterei brach aus dem kaiserlichen Lager hervor, und wenn auch nach verzweifeltem Widerstande, ward doch endlich Alles entweder niedergehauen, oder gefangen oder in wilde Flucht versprengt. Zwölftausend Leichen der Besiegten deckten das Schlachtfeld, sechstausend waren in die Gefangenschaft der Sieger gefallen. Bernhard von Weimar verdankte es nur der Schnelligkeit seines Rosses, daß nicht auch er in Gefangenschaft fiel. Gustav Horn aber konnte diesem trüben Schicksal nicht entgehen. Acht



Jahre ist derselbe in harter Haft von Maximilian I. von Baiern gehalten worden.

Die Schlacht von Nördlingen war ein großer Schlag, doch ist sie nicht von der Wichtigkeit, wie die Schlachten von Leipzig-Breitenfeld und Lützen. Diese hatten einen Umschwung in den ganzen Stand der Dinge gebracht. Wären sie von den Schweden verloren und vom Kaiser gewonnen worden, so würde er rasch und keck an die wirkliche Ausführung seiner Entwürfe gegangen sein. Indem er aber sie verlor und die Schweden in ihnen siegten, war diese Ausführung eine Unmöglichkeit geworden. Dadurch eben haben die beiden Schlachten aber einen Umschwung in den ganzen Stand der Dinge gebracht. Die Nördlinger Schlacht aber, wiewohl an sich selbst immer bedeutend, war doch nicht bedeutend genug, um einen neuen Umschwung der ganzen Lage der Dinge herbeizuführen, einen solchen, der Ferdinand II. wieder eine Möglichkeit der Ausführung seiner Entwürfe sehen lasse. Auch zogen die Spanier bald wieder ab, denn ihre eigentliche Bestimmung war nicht Deutschland, sondern Nord-Niederland. In Schwaben und Franken aber wurden die Heere der katholischen Partei, des Kaisers und des Kurfürsten von Baiern, durch die Nördlinger Schlacht wieder Meister. Eberhard von Wirtenberg und Friedrich, Markgraf von Baden mußten flüchtig werden und Land und Leute dem schonungslosen Sieger Preis geben. Auch das Herzogthum Franken, das Bernhard von Weimar sich aufzubauen gedacht, stürzte in Folge dieser Ereignisse wieder in Nichts zusammen. Die Trümmer des bei Nördlingen geschlagenen Heeres hatte der Rheingraf Otto Ludwig, der schon auf dem Wege gewesen, gesammelt und nach dem Rheinstrome geführt, wo man sich auf Frankreichs Macht stützen konnte.

Das Friedens-Werk schien durch die Schlacht bei Nördlingen nur verzögert und aufgehalten zu werden. Nach dem Untergange Wallensteins waren die Hoffnungen Johann Georgs I. von Sachsen, daß der Kaiser nun einem Frieden geneigt werden möge, neu erstarkt. Auch schienen sie in Erfüllung zu gehen, denn bald meldete sich in Dresden ein spanischer Gesandter, der von der Wiederherstellung der Freundschaft zwischen Sachsen und dem Kaiser und vom Frieden sprach. Aber wie oft war man nicht durch solche Reden hingehalten, getäuscht und hintergangen worden. Auf so unbestimmte und schwankende Anträge konnte der Kurfürst noch nichts weiter thun als daran mahnen, wie man ihm bis jetzt alle feierliche Versprechungen gebrochen, wie man ihn zum Kriege gezwungen, weil gezeigt worden, daß er vernichtet werden solle, und endlich erklären, daß er ohne Wissen und Theilnahme seiner Verbündeten über den Frieden nicht verhandeln könne. Indessen war es mit letzterer Aeußerung, wenigstens in Beziehung auf Schweden, dem Kurfürsten kein voller Ernst. Seine abweisende Antwort sollte nur den Kaiser nöthigen, seine unbestimmten Anträge, auf welche nichts gegeben werden konnte, in bestimmte zu verwandeln. Mit Bestimmtheit mußte man erfahren, daß Ferdinand II. das Reich und seine Rechte wieder achten und den Vernichtungskrieg gegen den Protestantismus treu und ehrlich aufzugeben entschlossen, ehe an einen Frieden gedacht werden konnte. War der Kaiser hierzu geneigt, erfuhr man mit Bestimmtheit und Sicherheit, daß er unter solchen Bedingungen ernstlich den Frieden wolle, so war Niemand bereiter als der Kurf rst die Schweden, die er nun einmal als Fremde betrachtete, und deren Treiben nach dem Tode Gustav Adolfs ihm noch weit weniger behagte als bei dessen Lebzeiten, aufzugeben und zu verlassen.



Warm, ja glühend war der Wunsch des Kurfürsten, daß der Kaiser so gestimmt werden möge, denn je länger der Krieg dauerte, um desto mehr wurden die allgemeinen deutschen National-Interessen verletzt. Schon hatte sich Frankreich während der letzten Begebenheiten in den Besitz Lotharingens gesetzt, schon hatten die Franzosen selbst im Elsaß festen Fuß gefaßt, schon war stark die Rede davon, daß Schweden für seine Bemühungen Pommern, Bremen oder Magdeburg empfangen müsse, schon arbeitete Oxenstierna eifrig daran, so viele deutsche Fürsten und Stände als möglich in ein immerwährendes Schutz- und Trutzbündniß mit Schweden zu bringen. Alle diese Dinge verletzen die deutsch-nationalen Gefühle Johann Georgs I. auf das Aeußerste. Als daher Oxenstierna im März 1634 auch den ober- und niedersächsischen Kreis in ein förmliches Bündniß mit Schweden zu bringen suchte, arbeitete der Kurfürst heftig und mit Erfolg entgegen. Er betrachtete solche förmliche Bündnisse der protestantischen Fürsten und Stände mit Schweden als den Anfang einer dauernden Schutzherrlichkeit der Schweden über das Reich. Darum war ihm das Bündniß, welches von vier Kreisen zu Heilbronn mit Schweden geschlossen worden, so zuwider, und noch mehr zuwider war es ihm, daß die Heilbronner Bundesverwandten sich sogar in ein förmliches Bündniß mit Frankreich eingelassen. Nach allen Seiten und nach allen Richtungen hin ließ der Kurfürst seine Friedens-Mahnungen erschallen. „Es sei die höchste Zeit, dem ungeheuren Jammer des Reiches ein Ende zu machen, die höchste Zeit, eine Verständigung unter den Deutschen selbst zu suchen. Die Widerpart zeige sich einem Frieden jetzo geneigter als früher, daher sei keine Zeit, sich mit den Fremden enger und fester zu verbinden und damit den eigenen Willen in Fesseln zu schlagen, da die Fremden in ihren

Bündnissen es stets zur Hauptbedingung machten, nicht ohne sie Frieden zu schließen." Die Stimme des einflußreichen Kurfürsten blieb nicht allenthalben ungehört, wenn sie auch vieler Orten noch ungehört blieb, weil hier altes und freilich sehr wohlbegründetes Mißtrauen gegen den Kaiser, dort die Erwartung, im Trüben fischen zu können, bei vielen Fürsten entgegenstand. Die sächsischen Kreise hatten doch das förmliche Bündniß mit Schweden nicht geschlossen, wenn sie auch mit den Schweden fortkämpften.

Kaiser Ferdinand II. aber erhielt des Kurfürsten Hoffnungen und Erwartungen durch manch freundliches Wort, das er an ihn gelangen ließ. An bestimmten Anträgen und an bestimmten Friedens-Anträgen fehlte es noch lange, denn nur zögernd und langsam kann, wie bereits gesagt, der Kaiser den alten Entwürfen seiner Brust entsagen. Indessen lud der Kaiser doch sächsische Bevollmächtigte nach Leitmeritz und Johann Georg I. sendete die Geheimräthe von Oppeln und von Miltiz dorthin. Aber er kannte den Kaiser und wußte genau, daß ein billiger Friede von ihm endlich und zuletzt nur durch Drohungen, nur durch Waffengewalt würde zu gewinnen sein. Darum ließ er seinen Feldherrn Arnim wieder in Schlesien eindringen. Diese Heerfahrt ward ganz eigentlich um des Friedens willen angestellt. Ferdinand II. sollte sehen, daß man ihm entgegenzutreten vermöge, daß man Kraft genug besitze, um ihm selbst Gefahren zu bereiten. Eigene Gefahr sollte ihn nun endlich bewegen, der Billigkeit und der Stimme des Friedens Gehör zu geben. Arnim erfocht bei Liegnitz am 13. Mai 1634 einen glänzenden Sieg über das kaiserliche Heer und konnte seinem Herrn, dem Kurfürsten, dreiundfünfzig eroberte Fahnen zusenden. Noch einmal begrüßte das wild geplagte Schlesien die Sachsen als seine Erretter. Denn die



kaiserlichen Heere dieser Zeit waren in des Kaisers eigenem Lande kaum minder furchtbar als anderwärts. Von dem bei Liegnitz geschlagenen und versprengten Heere vernehmen wir, daß es die entsetzlichsten, die namenlosesten Frevel beging. Hier wurden Menschen lebendig in das Feuer der Backöfen gestürzt, dort wurden ihnen die Augen ausgerissen, dort wurden säugenden Frauen die Brüste abgerissen, dort Frauen und Mädchen geschändet bis auf den Tod. Auf solche Weise hatte das alte Reich vernichtet, hatte der Protestantismus, das Evangelium in demselben getödtet werden sollen.

Als nun die Sachsen den schönen Sieg bei Liegnitz gewonnen, meldete sich Banner, der Schwede bei ihnen, der jetzo in dem Kurfürstenthume Brandenburg stand und forderte zu einem kühnen Zuge nach Böhmen auf, wozu er sich selbst unter den Oberbefehl Johann Georgs I. stellen wollte. Dieses Anerbieten ward von dem Kurfürsten angenommen und im Anfange des Julimonats 1634 brachen Schweden und Sachsen wieder in Böhmen ein. Aber auch diese Fahrt unternahm er nur, um desto schneller einen guten Frieden vom Kaiser zu gewinnen, er unternahm sie, um Ferdinand II. von Ferne eine Gefahr zu zeigen, die sich verwirklichen könne, wenn er nicht endlich nachgebe, er unternahm die Fahrt nicht, um den Kaiser in diese Gefahr sofort wirklich zu stürzen. Die Generale des Kaisers Coloredo, Maradas und Lamboy hatten alle disponible Truppen zusammengezogen, um Prag zu vertheidigen. Des Kaisers Hauptmacht war eben unter Ferdinand, dem König von Ungarn, an der Donau beschäftiget, wo in demselben Monat Regensburg genommen ward.

Gerade an dem Tage, wo Regensburg fiel, am 26. Juli 1634, erschienen Schweden und Sachsen auf dem weißen Berge vor Prag. Banner begehrte, daß ein Sturm gewagt

werde, aber der Kurfürst war hierzu nicht zu bewegen. Ueberhaupt ein Feind rascher und verwegener Entschlüsse, niemals gern etwas auf das Spiel setzend, wenn nicht die äußerste Nothwendigkeit dazu treibt, meint er jetzo dem Kaiser, den er so sehr zum Frieden zu bestimmen wünscht, wohl eine Gefahr zeigen, nicht aber die Gefahr verwirklichen zu dürfen. Die Eroberung von Prag könnte den Frieden eher stören als ihn befördern. Die Schweden, die an derselben werden Theil nehmen müssen, könnten zu großem Stolz und Uebermuth sich erheben, viele protestantische Fürsten nach diesem Erfolge meinen, es sei nun keine Zeit an den Frieden zu denken, es sei nur Zeit die gewonnenen Vortheile kräftig fortzusetzen. Auch weiß der Kurfürst noch nicht, wie schlecht in diesem Augenblicke die Sachen der Schweden im Süden des Reiches gehen. Er kann nicht wissen, ob Bernhard von Weimar und Horn nicht einen glänzenden Sieg über den König von Ungarn gewinnen werden. Die Schweden haben ja seit geraumer Zeit in offener Feldschlacht stets gesiegt. Würden nun auf dieser Seite zwei Erfolge zu gleicher Zeit erreicht, die Eroberung von Prag und ein Sieg an der Donau, so möchte die Partei des Krieges allenthalben neues Leben empfangen. Darum ziehen die Sachsen schon am 29. Juli wieder von Prag ab und das ganze Unternehmen gegen Böhmen löst sich in Nichts auf.

Unterdessen waren die Friedens-Verhandlungen zu Leitmeritz fortgegangen. Sie hatten noch nicht zu einem bestimmten Ergebniß geführt, aber die Hoffnungen, daß es zu einem Frieden kommen werde, mögen durch den Gang der Unterhandlungen in der Seele Johann Georgs I. bedeutend gesteigert worden sein. Nun kam die Schlacht von Nördlingen dazwischen und es schien, sie müsse ein neues Hinderniß des Friedens werden. Konnte nicht Kaiser Ferdinand II. sich



um so mehr wieder zu verwegenen Entschlüssen erheben, als schon in den nächsten Tagen und Wochen nach jener Schlacht sein sieghaftes Heer sich zum Meister von fast ganz Schwaben und Franken machte. Aber der Kaiser überschätzte den Sieg von Nördlingen nicht und die alten, verwegenen Entwürfe, so lange festgehalten und so oft getäuscht, kehrten, einmal aufgegeben, doch nicht wieder in seine Brust zurück. Nur darin machte der Sieg von Nördlingen seinen Einfluß geltend, daß Ferdinand II. nun den Protestanten nur schwerere, ungünstigere Bedingungen bewilligen wollte, als er ohne jenen Sieg würde bewilliget haben. Noch im Monat Septbr. 1635 wurde der Sitz der Friedens-Verhandlungen von Leitmeritz nach Pirna verlegt, Johann Georg I. begab sich nach Dresden, um denselben näher zu sein. Es schien dem Kaiser mehr als je ein Ernst mit dem Frieden und in demselben Monat noch trat ein thatsächlicher Waffenstillstand zwischen dem kaiserlichen und dem sächsischen Heere ein.

Bald traten, und gerade in Folge der Nördlinger Schlacht, Verhältnisse ein, welche dem Kaiser Frieden in dem Reiche als sehr wünschenswerth mußten erscheinen lassen. Die Nördlinger Schlacht war für Oxenstierna und die Bundesräthe, die zu Frankfurt am Main versammelt waren, ein schwerer Schlag. Trümmer nur des geschlagenen Heeres vermochte man am Rheinstrome zu vereinigen. Der Feind herrschte in dem Süden und schon war auch die Mitte des Reiches lebhaft von ihm bedroht. Schweden stand in Gefahr, alle von dem Kriege gehofften Früchte zu verlieren, die Heilbronner Bundesverwandten hatten die schwere Rache Ferdinands II. zu fürchten, die Wirtemberg schon auf das härteste empfinden mußte. In dieser Noth beschloß man, sich den Franzosen in die Arme zu werfen und es ward Oxenstierna nicht schwer, die französische

Hülfe auf Kosten des deutschen Reiches zu gewinnen. Seine Eilboten flogen nach Paris, um Frankreichs kräftigere Hülfe anzuflehen. Sie waren beauftragt, im äußersten Nothfall den Franzosen selbst den vorläufigen Besitz vom Elsaß und von Mainz anzubieten.

Mit großer Freude sah Richelieu Schwedens und des Heilbronner Bundes Noth. Sie mußten sich nun vor Frankreich demüthigen, sie mußten Frankreichs Hülfe mit Opfern erkaufen. Aber weiter als sie gesunken, durfte und wollte er sie nicht sinken lassen. Sie sollten ihm dienen, die Macht von Spanien-Habsburg zu beschäftigen, sie sollten ihm dienen, die Macht von Spanien-Habsburg zu schwächen, wo nicht zu vernichten, damit Frankreichs Macht um so größer und glänzender emporsteige. Richelieu war entschlossen, den Krieg bald an Spanien zu erklären und, je nachdem es nöthig erscheinen sollte, auch an Kaiser Ferdinand II., damit die ganze Macht von Spanien-Habsburg geschwächt oder vernichtet werde. Es war gut zu diesem großen Kampfe der Bundesgenossen so viele als möglich zu haben. Darum unterhandelte Richelieu um diese Zeit mit der Republik von Nord-Niederland, die sich mit Spanien noch immer im Kriege befand, und es ging daraus am Anfange des Jahres 1635 eine enge Allianz zwischen Frankreich und Nord-Niederland gegen Spanien hervor. Darum durfte er Schweden und den Heilbronner Bund nach der Nördlinger Schlacht nicht fallen lassen. Sie mußten gegen Ferdinand II. unter den Waffen erhalten werden.

Indessen wollte er auch die Noth der Schweden und der deutschen Fürsten und Stände, die mit ihnen verbündet, so sehr als möglich benutzen, so sehr als möglich ausbeuten. Auf der einen Seite wollte er sie nicht fallen lassen, auf der andern sie nicht so kräftig unterstützen, daß sie sich etwa zur



Selbstständigkeit und Freiheit von Frankreich erheben könnten. Seine Hauptabsicht war gegen Spanien gerichtet, er wollte die spanischen Niederlande erobern und sie an Frankreich bringen. Dabei sah er voraus, daß er es nicht mit Spanien allein würde zu thun haben, sondern auch mit dem Kaiser. Also wollte er denselben durch die Schweden und die Protestanten beschäftiget wissen. Unglück genug für Deutschland, daß es der Rechnung des feinen und selbstsüchtigen Franzosen verfallen war, der noch bei dieser Gelegenheit Frankreich bis an den Rheinstrom ausdehnen zu können hoffte. Am 1. Nvbr. 1634 schrieb Richelieu die Bedingungen einer neuen Allianz vor. Das französische Heer, welches unter de la Force und Brezé bereits am Rheinstrome stand und sich selbst mit Zulassung der Schweden bedeutend im Elsaß nach der Nördlinger Schlacht ausgebreitet, ja schon die Rhein-Pfalz berührte, sollte fortan die Operationen gegen den Kaiser unterstützen. Das war alle Hülfe, welche Richelieu angelobte. Indessen eröffnete er dann noch die Aussicht, daß er selbst noch den Krieg an den Kaiser erklären könne, ohne sich jedoch hierzu förmlich verbindlich zu machen. In diesem Falle versprach er 12,000 Mann jenseits des Rheinstromes aufzustellen und zu unterhalten. Dafür aber müsse ihm das ganze Elsaß vorläufig eingeräumt werden und Frankreich Sitz und Stimme im Bundesrathe von Heilbronn empfangen. Deutlich siehet man daraus, wie die geheimen Entwürfe Richelieu's sind. Er gedenkt mit Nächstem über Spanien herzufallen und die spanischen Niederlande zu erobern. Damit ihn Ferdinand II. nicht hemmen und hindern könne, sollen die Schweden und die Protestanten den Krieg gegen denselben fortsetzen und er will sie dabei unterstützen, so weit es für die Interessen Frankreichs nothwendig ist und nichts darüber hinaus. Vergebens bemühte sich

Oxenstierna sowohl für jetzt, als auch für den Fall, daß Frankreich selbst den Krieg an den Kaiser erklären würde, bessere Bedingungen und größere Unterstützung von Richelieu zu erhalten. Man mußte nehmen, was die Franzosen boten, man mußte es dulden, daß Frankreichs Stimme in den deutschen Angelegenheiten in gleichem Maße immer größer und immer verderblicher ward.

Indessen mußte Kaiser Ferdinand II. doch durch alle diese Vorgänge darüber sattsam belehrt werden, daß es unmöglich sei, auch nach dem Siege von Nördlingen und bei der großen Schwäche und Verwirrung, in welche die schwedisch-protestantischen Heere gefallen waren, unmöglich sein werde, die alten, verwegenen Entwürfe von neuem aufzufassen. Es wird der Krieg zwischen Frankreich und Spanien ausbrechen und wenn er mit jenen alten Entwürfen wieder hervortreten sollte, so wird damit nur die Kriegserklärung Frankreichs an ihn selbst um so schneller herbeigerufen werden. Im Angesichte aber der Macht von Frankreich wird die Ausführung dieser Entwürfe sicher dem Reiche der Unmöglichkeit verfallen.

Indem der Kaiser durch diese Betrachtung einem allgemeinen Frieden unter den Deutschen hat geneigter werden müssen, haben auch auf Johann Georg I. die letzten Ereignisse einen tiefen Eindruck gemacht. Auf der einen Seite fürchtet er die Macht des Kaisers, welche sich durch den Sieg von Nördlingen wieder so bedeutend erhoben, auf der andern Seite, daß, wenn man den Kampf fortsetzen wolle, Deutschland immer mehr und mehr unter die Hand der Franzosen, die er haßt, fallen werde. Unter diesen Umständen muß, damit man nur überhaupt zum Frieden gelange, dem Kaiser mehr nachgegeben werden als erst hatte nachgegeben werden sollen. Sicher würde der Kurfürst den Frieden, den er nahm und der freilich für



die protestantische Partei ziemlich ungünstig war, nicht genommen haben, wenn jene Umstände nicht gewesen, in denen er eine zwingende Nothwendigkeit sah. Alle Vorwürfe, die dem Kurfürsten wegen dieses Friedens gemacht worden sind, fallen daher von selbst in Nichts zusammen. Schon am 24. Novbr. 1634 ward der vorläufige Frieden zwischen dem Kaiser und Sachsen, der zu einem allgemeinen gemacht werden sollte, zu Pirna unterzeichnet, die Bedingungen desselben indessen noch geheim gehalten. Man wollte erst noch mehrere Fürsten und Stände für die Sache gewinnen, ehe er offenkundig gemacht. Banner, der noch in Böhmen geblieben und dies Land erst nach der Nördlinger Schlacht räumte, war in Sachsen und auch ihn mußte man erst noch entfernen. Auch ward derselbe von dem Kurfürsten genöthiget, sich in das Magdeburgische zurückzuziehen. Am Anfange des folgenden Jahres, 28. Febr. 1635, verkündete man indessen schon laut den zwischen dem Kaiser und Sachsen geschlossenen Waffenstillstand.

Durch diese Wendung der Angelegenheiten gewann Ferdinand II. die Kraft, sich mit größerer Entschiedenheit gegen den Westen des Reiches und den Rheinstrom wenden zu können. Hier hatte Bernhard von Weimar den obersten Befehl über die Trümmer des schwedisch-protestantischen Heeres übernommen. Die Macht des Kaisers, der Baiern und Karls von Lotharingen brach gegen ihn vor, die Hülfe Frankreichs zeigte sich schwach und unzulänglich, auch verstanden die französischen Generale, die Richelieu gesendet, nicht einmal den Krieg. An der Bergstraße, ja sogar jenseits des Rheines zeigten sich die Fahnen der katholischen Partei wieder mit Glück und Sieg. Die wichtige Feste Philippsburg ward am 14. Janr. 1635 genommen. Am 26. März bemeisterten sich des Kaisers Truppen auch der Stadt Trier wieder und Kurfürst

Philipp Christian ward durch schwere Haft dafür bestraft, daß er französischem Schutze sich überantwortet.

Kaiser Ferdinand II. durfte indessen das Glück, welches seine Waffen auf der einen Seite gehabt hatten, nicht eben hoch anschlagen. Denn in dem ganzen Zusammenhange der Zustände und Verhältnisse, die mit drückender Gewalt seit langer Zeit auf ihm lagen, ward dadurch nichts geändert, nichts gebessert. Seit den Zeiten Kaiser Karls V. ward das Haus Spanien-Habsburg von dem tödtlichen Mißtrauen aller anderer, auch der katholischen Mächte allenthalbenhin verfolgt. Es mochte sich bewegen nach der linken oder nach der rechten Hand hin, stets ward von allen Anderen gefürchtet, es verberge sich irgend ein ehrgeiziger, irgend ein länderfüchtiger Entwurf dahinter. Es war Kaiser Karl V. und sein Sohn Philipp II. gewesen, die das Haus Spanien-Habsburg durch viele Versuche, ihre so schon ungeheure Macht zu erweitern, in diesen bösen Geruch gebracht. Die enge Verbindung, die jetzo wieder zwischen der deutschen und der spanischen Linie dieses Hauses, zwischen Philipp IV. und Ferdinand II. eingetreten, hatte Alles mit neuen Besorgnissen erfüllt. Und dadurch ward der Protestantismus in Deutschland gerettet. Es mag wohl sein, nahmen die andern katholischen Mächte an, daß Spanien-Habsburg den Protestantismus vernichten will, aber es wird ihn nur vernichten wollen, um davon eine reiche Erndte für sich selbst zu haben. Das will Niemand, nicht einmal der Stuhl zu Rom, daß diese furchtbare Macht von Spanien-Habsburg sich noch weiter erhebt, denn geschieht das, so ist auch wohl für alle andere Mächte, sie mögen nun protestantisch oder katholisch sein, der Tag des Unterganges vor Spanien-Habsburg nicht mehr fern. Richelieu mit seinen kalten Rechnungen kommt dazu. Der erachtet den Augenblick für



gekommen, wo zu Frankreichs Nutzen und Frommen Hauptschläge auf Spanien-Habsburg geführt werden könnten.

Schon am 8. Febr. 1635 ist zwischen Frankreich und Nord-Niederland ein enges Bündniß gegen Philipp IV. und Spanien geschlossen worden. Die südlichen Niederlande, ist dieses Bündnisses Inhalt, welche in Spaniens Gehorsam verblieben, sollen mit gemeinschaftlichen Kräften erobert, die Spanier ausgetrieben und diese Lande zwischen Frankreich und Nord-Niederland getheilt werden. Nach allen Richtungen hin will Richelieu die Grenzen Frankreichs vorschieben, hier nach dem Rheinstrome, dort nach der Schelde. Eine Kriegserklärung Frankreichs an Spanien, vielleicht auch eine Kriegserklärung Frankreichs an Ferdinand II., der übrigens auch schon jetzt theils mit heimlichen, theils mit öffentlichen Waffen von französischer Seite bekämpft ward, mußte nun mit Nächstem erwartet werden. In der That erklärte Frankreich am 26. Mai 1635 den Krieg an Spanien und französische Truppen rückten sofort in den spanischen Niederlanden ein. Mit der Kriegserklärung an den Kaiser wollte sich Richelieu nicht übereilen. Vor der Hand ließ er nur ein heftiges Geschrei darüber erheben, daß der Kaiser den Kurfürsten von Trier, den Schützling Frankreichs, gefangen halte, daß er die Freiheit deutscher Fürsten damit auf das empörendste verletze. Kaiser Ferdinand II. mußte einen offenen Kampf mit Frankreich beinahe als unvermeidlich ansehen. Richelieu wartete offenbar auf weiter nichts als auf eine ganz gelegene und ganz günstige Zeit, wo er anfangen könnte.

Unter solchen Verhältnissen war die Seele Kaiser Ferdinands II. einem Frieden mehr und mehr geneigt worden. Es ward ja je länger, je mehr unmöglich die alten, stolzen Entwürfe festzuhalten. Zum Verdienste kann es dabei dem

Kaiser kaum angerechnet werden, daß er diese Entwürfe endlich aufgab, daß er endlich zu einer Wiedervereinigung der Deutschen eine karge und zögernde Hand bot. Der Friede ging nicht aus seinem Innern hervor, kein Gefühl für das Vaterland, keine deutsch-nationale Gesinnung bewog ihn; es war einzig und allein die eiserne Nothwendigkeit, der er unwillig und zögernd nachgab. Im Angesichte der schwedischen und der französischen Macht war es eine reine Unmöglichkeit, das zu erreichen, was um den Preis der Hälfte des deutschen Herzblutes dem Kaiser Ferdinand II. früher nicht zu theuer gewesen.

So stehet der erste Mann da, der Deutschland den Prager Frieden geben wollte. Der zweite war Johann Georg I., Kurfürst von Sachsen. Auch er ist wegen dieses Prager Friedens eben so oft als schwer angeklagt, beschuldiget worden, daß er die Interessen des Protestantismus in diesem Frieden mindestens zur Hälfte verrathen habe. Und doch stehet, selbst vom streng-protestantischen Gesichtspuncte aus, der Kurfürst unendlich höher als der Kaiser da, unendlicher deutscher und nationaler. Es ist wahr, der Kurfürst schließt einen Frieden mit dem Kaiser, der in gar manchen Puncten zu Ungunsten des Protestantismus lautet. Aber man muß nach den Gründen fragen, um derentwillen Johann Georg I. diesen Frieden schließt. Er thut es aus der tiefen Ueberzeugung, daß die Noth des Reiches auf den höchsten Punct gestiegen sei, daß diese Noth mit reißender Schnelle größer werden würde, wenn man noch länger kämpfen müsse, ja daß das Reich noch von den Fremden gänzlich vernichtet, eine Beute Schwedens, eine Beute besonders Frankreichs werden möchte, wenn die Deutschen sich nicht bald in Friede und Eintracht zusammenfänden. Von dem harten Sinne des Kaisers sind bessere Bedingungen nun



einmal nicht zu gewinnen. Man nehme die, welche er bewilliget; sie lassen doch den Protestantismus in dem Reiche bestehen, der Kaiser erklärt doch durch und in diesem Frieden, daß er seine alten Entwürfe auf die Vernichtung des evangelischen Glaubens, auf die Vernichtung des Reiches, seines Rechtes, seines Herkommens aufgegeben. Auch mag die Schlacht von Nördlingen große Sorgen in dem Kurfürsten aufgeregt haben. Es wäre doch nicht ganz undenkbar, daß Ferdinand II. zu seinen alten verwegenen Entwürfen zurückkehrte, die, wenn er sie auch am Ende wohl nicht hinausführen kann, doch neuen, unermeßlichen Jammer über Deutschlands Gaue ausschütten müssen. So sind offenbar die Gedanken Johann Georgs I. gewesen. Aus diesen Gründen hat er den Frieden, den er schloß, geschlossen, und man siehet, man fühlet, er ist ein guter deutscher Mann und Fürst.

In dieser Weise sind sich beide Theile entgegengekommen und es ist der vorläufige Friede von Pirna am 30. Mai 1635 in den Definitiv-Frieden von Prag verwandelt worden. In dem letztern waren mehrere Puncte noch zu größerem Ungunsten der protestantischen Partei gefaßt als in dem erstern. Der wesentliche Inhalt aber dieses Friedens wird aus dem Folgenden hervorgehen.

Das Restitutions-Edict vom Jahre 1629 war einer der Hauptschläge gewesen, durch welche Ferdinand II. dem Protestantismus die Vernichtung angekündet. Dieses Restitutions-Edict ward nun durch den Prager Frieden stillschweigend zurückgenommen, denn er bestimmte, daß den Protestanten alle reichsmittelbare Stifter und Güter der römischen Kirche, die sie vor dem Passauer Tractat und dem Religions-Frieden von 1555 eingezogen, für immerdar verbleiben sollten. Solche reichsmittelbare Stifter, die erst später von den Protestanten

eingezogen und alle reichsunmittelbare, die zu irgend einer Zeit von ihnen gewonnen, sollten ihnen in den nächsten 40 Jahren friedlich ebenfalls verbleiben, dann ein gütlicher Vergleich darüber gemacht, und dafern ein solcher nicht zu Stande komme, die Protestanten nichts desto weniger in friedlichem Genuß und Besitz gelassen werden. Es war hier mit einigen Redensarten und Klauseln die förmliche Aufhebung des Restitutions-Edicts umkleidet, um eine ganz ausdrückliche Zurücknahme desselben zu vermeiden, die mit kaiserlicher Würde und Hoheit zu streiten schien. Ferner ward eine allgemeine Amnestie ausgesprochen, von der nach dem eisernen Willen des Kaisers doch wieder Böhmen und Kurpfalz ausgeschlossen, auch die Gültigkeit des Religions-Friedens für die Reichsstädte und die Reichsritterschaft ausbedungen. Das sind die Hauptpuncte des Prager Friedens und theils ausdrücklich, theils stillschweigend enthalten sie Dinge von der größten Wichtigkeit und Bedeutung. Der Religions-Friede von 1555 ist wiederhergestellt, der Protestantismus hat sein reichsgrundgesetzlich anerkanntes Dasein wieder, der Kaiser gelobt ihn nicht zu vernichten, der Kaiser gelobt, wieder auf den Weg des Gesetzes zurückzuschreiten.

Theils ausdrücklich, theils stillschweigend liegen diese hochwichtigen Puncte in Artikeln des Prager Friedens. Nachdem nun Kaiser Ferdinand II. gethan, was er gethan, ist eine Wiedervereinigung der Deutschen möglich; nun kann man wieder im nationalen Sinne und Geiste zusammenstehen. Darum fährt das Friedens-Instrument fort: es sollen nun alle deutsche Fürsten und Stände eingeladen werden, dem Vertrage, der zunächst zwischen dem Kaiser und Sachsen geschlossen worden, binnen zehn Tagen beizutreten, und Allen, die es thun werden, soll Alles, was sie im Kriege verloren, zurückerstattet werden. In derselben Weise sind auch die fremden Mächte,



Frankreich und Schweden, zum Beitritt aufzufordern. Wer nun aber den Frieden nicht annehmen will, der soll mit den Waffen gezwungen und zu dem Ende ein gemeinschaftliches Heer des Kaisers und des Reiches gebildet werden, dessen eine Hälfte von dem Kurfürsten, dessen zweite von dem jungen König von Ungarn befehligt. Man siehet, worauf Johann Georg I. hinaus will, eine Wiedervereinigung der Deutschen, Rettung des Reiches vor den Fremden erstrebt er. Der Kaiser gelobt noch einen Reichstag zu halten, keinen Krieg mehr gegen die Wahlcapitulation zu führen, Union und Liga sollen abgestellt sein.

Freilich giebt der Kurfürst das Haus von der Pfalz auf, freilich bedingt er nichts aus für die Protestanten in den österreichischen Landen, in den Gebieten der katholischen Fürsten und Stände, freilich bedung er nur wenig zu Gunsten der Protestanten in Schlesien aus, denen er so oft seinen Schutz versprochen und welche sich diesem Schutze so oft anvertraut. Im Uebrigen ward das Markgrafthum Lausitz, welches der Kurfürst bis dahin für seine in des Kaisers Dienst aufgewandten großen Kosten als Pfand besessen, ihm in dem Prager Frieden nun erb- und eigenthümlich, als böhmisches Lehn jedoch, überlassen. Auch wurden ihm noch vier magdeburgische Aemter, Querfurt, Burg, Jüterbock und Dahme, überlassen. Auch soll sein zweitgeborener Sohn August das Stift Magdeburg noch auf seine übrige Lebenszeit besitzen. Diese Dinge, durch welche Johann Georg I. allerdings persönliche Vortheile gewinnt, haben nun sicher dazu beigetragen, sein Betragen bei Vielen in ein falsches Licht zu stellen. Es haben viele angenommen, weil er persönliche Vortheile durch den Prager Frieden erlangt, wären die Interessen des Protestantismus von ihm aufgegeben worden. Aber der Kurfürst hat bei dem

Ganzen weiter nichts gethan, als daß er seiner persönlichen Vortheile auch mit gepflegt und gewartet, ohne das aufzugeben, um was es sich eigentlich handelte. Und fast alle Menschen haben zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen eben so gehandelt.



## Viertes Kapitel.

Der Friede von Prag hat eine große, geschichtliche Bedeutung, denn er enthielt Wiederversöhnung der Deutschen unter sich selbst. Durch eine Fortsetzung des Kampfes war vielleicht noch möglich, die günstigere Stellung einzelner Puncte für den Protestantismus zu gewinnen. Aber wie theuer würde man nicht diese doch noch immer zweifelhafte und ungewisse Aussicht erkauft haben? Man hätte sie bezahlt mit dem längern Kriegs-Jammer, der damals so entsetzlich wüthete, daß es in unsern Zeiten selbst schwer ist, sich auch nur das grause Bild völlig zu vergegenwärtigen, man hätte sie mit der Gefahr, das Reich von den Fremden zerrissen zu sehen, erkauft, ja man hätte sie nur mit der Gefahr gewonnen, daß Kaiser Ferdinand II. bei wieder eintretenden günstigen Verhältnissen wieder auf seine alten Entwürfe zurückkomme und damit der Jammer des Reiches, das Elend der Nation so verlängert werde, daß ein Ende kaum noch abzusehen und ein allgemeiner Untergang erwartet werden mußte. War es da nicht besser, sicherer und deutscher dem Dräuen aller dieser so gefährlichen Dinge einen Riegel vorzuschieben, dem Kaiser durch einen beschworenen Frieden die Hände zu binden und die Fremden, wenn sie nicht in Güte gehen wollten, mit Gewalt zu vertreiben, die Ein-

tracht, die Ruhe wieder herzustellen, wenn das nun auch protestantischer Seits mit theuren und schweren Opfern, mit schmerzlichem Nachgeben, dem Katholicismus gegenüber, bezahlt werden mußte? So hatte Johann Georg I. gedacht, und das ist auch noch ein Schönes, ein Erfreuendes an dieser protestantischen Sache, daß sie, wo es nur möglich ist, sich immer so deutsch hält, wenigstens viel deutscher hält als die katholische Sache in Deutschland und von Deutschen gehalten wird.

Es ist wahr, die Hoffnungen, welche Johann Georg I. an diesen Prager Frieden geknüpft hatte, sind nur in einem sehr geringen Grade in Erfüllung gegangen. Er hatte gemeint, alle Fürsten und Stände würden sich an diesen Frieden anschließen und dadurch rasch eine Wiedervereinigung aller Deutschen gewonnen werden, welche in den Stand setze, sich der Fremden nöthigenfalls mit Gewalt zu erledigen, welche die heitere Ruhe des Friedens bald wieder in das unglückliche, zerrissene, blutende Vaterland, dessen Söhne sich mit wilder Wuth untereinander selbst zerfleischten, zurückführe. Sie gingen nicht aus, diese Hoffnungen; noch viele Jahre lang schüttete der Krieg alle seine Greuel über Deutschland aus. Aber die Dinge, durch welche das herbeigeführt ward, vermochte der Kurfürst nicht zu ändern, wenn sie vielleicht auch vorauszusehen waren. Sie lagen weit über seine Gewalt und Macht hinaus.

Daß der Kampf nun noch so viele Jahre hindurch fortgesetzt worden, davon tragen zuerst Schweden und Frankreich die Schuld. Was die erste Macht, was Schweden anlangt, so können die alten großen Gedanken Gustav Adolfs als nun völlig verschwunden angesehen werden. Nun wünscht man in Schweden freilich auch, etwas zu haben für die großen Opfer, die den Deutschen und dem Protestantismus gebracht worden,



man wünscht deutsche Länder an der Ostseeküste zu gewinnen und die schwedische Macht dadurch zu steigern. Aber so ganz selbstsüchtig, so ganz eigennützig, so habsüchtig wie Frankreich zeigt sich Schweden dabei doch nicht. Es kamen bald Augenblicke und Verhältnisse, in denen Schweden hätte bestimmt werden können, den deutschen Boden zu räumen, ohne mehr zu fordern und mehr zu erhalten als mit der Ehre Deutschlands verträglich. Es wird bald bemerkbar gemacht werden, daß diese Augenblicke leider verabsäumt und diese Verhältnisse nicht recht benutzt worden sind, ja es muß dann gesagt werden, daß man von Schweden Dinge begehrte, die es ohne Verletzung seiner Ehre den Deutschen, die wieder zum Kaiser getreten, nicht bewilligen konnte. Frankreich aber arbeitete auf die Fortsetzung des Krieges um des Krieges willen. Es mußte Krieg in Deutschland sein, damit das Haus Spanien-Habsburg verwirrt und geschwächt werde, damit Frankreich seine Entwürfe ungestörter ausführen könne. Je länger der Krieg in Deutschland brannte, je elender, je ohnmächtiger das Reich durch denselben ward, desto besser war es für Frankreich, desto sicherer die Hoffnung, französische Gewalt in den Niederlanden und am Rheinstrome auf Kosten des deutschen Reiches anzubauen. So scheint die beinahe satanisch-kluge Rechnung Richelieu's gewesen zu sein. Sicher ist, daß Frankreich besonders mit allen Mitteln und allen Kräften dahin arbeitet, daß der Krieg in Deutschland so lange als möglich dauern möge. Und nur zu gut sind diese Bestrebungen gelungen.

Johann Georg I. von Sachsen aber hatte Frankreich nicht in seiner Hand; es war ihm unmöglich zu bestimmen, welche Politik Frankreich haben sollte. Aber auch unter den Deutschen selbst herrschte verschiedene Ansicht über den Prager Frieden und auch hier war es dem Kurfürsten nicht möglich, die

Seelen der Menschen zu bestimmen. Wie oft war man nicht von dem Kaiser getäuscht worden, wie oft hatte er nicht seine innersten Gedanken in den gewaltthätigsten Handlungen hervortreten lassen! Wer sich daran lebhaft erinnerte, der konnte immer noch fürchten, der konnte es immer noch für eine Möglichkeit halten, daß der Kaiser, so wie sich nur die Umstände günstiger zeigten, so wie er etwa Schweden und Franzosen hinausgetrieben, zu seinen alten Entwürfen zurückkehre. Wo nun diese Stimmung vorherrschte, da mußte wohl der Frieden von Prag verworfen werden, als zu wenige Bürgschaften für die Zukunft bietend, als zu viel von dem Protestantismus opfernd und hingebend. In Sachsen selbst, an seinem eigenen Hofe, von seiner Gemahlin, von seinen Ständen mußte Johann Georg I. solche Klage vernehmen. Also war es kein Wunder, daß es noch Deutsche gab, welche den Prager Frieden nicht beitraten, welche mit Schweden und Frankreich fortkämpfen zu müssen glaubten. Es waren auch noch andere Deutsche, die aus unlauterern Gründen, bewogen durch die Hoffnung, mit Hülfe des Krieges und der Fremden in dem Reiche emporkommen, erobern, sich ausbreiten zu können, fortkämpften. Die Meisten aber gingen auf die Gesichtspuncte ein, welche der Kurfürst von Sachsen genommen, daß man endlich einen Frieden unter den Deutschen machen müsse, wenn er auch für den Protestantismus ziemlich nachtheilig, nur damit der ungeheure Kriegs-Jammer aufhöre, oder doch eine sichere Aussicht, daß er bald aufhören werde, erlangt sei. So geschah, daß zuerst mehrere Fürsten und Stände sich bald an den Prager anschlossen. Ein kaiserliches Patent vom 12. Juni 1635 hatte auch allen Ständen die Annahme des Friedens binnen zehn Tagen anbefohlen. Georg Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg war nächst Sachsen der bedeutendste Reichs-



fürst, welcher zum Prager Frieden trat. Es stand das Aussterben des herzoglichen Hauses von Pommern bevor, Brandenburg hatte das Erbrecht, fürchtete aber, daß Schweden gewillt sei, sich in den Besitz dieses ihm wohlgelegenen Küstenlandes zu setzen. Der Kaiser dagegen gelobte, Pommern bei Brandenburg zu halten, und um so eher ward George Wilhelm für den Beitritt zum Prager Frieden bestimmt. Dann folgten Brandenburg-Culmbach, Braunschweig-Lüneburg, Sachsen-Weimar und Anhalt. Andere bedeutende Fürsten, wie Eberhard von Wirtemberg und Friedrich von Baden, beide von Land und Leuten getrieben, hätten sich gern gleich an diesen Frieden angeschlossen, wenn sie das nur ohne weitere Bedingungen vom Kaiser hätten erhalten können. In dem Verlaufe der Zeit ward die Anzahl der Fürsten und Stände, die sich wieder mit Ferdinand II. vereinigten, immer größer und größer.

Allenthalben aber, wo er genommen wird, scheint dieser Prager Friede nicht mit Freudigkeit von den Menschen begrüßt zu werden. Man nimmt ihn wie eine unabweisbare Nothwendigkeit, man nimmt ihn mit Mißtrauen gegen den Kaiser. Nicht allein das Vergangene, sondern auch das Gegenwärtige rechtfertiget dieses Mißtrauen noch immer. Wie die Heere Ferdinands II. sich wieder um diese Zeit siegreich am Rheinstrome ausbreiten, da ist das Erste, daß die Familie Friedrichs V. von der Pfalz unbarmherzig aus dem angestammten Erbe getrieben wird. Selbst katholische Fürsten waren wenig mit dem Frieden von Prag zufrieden. Mainz und Köln erklärten laut, daß Ferdinand II. abermals alle Satzungen des Reiches gebrochen, indem er ohne dessen Zustimmung, und besonders ohne die Zustimmung der Kurfürsten, mit Kursachsen einen Frieden aufgerichtet und sich dabei sogar selbst die Macht

beigelegt, alle, die diesen Frieden nicht alsbald annehmen würden, mit Gewalt der Waffen dazu zu treiben. In der That, es hatte dem Kaiser Niemand dazu die Macht gegeben, er hatte sie sich selbst genommen.

Indessen hätte es leicht geschehen können, daß der Prager Friede sich bald in einen allgemeinen verwandelt. Es war dazu kaum mehr als eine bessere, reinere Gesinnung Kaiser Ferdinands II. nöthig. Johann Georg I. wendete sich an Oxenstierna und begehrte, daß die Schweden nun den deutschen Boden räumen sollten. Er erkannte dabei dankbar die guten Dienste an, welche dem deutschen Protestantismus von den Schweden geleistet worden, und redete von einer billigen Satisfaction, die Schweden empfangen müsse. Aus mehrern Gründen war Schweden damals sehr zu einem Frieden geneigt. In dem langen Kampfe war Schweden furchtbar erschöpft; auch befürchtete man schon jetzo einen Bruch mit Dänemark, es lief ferner der Waffenstillstand mit Polen zu Ende, und König Wladislas von Polen schien einen neuen Krieg zu wünschen. Am Anfange des Sommers 1635 mußten daher unter Jacob de la Gardin 20,000 Streiter aus Schweden nach Preußen gesendet werden.

Unter diesen Umständen kam nun die Nachricht vom Abschlusse des Prager Friedens nach Schweden. Regierung und Stände waren sogleich für den Frieden, da die Deutschen selbst den Streit mit dem Kaiser aufgeben zu wollen schienen, und angenommen werden könne, daß der Kaiser seinen alten Entwürfen entsagt habe. Darin aber war man einig, daß der Friede nicht auf Kosten der schwedischen Ehre gewonnen werden dürfe. Daher könne man dem gebieterisch ausgesprochenen Willen des Kaisers und Sachsens, daß die Schweden Deutschland verlassen müßten, nicht nachkommen. Es müsse, so begehre es Schwedens Ehre, ein förmlicher Friede zwischen Schweden und dem Kaiser geschlossen werden. Im Uebrigen solle von Deutschland weiter nichts begehrt werden als eine Geldentschädigung für die Armen und die Einräumung einer Stadt an der Seeküste, bis die Summen richtig abgezahlt. Auch wollte Schweden Ausdehnung der Amnestie auf alle deutsche Stände verlangen, eine Anforderung, deren Erfüllung auch sicher nothwendig war, wenn der Rechtszustand vollkommen nach Deutschland zurückkehren sollte. Alle Begehren Schwedens tragen den Stempel der Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit. War diese letztere auch wohl weniger eine frei aus dem Innern hervorgegangene als eine durch andere Verhältnisse abgenöthigte, so war es doch des Kaisers und Sachsens Pflicht, die eingetretenen günstigen Umstände zu benutzen und auf die billigen und gerechten Anforderungen Schwedens sofort einzugehen.



Ehe nun aber Oxenstierna die Instructionen aus Schweden empfangen konnte, die nach ihrem Inhalte so eben angegeben worden sind, hatte Johann Georg I. bereits sein Heer gegen die Schweden in Bewegung gesetzt und war gegen Magdeburg vorgedrungen. Arnim befehligte dasselbe nicht mehr. Angeblich aus Unzufriedenheit mit dem Prager Frieden hatte er den sächsischen Dienst verlassen. Es standen die Sachsen jetzo unter den Befehlen des General Baudiß, der den schwedischen Dienst mit dem sächsischen vertauscht hatte.

Während des Vorrückens seines Heeres traf nun den Kurfürsten die Botschaft aus Schweden. Oxenstierna weigerte sich allerdings, mit dem Kurfürsten weiter zu unterhandeln als in so fern er als kaiserlicher Bevollmächtigter zu handeln beauftragt, da Schweden nicht durch eine Verhandlung mit Sachsen, sondern nur durch eine Verhandlung mit dem Kaiser

dazu gelangen könne, mit Sicherheit und mit Ehre aus diesem Kampfe zu schreiten. Sicher hätte Johann Georg I. gern gesehen, wenn den Schweden ihre nicht unbilligen Bedingungen erfüllt und damit dem Kriege ein baldiges und vollkommenes Ende gemacht würde. Aber es stand nicht in seiner Gewalt, diesen Frieden zu geben. Oxenstierna wendete sich unmittelbar nach Wien in einem Schreiben vom 17. Septbr. 1635 und erbot sich zu Friedensunterhandlungen auf die billigen Bedingungen, die bereits dem Kurfürsten mitgetheilt worden. Dieses Schreiben ist ohne alle Antwort geblieben. Die Waffen des Kaisers waren in diesem Augenblicke glücklich. In der Pfalz, ja am ganzen Rheinstrome standen die Scharen Ferdinands II. und Baierns wieder sieghaft da, selbst das wichtige Mainz war gefallen. Da mag in dem Kaiser die Hoffnung aufgegangen sein, daß doch noch etwas zu erreichen sei, daß er den Protestantismus noch um Vieles verkürzen, daß er nicht Alles zu geben brauche, was im Prager Frieden versprochen. Er will sich durch einen feierlichen Frieden mit Schweden nicht die Hände binden, zumal da die Schweden begehren, daß er noch Einiges nachgeben, alle vertriebene Fürsten, also auch die Familie Friedrichs V. restituiren müsse. Darum beantwortet er nicht einmal das Schreiben Oxenstierna's, darum hört er sie gar nicht, diese billigen und gerechten Anträge.

Es ist klar, auf wem die Schuld liegt, daß der jammervolle Krieg noch so viele Jahre forttobt. Der glückliche Augenblick, wo der leicht einen allgemeinen Frieden gewinnen konnte, der selbst Frieden und Versöhnung im Herzen trug, ward sündhaft verscherzt. Jener glückliche Augenblick aber ging vorüber. Durch französische Vermittelung ward der Ausbruch eines Krieges zwischen Polen und Schweden verhindert, und am 13. Septbr. 1635 ein neuer Waffenstillstand auf



26 Jahre zwischen Polen und Schweden zu Stumsdorf abgeschlossen. Schweden erkaufte ihn mit einem theuren Opfer, denn alle Eroberungen, die Gustav Adolf in Polnisch-Preußen gemacht, mußten herausgegeben werden. Dagegen aber konnten nun die Streitkräfte, welche gegen Polen bestimmt gewesen, anderwärtshin, nach Deutschland, gesendet werden. Schweden kam also durch den Stumsdorfer Waffenstillstand, dem Kaiser Ferdinand II. gegenüber, wieder in eine günstigere Lage. Selbst nachdem diese für Schweden günstigere Wendung der Dinge eingetreten, war man noch geraume Zeit ernstlich dem Frieden geneigt, wollte ihn aber freilich stets nur auf ehrenhafte Bedingungen und ohne treue Bundesgenossen, wie das Haus von der Pfalz, feig aufzugeben, abschließen. Der Kaiser war es, der in thörichter Verblendung solche Anträge von sich stieß. Da mußte nun in Schweden wohl die Kriegspartei wieder durchdringen mit dem Rufe und dem Verlangen, daß der Krieg, dessen Ende man sonder eigene Schuld auf ehrenhafte Weise nicht finden könne, fortgesetzt, und nicht umsonst fortgesetzt werden müsse.

Der Kurfürst von Sachsen aber war in ein Labyrinth hineingerathen, aus dem es kaum noch einen sichern Ausweg gab. Mit schöner Hoffnung hatte er den Frieden von Prag geschlossen, mit der Hoffnung, daß das Friedenswort auch bei dem Kaiser ein innerliches sei. Daß dem nicht so war, mochte er nun wohl bald erkennen, und doch war auch bei Frankreich und bei Schweden keine Hülfe, keine Rettung. Nun einmal in Feindschaft, in bittere Feindschaft mit Schweden gerathen, blieb keine andere Wahl als den Krieg gegen die Schweden fortzuführen, den Johann Georg I. auch im Herbst 1635 förmlich erklärte. Im Anfange ward dieser Krieg nicht ohne Glück geführt. Die Schweden unter Banner wurden bis

Mecklenburg hinaufgetrieben. Doch schon bei Dömnitz erlitten die Sachsen am 22. Octbr. 1635 einen schweren Verlust. Es kamen nun auch die Scharen aus Preußen unter Torstenson heran und die Schweden thaten einen furchtbaren Einfall in Brandenburg und Sachsen. Die schwedischen Heere waren nicht mehr, was sie unter Gustav Adolf gewesen. Auch sie hatte der lange Krieg verwildert und entmenscht; kaum standen sie jetzo an Grausamkeit, Wuth und Vertilgungssucht den Kroaten Isolani's nach. Leider muß man hinzusetzen, daß die schwedischen Heere jetzo größtentheils aus Deutschen bestanden. In den letzten Jahren des Krieges besonders waren es die Deutschen selber, die sich auf das wildeste unter einander zerfleischten.

Im Frühling des Jahres 1636 kam ein starker kaiserlicher Heerhaufe unter General Hazfeld und vereinigte sich mit den Sachsen. Magdeburg ward zur Uebergabe am 13. Juli 1636 genöthiget, und schon hatte es das Ansehn, als würde Banner vor einem weit überlegenen Feinde ganz weichen, von dem deutschen Boden weichen müssen. Banner aber, den Gustav Adolf unter seine besten Feldherrn gezählt und von dem er gesagt haben soll, daß er ihn am ersten ersetzen könne, wenn ihm etwas Menschliches begegne, bewieß, was in ihm war. Er faßte das ihm weit überlegene Heer der Feinde bei Wittstock in der Mark am 4. Octbr. 1636 und schlug es auf das Haupt. Besonders die kaiserlichen Truppen wurden in dieser Schlacht nicht geschlagen, sondern vernichtet. Johann Georg I. aber flüchtete sich nach diesem Schlage in sein Land zurück, und vor der Hand war die Aussicht, die Schweden schnell vom Reichsboden entfernen zu können, wieder in den Hintergrund getreten, bis die Wendung des Krieges eine günstigere werden würde.



Wie nun Schweden mit seinen billigen und gerechten Anforderungen thöricht und schnöde zurückgewiesen worden, war, besonders nach Banners Siege bei Wittstock, an ein baldiges Ende des Krieges nicht mehr zu denken. Auch eine Sinnesänderung Kaiser Ferdinands II., wenn sie eingetreten wäre, hätte nunmehr nicht frommen können. Sie trat aber auch gar nicht ein. Wenn er den Protestanten auch den Frieden von Prag bewilliget hatte, das ist doch nicht anzunehmen, daß es seine Meinung gewesen, in der Ausführung desselben den Protestanten Gunst zu erweisen und sehr gewissenhaft mit ihnen zu verfahren. Im Gegentheile sinnt er noch immer offenbar darauf, wie er ihnen so wenig als möglich wirklich gebe, wie es möglich sein werde, den Protestantismus doch noch tief herabzudrücken. Darum hat er auch dem Prager Frieden die seltsame, gebieterische Klausel „binnen zehn Tagen müßten alle Stände denselben annehmen" beigefügt. Wie viele haben das doch nicht gethan und diese zehn Tage nicht beachtet. Vielleicht kann man diesen später noch beikommen, vielleicht kann man diese später noch vernichten. Aber dazu braucht Ferdinand II. Krieg und Siege und deshalb hat er die billigen und gerechten Anforderungen Schwedens unbeachtet, unbeantwortet sogar gelassen. Und so mußte Schweden wohl den Kampf fortsetzen. Auch trieb Frankreich fortwährend dazu. Richelieu hatte nun den Krieg gegen Spanien in den Niederlanden eröffnen, französische Truppen in Graubündten, welches Land fortwährend von Spanien und von Habsburg theils gequält und theils bedroht war, einrücken und Verbindungen mit den kleinen italienischen Mächten anknüpfen lassen, damit der Krieg, der Angriff auf Spanien auch nach Italien getragen werden könne. Bei solchen Entwürfen Richelieu's war es für ihn von großer Bedeutung, daß der Krieg in Deutschland

nicht aufhöre. Darum hatte er schon am 28. April 1635 eine neue Allianz mit Schweden und am 27. Octbr. 1635 einen besondern Tractat mit Bernhard von Weimar geschlossen. Man bewilligte dem Weimar eine jährliche Subsidie von vier Millionen Livres und versprach ihm sogar die Landgrafschaft Elsaß als künftiges Fürstenthum. Durch diesen Tractat kam Bernhard aus der ihm verhaßten Abhängigkeit von Schweden heraus, gerieth dafür aber in die Abhängigkeit von Frankreich. Richelieu betrachtete von nun an das Heer Bernhards von Weimar wie sein eigenes, dem es an Unterstützung jeder Art nicht fehlen sollte. In Lotharingen, Elsaß, am Rheinstrome stritten Weimar und die Franzosen mit wechselndem Glück gegen Ferdinand II. und Maximilian I. Feldherrn, besonders gegen Gallas und Johann von Werth. Auch mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen, welcher geraume Zeit geschwankt, ob er sich nicht dem Prager Frieden anschließen solle, schloß Frankreich am 21. Octbr. 1636 eine Allianz, darin der Landgraf sich anheischig machte, den Krieg gegen ein jährliches Hülfsgeld fortzusetzen. So suchte Frankreich, während das Heilbronner Bündniß auseinanderging, der eine Fürst ausdrücklich den Prager Frieden annahm, der andere in einer Art Neutralität den Ausgang erwartete, den Krieg in Deutschland in aller Weise fortzuerhalten. Kaiser Ferdinand II. erklärte nun aber auch am 28. Septbr. 1636 förmlich den Krieg an Frankreich, in einem Augenblicke, wo seine Sache allenthalben vortrefflich stand, er allenthalben Meister zu werden schien, denn die Schlacht von Wittstock war damals noch nicht geschlagen. Ein kaiserlicher Heerhaufe unter Gallas versuchte gleich darauf sogar in Frankreich selbst einzudringen, welches Unternehmen jedoch einen sehr üblen Ausgang nahm.

Aber auch dieser mißlungene Versuch und die Trauerkunde



von der Schlacht von Wittstock brachten den Kaiser noch nicht zu den Gesinnungen, die den Frieden für Deutschland schnell hätten ermöglichen können. Im Herbste des Jahres 1636 hielt Ferdinand II. einen Kurfürstentag zu Regensburg. Zwei Dinge von Bedeutung geschahen auf demselben. Zuerst setzte der Kaiser die Wahl seines Sohnes Ferdinand zum künftigen König und Kaiser der Deutschen durch. Sie geschah am 22. Decbr. 1636. In gewöhnlicher Weise ward demselben eine Wahlcapitulation vorgelegt, die er auch beschwur. Zweitens ward von dem Frieden gesprochen. Die Kurfürsten faßten den Beschluß, daß den Fremd-Mächten Frankreich und Schweden zu erkennen gegeben werden solle, wie sie den Reichsboden räumen müßten, darüber wären die Kurfürsten mit dem Kaiser vollkommen einig. Den Schweden wolle man besonders zu erkennen geben, daß sie keine Satisfaction zu fordern hätten, höchstens könnte ihnen eine Summe Geldes bewilliget werden. Auch solle diesen Fremd-Mächten weiter bemerklich gemacht werden, daß es in allen Stücken beim Prager Frieden verbliebe und das Reich seine unter sich gefaßten Beschlüsse der Entscheidung ausländischer Mächte nicht unterwerfen werde. Auf diesem Kurfürstentage stimmten nur Mainz, Köln, Baiern, Sachsen und Brandenburg. Der Kurfürst von Trier war gefangen, Kur-Pfalz vertrieben. Die Sprache der Kurfürsten war von dem Kaiser dictirt und sie konnte natürlich nur den Unfrieden, nicht den Frieden herbeiführen. Und sie war von Ferdinand II. darauf berechnet. Wäre es ihm ein voller und rechter Ernst mit dem Frieden gewesen, so würde er nicht gesäumt haben, auf die billigen und gerechten Forderungen, die Schweden an ihn gestellt, einzugehen.

Was war denn von schwedischer Seite begehrt worden? Man hatte verlangt, daß der Kaiser mit der Krone Schweden

einen besondern Frieden schließe. Nicht allein um der Ehre, sondern auch um der Sicherheit Schwedens willen konnte man von diesem Begehren nicht abstehen, denn wenn die Schweden aus Deutschland abziehen sollten, so mußten sie vor allen andern Dingen die Gewißheit haben, daß die Macht des deutschen Reiches ihnen fortan nicht feind, sondern befreundet sei. Diese Gewißheit war nicht anders als durch einen Frieden, der unmittelbar zwischen Schweden einer- und dem Kaiser im Namen des Reiches andererseits geschlossen, zu erreichen. Ueberdem war es schimpflich für den schwedischen Namen, auf ein bloßes drohendes Machtgebot des Kaisers und der Kurfürsten aus dem Reiche zu weichen. Noch schimpflicher wäre es gewesen, treue Bundesgenossen der Willkühr Ferdinands II. zu überlassen, und nicht minder war es bedenklich, aus Deutschland abzuziehen, ohne eine feste Bürgschaft empfangen zu haben, daß der ganze und volle Rechtsstand in dieses Reich zurückkehren werde. Darum hatte Schweden besonders noch begehrt, daß der Kaiser eine allgemeine Amnestie ertheile, darum hatte es verlangt, daß alle geächtete und vertriebene Fürsten in ihre Lande und in ihre Rechte wieder eingesetzt würden. Es ist kaum zu glauben, daß die Kurfürsten zu Regensburg die Billigkeit und Gerechtigkeit dieser Anforderungen, welche von Schweden früher aufgestellt worden, verkannt, und eben so wenig ist anzunehmen, daß sie nicht gefühlt und nicht gewußt, die Worte, welche sie jetzo zu den Fremdmächten sprächen, wären nicht Worte des Friedens, sondern Worte des Krieges. Aber Kaiser Ferdinand II. war jetzo wieder gewaltig und sie mußten sprechen, wie er zu sprechen gebot.

Das nun war das letzte Werk Kaiser Ferdinands II., denn nicht lange nachher ereilte ihn der Tod. Er starb am 17. Febr. 1637 im 59sten Jahre seines Alters. Kaum mag



es noch als nöthig erscheinen, daß ein besonderes Urtheil über diesen Fürsten aufgestellt werde, da die Geschichte, da seine eigenen Thaten so laut und vernehmlich sprechen. Was er gewollt, das legte der Verlauf der Ereignisse wohl sattsam dar; er wollte Vernichtung des Protestantismus und Vernichtung des alten Reiches. Die Vernichtung des Protestantismus ließen die Jesuiten, denen er blindlings ergeben, ihm als eine heilige Glaubens- und Gewissenspflicht erscheinen. Er übte diese gewähnte Pflicht sein Lebenlang mit einer Härte, ja mit einer Grausamkeit aus, die seinen Namen in die Reihe der größten Verfolger des Evangeliums und der evangelischen Kirche stellt. Aber wie groß diese Härte, diese Grausamkeit auch immer war, sie ging doch aus einer gewähnten Glaubens- und Gewissenspflicht hervor, und sie möge darum noch als menschlich entschuldiget, wenn auch keineswegs als gerechtfertiget angesehen werden. Die Vernichtung aber des alten Reiches, welche Ferdinand II. ebenfalls herbeizuführen beabsichtigte, kann auch eine solche Entschuldigung nicht für sich anführen, und noch weniger werden die Mittel es können, durch welche dieser Vernichtung Bahn gebrochen werden sollte. Stillschweigend oder ausdrücklich, was am Ende auf eins hinausläuft, hatte Wallenstein des Kaisers Gebot, die Menschen abzumartern und abzuquälen, bis ihre Widerstandskraft ab und todt, und sie dem neuen Kaiserthume sich schweigend würden fügen müssen. Die Verletzungen des im Reiche bestehenden Rechtes, des gesetzlichen Herkommens, die Kaiser Ferdinand II. begangen, waren eben so groß als unläugbar. Katholische Fürsten sagten es ihm eben so oft als es ihm von protestantischen gesagt worden, daß er das Bestehende, so weit er könne, theils schon vernichtet, theils es zu vernichten sinne. Wenn die Entwürfe des Kaisers nicht ausgingen und wenn das alte Reich

ſtehen blieb, ſein Verdienſt iſt das ſicher nicht geweſen. Vor der Unmöglichkeit nur iſt er unwillig, langſam und zögernd zurückgetreten.

Die letzten Jahre aber des dreißigjährigen Krieges haben bei weitem nicht die Wichtigkeit der erſtern. Damals, wo beide Parteien ſich noch mit glühendem Eifer entgegenſtanden, ſchien es, als werde und müſſe eine große Entſcheidung in Deutſchland geſchehen, und die nationale Einheit im Glauben und in der Kirche wiedergewonnen werden. Bald ſiehet es aus, als würde der Proteſtantismus ſich noch das ganze Reich erobern, bald ſiehet es wieder aus, als werde der römiſche Katholicismus über der Vernichtung der proteſtantiſchen Kirche wieder das alleinige Herrnthum in dem Reiche gewinnen. Für die eine ſowohl als für die andere Partei iſt aber nunmehro, in den ſpätern Jahren dieſes grauſamen Krieges, die Ausſicht und die Hoffnung, ſich des Reiches und der Nation allein bemeiſtern zu können, verſchwunden. Im langen und blutigen Kampfe ſind die Gemüther ermattet und ermüdet worden, und wie bitter auch noch in den Herzen die alte Feindſchaft brennt, es wünſchen doch faſt alle, daß der Waffenſtreit aufhören und Proteſtantismus und Katholicismus wenigſtens im äußerlichen Frieden wieder neben einander wohnen möchten. Wenn Frankreich nicht geweſen und wenn Ferdinand II. nicht die gute Zeit, wo Schweden einen Frieden auf die billigſten Bedingungen zu ſchließen bereit war, verabſäumt, nicht lange über den Prager Tractat hinaus würde der Kampf noch gedauert haben.

Kaiſer Ferdinand III. aber, der Sohn und Nachfolger, mag im Ganzen genommen dieſelben Geſinnungen gehegt haben wie ſein Vater. Gegen den Proteſtantismus iſt er nicht minder eifrig, und wo er kann arbeitet er auf deſſen Ver-



nichtung. Die Proteſtanten in den öſtreichiſchen Landen mußten den katholiſchen Eifer Ferdinands III. bitter und oft genug empfinden. Aber die Entwürfe auf die allgemeine Unterdrückung des Proteſtantismus, die Entwürfe auf neue politiſche Macht und Größe ſind nun einmal nicht mehr zu erreichen, und Ferdinand III. beſitzt auch die innere Kraft und Energie ſeines Vaters nicht. Wohl kämpft auch er noch einige Jahre fort, aber immer ſchwächer und ſchwächer werdende Ausſichten zwingen ihn endlich die Hand zu noch andern Bedingungen zu reichen, als ſie in dem Frieden von Prag hingeſtellt worden. Der neue Kaiſer erfüllte übrigens die Erwartungen, die viele Menſchen von ihm gehegt, nicht. Man glaubte, weil, wenigſtens unter ſeinem Namen, bei Nördlingen geſiegt worden, daß er ſich ſelbſt an die Spitze ſeiner Heere ſtellen werde. Aber er mochte ſich ſelbſt beſſer kennen, und überließ daher die Führung des Krieges ſeinen Generalen, unter denen Gallas, Piccolomini, Götz, Hazfeld, Savelli, Salis und Marazini noch die bedeutendſten waren. Keiner von ihnen konnte ſich als Feldherr mit Tilly oder auch nur mit Wallenſtein vergleichen. Johann von Werth, der Feldherr Maximilians von Baiern, erhob ſich auch nur wenig über ſie.

Auf zwei Hauptpuncten aber brannte der Krieg fort, am Rheinſtrome, wo Bernhard von Weimar befehligte, im nordöſtlichen Deutſchland, wo der kühne Banner die Schweden befehligte. In der Mitte ſtand Wilhelm von Heſſen-Caſſel und nach deſſen noch im Laufe des Jahres 1637 erfolgten Tode ſeine kräftige Wittwe Amalie Eliſabeth. Oxenſtierna war ſchon 1636 nach Schweden zurückgegangen und kehrte nicht wieder nach Deutſchland zurück. Banner, jetzt Oberfeldherr der Schweden in Deutſchland, unternahm nach dem Siege bei Wittſtock am Anfange des Jahres 1637 einen furchtbar ver-

heerenden Zug nach Brandenburg, Sachsen, Thüringen und Franken. Gallas, des Kaisers Feldherr, kam endlich mit 60,000 Streitern heran und schon ward Banner mit seinen fünfmal geringern Streitkräften als verloren angesehen. Aber er rettete sich durch einen meisterhaften Rückzug nach Pommern. Gallas folgte ihm dorthin und man erwartete nun, daß die Schweden auch aus Pommern, ihrem letzten Zufluchtsorte, vertrieben werden würden. Aber der kaiserliche Feldherr verstand den Krieg nicht, und Banner erhielt im Frühling 1638 wieder bedeutende Verstärkungen aus Schweden. Nun ward Gallas von dem kühnen Schweden wieder angegriffen und allmälig bis Sachsen und Böhmen schimpflich zurückgejagt. Unterdessen war Bogislas XIV., Herzog von Pommern, bereits am 10. März 1637 gestorben und die Schweden betrachteten das Land, Erbe und Eigenthum Georgs Wilhelms von Brandenburg, als Besitz und Eroberung. Brandenburg nahm nun deshalb auch thätigen Antheil am Kriege gegen Schweden.

Während nun Banner durch den Lauf des Jahres 1638 hindurch Gallas beschäftigte und zurücktrieb, war im März desselben Jahres das Bündniß zwischen Frankreich und Schweden abermals erneuert worden. Bernhard von Weimar, der halb wie ein unabhängiges Kriegshaupt dastand und halb im Dienste Frankreichs, gewann nicht mindern Ruhm als Banner, der Schwede. Nachdem am Rheinstrome und an den Grenzen Frankreichs der Krieg lange ohne eine größere Entscheidung hin und hergegangen, ging Bernhard über den Rhein und griff am 3. März 1638 die Baiern unter Johann von Werth und die Kaiserlichen unter Savelli an. Ihre Schlachthaufen wurden nicht geschlagen, sondern vernichtet. Werth und Savelli selbst geriethen in Gefangenschaft. Bernhard



wendete sich darauf gegen die wichtige Festung Breisach und auch sie fiel am 19. Decbr. 1638 in seine Gewalt.

Größere Dinge hätten leicht von dieser Seite erreicht werden können, wenn nicht um dieselbe Zeit zwischen Bernhard von Weimar und dem französischen Hofe bittere, wenn auch äußerlich noch übertünchte Feindschaft und Spannung obgewaltet. Bernhard strebte darnach, sich im Elsaß ein auf dem Protestantismus ruhendes Fürstenthum aufzubauen, sich von Frankreich dereinst wieder ganz frei und unabhängig zu bewegen. Nur für seine, nicht für Frankreichs Zwecke wollte er die Hülfe, die Frankreich ihm gewährte, benutzen. Richelieu aber war zu fein, um nicht Alles zu gewahren, was in der Seele Bernhards vorging. Nur als Instrument Frankreichs hatte der Franzose den deutschen Fürstensohn früher angesehen. Und nun wollte sich dieser unabhängig machen und seine eigenen Entwürfe verfolgen! Daher betrachtete Richelieu von nun an Bernhard von Weimar mit großem Mißtrauen; die versprochenen Unterstützungen Frankreichs erfolgten theils nur spärlich, theils blieben sie ganz aus. Bernhard von Weimar, erkennend, daß er von Richelieu nichts mehr zu erwarten habe und nicht gemeint, sich als Instrument Frankreichs brauchen zu lassen, dachte nun daran, einen freien und eigenen Weg zu gehen. Er trat in Zusammenhang mit Banner und den Schweden, wie mit Hessen-Cassel, und ging im Juni 1639 über den Rhein, um die Unternehmungen Banners zu unterstützen. Der Schwede war im Frühling desselben Jahres nach Sachsen gekommen und hatte am 14. April 1639 die Sachsen und des Kaisers Heer bei Chemnitz abermals aufs Haupt geschlagen und sich hierdurch den Weg nach Böhmen gebahnt. Viele böhmische Flüchtlinge waren noch immer in dem schwedischen Heere. Banner selbst und diese Flüchtlinge erwarteten

und hofften, es werde nunmehro ein Erheben der protestantischen Böhmen erfolgen. Aber Böhmen war ab und todt, lag wie ein ausgebrannter Vulcan da. Es regte sich Niemand, selbst als Banner im Juni 1639 wieder auf dem weißen Berge vor Prag erschien. Zu schwach um die Stadt selbst anzugreifen, kehrte er nach Sachsen zurück.

Dort wartete er auf Nachrichten von Bernhard von Weimar und hoffte, zu hören, daß derselbe kräftig auf dem rechten Ufer des Rheines aufgetreten, um ihm die Hände zu reichen. Es kam aber eine ganz andere Botschaft. Bernhard von Weimar war am 18. Juli 1639 zu Neuenburg plötzlich gestorben. Er verschied mit dem Glauben, daß er vergiftet worden sei, und viele Umstände schienen diesen seinen Glauben zu bestätigen. Von wem das Gift gereicht worden, darüber läßt sich mit mathematischer Gewißheit nicht entscheiden. Das nur ist sicher und gewiß, daß die Franzosen sogleich bei der Hand waren und daß sie nicht kleine Früchte von dem Tode Bernhards von Weimar erndteten. Sie gewannen die Feldhauptleute des weimarschen Helden, daß sie dessen Heer nun förmlich in den Dienst Frankreichs hinüberführten, welcher Macht auch die Eroberungen, die Weimar gemacht, besonders die Eroberungen im Elsaß überlassen wurden. Darauf hatte ja Richelieu lange gesonnen, daß er die Grenzen des französischen Reiches bis an den Rheinstrom ausdehne.

Obwohl nun Banner durch diese Vorgänge der Aussicht auf eine baldige Vereinigung mit dem weimarschen Heere beraubt ward, brach er doch im Herbste 1639 abermals in Böhmen ein. Die Schweden hielten den Winter über einen guten Theil Böhmens besetzt. Banner versuchte noch einmal Friedensunterhandlungen mit Kaiser Ferdinand III. anzuknüpfen. „Wenn der Kaiser allenthalben den Stand der Dinge



wiederherstelle, der 1617 gewesen und eine allgemeine Amnestie verkünde, wollten die Schweden in ihre Heimath zurückkehren und sich mit einigen Städten Pommerns begnügen.“ Von der Erfüllung dieser Anforderungen war Kaiser Ferdinand III. sehr weit entfernt. Noch immer war am kaiserlichen Hofe der jesuitische Geist nicht ganz verschwunden. Es möge noch fortgekämpft werden, dachte man dort, vielleicht ist doch noch etwas gegen den Protestantismus zu erreichen. Der unermeßliche Jammer Deutschlands ward bei dieser Rechnung nicht in Anschlag gebracht. Der Kaiser machte große Anstrengungen, die Schweden aus Böhmen zu vertreiben. Alte Streiter wurden herangezogen und neue geworben. Leopold Wilhelm, Kaiser Ferdinands II. zweiter Sohn, empfing statt des unfähigen Gallas den Befehl über das Heer, und im Frühling 1640 mußte Banner vor überlegenen Streitkräften wieder aus Böhmen weichen. Unterdessen hatte Richelieu das sonst weimarsche, nun französische Heer unter Longueville schon am Ausgange 1639 nach Deutschland gesendet, und zum erstenmale weheten die Fahnen von Frankreich im Herzen des Reiches. Hessen-Cassel vereinigte sich mit den Franzosen; auch Georg von Braunschweig-Lüneburg fiel vom Prager Frieden ab und föderirte sich mit Frankreich und Hessen-Cassel. Longueville ward durch Krankheit genöthiget, nach Frankreich zurückzukehren. Guébriant übernahm den Befehl über das französische Heer. Banner und Guébriant vereinigten sich im Mai 1640 bei Erfurt. Das kaiserliche Heer, von den Baiern unter Mercy verstärkt, kam nun auch nach Thüringen und verschanzte sich bei Saalfeld. Von keiner Seite ward ein entscheidendes Treffen gewagt; die Verödung des Landes nöthigte endlich Banner und Guébriant nach Hessen aufzubrechen. Dort standen die Heere sich abermals längere Zeit entgegen,

ohne daß von der einen oder von der andern Seite eine Schlacht gewagt worden. Mangel nöthigte nun die Kaiserlichen bald sich nach Franken zu ziehen. Damals, im Herbste 1640, sollen Banner und George von Lüneburg Gift bei einem Banquet empfangen haben. Mehrere andere Personen, die bei dem Banquet gewesen, starben plötzlich und unter bedenklichen Zuständen. Banner und George begannen zu kränkeln und starben ebenfalls binnen wenigen Monaten. Auch hier vermag man nicht zu sagen, auf wessen Anstiften das Gift gereicht worden, ja man kann nicht einmal mit aller Bestimmtheit sagen, ob es gereicht worden.

Unterdessen hatte Kaiser Ferdinand III. endlich, auf lebhaftes Drängen der Kurfürsten, einen Reichstag nach Regensburg berufen. Am 28. Juli 1640 ward er daselbst eröffnet. Der größere Theil der Fürsten und Stände wünschte sehnlich, daß ein allgemeiner Friede endlich möchte erlangt werden. Deshalb besonders hatten sie den Reichstag gewünscht. Kaiser Ferdinand III. zeigte aber nicht mehr Geneigtheit für den Frieden als Frankreich und Schweden. Den Antrag, das Friedenswerk gleich mit der Verkündigung einer allgemeinen Amnestie zu beginnen, den Antrag vor allen andern Dingen einen Waffenstillstand abzuschließen, wieß er auf das Bestimmteste zurück. Wünschten Frankreich und auch Schweden jetzo den Frieden nicht, weil sie durch die längere Dauer des Krieges noch über Deutschland Manches zu gewinnen hofften, so war sicher auch Kaiser Ferdinand III. nicht ohne Schuld an der Fortsetzung des Jammers. Das Jahr 1640 endete, ohne daß von der einen oder der andern Seite ein rechter Ernst für den Frieden gezeigt worden.

Am Anfange des Jahres 1641 brachen Banner und Guebriant plötzlich aus dem Norden Deutschlands auf und zogen



durch Thüringen und Franken nach der Donau zu. Sie kamen vor Regensburg, sie würden die Stadt genommen und den Reichstag auseinandergesprengt haben, wenn nicht plötzliches Thauwetter das Eis der Donau, dessen sie sich als Brücke zur Erstürmung der Stadt zu bedienen gedacht, aufgeweicht. Banner begehrte nun von Guébriant, daß er mit ihm einen Einbruch in des Kaisers Erblande unternehmen solle. Der aber weigerte sich, fürchtend, daß Banner, wenn er sich zu weit von Frankreich und vom Rheinstrome entferne, das früher weimarsche, jetzt französische Heer in Schwedens Dienst herüberziehen werde. Guébriant wollte schon seit langer Zeit bemerkt haben, daß Banner mit einem solchen Gedanken umgehe. Nun zogen beide Heere, jedoch auf verschiedenen Wegen, wieder nach Sachsen zurück. Diese Trennung wäre für Banner beinahe verderblich geworden. Piccolomini und Mercy hätten ihn beinahe gefaßt und vernichtet. In Sachsen vereinigte sich Banner wieder mit Guébriant. Nun ward zuerst George von Braunschweig-Lüneburg am 2. April, bald darauf am 10. Mai 1641 auch Banner vom Tode übereilt. Sterbend bezeichnete Banner den Torstenson als den, welcher seine Stelle ausfüllen müsse. Torstenson aber befand sich jetzo in Schweden, denn es hatte ihm vor kurzer Zeit Urlaub wegen seiner Kränklichkeit bewilliget werden müssen. Das Heer in Deutschland, welches den Namen eines schwedischen führte, war geraume Zeit ohne eigentlichen Oberanführer und in der wildesten Unordnung. Erst im Herbste 1641 langte Torstenson mit neuer Mannschaft und neuem Geld aus Schweden und es gelang ihm die Ordnung wieder herzustellen. Guébriant hatte sich unterdessen an den Niederrhein gezogen, nachdem er am 29. Juni 1641 die Kaiserlichen bei Wolfenbüttel geschlagen. Franzosen und Schweden hatten niemals ein Herz

zu einander. Einer besorgte, daß der Andere ihn übervortheilen möchte, jeder fürchtete daher die Erfolge des Andern beinahe eben so sehr als die Siege des Feindes.

Die Seele Ferdinands III. mußte indessen dem Frieden wohl geneigter werden als früher. Es offenbarte sich ja immer deutlicher, daß nichts weiter würde gewonnen werden können. Auf den Stammvetter von Spanien, Philipp IV., war gar nicht mehr zu zählen. In den Niederlanden, in Italien war der selbst durch die Franzosen beschäftiget; ja sogar auf die pyrenäische Halbinsel selbst waren diese Franzosen eingedrungen. Denn am Ende 1640 war Katalonien gegen die spanische Regierung aufgestanden, und Richelieu, um Hülfe angerufen, leistete sie bereitwillig. In Deutschland hatte Kaiser Ferdinand III. den Schmerz zu sehen, wie durch seine Heere, trotz einzelner Siege, doch, im Ganzen genommen, nichts Entscheidendes gewonnen ward. Auch hatte er den Schmerz zu sehen, daß Brandenburg am 24. Juli 1641 einen Waffenstillstand mit Schweden schloß. Kurfürst George Wilhelm war schon am 1. Decbr. 1640 gestorben, und Brandenburg war auf seinen Sohn Friedrich Wilhelm, der nachmals mit Recht der große Kurfürst genannt worden, übergegangen. Derselbe schloß den Waffenstillstand mit Schweden nicht allein, um seine Lande vor den gräßlichen Verheerungen dieses Krieges zu bewahren, sondern auch, um die drückende Abhängigkeit von Oestreich abschütteln zu können, in welche Brandenburg in seines Vaters letzter Zeit durch den zweideutigen Grafen von Schwarzenberg gerathen war. Es war keine Entschädigung für den Rücktritt Brandenburgs, daß nach dem Tode George's die braunschweigischen Herzoge wieder in die Neutralität traten.

Unter solchen Verhältnissen begann ein Nachgeben Kaiser Ferdinands III. gegen die Bitten und Anforderungen, die an



ihn auf dem Reichstage zu Regensburg gestellt wurden. Aber freilich war es immer nur wenig, was er gab, freilich geschieht Alles, was er für den Frieden, für die Versöhnung that, immer nur halb, zweideutig und zögernd. Es ist, als erwarte er stets noch eine bessere Wendung des Krieges, als meine er, man müsse sich mit dem Frieden nicht übereilen, weil diese bessere Wendung immer noch kommen könne. Zuerst unterzeichnete er am 26. Aug. 1641 eine sogenannte allgemeine Amnestie, die indessen erst dann gültig werden sollte, wenn alle Stände des Reiches sich wieder mit ihm würden vereiniget haben. Seine unmittelbaren Unterthanen der Erblande, über welche früher die grausamen Strafurtheile ergangen, erklärte der Kaiser dabei von aller Begnadigung als ausgeschlossen. Auch die Familie von Kur-Pfalz sollte in dieser Amnestie nicht begriffen sein. Viele Stimmen hatten sich vergeblich für diese erhoben. Die Kur-Pfälzische Sache, begehrte Ferdinand III., müsse durch einen Privatvergleich geschlichtet werden. Darauf wurden auch die Vorschläge zu einer Friedens-Unterhandlung mit Frankreich und Schweden, die oft und von mehreren Seiten, besonders aber von Dänemark, gemacht worden, von Kaiser und Reich angenommen. Die Städte Münster und Osnabrück wurden zu den Friedensverhandlungen bestimmt. Hierauf ward der Reichstag zu Regensburg am 18. Octbr. 1641 geschlossen. In Hamburg kamen nun auch die Abgeordneten der kriegführenden Mächte zusammen und schon am 25. Decbr. 1641 genehmigten sie, daß die Friedensunterhandlungen zu Münster und Osnabrück beginnen sollten.

Aber weder bei Frankreich, noch bei Schweden, noch bei Ferdinand III. war es ein rechter Ernst, und so zögerten sie mit dem wirklichen Beginn der Friedenshandlung von einer Zeit zur andern. Meinte der Kaiser, daß er durch längere Fort-

setzung des Krieges sich und den Katholicismus in dem Reiche noch etwas besser werde stellen können, so kamen Frankreich und Schweden je länger, je mehr auf die Ansicht, daß sie den Krieg, der ja so meist mit deutschem Geld und mit deutschem Blut geführt ward, so lange als möglich fortführen müßten, um über das ermattete und entkräftete Reich der Deutschen so viel als möglich zu gewinnen. Selbst der mild gesinnte Urban VIII., der damals in Rom auf dem apostolischen Stuhle saß, hatte erfolglos den Rath ertheilt, daß man die Friedens-Verhandlungen vor allen Dingen mit dem Abschlusse eines Waffenstillstandes beginnen möge.

Das Zögern, so weit es an ihm lag, trug indessen dem Kaiser zunächst bittere Früchte. Wie ein Löwe erhub sich Torstenson im Frühling 1642 und brach in Schlesien ein. Des Kaisers Heer unter dem Herzog von Lauenburg ward am 31. Mai bei Schweidnitz aufs Haupt geschlagen, Lauenburg selbst gefangen genommen. Torstenson brach darauf in Mähren ein, von wo aus schwedische Scharen sogar bis in die Nähe von Wien streiften. Der Kaiser sah sich genöthiget wieder eine große Anstrengung zu machen, weniger für Sieg als für Rettung. Unter Leopold Wilhelm und Piccolomini stellte er dem Torstenson wieder ein großes Heer entgegen. Nun zog sich der Krieg allmälig aus Schlesien in die Lausitz, aus der Lausitz nach Sachsen. Torstenson suchte sich der Stadt Leipzig zu bemeistern. Um Leipzig zu retten, wagte Leopold endlich eine Schlacht, die er lange sorglich gemieden. So ward auf den Feldern von Breitenfeld bei Leipzig, wo einst Gustav Adolf gesiegt, zum zweitenmale in diesem Kriege am 2. Novbr. 1642 eine heiße Schlacht geschlagen. Torstenson gewann einen glänzenden Sieg und des Kaisers Heere hatten lange eine größere Niederlage nicht gesehen. Alles



Geschütz und zehntausend Leichen ließ Peter Leopold auf dem Schlachtfelde. Er selbst entrann dem Tode nur durch einen Zufall. Ein Karabiner, schon auf seine Brust gesetzt, versagte den Schuß. Nach dem Siege bei Breitenfeld bemeisterte sich Torstenson am 8. Decbr. 1642 der Stadt Leipzig, welche erst 1650 von den Schweden geräumt worden.

An dem Ende dieses Jahres, am 4. Decbr. 1642 starb auch Richelieu, am Anfange des folgenden ging ihm auf der Todesstraße König Ludwig XIII. von Frankreich nach, der am 14. Mai 1643 starb. Die allgemeinen Verhältnisse erfuhren hierdurch keine Umgestaltung. Für den noch ganz jungen König Ludwig XIV. übernahm die Königin-Wittwe Anna Maria die Regentschaft. Mazarin, in Richelieu's Schule gebildet, leitete sie, und die französische Politik blieb, was sie gewesen. Der Kampf gegen Spanien, der Kampf gegen Habsburg muß fortgesetzt, die gräßliche Verwirrung nach Möglichkeit lange in Deutschland erhalten werden, damit Frankreich so viel als möglich gewinne, das waren die Gedanken, die auch nach Richelieu's und Ludwigs XIII. Ableben sich in Frankreich forterhielten. Was Deutschland anlangt, so waren die in Schweden herrschenden Gedanken jetzo eben so wie die Gedanken der Franzosen. Es werde fortgekämpft, damit man über Deutschland so viel als möglich erreiche.

Bei solchen Gesinnungen Frankreichs und Schwedens ließ der Friede das jammernde Deutschland noch lange auf sich harren. Viele Unterhandlungen hatten herbeigeführt, daß bestimmt worden, am 11. Juli 1643 solle der Friedens-Congreß zu Münster beginnen. Die Gesandten Kaiser Ferdinands III. waren rechtzeitig eingetroffen, auch die spanischen und venetianischen kamen, langsamer und zögernder aber langte schon die Gesandtschaft Schwedens an. Endlich gekommen,

erklärte sie, daß vor der Ankunft der französischen Botschafter nichts begonnen, nichts unterhandelt werden könne. Und das ganze Jahr 1643 verlief, ohne daß die Franzosen eingetroffen.

Dagegen hatte sich Torstenson schon im Frühjahre erhoben und wieder einen furchtbaren Einfall in Böhmen und Mähren gethan. An der Elbe und Weser führte unterdessen sein Unterfeldherr Königsmark den Krieg mit gleichem Glück. Die Franzosen kämpften dabei im Süden des Reiches unter Guébriant fort. Neue Scharen waren ihm aus Frankreich unter Rantzau's Befehl zugesendet worden. Daher gedachte er das bairische Land mit Feuer und Schwert heimzusuchen, um Maximilian I. vom Bunde mit dem Kaiser abzuziehen. Guébriant starb aber am 24. Novbr. 1643, ehe das ausgeführt werden konnte, und der Befehl des Heeres kam an den unfähigen Rantzau. Der ließ sich bei Duttlingen von dem Heere, das unter Mercy stand, am 5. Decbr. 1643 überfallen und schlagen. Das französische Heer ward hierdurch genöthiget, sich über den Rhein zurückzuziehen. Torstenson aber ward in seiner Siegesbahn durch einen Befehl aufgehalten, der ihm im Herbste 1643 aus der schwedischen Heimath unerwartet zukam. Die Regierung von Schweden hatte während dieser Ereignisse beschlossen, plötzlichen Krieg gegen Christian IV. von Dänemark zu erheben. Die Dänen machten damals bedeutende Rüstungen und es schien, als wollten sie nicht dulden, daß Schweden sich eine Macht in Deutschland gewinne, die später für Dänemark drohend werden konnte. Darum beschloß man in Schweden, den Dänen zuvorzukommen und sie plötzlich zu überfallen, ehe sie ihre Rüstungen vollendet. Man wollte sie niederwerfen und besiegen, damit Schweden nicht durch sie und ihre Mitwirkung um die Früchte gebracht würde, die man vom deutschen Kriege hoffte. Ganz am Ende des Jahres brach



nun Torstenson aus des Kaisers Landen, wo er sieghaft stand, auf und rückte in Holstein und Schleswig ein. Bald breiteten die Schweden ihre siegreichen Waffen bis nach Jütland aus. Zu Wasser und zu Lande brannte auch im Jahre 1644 heftiger Krieg zwischen Schweden und Dänemark, in dem König Christian IV., obwohl schon im Greisenalter, mit ritterlicher Kühnheit kämpfte, fort.

Für Deutschland hörten durch den Abzug Torstensons nach Dänemark die Leiden des Krieges nicht auf. Schwedische Besatzungen und Garnisonen waren an vielen Orten zurückgeblieben, und Frankreich sorgte dafür, daß es immer Jammer, Noth und Krieg in Deutschland gäbe. Unter Enghien, Gramont und Turenne erscheinen gleich am Anfange des Jahres 1644 französische Scharen wieder auf beiden Seiten des Rheines. Der tapfere und kluge Mercy war nicht im Stande ihre Fortschritte aufzuhalten. Auch dem Kaiser hatte Torstensons Abzug nicht viel genützt. Denn, aufgestachelt von Frankreich, war, ebenfalls gleich am Anfange des Jahres 1644, Ragoczy, der Fürst von Siebenbürgen, mit großer Heeresmacht in den Theilen Ungarns, wo Ferdinand III. König war, eingebrochen. So ward derselbe genöthiget, einen guten Theil seines Heeres gen Ungarn zu entsenden, denn Ragoczy schien ein zweiter Bethlen Gabor werden zu wollen.

Doch hoffte Kaiser Ferdinand III., nachdem der Krieg zwischen Dänemark und Schweden ausgebrochen, einen großen Schlag ausführen zu können. Einen andern Theil seines Heeres sendet er unter Gallas nach Jütland. Mit den Dänen vereiniget, sollte dieser den Schweden unter Torstenson den Todesstoß geben. Zwischen zwei Feuer sollten sie gefaßt und vernichtet werden. Gallas vereinigte sich nun auch in Jütland wirklich mit den Dänen, führte aber, wie immer,

seine Sachen so ungemein schlecht, daß die Dänen über ihn erbittert wurden, Torstenson aber einen Vortheil nach dem andern gewann. Mit Schimpf und Schande, nachdem sein Heer halb vernichtet, mußte sich Gallas wieder nach Deutschland zurückziehen. Torstenson folgte ihm und trieb ihn allmälig bis nach Böhmen zurück. Kaiser Ferdinand III. entsetzte den immer unglücklichen Gallas noch einmal vom Heerbefehl und stellte den General Hazfeld an die Spitze. Dieser wagte bei Jankau in Böhmen am 6. März 1645 eine Schlacht, was Gallas stets vermieden. Und abermals erlitten hier die Waffen des Kaisers eine furchtbare, erschütternde Niederlage. Hazfeld selbst ward gefangen, das Heer fast vernichtet. Kaiser Ferdinand III. befand sich eben in Prag; angstvoll flüchtete er bei dem unglücklichen Ausgange dieser Schlacht nach Wien. Torstenson sendete nun Helmud Wrangel wieder nach Jütland zurück, um den Krieg gegen die Dänen fortzusetzen. Auch ward Dänemark bald genöthiget, den Frieden von Brömsebro am 18. Aug. 1645 mit Schweden abzuschließen.

Einen Augenblick schien es, als müsse Kaiser Ferdinand III. der größten Noth verfallen. Böhmen, Mähren, ja selbst Oestreich waren nach der unglücklichen Schlacht bei Jankau den wilden Verheerungen des schwedischen Heeres Preis gegeben. Einmal erschienen die Schweden sogar im Angesichte von Wien. Torstenson setzte sich aber besonders in Mähren, wo er Brünn belagerte, fest; Ragoczy, der Fürst von Siebenbürgen, stand schon sieghaft in Ungarn, und es war verabredet, daß die Heere Schwedens und Siebenbürgens sich vereinigen sollten. Turenne hatte vom französischen Hofe Befehl empfangen, einen kräftigen Angriff nach der Donau hin zu unternehmen, und der Kaiser mußte befürchten, daß diese drei furchtbaren Feinde sich im Herzen seiner Staaten vereinigen



könnten. Durch einen seltsamen Fall ward der Kaiser noch aus der großen Noth gerettet, die ihm hierdurch hätte bereitet werden müssen. Sultan Ibrahim, der jetzo auf dem Throne der Osmanen saß, bedrohete, obwohl es der Türken eigener Vortheil war, wenn der Kaiser geschwächt ward, doch den Fürsten von Siebenbürgen sogar mit Krieg, wenn er Ferdinand III. nicht unbeunruhiget lasse. Dadurch ward Ragoczy genöthiget am 16. Aug. 1645 Frieden mit dem Kaiser zu schließen. So erhielt Ferdinand III. von dieser Seite freie Hand, und jene große Gefahr, die einen Augenblick gedroht, verschwand. Doch konnten die Schweden nicht gehindert werden, ihre Winterlager in Böhmen, Mähren und Schlesien zu nehmen. Die Franzosen hatten in diesem Jahre mit wechselndem Erfolge gestritten, endlich aber bei Allersheim am 3. Aug. 1645, in welcher Schlacht Mercy den Tod fand, einen nur zweifelhaften Sieg erstritten.

Johann Georg I. aber von Sachsen hatte in eben dieser Zeit, am 27. Aug. 1645, Waffenstillstand mit Schweden geschlossen, um nur einige Schonung seines wildverheerten Landes zu gewinnen. Die Leiden des Krieges, die auf Deutschland lagen, waren überhaupt unermeßlich. Ganze Städte waren fast menschenleer, ganze große Districte boten das Bild der traurigsten Verödung dar. In Sachsen war die Bevölkerung auf die Hälfte, in Böhmen auf ein Viertheil, in Würtemberg gar auf ein Zehntheil des früheren Bestandes zusammengeschmolzen. Namenloses Elend lag auf Deutschland; aber eine weitere Schilderung desselben könnte eben so wenig erfreuen oder belehren, als ein oftmaliges Erinnern an die Greuel und die Verbrechen, durch welche dieses Elend erzeugt worden.

Unterdessen waren nun zwar am Anfange des Jahres

1644 die Botschafter von Frankreich endlich auf dem Friedens-Congresse eingetroffen, aber die Geneigtheit Frankreichs jetzo schon einen Frieden zu schließen, war höchst gering. Wenigstens wollte man keinen andern Frieden als einen solchen, der zuerst ein möglichst großes Stück von Deutschland an Frankreich bringe, dann aber auch die politische Verfassung Deutschlands so ändere, daß Frankreich in Zukunft leichten Eingang in dem Reiche gewinnen könne. Die Franzosen erhuben daher eine Schwierigkeit über die andere, so daß man erst am Anfange 1645 bis zum Anfange der wirklichen Unterhandlungen gelangte. Auch Kaiser Ferdinand III. war hierbei keineswegs ohne Schuld. Lange hatte er nicht zugeben wollen, daß die Reichsstände Theil an den Unterhandlungen nähmen, wogegen Frankreich und Schweden erklärt, daß sie ohne diese gar nicht weiter verhandeln würden. Das schlechte Glück seiner Waffen im Laufe des Jahres 1645 hatte den Kaiser endlich genöthiget, hier nachzugeben. Am Ende desselben war aber unter langweiligen Streitigkeiten, Vorschlägen und Antworten noch nichts für den Frieden gethan. Es war eine doppelte Verhandlung zu Osnabrück zwischen Schweden und dem Kaiser nebst der katholischen Partei des Reiches, zu Münster zwischen Deutschland und Frankreich.

Also tobte der Krieg noch in die folgenden Jahre hinein. Torstenson, immer von Krankheit und Körperschwäche gepeinigt, legte am Anfange des Jahres 1646 das Commando nieder und Karl Gustav Wrangel übernahm es. Da Kur-Brandenburg und Kur-Sachsen die Waffen niedergelegt hatten, konnte Wrangel die schwedischen Waffen wieder in den Süden des Reiches tragen. Dort vereinigte er sich mit den Franzosen unter Turenne. Die Macht Kaiser Ferdinands III. war durch die letztempfangenen Schläge tief heruntergebracht. Fast allenthalben blieben seine zusammengeschmolzenen Scharen im Jahre 1646 im Nachtheil. Er zog sie nach Böhmen zurück, um sie noch einmal wiederherzustellen und zu mehren. Dadurch ward Baiern blos gegeben und Wrangel drang im Novbr. 1646 mit furchtbaren Verheerungen in Baiern ein. Maximilian I. von Baiern, einer von denen, die den Jammer Deutschlands besonders verschuldet, weil er nur auf die Rathschläge der Jesuiten gehört, sah sein Land abermals in eine Brand- und Blutstätte verwandelt und das Herz wollte ihm brechen, denn auch die Hoffnung, das römische Kirchenthum noch allen Deutschen aufzuzwingen, war nicht mehr zu hegen und zu nähren. Frankreich bot einen Waffenstillstand und Maximilian I. von Baiern nahm ihn am 14. März 1647 an, nachdem er den Kaiser nicht hatte bewegen können. Beinahe wäre hierüber zwischen Baiern und dem Kaiser ein völliger Bruch erfolgt, Ferdinand III. behauptend, daß das Heer Maximilians I. zugleich ein Reichsheer sei, versuchte sogar die Treue der bairischen Truppen zu verführen und sie zu sich herüberzuziehen.



Mit Maximilian I. zugleich hatte auch sein Bruder Ferdinand, Erzbischof und Kurfürst von Köln, den Waffenstillstand geschlossen. Aber es währte nicht lange und Reue überfiel die Baiern, daß sie von dem Kampfe zurückgetreten, denn nun stimmten bei den Verhandlungen in Münster und Osnabrück, die unterdessen ernstlicher betrieben wurden als früher, Frankreich und Schweden einen höheren Ton an. Schon am 14. Septbr. 1647 kündete daher der Kurfürst von Baiern den Schweden diesen Waffenstillstand wieder auf. Während dieser Zeit war Wrangel in Böhmen eingedrungen und kämpfte mit Glück gegen Johann von Werth, den der Kaiser in seine Dienste genommen, und Melander, Grafen von Holzapfel, der,

früher hessischer General, ebenfalls zum Kaiser übergetreten. Der Noth Ferdinands III. machte des Baiern Sinnesänderung bald ein Ende. Nach der Aufkündigung des Waffenstillstandes kam das Heer Maximilians I. unter Gransfeld dem Kaiser zu Hülfe und Wrangel mußte sich nach Niedersachsen zurückziehen. Melander folgte ihm dorthin nicht, sondern zog nach Hessen, um sich an seiner frühern Fürstin und Herrin, der Landgräfin von Hessen-Cassel, durch wilde Verheerung ihres Landes zu rächen. Unterdessen kamen die Franzosen unter Turenne bald herbei und trieben Melander zurück. Schweden und Franzosen vereinigten sich abermals, und im Frühling des Jahres 1648 brachen nun beide mit 40,000 Streitern gegen Baiern auf.

In der Nähe von Augsburg, beim Flecken Zusmarshausen, wagte Melander gegen sie am 17. Mai 1648 eine Schlacht, in der er Sieg und Leben zugleich verlor. Es war wieder eine schwere, entscheidende Niederlage, welche die Waffen des Kaisers und Baierns erfuhren. Von einem kaiserlichen und einem bairischen Heere konnte seitdem kaum noch eine Rede sein, denn sie waren auf einige tausend Krieger zusammengeschmolzen. Wrangel und Turenne brachen nach diesem Siege furchtbar in Baiern ein, also daß Maximilian I., schon ein hochbetagter Greis, kaum wußte, wohin er mit einiger Sicherheit das Haupt legen sollte. Ein Theil aber des schwedischen Heeres war nach der Schlacht bei Zusmarshausen unter Königsmark nach Böhmen gesendet worden. Durch Ueberraschung nahm dieser verwegene Kriegsfürst am 26. Juli 1648 die Kleinseite von Prag ein. Auf das entsetzlichste wütheten die Schweden mit Mord und Raub in dem Theile von Prag, den sie genommen. Von da aus beschossen sie das übrige Prag unaufhörlich mit glühenden Kugeln, ohne jedoch die Stadt bezwingen



zu können. Pfalzgraf Karl Gustav brachte im Herbste 1648 frische Schlachthaufen aus Schweden nach Böhmen hinein, als sollte die zerstörende Flamme des Krieges noch einmal furchtbar emporschlagen. Da kam die ersehnte Botschaft, daß zu Münster und Osnabrück der Friede abgeschlossen worden.

Nur durch die fast allgemeine und totale Erschöpfung aller kriegführenden Parteien war der Abschluß desselben am 24. Octbr. 1648, eine Möglichkeit geworden. Vier Hauptpuncte enthält dieser wichtige Tractat. Der erste betraf die Begütigung der Fremd-Mächte. Frankreich erhält vom Reiche die Abtretung von Metz, Toul und Verdun, die Landgrafschaft in Ober- und Nieder-Elsaß, die, dem Hause Habsburg bisher gehörig, keineswegs ganz Elsaß umfaßte, die Gerichtsbarkeit über zehn kleine Reichsstädte und mehrere andere, unbedeutendere Besitzungen und Rechte im Elsaß. Zwar ward den Franzosen nicht ganz Elsaß überantwortet, aber Thor und Thür zur künftigen Besitzergreifung des Ganzen ward ihnen doch aufgethan. Schweden aber empfing die Insel Rügen und den beiweitem größten Theil von Pommern, dazu noch die Stifter Wismar, Bremen und Verden, Alles als Reichslehn und als künftiges Glied des deutschen Reiches. Außerdem ward für Schweden auch eine Geldentschädigung von fünf Millionen Thaler ausbedungen. Die Opfer, welche man den Fremd-Mächten bringen mußte, waren nicht leicht, und doch waren sie gegen die ersten Anforderungen, die von diesen früher gestellt worden, noch gering. Schweden hatte erst ganz Pommern und ganz Schlesien begehrt. Die Eifersucht, welche Schweden und Frankreich stets gegen einander hatten, der lebhafte Wunsch, von dem die Königin Christine von Schweden, die im Jahre 1644 selbstständig die Regierung angetreten, beseelt war, zu irgend einem Frieden baldigst zu gelangen, führte

glücklicherweise herbei, daß Deutschland noch mit so billigen Preisen loskam.

Der zweite Hauptpunct regulirte die territoriellen Verhältnisse des Reiches, welche durch die gesetzwidrigen Maßregeln Kaiser Ferdinands II. und durch den Gang des Krieges selbst so vielfach gestört worden. Alle ausgesprochene Aechtungen wurden cassirt und eine allgemeine Amnestie gegeben, wodurch alle vertriebene Fürsten in ihre Lande zurückkamen. Das Haus Friedrichs V. ward indessen nur in der untern Pfalz restituirt, die obere Pfalz blieb mit der Kurwürde bei Baiern. Für das pfälzische Haus ward eine neue achte Kur aufgerichtet. Die Reichsstadt Donauwörth dagegen ward gar nicht restituirt und wegen ihr nur bestimmt, daß die Sache auf dem nächsten Reichstage vorzunehmen. Brandenburg empfing für den Verlust, den es an Pommern erlitt, die Stifter Magdeburg, Halberstadt, Minden und Camin als weltliche Fürstenthümer. Andere territorielle Anordnungen waren von geringerm Belange.

Der dritte Hauptpunct bezieht sich auf Reichs-Verfassung und Reichs-Ordnung, wobei Frankreich besonders eine für Deutschland unheilsame Thätigkeit bewiesen hatte. Es kam den Franzosen darauf an, das Reich noch viel lockerer zu machen als es schon früher gewesen, damit sie in Zukunft, wie es denn nun auch wirklich geschehen, leichten Eingang in demselben gewinnen könnten. Die darauf gerichteten Bestrebungen Frankreichs wurden von vielen Fürsten und Ständen selbst eifrigst unterstützt. Nach den bitteren Erfahrungen, die mit Ferdinand II. gemacht worden, mußten sie freilich wünschen, daß das Reich, welches so gemißbraucht worden, so schwach als möglich werde, damit dasselbe nicht noch einmal gemißbraucht werden könne. Daher ward nun festgesetzt, daß



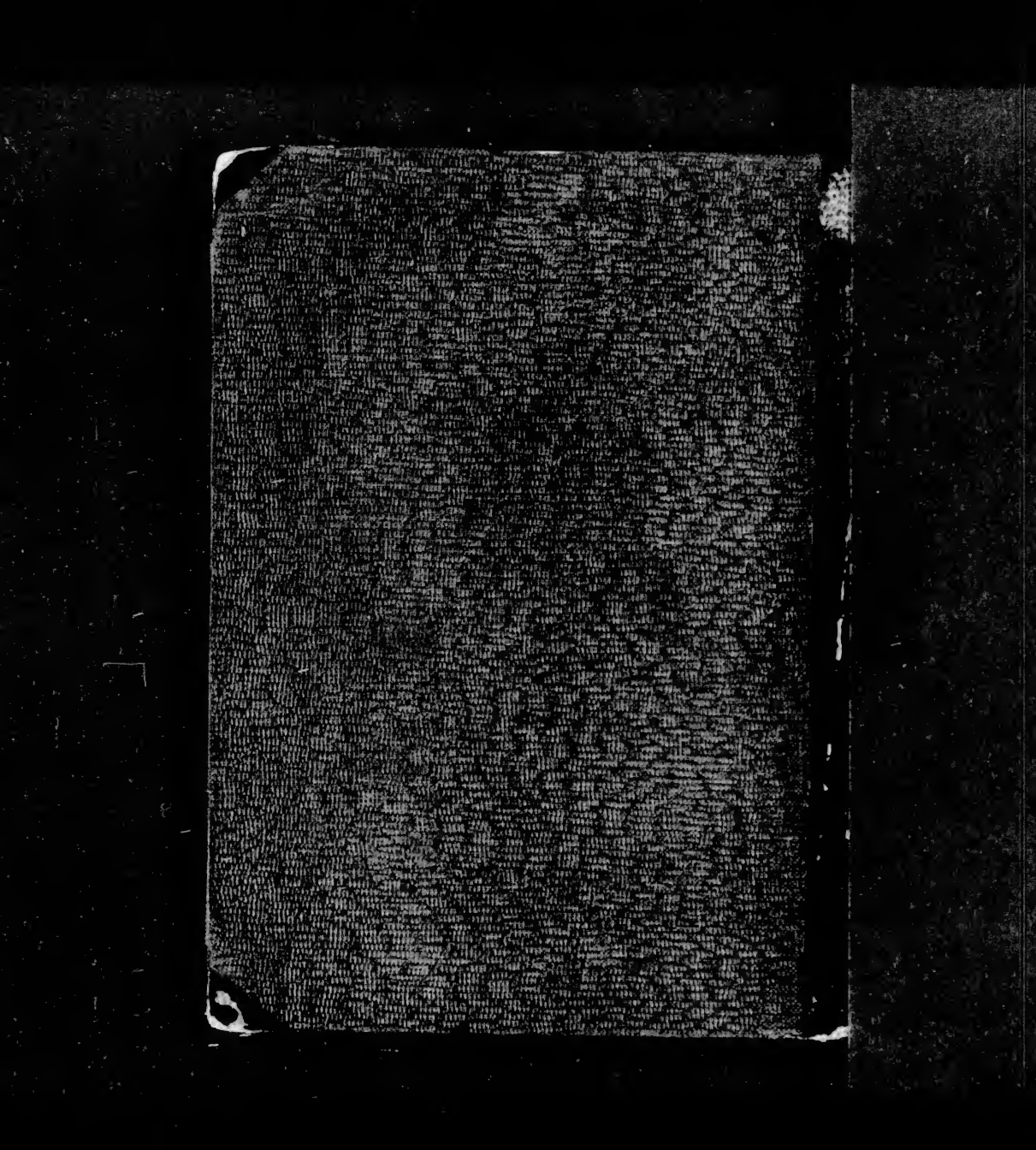
Fürsten und Stände künftig das Recht haben sollten, sich auch mit ausheimischen Mächten zu föderiren, nur dürften solche Bündnisse nicht gegen Kaiser und Reich gerichtet sein. War nur erst im Allgemeinen das förmliche Recht der Fürsten, sich mit Fremden zu verbünden, anerkannt, so konnte Frankreich ja wohl hoffen, den Zusatz und die Klausel „nur dürfen die Bündnisse nicht gegen Kaiser und Reich gerichtet sein," auch noch unschädlich zu machen. Außerdem empfingen nun auch die Reichsstädte eine entscheidende Stimme in den Angelegenheiten des Reiches, und noch mußte der Kaiser versprechen, bei allen Sachen des Reiches nicht allein der Entscheidung der Kurfürsten, sondern überhaupt aller Fürsten und Stände zu folgen, namentlich und besonders, wo es um Krieg, Frieden, Waffnung und Besteuerung sich handele. Die Schweiz und die Niederlande wurden aller Verhältnisse mit dem Reiche der Deutschen für gelöst erklärt. Durch die Schweiz, die Niederlande und Elsaß verlor Deutschland die Vertheidigungspuncte gegen Frankreich.

Der vierte Hauptpunct endlich betraf die Anordnung der kirchlich-religiösen Verhältnisse des Reiches. Der Religions-Friede vom Jahre 1555 ward wiederhergestellt und nun auch auf die calvinischen (reformirten) Fürsten und Stände ausgedehnt. Die katholische Partei gewinnt dabei eine feierliche Anerkennung des sogenannten geistlichen Vorbehalts, durch welchen bestimmt worden, daß katholisch-geistliche Herren, wenn sie protestantisch werden, damit sogleich ihre geistlichen Stellen und ihre fürstliche Macht verlieren. Die protestantische Partei dagegen gewinnt die Bestimmung, daß künftig auf den Reichstagen über religiös-kirchliche Angelegenheiten nicht durch Stimmenmehrheit, sondern durch Stimmeneinhelligkeit zu entscheiden sei. Es hatte aber an der Aufstellung dieser Puncte nicht

genug sein können. Viele andere, hochwichtige Fragen hatten noch zu irgend einer Entscheidung gebracht werden müssen. Seit langer Zeit, schon seit dem Anfange der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, ganz besonders aber seit den letztverwichenen Jahrzehnten, seit 1620 und der Schlacht auf dem weißen Berge, hatte der Katholicismus in dem deutschen Reiche eine Gegenreformation vorgenommen und sie gewaltsam durchgesetzt. Ganze große Gebiete, ganze Stämme der deutschen Nation waren dem Protestantismus entrissen worden. Es konnte von protestantischer Seite keine Rede davon sein, das verloren Gegangene zurückzugewinnen. Nur von der Zukunft besonders und von der nächsten Vergangenheit konnte die Rede sein. Also ward die Bestimmung aufgestellt und angenommen, daß, wo im Jahre 1624 protestantischer Gottesdienst gewesen, wo er erst nachher gewaltsam unterdrückt worden, er wiederherzustellen sei. Kaiser Ferdinand III. rettete dadurch den früher als im Jahre 1624 in Böhmen, Mähren und Oestreich wiederhergestellten Katholicismus. Um keinen Preis würde er diesen sich haben entreißen lassen. Dasselbe Normaljahr 1624 war auch für die katholischen Stifter angenommen worden. Die, welche in diesem Jahre, auf welche Art und Weise es auch immer damit gekommen sein möge, sich in den Händen der Protestanten befunden, die sollten ihnen verbleiben.

Also endete der ungeheure Kampf, an dessen Folgen Deutschland noch lange blutete. Er war der härteste Schlag, den die deutsche Nation hat fühlen müssen, seitdem sie in der Geschichte des menschlichen Geschlechtes erscheint. Vielleicht die Hälfte aller Deutschen, die jene unglücklichen Zeiten sahen, hat ihn mit dem Leben bezahlen müssen. Dreißig Jahre hatte dieser Kampf als eigentlicher Krieg in den Eingeweiden Deutschlands gewüthet und Blut über Blut aus dem deutschen Volkskörper gezogen. Aber der Kampf war, wie die Geschichte berichtet hat, schon mehrere Jahrzehnte vor dem Ausbruche des eigentlichen Krieges vorhanden gewesen, der Kampf zwischen dem evangelischen Protestantismus und dem römischen Katholicismus. Noch am Anfange der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts war die deutsche Nation einig im Glauben und der Kirche, in so weit die bei weitem überwiegende Mehrzahl der Deutschen entweder innerlich allein oder äußerlich und innerlich zugleich dem Protestantismus, oder besser und richtiger zu sprechen, dem evangelischen Katholicismus, angehörte. Es war Aussicht oder doch nicht unbegründete Hoffnung da, daß was vom römischen Katholicismus in dem Reiche noch übrig geblieben, in den nächsten Zeiten auch noch verschwinden und die Glaubens- und Kirchen-Einheit der Nation damit völlig begründet werden könne. Da erhebt sich, vom Auslande getrieben und angeregt, vom Auslande gehalten und unterstützt, der römische Katholicismus wieder und erobert durch die Mittel, deren vielfach gedacht worden, und durch die Wege, welche vielfach gezeigt worden sind, mehr als die Hälfte des Reiches und mehr als die Hälfte der Deutschen wieder. Mit schweigender Ehrfurcht schaue der Mensch auf das Walten der Vorsehung, das ihm dunkel erscheinet, weil er ihren Gang und ihre Entwürfe nicht versteht.

Stereotypie und Druck von B. G. Teubner.

COLUMBIA UNIVERSITY
0032260601

943.041. F61.
Plälle. vol 2
Gustav Adolf: Geschichte
Barbara Mueser
DEC 2 9 1947